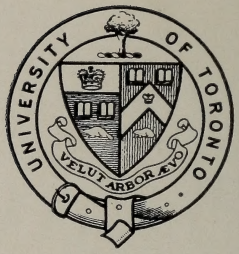
3 1761 09936559 5



Presented to
The Library
of the
University of Toronto
by
Dr. H.O.L.Fischer

I
67

Erlebnis und Bekenntnis

Eine Sammlung von Selbstbiographien

Martin Mörikes Verlag
München

LF
R8645cp
Gf

Jean-Jacques Rousseaus Bekenntnisse

Herausgegeben von
Otto Fischer

478534
3.9.48

München 1912
Martin Mörikes Verlag

Das 1.—6. Tausend wurde im April 1912 von der Roßberg'schen Buchdruckerei in Leipzig gedruckt. Einbände von Förster und Einbrodt in Leipzig.

Zur Einführung.

Als Rousseau geboren wurde, war die französische Kultur geschaffen und vollendet. Wie er als ein Wirkender in seine Zeit trat, da hatte sie schon in einer trügerischen, doch schönen Blüte mit beginnendem Schmerz ihre innere Falschheit enthüllt. Denn sie war falsch: eine Kultur der Formen und der Übermacht eines wollenden Geistes, der alles Lebendige in das gesetzte Gefüge überlieferter und klarer Ordnungen, Deutungen, Gebärden und Worte einschloß. Mochten es die Mantelfalten rhetorischer Würde oder der Soccus und die Maske des Spielenden sein: was sie verhüllten war nicht, was sie ausdrückten, die Menschen lebten in einem fremden Gesetz. Die äußeren Formen der Antike und der wiedergeborenen Klassizität, der Kompromiß, den eine andere Zeit und andere Menschen mit ihren Forderungen geschlossen, sie entsprachen nicht dem wahrhaftigen tiefsten Bedürfnis, und eine innere Notwendigkeit sprachen sie nicht aus. Jean Jacques Rousseau war der Mensch, der die Zweideutigkeit und die Not seiner Zeit am quälendsten fühlte, er war der erste, der sie äußerte und ihr die Heilung suchte, er begann die große Zersetzung, die bis heute dauert. Seine Wirkung auf sein Jahrhundert war ungemein.

Rousseau ist das Gegenteil des großen Mannes, wie die alte Menschheit ihn sah. Er war groß nur aus Bedürfen und Kleinheit: ein Unglücklicher, unglücklich von Geburt an, den das Schicksal zum Propheten wollte. Er litt an sich und litt an der Welt, aber sein Leiden und sein Verlangen waren zu groß, als daß er sich mit dieser Welt hätte abfinden können wie die andern, denen es gut ging. So rief er es hinaus mit der Zunge bald beißender, bald glühender Beredsamkeit, was ihm falsch und schlecht schien, so suchte er in hohen Worten und bezaubernden Bildern der Menschheit das Ziel eines besseren Zustands zu weisen. So war er Brandfackel und Messer, die Wunde der Zeit zu entblößen, so glaubte er Balsam zu bringen — aber sein Balsam war Gift. Er mochte

eine Leuchte sein, aber er war kein Heilbringer, kein Baumeister und kein Vorbild. Ihm und der Zeit ward es Verhängnis, daß das Werk eines Menschen nichts anderes sein kann als dieser Mensch selber ist. Er war aufrichtig und von Eifer beseelt, doch aber schwach und arm.

Wer die Geschichte dieses Lebens verfolgt, der wird auf zweierlei Erlebnisse stoßen, die mit typischer Gültigkeit von der Kindheit bis zum Alter unter immer neuen Einkleidungen immer wiederkehren. Das erste ist das Entschlüpfen vor jeder Aufgabe und jedem Beruf: immer aufs neue betritt dieser Mensch eine feste geordnete Bahn, immer wieder nach kurzem Versuch entrinnt er, einem Wahn, einem Irrstern folgend oder nur dem Hange zur Ungebundenheit und träumenden Muße, ins Ungewisse, ins Maßlose hinaus. Das andere ist die Blindheit einer nie erfüllten Leidenschaft. Rousseau liebt oder meint zu lieben, er steigert und betrügt sich selber, er verliert über seinem Gefühl dessen Gegenstand und alle Wirklichkeit weit aus den Augen, und da er ihn umfassen will, so findet er plötzlich sich lahm und lächerlich mit Unvermögen am Boden. Er möchte alles und wagt nichts. Er ist in Träumen groß und vor jedem Greifbaren ohnmächtig. Im Grunde existiert für ihn diese Welt nicht, sondern nur er selber und die chimärischen Gefilde der höchst gespannten Einbildungskraft. So irrt sein Geist und schafft sich Schönheit aus allem, was er berühren möchte, löst aber der Rauch sich auf oder faßt er es wirklich, so stürzt er peinlich in Leere und Dunkel zurück. Diese beiden Erlebnisse sind Rousseaus wirkliches Leben; was übrig bleibt, Resignation, Selbstbetrug und Flug des Geistes, der die Klüfte zu überbrücken, die Chimären zu Dingen oder dem allem doch wenigstens den Ausdruck im Worte zu schaffen sich müht. Das Gefühl zerrann ihm in Schwärmerei und verlor seinen Gegenstand; nun suchte er aus seinen Träumen eine schönere, bessere Welt sich zu bereiten.

Der abstrakte Begriff der Tugend, wie ihn die spätere Antike ausgebildet, begeistert ihn, alle sanften Gefühle des Mitleids, der Hingebung, die das Christentum predigt, verlangt sein liebeenttäuschtes Herz, Religion als der schwärmerische Aufblick zu einem geahnten allumfassenden Wesen soll

es erfüllen. Dieses Verlangen in der Seele, mußte die Kultur der Gesellschaft, die ihn umgab, ihm Grauen erwecken. Hier war wohl vom Herzen und von der Liebe die Rede, aber die Rede war leer, und während der Geist sprach, meinte der Mensch es anders. Die Hohlheit der äußeren Sitten, die falschen Feuerwerke des Witzes, der Trug der Liebesspiele und das brach liegende Herz — Rousseau sah überall den inneren Trug, die innere Zerrissenheit und wandte sich ab von der Zeit. Was er im Innern der Menschen erblickte, ward ihm ebenso in allen Formen des äußeren Lebens: im Bau des Staats, in der Übung der Gesetze, in der Bildung der Gesellschaft und in jeder Beziehung des einen zum andern deutlich: überall Ungerechtigkeit, Unterdrückung, Haß und Laster. Die Grundursache zu diesem Zustand der Verderbnis glaubte Rousseau in der Entwicklung der Kultur zu finden, seine Heilung also, wenn sie möglich wäre, in der Rückkehr zur geträumten Einfachheit älterer Zeiten. So ward dieser künstlerische Mensch ein Feind der Künste. So stellte er das Bürgerideal eines strengen republikanischen Zustands der sybaritischen Zeit entgegen, so lehrte er Hingabe an das Gemeinwesen und Selbstopferung vor dem Gesetz, so kam er zum Ideal eines Kommunismus, der im persönlichen Eigentum schon die Wurzel des Übels entdeckt. Kurz: Unterwerfung des Individuums unter eine höhere Notwendigkeit!

Rousseau hat die Probe aufs Exempel gemacht, und sie mißlang. Er fragt sich und beantwortet die Frage: wie erziehe ich heute den Einzelnen, damit er diesem geforderten Zustand und diesem Menschheitsideal sich wieder nähern kann? Hier aber verfällt er ins entgegengesetzte Extrem; er sagt: indem ich ihm die höchste Freiheit gebe, sein einzelnes Ich, seine besondere Persönlichkeit zu entwickeln und zu pflegen. Er lädt ihm nicht Pflichten auf, sondern Genüsse, er lehrt ihn nicht handeln, sondern empfinden. Vollkommene Hingabe an das Gefühl, d. h. an die Sinne und allen eingeborenen Instinkt ist die Lehre dieses Individualismus, der Glaube an die angeborene Güte des Menschen seine Rechtfertigung. Hier, in der Schwärmerei eines idealisch schönen Genußlebens, liegt die Falschheit und das Gift der Rousseauschen Predigt, hier freilich auch ihr glühendstes Pathos und

ihre verführerischsten Zauber. Hier merkt man, wie ein unfreier Mensch sich die Freiheit erträumte, wie ein Kranker die Gesundheit sich malt. So hat Rousseau die Schwärmerei für die Natur als den Gegensatz zu aller menschlichen Zerrissenheit als erster ausgesprochen; so hat er die Flucht aus der Wirklichkeit in geträumte Paradiese und vergangene Glückszeiten, damit den Grundsatz aller Romantik gelehrt und zugleich die Unmöglichkeit, mit einem Wirklichen sich abzufinden; so hat er den Triumph des Gefühls über Geist und Willen heraufgeführt. Seine Lehre hat Früchte getragen: die ganze spätere Zeit krankt unter dem Bann dieses Weltempfindens, die allmähliche Auflösung aller Ordnungen und Gestaltung ist ihre Wirkung. Wenn er Tugend und Gesetz verkündigte, so haben sich daraus nur die Henker der Revolution ein Recht gefertigt, wenn er von Freiheit, Gleichheit und Liebe schwärmte, so hat sich an diesem Taumeltrank immer aufs neue die Menschheit berauscht. Die Sentimentalität, d. h. die Falschheit des Gefühls aus Unvermögen vor allem Wirklichen, die Unfähigkeit zu handeln und ganz zu sein — dies war das Gift und es hat weit umhergefressen.

So ist Rousseau ein Irrstern und Prophet der Verführung geworden. Er mußte es werden, aus dem Grund seines Wesens heraus, und vielleicht bedurfte die Zeit, bedurfte Frankreich gerade dieses Mannes und dieser Lehre. Denn er war größer als seine Zeitgenossen, da er das Unzulängliche ganz empfand und nach dem Unbedingten trachtete, nach nichts als ihm. Er kannte sich ganz, er litt ganz sein Leiden, er gab ganz sich hin, als er seine Berufung erkannte, und setzte ganz sich ein für das, was er lehrte. Er ist groß im Feuer seines Wollens und seiner Aufopferung; sein Verstand möchte manchmal ihm Kompromisse diktieren, aber sein Innerstes, das stärker ist und gleichsam ein dunkles Fatum, reißt ihn immer wieder über sich selbst. So ist er denn auch in einer Zeit der geschmackvollen und glänzenden, doch kalten Sprache der einzige fast, dessen Worte, aus dem Innersten strömend, uns unmittelbar noch zu ergreifen und zu entflammen vermögen: ihre innere Wahrhaftigkeit macht sie brennen, das eigene Erlebnis macht Rousseau zum ersten Psychologen. So mag auch sein unglückliches Sichverzehren

ein Vorbild sein wie Werthers Vorbild, das uns zuruft: sei ein Mann und folge mir nicht nach! So ist sein Leben ein Denkmal, das er selber den Nachlebenden aufgerichtet hat: in den Bekenntnissen. Hier ist die Wahrhaftigkeit und der Selbstbetrug eines irrenden, unglücklichen, genialischen Menschen: beides.

Merkwürdig, wie dieser Mensch sich selber bekennt! Er will seine Menschlichkeit, nackt, wie sie ist, den andern Menschen entblößen. Aber sowie er zu beichten und sich zu enthüllen anhebt, so sieht er auch unwiderstehlich sich gedrungen, dies alles zu entschuldigen, zu beschönigen und sich selber vor seinem Leser zu rechtfertigen, ja zu verherrlichen. Nicht allein die Eitelkeit, auch das Verlangen nach dem geahnten und gesuchten Besseren, Schöneren, nach einer Norm des Lebens, treibt ihn zu einer Sophistik der Entschuldigung, die oft sehr peinlich und oft tief rührend wirkt. Was wir zu sein wünschen, ist nicht weniger wir als das andere, was wir faktisch und praktisch sind. Indem der Bekennende beides äußert und zwischen beidem eine Auseinandersetzung sucht, ist er ebensosehr wahrhaftig, wohl aber edler und größer als der Zynische, dem sein elendes Ich vor dem Spiegel zu entblößen genügt und gefällt. Und diese Seele, die in ihrer Zerrissenheit sich offenbart, zwischen Kleinem und Hohem, dem Wirklichen und dem Gesuchten immer schwankend, führt uns tief an die Quellen des Menschlichen und durch das Innerste der Krankheit bis an die Kräfte und Möglichkeiten einer Gesundung.

Otto Fischer.

Erstes Buch.

Die Kindheit.

Ich beginne ein Unternehmen, von dem es kein Beispiel gibt und dessen Ausführung keine Nachahmer finden wird. Ich will meinesgleichen einen Menschen ganz in der Wahrheit der Natur zeigen, und dieser Mensch werde ich sein.

Ich allein. Ich kenne mein Herz und kenne die Menschen. Ist bin nicht gemacht wie irgendeiner von den Menschen, die ich je gesehen habe und, wie ich glaube, auch nicht wie irgendeiner von allen Sterblichen. Bin ich nicht besser, so bin ich doch wenigstens anders. Ob die Natur gut oder übel handelte, daß sie die Form, in die sie mich goß, zerbrach, darüber wird man urteilen können, wenn man mich gelesen hat.

Mag die Posaune des jüngsten Gerichts erschallen, wann sie will; ich werde, dieses Buch in der Hand, vor meinem obersten Richter erscheinen. Hier ist, was ich war; was ich dachte, was ich tat, werde ich laut sagen. Ich habe das Gute und das Böse mit gleicher Offenherzigkeit gesagt, habe nichts Schlimmes verschwiegen, dem Guten nichts zugesetzt; und habe ich irgendwo einigen unbedeutenden Schmuck hinzugefügt, so habe ich damit nur eine, durch mein mangelhaftes Gedächtnis veranlaßte Lücke füllen wollen. Es kann mir begegnet sein, daß ich Dinge als wahr voraussetzte, von denen ich wußte, sie konnten es sein, nie aber solche, die ich als falsch erkannte. Ich habe mich so gezeigt, wie ich war: verächtlich und schlecht, wenn ich es gewesen bin; gut, edeldenkend und groß, wenn ich es war. Ich habe mein Innerstes so enthüllt, wie du selbst es gesehen hast: Ewiges Wesen! Versammle die unzählbare Menge meiner Mitgeschöpfe um mich her, daß sie mein Geständnis hören, meine Unwürdigkeit beseufzen und über mein Elend erröten. Daß ein jeglicher dann mit gleicher Aufrichtigkeit sein Herz vor deinem Thron enthülle und ein einziger es wage, dir zu sagen: ich war ein besserer Mensch als der!

-28. Ich bin im Jahre 1712 zu Genf geboren. Meine Eltern waren Isaak Rousseau und Susanne Bernard, Bürger und Bürgerin daselbst. Die Verteilung eines mittelmäßigen Vermögens unter fünfzehn Kinder machte, daß meines Vaters Teil sehr unbeträchtlich war, er mußte sich also bloß von seinem Uhrmacherhandwerk ernähren, in welchem er in der Tat sehr geschickt war. Meine Mutter, die Tochter des Predigers Bernard, war wohlhabender als er; sie war klug und schön, und mein Vater hatte sie nicht ohne Schwierigkeit von ihren Eltern erhalten. Ihre gegenseitige Liebe hatte beinahe mit ihrem Leben begonnen. Von ihrem achten oder neunten Jahre an gingen sie alle Abend miteinander spazieren, im zehnten Jahre konnten sie nicht mehr ohne einander leben. Die Übereinstimmung ihrer Seelen befestigte die durch Gewohnheit entstandene Neigung. Beide, zärtlich und fühlend geschaffen, erwarteten nur den Augenblick, da einer in dem anderen dieselbe Neigung wahrnehmen mußte, oder vielmehr der Augenblick erwartete sie, und eines jeden Herz gab sich dem andern als dem ersten, das sich ihm öffnete, völlig hin. Das Schicksal gab durch die Hindernisse, die es ihrer Leidenschaft in den Weg legte, derselben neuen Reiz. Der junge Liebhaber, der seine Geliebte nicht erhalten konnte, härmte sich ganz ab; sie riet ihm zum Reisen, um sie zu vergessen. Er reiste, ohne diesen Zweck erreichen zu können, kam verliebter als je zurück und fand seine Geliebte zärtlich und treu. Nach dieser Prüfung mußten sie sich ein Leben lang lieben, schwuren sich's zu, und der Himmel segnete ihren Schwur.

Gabriel Bernard, meiner Mutter Bruder, verliebte sich in eine von meines Vaters Schwestern. Sie aber willigte nur unter der Bedingung in eine Verbindung mit ihm, wenn ihr Bruder seine Schwester heirate. Die Liebe brachte alles in Ordnung und die beiden Heiraten wurden an einem Tage vollzogen. Mein Oheim war also der Mann meiner Tante und ihre Kinder waren zwiefach meine leiblichen Vettern. Nach Ablauf eines Jahres wurde beiden Ehen eines geboren; in der Folge mußte man sich abermals trennen.

Mein Oheim Bernard war Ingenieur; er diente im Reiche und in Ungarn unter dem Prinz Eugenius und tat sich in der

Belagerung und Schlacht bei Belgrad hervor. Mein Vater reiste nach der Geburt meines einzigen Bruders nach Konstantinopel, wohin er berufen ward, und als Uhrmacher des Serails ein reichliches Auskommen fand. Die Schönheit, der Verstand, die Talente meiner Mutter führten ihr in seiner Abwesenheit viele Verehrer zu; Herr von Closure, französischer Resident, war einer der eifrigsten. Seine Leidenschaft muß sehr lebhaft gewesen sein, denn ich habe ihn nach dreißig Jahren noch gerührt werden sehen, da er ihrer gegen mich erwähnte. Meine Mutter hatte noch mehr als ihre Tugend zu ihrem Schutz: sie liebte zärtlich ihren Mann; sie drang auf seine Rückkehr; er verließ alles und kam. Ich war die traurige Frucht dieser Wiederkunft. Zehn Monate nachher kam ich schwächlich und krank zur Welt; ich kostete meiner Mutter das Leben; und meine Geburt war der erste meiner Unglücksfälle.

Wie mein Vater diesen Verlust ertragen hat, habe ich nicht erfahren. Aber ich weiß, daß er sich nie darüber trösten konnte. Er glaubte sie in mir wiederzusehen, ohne je zu vergessen, daß ich sie ihm geraubt hatte; nie umarmte er mich, ohne daß ich an seinen Seufzern, an seinem konvulsivischen Druck gefühlt hätte, daß ein bitteres Bedauern sich in seine Liebkosungen mischte, die dadurch nur noch zärtlicher wurden. Wenn er zu mir sagte: „Jean Jacques, laß uns von deiner Mutter reden," und ich sagte: „Wohl, Vater, wir werden also weinen," so entlockte ihm dies bloße Wort schon Tränen. „Ach," sagte er, tief seufzend, „gib du sie mir wieder, tröste mich über ihren Verlust, fülle die Leere, die sie in meiner Seele gelassen hat! Würde ich so dich lieben, wärest du nur Mein Sohn?" Vierzig Jahre nach ihrem Verlust ist er in den Armen seiner zweiten Frau gestorben, aber mit dem Namen der ersten auf seinen Lippen und tief in seinem Herzen ihr Bild.

So waren die Urheber meines Lebens beschaffen. Von allen Gütern, die der Himmel ihnen zugeteilt hat, war ein fühlendes Herz das einzige, das sie mir hinterließen; sie hatte es glücklich gemacht, mir aber schuf es das Unglück meines ganzen Lebens.

Ich war beinahe sterbend bei meiner Geburt und man hatte wenig Hoffnung, mich erhalten zu können. Ich brachte den Keim einer Unpäßlichkeit, welche die Jahre verstärkt haben, mit auf die Welt, und die mir jetzt nur einige Rast läßt, um mich auf eine andere Art desto grausamer leiden zu lassen. Eine Schwester meines Vaters, ein liebenswürdiges und gutes Mädchen, wendete so viel Sorgfalt auf mich, daß sie mich durchbrachte. In dem Augenblick, da ich dieses schreibe, lebt sie noch und pflegt in einem Alter von achtzig Jahren einen jüngeren, aber durch den Trunk verzehrten Mann. Beste Tante, ich verzeihe es Ihnen, mich am Leben erhalten zu haben, und bedauere nur, Ihnen am Ende Ihrer Tage die zärtliche Sorgfalt, die Sie für mich am Anfang der meinigen hatten, nicht erwidern zu können. Auch Jacqueline, die mich als Kinderfrau gewartet hat, ist noch am Leben und die Hände, die mir bei meiner Geburt die Augen öffneten, können sie mir auch bei meinem Sterben zudrücken.

Ich empfand, ehe ich dachte. Es ist dies das gewöhnliche Los der Menschen, ich erfuhr es aber stärker als andere. Was ich bis zum fünften oder sechsten Jahr erlebte, daran erinnere ich mich nicht, weiß auch nicht, wie ich lesen gelernt habe; ich erinnere mich bloß meiner ersten Lektüre und ihrer Wirkungen auf mich. Von diesem Zeitpunkt an rechne ich die bewußte Beobachtung meiner selbst. Meine Mutter hatte Romane hinterlassen; mein Vater und ich machten uns darüber her und lasen sie abends nach Tische. Anfänglich sollte es bloß eine Leseübung in unterhaltenden Schriften für mich sein, aber wir nahmen bald so lebhaften Anteil daran, daß wir abwechselnd ohne zu ruhen weiterlasen und Nächte bei dieser Beschäftigung zubrachten. Nie konnten wir vor dem Ende eines Bandes abbrechen. Manchmal sagte mein Vater ganz beschämt, wenn er des Morgens die Schwalben pfeifen hörte: „Komm zu Bette, ich bin ein größeres Kind als du."

Ich erwarb durch diese gefährliche Methode in kurzer Zeit nicht allein eine vollkommene Geläufigkeit im Lesen und Verstehen, sondern eine Kenntnis der Leidenschaften, die in meinem Alter einzig war. Ich hatte noch von keiner Sache Begriffe, da mir alle Empfindungen schon vollkommen be-

kannt waren. Ich hatte nichts verstanden, doch alles empfunden. Diese dunklen Bewegungen, die sich eine nach der anderen in meinem Herzen folgten, verdarben zwar nicht die Vernunft, denn die hatte ich noch nicht, aber sie bildeten mir eine von besonderer Natur und gaben mir wundersame und romanhafte Vorstellungen über das menschliche Leben, davon weder Erfahrungen noch Nachdenken mich je ganz haben heilen können.

Die Romane hörten endlich mit dem Sommer des Jahres 1719. 1719 auf; den darauffolgenden Winter gab es etwas anderes. Da die Bibliothek meiner Mutter erschöpft war, nahmen wie unsere Zuflucht zu dem Teil der Bibliothek ihres Vaters, der uns zugefallen war. Glücklicherweise waren es gute Bücher, und es konnte nicht anders sein, da sie von einem Prediger angelegt war, der wahrheitforschend, ja selbst gelehrt, wie es damals die Zeit mit sich brachte, aber zugleich auch ein Mann von Geschmack und Geist war. Die Kirchen- und Kaisergeschichte von Le Sueur, Bossuets Einleitung in die Universalgeschichte, die Leben berühmter Männer von Plutarch, Nanis Geschichte der Republik Venedig, Ovids Verwandlungen, La Bruyere, Fontenelle: Über die Mehrheit der Welten, seine Totengespräche und einige Teile von Molières Theater wurden in meines Vaters Kabinett gebracht; ich las ihm täglich bei seiner Arbeit daraus vor. So bildete ich mir einen seltenen und in diesem Alter vielleicht einzigen Geschmack; Plutarch insonderheit ward mein Liebling. Das Vergnügen, das ich darin fand, ihn unaufhörlich wieder durchzulesen, heilte mich in etwas von meiner Romansucht und ich zog den Agesilaos, Brutus und Aristides bald dem Orondates, Artamenes und Juba vor. Aus dieser interessanten Lektüre und aus den Gesprächen, die sie zwischen meinem Vater und mir veranlaßte, bildete sich dieser freie, republikanische Geist, dieser stolze, unzähmbare Charakter, der sich gegen Joch und Dienstbarkeit sträubt, der mich mein ganzes Leben hindurch selbst in Lagen, die am wenigsten geeignet waren, ihm einen Schwung zu geben, gepeinigt hat. Unaufhörlich mit Rom und Athen beschäftigt, einheimisch sozusagen unter ihren großen Männern geworden, selbst Bürger einer Republik, Sohn eines Vaters, dessen stärkste Leiden-

schaft die Vaterlandsliebe war, feuerte mich sein Beispiel an: ich ward Grieche oder Römer, ward ganz die Person, deren Leben ich las. Die Züge von Standhaftigkeit und Unerschrockenheit, die mich am meisten hinrissen, machten meine Augen blitzen und erhöhten meine Stimme. Da ich einst bei Tische die Geschichte des Scaevola erzählte, war man erstaunt, mich aufspringen und meine Hand auf ein Kohlenbecken halten zu sehen, um seine Handlung darzustellen.

Meine Erziehung war sehr sorgfältig. Fürstenkinder können nicht mit mehr Eifer gepflegt werden, als ich es in meinen ersten Jahren wurde; als der Abgott aller, die um mich waren, ward ich doch, was etwas Seltenes ist, als ein geliebtes, nie als ein verzärteltes Kind behandelt. Nicht ein einziges Mal, bis zu meinem Verlassen des Vaterhauses, ließ man mich allein mit anderen Kindern auf der Gasse umherlaufen, nie brauchte man bei mir ein einziges der eigensinnigen Gelüste, die man immer auf die Rechnung der Natur setzt und die doch bloß durch die Erziehung entstehen, zu unterdrücken oder zu befriedigen. Ich hatte die Fehler meines Alters, war schwatzhaft, gierig, zuweilen lügenhaft. Ich mag Obst, Zuckerwerk oder Eßwaren gestohlen haben, aber nie habe ich aus Vergnügen Böses getan, Schaden angerichtet, andere angegeben oder arme Tiere gemartert. Ich erinnere mich bloß, einmal in den Kochtopf unserer Nachbarin, einer Frau Clot, gepißt zu haben, während sie in der Kirche war. Ich darf gestehen, daß ich noch lachen muß, wenn ich an diesen Vorfall denke, weil Frau Clot, übrigens eine gute Frau, die zankſüchtigste Alte war, die ich in meinem Leben gesehen hatte. Dies ist die kurze und ehrliche Geschichte aller meiner kindischen Verbrechen.

Wie hätte ich auch können boshaft werden, da ich die besten Menschen um mich und lauter Beispiele der Sanftmut vor Augen hatte? Mein Vater, meine Tante, meine Jacqueline, Verwandte, Freunde und Nachbarn, alles, was mich umgab, gehorchte mir zwar nicht eigentlich, aber sie liebten mich und ich liebte sie wieder. Mein Eigenwille wurde so wenig gereizt, ihm so wenig widersprochen, daß es mir nicht einfiel, welchen zu haben. Ich kann schwören, daß ich bis zu meiner Unterstellung unter einen Lehrer nicht wußte, was Eigensinn

war. Außer der Zeit, die ich bei meinem Vater mit Lesen oder Schreiben zubrachte, oder daß mich meine Wärterin spazieren führte, war ich immer bei meiner Tante, sah sie sticken, hörte sitzend oder neben ihr stehend ihrem Gesang zu und war vergnügt. Ihr froher Sinn, ihre Sanftmut und ihre einnehmende Gestalt haben einen so lebhaften Eindruck auf mich hinterlassen, daß ich noch ihr ganzes Wesen, ihren Blick, ihre Stellung vor mir sehe, ich erinnere mich noch sehr wohl ihrer kleinen, schmeichelnden Redensarten, ich wollte ihre Kleidung, ihren Kopfputz beschreiben, ohne die beiden schwarzen Löckchen, die sie nach der damaligen Mode an den Schläfen trug, zu vergessen.

Ich bin überzeugt, daß ich ihr die Neigung oder vielmehr die Leidenschaft zur Musik zu danken habe, die sich freilich erst lange nachher in mir ganz entwickelte. Sie wußte eine unendliche Menge Arien und kleine Liedchen, die sie mit einer sanften fließenden Stimme sang. Die Seelenheiterkeit dieses trefflichen Mädchens entfernte alle Grillen und Traurigkeit von ihr. Der Reiz, den ihr Gesang für mich hatte, war so stark, daß einige ihrer Liedchen mir nicht allein im Gedächtnis geblieben sind, sondern daß ich mich jetzt, da ich es sonst verloren habe, einiger, die ich seit meiner Kindheit her ganz vergessen hatte, wieder erinnere; und so wie ich älter werde, so erneuern sie mir sich mit unaussprechlichem Reiz. Besonders ist eines darunter, dessen Melodie ich ganz mich entsinne, nur die zweite Hälfte der Worte habe ich trotz aller Mühe nicht wieder zusammenbringen können, ob mir gleich die Reime noch dunkel vorschweben. Hier ist der Anfang, und was ich vom Schluß noch weiß:

Tircis, je n'ose	(Tirsis, dein Schalmeien —
Ecouter ton chalumeau	Unter Bäumen deiner Flöte
Sous l'ormeau,	Ton
Car on en cause	Darf ich lauschen nicht;
Déjà dans notre hameau.	Ach man spricht
. . . . .	Ja im Dorfe schon davon!
. . . un berger	usw.)
. . . s'engager	
. . . sans danger,	
Et toujours l'épine est sous la rose.	

Ich weiß selbst nicht, worin ich den sanften Reiz, den dieses Liedchen für mein Herz hat, nur suchen soll. Es ist das eine Sonderbarkeit, von der ich keinen Grund angeben kann, aber es ist mir völlig unmöglich, es bis zu Ende zu singen, ohne daß die kommenden Tränen mir Einhalt geböten.

So waren meine ersten Neigungen beim Eintritt in das Leben, so fing dies stolze und zugleich so zärtliche Herz, dieser weibische und doch unbändige Charakter, der immer schwankend zwischen Schwäche und Mut, zwischen Weichlichkeit und Tugend, mich bis ans Ende in Widerspruch mit mir selber setzte und gemacht hat, daß die Enthaltsamkeit und der Genuß, Vergnügen und Weisheit mir in gleichem Maße entgangen sind, sich in mir zu bilden und zu äußern an.

Diese Erziehungsart ward durch einen Zufall unterbrochen, der auf mein ganzes Leben von Einfluß war. Mein Vater geriet in Streitigkeit mit einem gewissen Herrn Gautier, der Hauptmann in französischen Diensten war und Verwandte im Rate besaß. Dieser Gautier, ein übermütiger und niederträchtiger Mensch, blutete aus der Nase und sagte dann, um sich zu rächen, mein Vater habe in der Stadt den Degen gegen ihn gezogen. Mein Vater, den man ins Gefängnis bringen wollte, bestand darauf, daß nach den Gesetzen der Kläger so gut wie er dahin gebracht werden müsse. Da er dies nicht durchsetzen konnte, so verließ er Genf und verbannte sich lieber zeitlebens aus seinem Vaterlande, ehe er in einem Punkt, bei dem Ehre und Freiheit Gefahr zu laufen schienen, nachgeben wollte.

Ich blieb unter der Vormundschaft meines Onkels Bernard, der damals bei den Befestigungen von Genf beschäftigt war. Seine älteste Tochter war gestorben, aber er hatte noch einen Sohn, der mit mir gleichen Alters war. Wir beide wurden zu Bossey bei dem Prediger Lambercier in die Kost getan, um dort Latein und den ganzen unnützen Wörterkram, den man unter dem Namen der Schulerziehung damit verbindet, zu erlernen.

Zwei Jahre, die ich auf dem Dorfe zubrachte, milderten meine römische Strenge und führten mich in den Zustand der Kindheit zurück. In Genf, wo man mir nichts aufgegeben

hatte, war ich fleißig und las gerne; es war beinahe mein einziger Zeitvertreib. Zu Bossey machte mir die aufgezwungene Arbeit die Spiele wert, die sie zu unterbrechen dienten. Das Landleben hatte so viel Neues für mich, daß ich nicht satt wurde, es zu genießen. Ich fand einen so lebhaften Geschmack daran, daß er nie wieder erloschen ist. Herr Lambercier war ein sehr vernünftiger Mann, der, ohne unseren Unterricht zu vernachlässigen, uns nicht mit Arbeiten überhäufte. Der Beweis, wie gut er sich dabei benahm, ist, daß, ungeachtet meines Abscheus vor jedem Zwang, ich mich nie seiner Lehrstunden mit Ekel erinnerte; und lernte ich gleich nicht viel bei ihm, so lernte ich es doch ohne Zwang und habe nichts davon vergessen.

Die Unschuld dieses ländlichen Lebens bescherte mir ein Gut von unschätzbarem Werte, sie öffnete mein Herz der Freundschaft. Bis dahin hatte ich nur hochfliegende, bloß eingebildete Empfindungen gekannt. Die Gewohnheit, in einem stillen Aufenthalt zusammenzuleben, verband mich zärtlich mit meinem Vetter Bernard, ich faßte für ihn eine innigere Neigung, als ich für meinen Bruder gehabt hatte, und die auch niemals wieder erloschen ist. Er war ein großer schmächtiger Knabe, so sanften Geistes als schwachen Körpers, und der eben keinen Mißbrauch von dem Vorzug machte, den er als Sohn meines Vormundes im Hause genoß. Unsere Arbeiten, Zeitvertreibe, Neigungen waren dieselben; beide allein, von gleichem Alter, bedurfte jeder eines Gefährten; uns trennen hieß auf gewisse Weise uns vernichten. Beide nachgiebig gegen Liebkosungen, gefällig, wenn man uns nicht zu etwas zwingen wollte, waren wir immer in allen Stücken eines Sinns. Hatte er in Gegenwart unserer Vorgesetzten durch ihre Gunst etwas vor mir voraus, so hatte ich's vor ihm, wenn wir allein waren, und so wurde das Gleichgewicht bald wieder hergestellt. In unseren Lehrstunden half ich ihm heimlich ein, wenn er stecken blieb; war meine Schularbeit eher fertig, so half ich ihm seine machen, und bei unseren Zeitvertreiben leitete ihn mein tätigerer Geschmack. Genug, unsere beiden Charaktere stimmten so genau überein und die Freundschaft, die uns vereinigte, war so lauter, daß in mehr als fünf Jahren, die wir teils zu Bossey, teils zu Genf unzer-

trennlich zubrachten, wir uns zwar oft in die Haare gerieten, ich gestehe es, aber daß man auch nie nötig hatte, uns voneinander zu bringen: unsere Zänkereien dauerten nie über eine Viertelstunde und nie haben wir einer den anderen verklagt. Diese Bemerkungen sind, wenn man will, kindisch, aber es liegt ein Beispiel darin, welches, solange es Kinder gibt, vielleicht einzig in seiner Art ist.

Meine Lebensart in Bossey war mir so zuträglich, daß ihr nichts als eine längere Dauer fehlte, um meinen Charakter durchaus zu bestimmen: stille, zärtliche, liebreiche Empfindungen machten seine Grundlage aus. Ich glaube, daß nie ein Individuum meines Geschlechts von Natur so wenig Eitelkeit besaß als ich. Zwar erhob ich mich stoßweise zu erhabenen Gefühlen, aber ich sank doch bald in meine behagliche Seelenruhe zurück. Von allen geliebt zu werden, war meine lebhafteste Begierde. Ich war sanftherzig, mein Vetter und unsere Vorgesetzten waren es auch. Zwei ganze Jahre lang war ich weder Zeuge noch Opfer irgend eines heftigen Affekts. Alles nährte in meinem Herzen den Hang, den die Natur in dasselbe gelegt hatte. Ich kannte kein reizenderes Vergnügen, als alle Welt mit mir und allen Dingen zufrieden zu sehen. Ich erinnere mich, daß es mich nicht so sehr beunruhigte, wenn es mir etwa begegnete, daß ich in der Kirche eine Katechismusfrage nicht beantworten konnte, als wenn ich die Unruhe und Ängstlichkeit darüber an Fräulein Lambercier bemerkte. Das betrübte mich weit mehr, als die Schande, öffentlich schlecht bestanden zu haben, so außerordentlich nahe sie mir auch ging; denn ob ich gleich gegen Lob nicht sehr empfindlich war, so bin ich es doch jederzeit gegen Beschämung gewesen; und ich kann sagen, daß die Furcht vor den Verweisen von Fräulein Lambercier mich viel weniger beunruhigte, als die Furcht, sie zu betrüben.

Da Fräulein Lambercier für uns die Zuneigung einer Mutter hegte, so hatte sie auch die ganze Autorität einer solchen über uns, und dies bewog sie denn manchmal, uns die gewöhnliche Kinderstrafe, wenn wir sie verdient hatten, zu geben. Lange genug ließ sie es beim bloßen

Drohen bewenden und diese Drohung einer für mich ganz neuen Strafe erschien mir sehr schrecklich; aber nach der wirklichen Ausführung fand ich sie weniger schrecklich als die Erwartung gewesen war und, was das Seltsamste war, diese Strafe machte mich der, die sie mir gegeben hatte, nur noch ergebener. Die ganze Stärke dieser Ergebenheit und alle meine natürliche Sanftmut gehörte dazu, daß ich diese Strafe nicht öfter zu verdienen geflissentlich suchte, denn ich hatte in dem Schmerz, ja selbst in der Schande ein Gemisch von Sinnlichkeit empfunden, das mehr ein Verlangen als die Furcht, künftig die Strafe von eben dieser Hand zu bekommen, zurückließ. Es ist wahr, daß sich ohne Zweifel ein frühzeitiger Geschlechtstrieb hier mit einmischte und daß mir dieselbe Strafe von ihres Bruders Hand nichts weniger als kurzweilig erschienen wäre. Bei seiner Gemütsart war aber diese von ihm gar nicht zu fürchten, und wenn ich mich enthielt, diese Züchtigung zu verdienen, so geschah es bloß, um Fräulein Lambercier keinen Verdruß zu machen. Denn so mächtig herrschten wohlwollende Neigungen über mich, und selbst die bloß durch die Sinne erregt wurden, daß sie meinem Herzen immer ihr Gesetz vorschrieben.

Unterdessen verfiel ich doch wieder in dieselbe Strafe, die ich vermied, ohne sie zu fürchten, und zwar unverschuldet, ich meine ohne Vorsatz; obgleich ich ein gutes Gewissen hatte, nahm ich sie gerne hin. Aber dieses zweite Mal war auch das letzte. Fräulein Lambercier hatte wahrscheinlich aus irgend einem Umstande entnommen, daß sie bei dieser Strafe ihre Absicht nicht erreichte, sie erklärte also, daß sie sich derselben nicht weiter bedienen würde und daß sie ihr beschwerlich fiele. Bis dahin hatten wir in ihrem Zimmer und im Winter sogar manchmal in ihrem Bette geschlafen. Zwei Tage nachher aber wies man uns ein anderes Zimmer zum Schlafen an, und nun hatte ich die Ehre, der ich gern überhoben gewesen wäre, als ein erwachsener Junge betrachtet zu werden.

Wer sollte wohl glauben, daß diese Strafe, die ich als ein achtjähriges Kind von den Händen eines dreißigjährigen Mädchens empfing, über meinen Geschmack, über meine Begierden, über meine Leidenschaften und über mich selbst für

mein ganzes übriges Leben, und zwar auf eine ganz entgegengesetzte Weise, als man wohl erwarten sollte, entschieden hat! Zu derselben Zeit, als meine Sinnlichkeit gereizt war, nahmen meine Begierden einen so braven Gang, daß sie nur bei dem stehen blieben, was sie erfahren hatten, und sich auf nichts anderes warfen. Bei einem fast von meiner Geburt an heißen Geblüt bewahrte ich mich vor aller Verunreinigung bis zu dem Alter, in welchem auch die kältesten und zagsten Temperamente sich zu entwickeln pflegen. Lange Zeit gequält, ohne zu wissen, wovon, verschlang ich mit funkelnden Augen manches Frauenzimmer. Meine Einbildungskraft stellte sie mir ohne Unterlaß wieder vor, aber einzig und allein um von ihnen so, wie ich's gern hatte, behandelt zu werden und lauter Fräulein Lamberciers aus ihnen zu machen.

Selbst als ich aus den Jahren der Kindheit heraus war, hat dieser beständig fortdauernde, sonderbare und bis zum Schädlichen und zur Torheit getriebene Geschmack mir die reinsten Sitten erhalten, während es scheint, als hätte er mir dieselben rauben müssen. War je eine Erziehung sittsam und keusch, so war es die, welche ich erhielt. Meine drei Tanten waren nicht nur Personen von musterhafter Verständigkeit, sondern auch von einer Eingezogenheit, die das weibliche Geschlecht seit langer Zeit nicht mehr kennt. Mein Vater, ein aufgeräumter und nach der alten Mode artiger Mann, hat niemals in Gesellschaft von Frauenzimmern etwas geäußert, worüber ein Mädchen hätte erröten können, und nirgends hat man die Achtung, die man auch in diesem Stück Kindern schuldig ist, weiter getrieben als in unserem Hause. Fräulein Lambercier war hierin nicht weniger sorgsam, und ein sonst sehr gutes Dienstmädchen mußte wegen eines einzigen schlüpfrigen Wortes aus dem Hause wandern. Ich habe nicht nur bis zu meinem Jünglingsalter keine deutliche Vorstellung von der Vereinigung beider Geschlechter gehabt, sondern die dunkle Vorstellung, die ich davon hatte, brachte auch für mich immer etwas Widriges und Unleidliches mit sich. Vor gemeinen und liederlichen Weibspersonen habe ich jederzeit einen Abscheu gehabt, den nichts hat vertilgen können, und nie habe

ich einen unzüchtigen Menschen ohne Ekel, ja ohne Entsetzen sehen können.

So geschah es nicht nur, daß ich bei einem sehr feurigen und schon zur Wollust geneigten Temperament die Jünglingsjahre hinbrachte, ohne andere sinnliche Vergnügungen zu wünschen, oder zu kennen, als die, worauf mich Fräulein Lambercier unschuldigerweise geführt hatte, sondern, da ich nun mit den Jahren ein Mann ward, so diente auch eben das zu meiner Bewahrung, was mich hätte ins Verderben stürzen können. Mein alter kindischer Geschmack erlosch so wenig, verband sich vielmehr dergestalt mit dem andern am weiblichen Geschlecht, daß ich ihn nie von meinen Begierden, wenn sie durch die Sinne rege gemacht wurden, zu trennen vermochte; und diese Torheit hat mich in Verbindung mit meiner natürlichen Furchtsamkeit sehr wenig dreist gegen die Frauen gemacht, weil ich teils nicht alles zu sagen, teils nicht alles zu unternehmen wagte. Und doch war nur diejenige Art des Genusses mein höchstes Ziel, die der nicht fordern konnte, der sie wünschte, und diejenige nicht erraten, die sie allein zu gewähren vermochte. So brachte ich also mein Leben unter Begehren und Schweigen bei Personen zu, in die ich verliebt war. Da ich nicht das Herz hatte, meinen Geschmack zu äußern, so vergnügte ich ihn wenigstens durch die Beziehung auf Vorstellungen dieser Art. Auf den Knien vor einer Gebieterin zu liegen, ihren Befehlen Gehorsam zu leisten, sie um Vergebung bitten zu dürfen, das war für mich ein süßer Genuß, und je mehr meine lebhafte Einbildungskraft mein Blut erhitzte, desto mehr hatte ich das Aussehen des bescheidensten Liebhabers. Man begreift, daß man in dieser Art Liebe nicht eben schnelle Schritte tut und daß sie auch für die Tugend derer, die ihr Gegenstand sind, nicht sehr gefährlich ist. Ich habe also in der Tat sehr wenig besessen, aber dessen ungeachtet nicht wenig genossen, nur nach meiner Art, das heißt durch die Einbildungskraft; und so erhielt meine Sinnlichkeit in Verbindung mit meinem furchtsamen Charakter und romantischen Geist meine Empfindungen und Sitten rein, und das durch eben die Neigung, die mit ein wenig mehr Dreistigkeit verbunden mich in die unanständigste Wollust hätte stürzen können.

Dies war denn also der erste und schwerste Schritt in das dunkle und schlüpfrige Labyrinth meiner Bekenntnisse. Denn nicht das Strafbarste kostet den stärksten Entschluß, es zu sagen, sondern das Lächerliche und Beschämende. Von nun an aber bin ich meiner gewiß. Nach dem, was ich jetzt zu erzählen gewagt habe, kann mich nichts mehr verlegen machen. — Wenn ich auf diese Art den ersten Äußerungen meines empfindenden Wesens nachgebe, so entdecke ich Elemente, die, so unvereinbar sie bisweilen scheinen, dennoch eine einfache und einförmige Wirkung mit verbundener Kraft hervorbringen, und ich finde hingegen andere, die, so ähnlich sie dem Scheine nach sind, dennoch durch das Zusammentreffen gewisser Umstände so verschieden gestaltete Wirkungen hervorgebracht haben, daß man nimmermehr glauben sollte, sie hätten im geringsten eine Ähnlichkeit. Wer sollte zum Beispiel glauben, daß dies, was während meines Lebens meine Seele in die meiste Bewegung gesetzt, aus eben derselben Quelle entsprang, aus welcher Weichlichkeit und Üppigkeit in mein Blut floß. Ohne mich zu unterbrechen, kann ich sogleich die verschiedenste Wirkung der nämlichen Ursache auf mich zeigen.

Ich studierte einmal allein meine Lektion in einer dicht an die Küche stoßenden Kammer. Die Magd hatte darin Fräulein Lamberciers Kämme auf eine Platte zum Trocknen hingelegt. Als sie dieselben wieder wegnehmen wollte, waren bei dem einen alle Zähne auf der einen Seite zerbrochen. Niemand anderes als ich war in diese Kammer gekommen. Man befragt mich, ich leugne, den Kamm auch nur angerührt zu haben. Herr und Fräulein Lambercier ermahnen mich gemeinschaftlich, dringen in mich, drohen, ich beharre mit Hartnäckigkeit. Aber die Umstände, die gegen mich sprachen, waren zu stark, sie überwogen meine Beteuerungen, obgleich es das erste Mal war, daß man mich auf einer so dreisten Lüge betraf. Die Sache ward sehr ernsthaft aufgenommen und sie verdiente es auch. Die Bosheit, die Lüge und die Widerspenstigkeit schienen gleich strafbar, man berichtete meinem Onkel Bernard die Geschichte und er kam. Mein armer Vetter Bernard war eines nicht minder schweren Verbrechens beschuldigt, wir wurden in die gleiche Strafe

genommen. Sie war schrecklich. Hätte man das Heilmittel in dem Übel selber suchen wollen, so konnte man es nicht schicklicher anfangen, meine verderbte Sinnlichkeit mir auf ewig zu verleiden. In der Tat ließ sie mich auch eine lange Zeit in Ruhe.

Man konnte mir das verlangte Geständnis nicht entreißen. Ich ward zu verschiedenen Malen wieder vorgenommen und in den schrecklichsten Zustand versetzt; ich blieb unerschütterlich. Ich würde den Tod gelitten haben und ich war dazu entschlossen. Die Gewalt selbst mußte dem teuflischen Eigensinn eines Kindes weichen, denn anders nannte man meine Standhaftigkeit nicht. Endlich kam ich aus dieser grausamen Probe, in Stücke geschlagen, aber frohlockend.

Es sind heute seit dieser Geschichte beinahe fünfzig Jahre verflossen und ich fürchte nicht, nochmals darum gestraft zu werden. So erkläre ich denn im Angesicht des Himmels, daß ich unschuldig war, den Kamm weder angefaßt noch zerbrochen hatte, noch der Platte, worauf sie lagen, nahegekommen war, ja selbst mit keinem Gedanken daran gedacht hatte. Man frage mich nicht, wie dieser Schaden geschah, ich weiß es nicht und kann es auch nicht begreifen; was ich aber höchst zuverlässig weiß, ist, daß ich unschuldig daran bin.

Man denke sich einen Charakter, der scheu und nachgiebig im gemeinen Leben war, aber hitzig, stolz, unbändig, sobald er in Leidenschaft versetzt ward. Ein Kind, das bis dahin immer durch die Stimme der Vernunft geleitet und stets mit Sanftmut, Billigkeit und Gefälligkeit behandelt ward, das auch nicht einmal den Begriff von einer Ungerechtigkeit hatte und nun eine so schreckliche zum erstenmal gerade von den Personen, die es am meisten liebte und ehrte, erdulden mußte! Welche Zerrüttung in seinen Ideen, welche Unordnung in den Empfindungen, welche gänzliche Umkehrung in seinem Herzen, in seinem Gehirn, in seinem ganzen kleinen denkenden und fühlenden Wesen! Ich sage, man denke sich dies alles, wenn es anders möglich ist, denn ich meinesteils fühle mich nicht fähig, es auseinanderzusetzen oder nur im mindesten der Spur dessen, was damals in mir vorging, zu folgen.

Ich war noch nicht vernünftig genug, um zu fühlen, wie sehr aller Schein gegen mich war, und die Sache aus dem Gesichtspunkt der übrigen anzusehen. Ich sah es aus dem meinigen an und empfand nur die Strenge der schrecklichen Bestrafung eines Verbrechens, das ich nicht begangen hatte. Gegen die körperlichen Schmerzen, so heftig sie auch waren, war ich nicht sehr empfindlich, ich empfand nichts als Verbitterung, Wut und Verzweiflung. Mein Vetter, der sich mit mir beinahe im gleichen Fall befand und der mehr eines unwillkürlichen Fehlers wegen, als um einer vorher überlegten Handlung willen bestraft war, geriet so wie ich in Wut und stimmte sich sozusagen nach mir in die Höhe. Beide in einem Bette liegend, umarmten wir uns mit zuckender Bewegung, wir erstickten beinahe, und wenn unsere jungen Herzen sich erleichtert genug fühlten, ihren Zorn auszuhauchen, richteten wir uns in die Höhe und schrien beide aus allen Kräften wohl hundertmal hintereinander: Carnifer, Carnifer, Carnifer!

Indem ich dieses schreibe, schlägt mein Puls stärker, und wenn ich hunderttausend Jahre lebte, würden mir diese Augenblicke gleich lebhaft gegenwärtig bleiben. Diese erste Empfindung der Gewalttätigkeit und Ungerechtigkeit ist so tief meiner Seele eingedrückt geblieben, daß alle sich dahin beziehenden Ideen sie mir in ihrer ersten Stärke wiedergaben, und diese Empfindung, die ihrem Ursprung nach die nächste Beziehung nur auf mich hat, hat eine solche Selbständigkeit erhalten und hat sich von jedem persönlichen Interesse so gänzlich abgelöst, daß mein Herz bei dem Anblick oder der Erzählung einer ungerechten Handlung, sie habe zum Gegenstand, wen sie wolle, oder geschehe an welchem Orte sie wolle, in Feuer gerät, als fiele die Wirkung auf mich zurück.

Dies war das Ende der Heiterkeit meiner Kinderjahre. Von diesem Augenblick an genoß ich keines ungemischten Glückes mehr, und ich fühle es jetzt noch, daß das Andenken an den Reiz der Kindheit hier aufhört. Wir blieben danach noch einige Monate zu Bossey. Unser Zustand dort war wie der des ersten Menschen nach dem Sündenfall im Paradiese; noch war ich darin, des Genusses aber unfähig. Dem Anscheine nach war es immer noch die alte Situation,

in der Tat aber eine ganz andere Art des Daseins. Anhänglichkeit, Ehrfurcht, Vertraulichkeit, Zutrauen verbanden die Zöglinge nicht mehr mit ihren Leitern, wir betrachteten sie nicht mehr als Götter, die in unseren Herzen lasen, wir schämten uns der Unarten weniger und nahmen uns mehr in acht, verdächtig zu werden, wir fingen an, uns zu verstecken, widerspenstig zu sein, zu lügen. Laster, die in dem Bereich unseres Alters lagen, verdarben unsere Unschuld und machten unsere Spiele häßlicher. Selbst das Landleben verlor in unseren Augen den sanften, anziehenden Reiz, der zu Herzen geht. Es schien uns öde und düster, die Natur war uns wie mit einem Schleier, der ihre Schönheiten verhüllte, umgeben. Wir bekümmerten uns nicht mehr um unsere kleinen Gärten, Pflanzen und Blumen. Wir lockerten nicht mehr die Erde auf und jauchzten dann vor Freude, wenn wir den Samen, den wir ausgestreut hatten, keimen sahen. Wir wurden dieser Lebensart satt, man wurde unser satt, mein Onkel nahm uns fort und wir trennten uns von Herrn und Fräulein Lambercier mit herzlichem Überdruß und nicht eben böse darüber, daß wir auseinander kamen.

Seitdem ich Bossey verlassen habe, sind beinahe dreißig Jahre verflossen, ohne daß ich mich dieses Aufenthalts zusammenhängend auf irgend eine Art erinnert hätte; aber, nachdem ich über die reiferen Jahre hinweg zum Alter mich neige, fühle ich dieses Andenken, da alle anderen erlöschen, wieder aufleben und sich mit Zügen in mein Gedächtnis graben, deren Reiz und Stärke von Tag zu Tag sich vermehrt, gleichsam als suchte ich das Leben, dessen Flucht ich nun empfinde, durch seine ersten Auftritte wieder zu erneuen. Die unbedeutendste Sache gefällt mir, bloß darum, weil sie von jener Zeit her ist. Ich erinnere mich aller Umstände, der Orte, Personen und Ereignisse. Ich sehe die Magd oder den Diener im Zimmer etwas verrichten, eine Schwalbe, die zum Fenster hereinkam, eine Fliege, die sich während der Stunde auf meine Hand setzte, ich sehe die Einrichtung unseres Zimmers, rechter Hand Herrn Lamberciers Kabinett, einen Kupferstich, der alle Päpste vorstellte, einen Barometer, einen großen Kalender, die Himbeersträucher, die von einem erhöhten Garten aus, auf den das Hinterhaus hinaus-

ging, das Fenster beschatteten und zuweilen hereinwuchsen. Ich weiß wohl, daß dem Leser wenig daran liegen kann, dies alles zu wissen, aber mir ist es Bedürfnis, es ihm zu sagen. Warum darf ich ihm nicht ebenso alle kleinen Anekdoten dieses glücklichen Alters erzählen, bei deren Andenken ich noch vor Freuden zittre!

Nach meiner Rückkehr nach Genf brachte ich zwei oder drei Jahre bei meinem Onkel in Erwartung dessen zu, was man aus mir machen würde. Da er seinen Sohn zur Ingenieurkunst bestimmte, ließ er ihm ein wenig das Zeichnen beibringen, er selbst unterrichtete ihn in den Anfangsgründen des Euklides. Ich lernte das alles zur Gesellschaft mit und fand besonders am Zeichnen Geschmack. Indes beratschlagte man, ob man mich zum Uhrmacher, Rechtskundigen oder zum Prediger machen sollte. Ich wäre am liebsten Prediger geworden, denn ich fand es sehr schön, zu predigen. Aber das kleine Einkommen meines Muttergutes, das zwischen meinem Bruder und mir geteilt war, reichte nicht hin, meine Studien fortzusetzen. Da das Alter, in dem ich war, diese Wahl eben noch nicht sehr dringend machte, so blieb ich einstweilen bei meinem Onkel, verlor meine Zeit und bezahlte, wie es sich von selbst versteht, ein ziemlich hohes Kostgeld.

Mein Onkel war ein Mann, der seinen Vergnügungen nachhing wie mein Vater, er verstand aber nicht wie er, sie seinen Pflichten nachzusetzen, und so gab er wenig acht auf uns. Meine Tante war eine Fromme, die zum Pietismus neigte; sie sang lieber Psalmen, als daß sie über unsere Erziehung gewacht hätte. Man ließ uns eine beinahe unbeschränkte Freiheit, die wir jedoch nie mißbrauchten. Stets unzertrennlich, waren wir beide uns genug, und da wir nicht veranlaßt wurden, Umgang mit den Straßenjungen unseres Alters zu suchen, so nahmen wir keine der frechen Gewohnheiten an, die der Müßiggang uns eingeben konnte. Ich tue Unrecht, uns müßig zu nennen, denn niemals sind wir es weniger gewesen; und, was das Glücklichste war, die Zeitvertreibe, für die wir nacheinander so leidenschaftlich eingenommen wurden, beschäftigten uns gemeinschaftlich im Hause,

so daß es uns auch nicht einmal einfiel, auf die Straße gehen zu wollen. Wir machten Vogelbauer, Flöten, Federballen, Trommeln, Häuser, Armbrüste. Wir verdarben die Werkzeuge meines guten alten Großvaters, um nach seinem Beispiel Uhren zu machen. Insonderheit fanden wir einen vorzüglichen Geschmack daran, Papier zu beschmieren, zu zeichnen, zu lavieren, zu illuminieren und Farben zu verderben. Ein italienischer Marktschreier, Gamba-Corta, kam nach Genf, wir gingen einmal hin, dann verlangten wir aber nicht mehr, ihn zu sehen. Er hatte Marionetten, und nun fingen wir auch an, Marionetten zu machen; seine Marionetten spielten eine Art von Komödie, und wir machten Komödien für die unsrigen. Aus Mangel an Übung machten wir mit der Kehle die Stimme des Polichinell nach, um diese unvergleichlichen Komödien aufzuführen, die unsere armen, guten Verwandten zu sehen und anzuhören geduldig genug waren. Da mein Onkel Bernard aber eines Tages in der Familie eine sehr schöne Predigt aus seiner Feder vorlas, so ließen wir das Theater und fingen an, Predigten zu machen. Ich gestehe, diese umständliche Erzählung ist nicht sehr interessant, aber sie zeigt wenigstens die gute Richtung, die unsere erste Erziehung mußte gehabt haben, daß wir jetzt, in einem so zarten Alter und beinahe ganz unsere eigenen Herren, so wenig gereizt wurden, einen Mißbrauch davon zu machen. Wir hatten so wenig nötig, Spielgefährten zu suchen, daß wir selbst die Gelegenheit dazu versäumten. Gingen wir spazieren, so sahen wir im Vorbeigehen ihren Spielen ohne Begierde, daran teilnehmen zu wollen, zu. Die Freundschaft nahm unsere Herzen so ganz ein, daß es uns genug war, beisammen zu sein, um uns den einfachsten Zeitvertreib zur angenehmsten Lust zu machen.

Da man uns immer beisammen sah, erregte dies endlich Aufmerksamkeit, und das umso mehr, da mein Vetter sehr groß und ich sehr klein war. Wir machten ein ganz ausgesucht drolliges Paar zusammen. Seine lange, dünne Gestalt, sein kleines Hutzelgesichtchen, sein weichliches Aussehen und schlendriger Gang reizte die Kinder, ihn zum besten zu haben. In der gemeinen Landessprache gaben sie ihm

den Zunamen Barna Bredanna; sobald wir uns nur sehen ließen, hörten wir nichts um uns her als nur Barna Bredanna. Er ertrug das ruhiger als ich. Ich ward aufgebracht und wollte dreinschlagen, und das war's eben, was die kleinen Schelme haben wollten. Ich schlug und wurde geschlagen. Mein armer Vetter unterstützte mich so gut er konnte, aber er war schwach, ein Hieb, und da lag er. Nun ward ich erst wütend. Indes, ob ich schon Stöße genug abbekam, wollte man eigentlich nur über Barna Bredanna her, ich machte aber durch meine Hartnäckigkeit und Hitze die Sache so schlimm, daß wir nur während der Schulstunden, aus Furcht, von den Schülern verspottet und verfolgt zu werden, auszugehen wagten.

Nun war ich schon ein Rächer der Bedrängten. Um ein förmlicher Paladin zu sein, fehlte mir nur noch eine Dame; ich hatte deren zwei. Von Zeit zu Zeit besuchte ich meinen Vater, der sich in Nyon, einem kleinen Städtchen im Waadtlande, niedergelassen hatte. Mein Vater war dort sehr beliebt und sein Sohn befand sich bei diesem Wohlwollen nicht übel. Während meiner kurzen Besuche bei ihm bestrebte sich einer vor dem anderen, mich am besten aufzunehmen. Besonders machte mir eine gewisse Madame Vulson tausend Komplimente, und um mein Glück vollkommen zu machen, wählte mich ihre Tochter zu ihrem Liebhaber. Ein jeder wird verstehen, was ein Liebhaber von elf Jahren einem Mädchen von zweiundzwanzig war. Alle diese schelmischen Mädchen sind aber froh, wenn sie eine kleine Puppe haben, die große damit zu verbergen, oder diese durch die Vorspiegelung eines Scherzes, den sie sehr reizend zu machen wissen, an sich zu locken. Ich für meinen Teil, der zwischen ihr und mir keine Ungleichheit fand, nahm die Sache sehr ernsthaft, ich ergab mich ihr mit ganzem Herzen oder vielmehr mit ganzem Kopfe; denn eigentlich liebte ich, ob es gleich bis zur Narrheit ging, nur von dieser Seite; und die Heftigkeit meiner Entzückungen und meine Rasereien gaben Auftritte, bei denen man sich halb krank lachen mußte. In der nämlichen Zeit aber, da ich mich so öffentlich und tyrannisch des Fräulein Vulson bemächtigte, daß ich keine Mannsperson gelassen um sie sehen konnte, hatte ich mit

einem kleinen Fräulein Goton heimliche Zusammenkünfte, die zwar nur kurz, aber desto belebter waren, in denen sie sich herabließ, meine Lehrmeisterin vorzustellen; und das war es auch alles. Aber dieses Alles, das für mich in der Tat alles war, schien mir das höchste Glück, ich fühlte schon den Wert eines Geheimnisses, ob ich es gleich nur wie ein Kind zu benutzen verstand, und so erwiderte ich dem Fräulein Vulson, die sich dies gar nicht einfallen ließ, die Sorgfalt, mit der sie mir ihre anderen Liebeshändel verbarg. Zu meinem großen Leidwesen jedoch wurde mein Geheimnis entdeckt oder von seiten meiner kleinen Lehrerin weniger behutsam bewahrt als von der meinigen, denn man säumte nicht, uns zu trennen.

Diese kleine Goton war aber in der Tat eine sonderbare Person. Ohne daß sie schön war, konnte man ihre Gestalt nicht so leicht vergessen, und ich alter Tor stelle sie mir nur noch zu oft und zu lebhaft vor. Weder ihre Augen noch Taille und ganze Haltung paßten für ihr Alter. Sie wußte sich ein drolliges, stolzes Ansehen zu geben, vollkommen passend für ihre Rolle, und hauptsächlich hatte dies wohl die erste Idee dazu uns eingegeben. Das Wundersamste an ihr war eine unbegreifliche Mischung von Verwegenheit und Zurückhaltung. Sie erlaubte sich mit mir die größten Vertraulichkeiten, ohne mir je eine gegen sich zu verstatten, und behandelte mich vollkommen wie ein Kind. Daher glaube ich, daß sie schon aufgehört hatte, es zu sein, oder es noch zu sehr war, um die Gefahr einzusehen, der sie sich aussetzte. Mein Liebeshandel oder vielmehr meine Zusammenkünfte dauerten, sehr glücklicher Weise für sie und mich, nicht lange. Ob meine Verbindung mit Fräulein Vulson gleich nicht solche Gefahren hatte, erreichte sie doch, nachdem sie etwas länger gedauert hatte, auch ihr Ende. Der Ausgang sollte ein etwas romanhaftes Ansehen haben und Gelegenheit zu Ausrufungen geben. Unsere Trennungen gingen nie ohne Tränen ab und es ist ganz sonderbar, in welche drückende Leere ich sank, wenn ich sie verlassen hatte. Ich konnte von nichts als von ihr reden und an nichts als an sie denken, ich vermißte sie, wahr und lebhaft, aber ich glaube denn doch, daß im Grunde dies Vermissen ihr nicht ganz allein galt

und, ohne daß ich es bemerkte, die Zeitvertreibe, deren Mittelpunkt sie war, ihren guten Anteil daran hatten. Die Schmerzen der Abwesenheit zu lindern, schrieben wir uns so herzbrechende Briefe, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Endlich hatte ich die Ehre, daß sie es nicht länger auszuhalten vermochte und mich in Genf zu besuchen kam. Das verrückte mir vollends den Kopf, die zwei Tage, die sie dort blieb, war ich trunken und toll. Als sie wieder abreiste, wollte ich mich ertränken und erfüllte die Luft mit meinem Klagegeschrei. Acht Tage nachher schickte sie mir ein Paar Handschuhe und Zuckerwerk, was mir ungemein galant vorgekommen wäre, hätte ich nicht zu gleicher Zeit erfahren, sie habe sich verheiratet und habe diese Reise, die es ihr gefallen hatte, auf meine Rechnung zu setzen, bloß um sich Brautkleider zu kaufen, unternommen. Ich will meine Wut nicht beschreiben; sie läßt sich denken. Da ich keine schrecklichere Strafe für sie kannte, so schwur ich in meiner edlen Empörung, die Treulose nie wieder zu sehen. Sie starb aber nicht daran, denn zwanzig Jahre nachher, als ich meinen Vater besuchte und mit ihm auf dem See spazieren fuhr, fragte ich ihn, wer die Damen wären, die sich auf einem Boot nicht weit von dem unsrigen befänden. „Wie," sagte mein Vater lächelnd, „sagt es dir denn dein Herz nicht? Es ist deine alte Geliebte, Madame Cristin, die geborene Vulson." Ich fuhr bei diesem beinahe vergessenen Namen zusammen und befahl dem Schiffer, einen anderen Weg zu nehmen.

1723. So verstrich unter läppischen Kleinigkeiten die köstliche Zeit meiner Kindheit, ehe man über meine künftige Bestimmung entschieden hatte. Nach langen Beratschlagungen wurde endlich mein Beruf bestimmt, ich wurde in die Lehre getan, und zwar nicht bei einen Uhrmacher, sonderen zunächst bei einem Graveur. Ich gehorchte ohne Widerrede. Mein Meister, Herr Ducommun, war ein junger, grober und heftiger Mann, dem es in kurzer Zeit gelang, mir allen Glanz der Kindheit zu benehmen, meinen lebhaften und liebevollen Charakter zu verwildern und mich so an Geist wie an Schicksalen auf den wahren Zustand eines

Lehrjungen zurückzusetzen. Mein Latein, meine Altertümer, meine Geschichte, alles war auf lange Zeit vergessen, es fiel mir nicht einmal mehr ein, daß Römer in der Welt gewesen wären. Besuchte ich meinen Vater, so fand er seinen Liebling nicht mehr in mir, den Damen war ich nicht mehr der galante Jean Jacques und ich fühlte selbst, wie Herr und Fräulein Lambercier in mir nicht mehr ihren ehemaligen Zögling erkannt haben würden, daß ich mich schämte, sie noch zu besuchen; auch habe ich sie seitdem nicht wiedergesehen. Die schlechtesten Neigungen, die abgeschmacktesten Possen folgten jetzt auf meine liebenswürdigen Zeitvertreibe, von denen ich auch nicht das mindeste Andenken behielt. Ich muß, ungeachtet meiner vernünftigen Erziehung, einen besonderen Hang zum Ausarten gehabt haben, denn alles dies folgte sehr schnell ohne die geringste Mühe aufeinander, und nie ward ein so frühreifer Cäsar so schnell ein Laridon.

Mein Handwerk mißfiel mir an sich nicht; ich fand viel Geschmack am Zeichnen und die Arbeit mit dem Grabstichel unterhielt mich ganz angenehm. Die Kenntnisse eines Graveurs sind gegen die Uhrmacherkunst sehr eingeschränkt, ich hatte Hoffnung, vollkommen darin zu werden, und es wäre mir vielleicht gelungen, wenn die Grobheit meines Herrn und der erstaunliche Zwang mich nicht von der Arbeit abgeschreckt hätten. Ich stahl ihm die Zeit, um mich mit Beschäftigungen in demselben Fach, die aber für mich den Reiz der Freiheit hatten, abzugeben. Ich stach eine Art von Medaillen, die mir und meinen Kameraden zu einem Ordenszeichen dienen sollten. Mein Herr überraschte mich bei dieser verbotenen Arbeit und prügelte mich tüchtig durch, weil, wie er sagte, ich mich übte, falsche Münze zu machen; auf unseren Medaillen war nämlich das Wappen der Republik. Ich kann wohl schwören, daß ich von falscher Münze nicht den mindesten und von der wahren nur einen sehr dunklen Begriff hatte. Ich wußte besser, wie ein römisches As, als wie ein Genfer Dreisousstück aussah.

Die Tyrannei meines Lehrherrn machte mir die Arbeit, die mir sonst angenehm gewesen wäre, unerträglich und führte mich auf solche Laster wie Lügen, Müßiggang und Diebstahl, die mir verhaßt gewesen waren. Nichts hat mir den Unter-

schied zwischen kindlicher Abhängigkeit und knechtischer Dienstbarkeit anschaulicher gemacht als das Andenken an die Veränderung, die jene Zeit in mir bewirkte. Bei meinem Vater war ich dreist, frei bei Herrn Lambercier, bescheiden bei meinem Onkel gewesen; bei meinem Lehrherrn ward ich furchtsam, und nun war ich verloren. Gewöhnt, mit meinen Vorgesetzten auf eine völlig gleiche Weise zu leben, kein Vergnügen zu kennen, das nicht meinen Begriffen angemessen gewesen wäre, kein Gericht zu sehen, von dem ich nicht meinen Teil bekommen, kein Gelüste zu haben, das ich nicht hätte aussprechen dürfen, kurz, jede Regung meines Herzens über meine Lippen zu bringen, so urteile man, was in einem Hause aus mir werden mußte, in dem ich nicht den Mund auftun durfte, wo ich nach der halben Mahlzeit den Tisch, und das Zimmer, sobald ich nichts mehr darin zu tun hatte, verlassen mußte, wo ich unaufhörlich an meiner Arbeit angespannt, nichts als Gegenstände des Genusses für andere und der Entbehrung nur für mich um mich her sah, wo der Anblick der Freiheit des Lehrherrn und der Gesellen mir den Druck meiner Unterwürfigkeit erschwerte, wo endlich alles, was ich ansah, meinem Herzen ein Gegenstand der heftigsten Begierde allein darum war, weil mir alles untersagt war. Gute Nacht, leichter Sinn, Fröhlichkeit, glückliche Einfälle, die einst bei meinen Fehlern mich oft der Strafe entzogen hatten!

Auf diese Art lernte ich heimlich gelüsten, mich verbergen, mich verstellen, lügen und endlich stehlen. Etwas, was mir bis dahin nicht einmal in den Sinn gekommen war, wovon ich mich seit der Zeit an noch nicht ganz habe heilen können! Gelüste und Unvermögen führen immer dahin. Darum sind alle Bedienten Betrüger und alle Lehrjungen müssen es werden. Nur verlieren die letzteren diesen schimpflichen Hang, wenn sie größer werden und in einem gleichmäßigen, ruhigen Zustand sich alles, was sie sehen, zu verschaffen vermögen. Da ich nicht dieselben Vorteile genossen habe, habe ich nicht denselben Nutzen daraus ziehen können. — Fast immer sind es gute Anlagen, die schlecht geleitet werden, welche die Kinder die ersten Schritte zum Bösen führen. Unerachtet aller Entbehrungen und der unaufhörlichen Versuchungen war ich doch schon über ein Jahr bei meinem

Herrn, ehe ich mich entschloß, das Geringste, sei es auch nur von Eßwaren, wegzunehmen. Mein erster Diebstahl geschah aus Gefälligkeit, aber er brach allen folgenden, die nicht einen so löblichen Endzweck hatten, die Bahn.

Mein Herr hatte einen Gesellen, der Verrat hieß und zu dessen in der Nachbarschaft gelegenem Vaterhaus ein entfernterer Garten gehörte, in dem sehr schöner Spargel wuchs. Nun fiel es Herrn Verrat, der nicht sehr bei Gelde war, ein, seiner Mutter den ersten Spargel zu stehlen und ihn zu verkaufen, um sich ein gutes Frühstück dafür leisten zu können. Da er sich nicht selber aussetzen wollte, auch nicht sehr flink auf den Füßen war, so ersah er mich zu dieser Expedition. Nach einigen Schmeicheleien, die mich um so sicherer gewannen, als ich ihren Zweck nicht wußte, machte er mir den Vorschlag, als wäre es ein Einfall, der ihm soeben erst käme. Ich widerstand lange, er beharrte darauf, endlich ergab ich mich, denn ich habe Freundlichkeit nie widerstehen können. So ging ich denn alle Morgen hin und stach die besten Spargel aus. Ich brachte sie einer alten Frau, die wohl sah, daß ich sie gestohlen hatte, und es mir sagte, um sie wohlfeil zu bekommen. In der Angst nahm ich, was sie mir geben mochte, und brachte es dem Verrat. Dies wurde denn schnell in ein Frühstück verwandelt, das ich holen durfte und er mit einem anderen Kameraden teilte; denn ich war herzlich froh, wenn ich einige Überbleibsel erschnappte, und rührte auch nicht einmal ihren Wein an.

Dieser kleine Handel dauerte einige Tage fort, ohne daß es mir einfiel, den Dieb zu bestehlen und mir von dem, was Herrn Verrat der Spargel einbrachte, meinen Zehnten zu nehmen. Hieraus lernte ich, daß es nicht so fürchterlich sei, zu stehlen, wie ich geglaubt hatte, und ich nutzte meine Wissenschaft bald so gut, daß nichts von dem, was ich haben wollte, vor mir sicher war. Ich bekam nicht eben schlecht zu essen bei meinem Herrn, die Mäßigkeit ward mir aber deshalb beschwerlich, weil er sie so schlecht beobachtete. Die Gewohnheit, junge Leute vom Tische aufstehen zu heißen, wenn das, was sie am meisten reizt, aufgetragen wird, scheint mir sehr wohl ersonnen, um sie ebenso lecker als betrügerisch zu machen. Ich ward in kurzer Zeit beides und befand mich

gewöhnlich sehr gut dabei, manchmal auch sehr übel, wenn ich nämlich ertappt wurde.

Ich erinnere mich einer Äpfeljagd, wobei ich noch zittere, aber auch lachen muß. Diese Äpfel lagen auf dem Fußboden einer Speisekammer, in die durch ein ziemlich hoch angebrachtes Gitterfenster das Tageslicht aus der Küche fiel. Eines Tages, da ich ganz allein zu Hause war, stieg ich auf den Backtrog, um in diesem Garten der Hesperiden die köstliche Frucht, der ich nicht näher kommen konnte, zu beschauen. Ich versuchte, sie mit dem Bratspieß zu erreichen, er war aber zu kurz. Nun verlängerte ich diesen mit einem kleinen Spieß, den man für das kleine Geflügel brauchte; denn mein Herr war ein Jäger. Ich stach einige Male ohne Erfolg zu, endlich fühlte ich mit Entzücken, daß ich einen Apfel getroffen hatte, nun zog ich ganz sachte empor, schon berührte der Apfel das Gitter, ich wollte zugreifen — wer faßt meinen Schmerz: der Apfel konnte nicht durchs Loch, er war zu groß! Welche Erfindungen wurden nun nicht ins Werk gesetzt, ihn herauszu bringen! Erstlich mußte ich eine Stütze suchen, den Bratspieß in seiner Lage zu erhalten, dann ein Messer, das lang genug war, den Apfel zu teilen und ein Brettchen, auf dem er liegen konnte. Nach vielen geschickten Wendungen gelang es mir endlich, ihn auseinanderzuschneiden, in der süßen Hoffnung, ich würde nun ein Stück nach dem anderen herausziehen können. Kaum aber war er zerteilt, als beide Hälften in die Speisekammer zurückfielen. Teile meinen Schmerz, mitfühlender Leser! — Ich verlor indes nicht den Mut, aber viel Zeit hatte ich verloren. Ich befürchtete eine Überraschung, darum schob ich einen glücklicheren Versuch bis auf den folgenden Tag auf und setzte mich wieder so ruhig an meine Arbeit, als wenn nichts gewesen wäre, dachte aber auch nicht an die beiden unverschwiegenen Zeugen, die in der Speisekammer gegen mich aussagten. Den folgenden Tag, da mir die Gelegenheit sehr günstig schien, wagte ich einen neuen Versuch. Ich steige auf mein Gerüst, verlängere meinen Bratspieß, bringe alles aufs beste zustande, will eben zustechen — — unglücklicherweise schlief der Drache nicht: plötzlich öffnet sich die Türe der Speisekammer, mein Herr tritt heraus, schlägt die Arme übereinander, sieht mich an und

ruft: „Nur zu, immer frisch — —." Die Feder entsinkt meinen Händen.

Bald machte mich die Gewohnheit, Prügel zu bekommen, unempfindlich dagegen. Sie schienen mir eine Art von Ersatz für meine Diebereien zu sein, der mir ein Recht gab, fortzufahren. Anstatt zurück auf die Strafe zu sehen, sah ich vorwärts auf die Sühnung. Ich urteilte so: mich als einen Dieb mißhandeln, hieße, mich dazu berechtigen. Ich bemerkte, daß Stehlen und Geschlagenwerden immer nebeneinander hergingen und sozusagen Bedingungen meines Zustandes waren; wenn ich nun alle Bedingungen meinerseits erfüllte, so konnte ich meinem Herrn die Sorge für seinen Teil überlassen. Nach diesen Begriffen fuhr ich fort, ruhiger als vorher zu stehlen; was kann schließlich daraus werden? dachte ich; ich werde Prügel bekommen, mag sein, ich bin ja dazu gemacht!

Meine Spitzbübereien schränkte ich nicht lange auf eßbare Dinge ein, sondern sie erstreckten sich bald auf alles, was mich reizte; und ward ich nicht ein förmlicher Dieb, so war es bloß, weil Geld mich nie sehr gelockt hat. Bei dem gemeinschaftlichen Arbeitsraum hatte mein Herr noch einen besonderen, den er zu verschließen pflegte; ich fand Mittel, die Türe zu öffnen und wieder zuzumachen, ohne daß es zu bemerken war. Da setzte ich denn seine besten Werkzeuge in Kontribution, seine besten Zeichnungen, seine Abdrücke, kurz alles, wonach mich gelüstete und was er vor mir zu verstecken schien. Im Grunde waren diese Diebstähle wohl unschuldig, weil sie nur geschahen, um zu seinem Dienste angewendet zu werden, aber ich war außer mir vor Freude, diese Kleinigkeiten in meiner Gewalt zu haben; ich glaubte, das Talent mit seinen Produkten zugleich entwenden zu können. Übrigens standen da auch Schachteln mit Abfällen von Gold und Silber, mit kleinen Juwelen, Schaustücken und Münzen. Wenn ich vier oder fünf Sous in meiner Tasche hatte, war es viel; indes, weit entfernt, das Geringste von all diesem anzurühren, erinnere ich mich auch nicht, einen lüsternen Blick darauf geworfen zu haben. Ich betrachtete es mit mehr Schauder als Vergnügen. Freilich mag dieser Abscheu vor Gelddiebstahl und seinen Folgen größtenteils von meiner

Erziehung herrühren. Ich verknüpfte dunkle Vorstellungen von Infamie, von Gefängnisstrafe und Galgen damit, die, wäre ich in Versuchung geraten, mich mit Abscheu erfüllt hätten, während meine Streiche mir nur kleine Schelmereien zu sein dünkten; und in der Tat waren sie auch nichts anderes. Dies alles konnte mir am Ende nur eine Tracht Schläge von meinem Herrn zuziehen, darauf machte ich mich ja im voraus gefaßt.

Nochmals, ich begehrte es nicht einmal stark genug, um mir Gewalt antun zu müssen, ich hatte nichts zu überwinden. Ein einziges Blatt schönes Zeichenpapier reizte mich stärker, als das Geld für ein ganzes Ries. Diese Wunderlichkeit steht mit einer der Sonderbarkeiten meines Charakters in Verbindung, sie hat so viel Einfluß auf mein Betragen gehabt, daß es der Mühe wert ist, sie zu erklären. Ich habe sehr heftige Leidenschaften, und nichts gleicht meinem Ungestüm, wenn sie mich in Bewegung setzen, ich kenne weder Schonung, noch Furcht, noch Ehrerbietung, noch Wohlanständigkeit, bin zynisch, unverschämt, heftig, unerschrocken, weder die Schande hält mich zurück, noch die Gefahr schreckt mich ab. Die ganze Welt ist mir nichts gegen den Gegenstand, der mich hinreißt; das alles währt aber nur einen Augenblick, der darauffolgende macht mich wieder zunichte. Man sehe mich in meiner ruhigen Lage, ich bin die Unempfindlichkeit, die Furchtsamkeit selbst, ich erschrecke vor allem, stutze vor allem, eine Fliege im Schweben jagt mir Furcht ein, vor einem Wort, das ich reden, einer Gebärde, die ich tun soll, entsetzt sich meine Trägheit, die Furchtsamkeit und Blödigkeit bedrücken mich in einer Art, daß ich mich den Augen aller Sterblichen entziehen möchte. Soll ich handeln, so weiß ich nicht, was ich machen soll, muß ich reden, so weiß ich nichts zu sagen, sieht man mich an, so komme ich aus aller Fassung. Gerate ich in Affekt, so finde ich zuweilen, was ich zu sagen habe. Aber in den gewöhnlichen Unterhaltungen finde ich nichts, schlechterdings nichts, und darum bloß, weil ich zum Sprechen verbunden bin, sind sie mir unerträglich.

Man rechne hierzu, daß alle meine Lieblingsneigungen nicht Sachen betreffen, die man für Geld haben kann. Ich will nichts als reine Freuden, und das Geld vergiftet sie

alle. Ich liebe z. B. das Vergnügen der Mahlzeit. Da ich aber weder den Zwang der guten Gesellschaft, noch das Geräusch des Wirtshauses leiden mag, so kann ich sie nicht anders genießen als in der Gesellschaft eines Freundes, denn allein ist mir's nicht möglich. Meine Einbildungskraft beschäftigt sich alsdann mit anderen Dingen und ich fühle nicht mehr das Vergnügen, daß ich esse. Wenn mein erhitztes Blut nach einem Mädchen verlangt, so verlangt mein beklommenes Herz nach heftiger Liebe. Ein Mädchen für Geld würde für mich allen ihren Reiz verlieren. Ich zweifle sogar, ob ich imstande wäre, sie zu genießen. Eben diese Bewandtnis hat es mit allen Freuden, die nach meinem Geschmack sind; kann ich sie nicht umsonst genießen, so finde ich sie unschmackhaft. Ich liebe allein die Güter, die niemandem gehören als dem, der sie nur zu genießen versteht.

Während meiner Lehrjahre und auch nachher bin ich hundertmal mit dem Vorsatz, mir Näschereien zu kaufen, ausgegangen. Ich gehe zu einem Kuchenladen, sehe Frauen darin, ich glaube schon, sie lachen und über den kleinen Näscher untereinander spotten zu sehen; oder ich gehe vor einer Obsthändlerin vorbei, schiele nach ihren schönen Birnen, deren anmutiger Duft mich reizt, zwei oder drei junge Leute in der Nähe sehen mich an, oder ein Mann, der mich kennt, geht vorbei; ich sehe von ferne ein Mädchen: ist sie auch nicht ein Dienstmädchen aus unserem Hause? Meine Kurzsichtigkeit täuscht mich hundertmal. Ich halte alle Vorübergehenden für Personen meiner Bekanntschaft, überall werde ich in Furcht gejagt, durch irgend ein Hindernis zurückgehalten, die Schüchternheit verstärkt mein Verlangen, und endlich komme ich wie ein Narr und verzehrt von heftiger Begierde nach Hause, die Mittel, sie zu befriedigen, in der Tasche, ohne daß ich gewagt hätte, das Geringste zu kaufen. Ich müßte mich in die geschmacklosesten Umständlichkeiten einlassen, wenn ich bei der Anwendung meines Geldes, sei es durch mich oder andere, den Schwierigkeiten, der Scham, dem Widerwillen, den üblen Folgen, den Verdrießlichkeiten aller Art, die ich erfahren habe, nachspüren wollte. Der Leser wird mir die Unlust, sie erzählen zu müssen, ersparen, wenn er tiefer in mein Leben dringt und meine Gemütsart näher kennen lernt.

Dieses vorausgesetzt, wird einer meiner vermeintlichen Widersprüche sehr begreiflich werden. Nämlich der, einen beinahe schmutzigen Geiz mit der äußersten Verachtung des Geldes zu verbinden. Mir ist es ein so unbequemer Hausrat, daß es mir selbst nicht einmal einfällt, das zu begehren, was ich nicht habe, und daß ich, wenn ich es habe, es lange aufbewahre, ohne es auszugeben, weil ich es nicht nach meiner Phantasie anzuwenden verstehe; zeigt sich mir aber eine bequeme und verlockende Gelegenheit, mache ich sie mir so sehr zunutze, daß meine Börse leer ist, ehe ich es gewahr werde. Ich fühle es so sehr, daß mir kein Geld nutzt, daß ich mich beinahe schäme, welches zu haben und noch mehr, mich dessen zu bedienen. Hätte ich jemals ein hinlängliches, bequemes Auskommen gehabt, ich wäre nie in Versuchungen des Geizes geraten, davon bin ich ganz überzeugt. Solange das Geld in meiner Börse währt, sichert es mir meine Unabhängigkeit und befreit mich von der Notwendigkeit, anderes zu suchen, die ich immer verabscheute; aus Furcht, es ausgehen zu sehen, gehe ich sehr behutsam damit um. Das Geld, das man besitzt, erhält uns die Freiheit, das, wonach man strebt, stürzt uns in Dienstbarkeit. Darum halte ich es fest und begehre nichts. Meine Uneigennützigkeit ist also nur Trägheit: das Vergnügen des Besitzes lohnt mir nicht die Mühe des Erwerbens. Meine Verschwendung ist eben wieder nur das: zeigt sich die Gelegenheit, auf eine angenehme Art hingeben zu können, so kann ich sie nicht genug benutzen. Geld reizt mich weniger als Dinge, weil zwischen dem Gelde und dem gewünschten Besitz immer ein Zwischenraum, zwischen den Dingen aber und deren Genuß keiner ist. Ich sehe eine Sache und sie reizt mich, sehe ich nur das Mittel, sie zu erwerben, so reizt mich dieses Mittel nicht. So ward ich denn, und bin es zuweilen noch, zum Dieb an Kleinigkeiten, deren Besitz ich mir wünsche und die ich lieber nehmen als erbitten mag.

Ich würde nicht enden, wenn ich allen den Wegen folgen wollte, auf welchen ich während meiner Lehrjahre von der Erhabenheit des Heroismus zu der Niederträchtigkeit eines Taugenichts herabsank. Indem ich die Laster meines

Standes annahm, war es mir freilich nicht möglich, auch alle dessen Neigungen anzunehmen. Die Zeitvertreibe meiner Kameraden machten mir Langeweile, und da mir der übermäßige Zwang auch die Arbeit verleidet hatte, war mir alles verdrießlich. Dies gab mir den seit langer Zeit verlorenen Geschmack an der Lektüre wieder, und dieser Zeitvertreib, den ich meinen Arbeiten abstahl, wurde ein neues Verbrechen, das mir neue Strafen zuzog. Bald ward dieser durch den Zwang noch mehr gereizte Geschmack Leidenschaft und endlich Raserei. La Tribu, eine bekannte Bücherverleiherin, verschaffte mir Bücher von allen Gattungen; gute und schlechte verschlang ich ohne Auswahl und alle mit gleicher Gier. Ich las in der Werkstatt, las unterwegs, wenn ich ausgeschickt wurde, und las auf dem heimlichen Gemach, so daß ich mich stundenlang darin vergaß. Der Kopf wurde mir ganz verwirrt darüber, ich tat nichts als Lesen. Mein Herr belauerte mich, überraschte mich, schlug mich und nahm mir die Bücher weg; wieviel Bände wurden da zerrissen, verbrannt, aus dem Fenster geworfen! Wieviel Werke wurden der La Tribu zerstückt! Konnte ich nicht bezahlen, so gab ich ihr meine Hemden, Halskrausen und andere Sachen. Meine drei Sous Wochengeld wurden ihr pünktlich alle Sonntage abgeliefert.

Hier war nun, wird man mir sagen, Geld ein Bedürfnis geworden. Es ist wahr, aber nur, weil das Leben mich außer aller Tätigkeit gesetzt hatte. Ganz meiner neuen Neigung ergeben, stahl ich nicht mehr; ich tat nichts als Lesen. Hier ist noch einer von meinen besonderen Charakterzügen: den höchsten Grad einer Gewohnheit unterbricht oft ein Nichts, verändert mich und zieht mich an sich, ich folge der neuen Leidenschaft und alles Vorige ist vergessen. Jetzt beschäftigte mich der neue Gegenstand ganz. Das Herz klopfte mir vor Ungeduld, ein frisches Buch, das ich in der Tasche hatte, zu durchblättern; sobald ich allein war, zog ich es hervor und dachte nun weiter nicht mehr daran, meines Herrn Kabinett zu durchstöbern. Ich glaube nicht, daß ich gestohlen hätte, wenn die Befriedigung meiner Leidenschaft auch noch teurer gewesen wäre. Bloß auf den gegenwärtigen Augenblick eingeschränkt, lag es nicht in meiner Sinnesart, für die Zukunft meine Vorkehrungen zu treffen. La Tribu

borgte mir; was ich schuldete, war wenig, und hatte ich nur mein Buch erst in der Tasche, so dachte ich nicht weiter hinaus. Für die Zukunft stehlen war zu viel der Voraussicht, und stehlen, um bezahlen zu können, war nicht einmal eine Versuchung für mich.

Nach vielem Zanken, vielen Schlägen, nach heimlicher und übel gewählter Lektüre ward meine Gemütsart finster und menschenscheu, mein Verstand nahm eine andere Wendung, und ich lebte wie ein rechter Werwolf. Bewahrte mich indes mein Geschmack nicht vor platten und abgeschmackten Büchern, so behütete mich mein gutes Schicksal vor unzüchtigen und schmutzigen. Nicht als ob die La Tribu, eine Frau, die sich in jeder Beziehung zu allem bequemte, sich ein Gewissen gemacht hätte, mir dergleichen zu geben, sondern sie nannte sie mir mit einem geheimnisvollen Wesen, um bei mir Eindruck zu machen, und eben darum verwarf ich sie, sowohl aus Abneigung als aus Schamhaftigkeit, und der Zufall war meinem keuschen Sinne so günstig, daß ich schon über dreißig Jahre alt war, ehe ich nur einen Blick in eines dieser gefährlichen Bücher geworfen hatte.

In weniger als einem Jahre hatte ich den geringen Vorrat der La Tribu erschöpft; ich fühlte nun in meinen Freistunden die grausamste Leere. Durch das Lesen von meinen kindischen und Gassenbubenneigungen geheilt, hatte die Lektüre, die ohne Wahl und oft schlecht war, doch in mein Herz edlere Gesinnungen als die mir mein Stand eingeflößt hatte, zurückgeführt. Entblößt von allem, was in dem Bereich meiner Lage war, und fern von allem, was ich hätte wissen können, sah ich keine Möglichkeit, meinem Herzen mit irgend etwas genug zu tun. Seit langer Zeit heischten meine begehrlichen Sinne einen Genuß, dessen Gegenstand selbst ich nicht ersinnen konnte. Ich war so ferne davon, die Wahrheit zu ahnen, daß, als hätte ich kein Geschlecht gehabt, wäre nicht mannbar und empfindlich gewesen, ich zuweilen an meine Torheiten, aber keine Handbreit weiter hinaus dachte. In dieser sonderbaren Situation ergriff meine rege Einbildungskraft einen Ausweg, der mich vor mir selbst rettete und meine werdende Sinnlichkeit erstickte, nämlich den, sich mit den Begebenheiten, die mich in meinen Büchern am meisten

interessiert hatten, zu nähren, mir diese zurückzurufen, zu verändern, zusammenzusetzen, sie so mir zuzueignen, daß ich eine der eingebildeten Personen ward und mich immer in den für meinen Geschmack angenehmsten Lagen erblickte, so daß es mir endlich gelang, in dem erdichteten Zustande, in den ich mich ganz zu versetzen wußte, meinen wirklichen, der mir so sehr mißfiel, zu vergessen. Diese Liebe zu erdichteten Gegenständen und die Gewohnheit, mich unaufhörlich mit ihnen zu beschäftigen, machten mir endlich alles, was mich umgab, zuwider und bestimmten jene Neigung zur Einsamkeit, die mir seitdem geblieben ist. Man wird in der Folge mehr als einmal die seltsamen Wirkungen dieses dem Anschein nach so düsteren und misanthropischen Hanges sehen, der aber in der Tat aus einem zu leidenschaftlichen, liebenden, zärtlichen Herzen fließt, welches, da es keine ihm ähnlichen Wesen antrifft, gezwungen wird, sich mit eingebildeten zu nähren. Für jetzt sei es genug, den Ursprung und die Grundursache eines Hanges angedeutet zu haben, der alle meine Leidenschaften umgewandelt hat und da, wo er eine durch die andere beschränkte, mich stets durch zu glühende Begierden zum Handeln zu träge machte.

Unruhig über alles und mit mir selbst unzufrieden, ohne Neigung zu meinem Stande, ohne die Freuden meines Alters, von Begierden, deren Gegenstand mir unbekannt war, gefoltert, weinte ich ohne Ursache, seufzte, ohne zu wissen worüber. Kurz, meine Chimären zärtlich liebkosend, da ich nichts Besseres um mich her erblickte, erreichte ich mein sechzehntes Jahr. Des Sonntags nach der Predigt holten mich meine Kameraden ab, mich mit ihnen zu belustigen. Ich wäre ihnen gerne entwischt, wenn ich gekonnt hätte, aber war ich einmal bei ihren Spielen im Gange, so war ich hitziger und ging weiter als irgendeiner, schwer anzuregen und schwer wieder zurückzuhalten. Dies war meine beständige Anlage zu allen Zeiten. Bei unseren Spaziergängen außerhalb der Stadt ging ich immer vorwärts, und dachten andere nicht für mich daran, so fiel mir niemals der Rückweg ein. Zweimal hatte ich schon dafür büßen müssen; die Stadttore wurden verschlossen, ehe ich sie erreichen konnte. Man kann sich vorstellen, wie ich den folgenden Tag behandelt

wurde, und das zweitemal wurde mir fürs dritte eine solche Aufnahme versprochen, daß ich nicht ratsam fand, mich derselben auszusetzen. Dieses so gefürchtete dritte Mal kam aber dennoch. Meine Wachsamkeit wurde durch einen verwünschten Hauptmann, der Minutoli hieß und immer das Tor, an dem er Wache hatte, eine halbe Stunde eher als die anderen zumachen ließ, hintergangen. Ich kam mit zwei Kameraden zurück, eine halbe Meile vor der Stadt höre ich zum Zapfenstreich blasen, ich verdopple meine Schritte, nun höre ich trommeln, ich laufe, was ich laufen kann und komme außer Atem, über und über naß, ans Tor; das Herz schlägt mir, ich sehe von weitem die Soldaten auf ihrem Posten, eile hinzu, schreie mit erstickter Stimme; es ist zu spät: zwanzig Schritt vom ersten Posten sehe ich die Brücke aufziehen. Mit Schaudern sah ich die fürchterlichen Balken, diese traurige und unglückliche Vorbedeutung meines unvermeidlichen Schicksals, hoch in der Luft.

In der ersten Wut meines Schmerzes warf ich mich auf den Wall und biß in die Erde. Meine Kameraden, die über ihr Unglück lachten, ergriffen ihre Maßregeln augenblicklich. Ich ergriff die meinigen auch, aber auf eine ganz andere Art. Ich schwur auf der Stelle, nie wieder zu meinem Herrn zurückzukehren. Den anderen Morgen, da sie nach Toresaufschluß in die Stadt zurückgingen, sagte ich ihnen ein Lebewohl auf immer und ersuchte sie bloß, meinen Vetter Bernard von dem Entschluß, den ich gefaßt, und von dem Ort, wo er mich noch einmal sehen könne, heimlich zu benachrichtigen.

Seit ich in die Lehre gekommen und getrennt von ihm war, sah ich ihn weniger. Noch eine Zeitlang kamen wir alle Sonntage zusammen, aber unvermerkt nahm ein jeder einen anderen Weg und wir trafen uns seltener. Ich bin überzeugt, daß seine Mutter das Ihrige zu dieser Veränderung beitrug. Er war ein vornehmes Kind, ich ein schlechter Lehrling. Unerachtet unserer Geburt war keine Gleichheit mehr zwischen uns; mit mir umzugehen, hieß sich herabsetzen. Indes hörte doch die Verbindung nicht ganz unter uns auf, und da er von Natur ein gutes Herz hatte, so folgte er trotz der Lehren seiner Mutter diesem Herzen doch zuweilen. Von

meinem Entschluß unterrichtet eilte er zu mir, nicht um ihn mir auszureden oder Teil daran zu nehmen, sondern meine Flucht durch kleine Geschenke zu erleichtern, denn meine eigenen Hilfsquellen konnten mich eben nicht sehr weit bringen. Je mehr ich über die Art seines Betragens gegen mich nachgedacht habe, umsomehr bestärkte ich mich in der Meinung, daß er den Eingebungen seiner Mutter und vielleicht seines Vaters folgte. Denn es ist nicht möglich, daß er von sich aus nicht einige Versuche, mich zurückzuhalten oder mir zu folgen, gemacht haben sollte. Dies tat er aber keineswegs. Er munterte mich vielmehr zu meinem Vorhaben auf, anstatt es mir auszureden. Da er mich völlig entschlossen sah, verließ er mich ohne sonderliche Tränen. Wir haben uns nie wieder gesehen oder uns geschrieben, und es tut mir leid. Er war von einem wirklich guten Charakter; wir wären, einander zu lieben, geschaffen gewesen.

Flucht aus der Heimat.

1728. So traurig mir der Augenblick schien, in dem die Angst mir den Entschluß, zu entfliehen, eingab, so reizend war mir dessen Ausführung. Ich war noch zu kindisch, um einzusehen, was es hieß, mein Vaterland zu verlassen und mit ihm meine Verwandtschaft, alle meine Stützen, jede meiner Hilfsquellen, dazu eine unvollendete Lehrzeit, ohne mein Gewerbe, von dem ich mich hätte ernähren können, hinlänglich zu verstehen. Die Freude über die Unabhängigkeit, die ich jetzt erlangt zu haben glaubte, war mein stärkstes Gefühl. Frei und ganz mein eigener Herr, glaubte ich alles unternehmen, alles erreichen zu können; meiner Meinung nach durfte ich mich nur in die Höhe schwingen, um hoch in den Lüften fliegen zu können. Ich ging mit der frohen Gewißheit in die weite Welt, daß es mir gar nicht fehlen konnte; meine Verdienste mußten bald in derselben bekannt werden. Bei jedem Schritt mußte ich Freudenfeste, Schätze, Abenteuer, bereitwillige Freunde und Damen, die sich um meine Gunst bewarben, antreffen. Um die ganze weite Welt aufmerksam auf mich zu machen, brauchte ich mich nur zu zeigen; doch nein, die ganze Welt nicht, ich überhob sie auf gewisse Weise dieser Bemühung, denn so viel hatte ich ja gar nicht nötig. Eine reizende ausgesuchte Gesellschaft genügte mir ja; was kümmerten mich dann die übrigen! Meine Mäßigung schränkte mich in einen engeren, aber über die Maßen anziehend gewählten Bezirk, in dem ich sicher war zu herrschen, ein. Ein einziges Schloß, in dem ich der Liebling des Besitzers und seiner Dame, der Liebhaber der Tochter, der Freund des Bruders und Beschützer der Nachbarn war, schien meinem Ehrgeiz genug; dann wäre ich zufrieden und wünschte weiter nichts.

In dieser bescheidenen Erwartung irrte ich einige Tage um die Stadt herum und kehrte bei einigen Bauern, die ich kannte, ein, die mich mit größerer Güte empfingen, als die zierlichsten Städter mir erwiesen haben würden. Sie nahmen mich auf, beherbergten mich und speisten mich mit

einer Gutwilligkeit, die sich dies alles nicht einmal zum Verdienst anrechnete. Dies konnte nicht Almosengeben heißen, denn sie stellten sich bei weitem nicht vornehm genug dabei an.

Nach vielem Umherziehen und Herumstreifen geriet ich endlich nach Consignon, einem Orte in Savoyen, zwei Meilen von Genf. Der Pfarrer daselbst hieß Herr von Pontverre. Ich besuchte ihn, er nahm mich freundlich auf, sprach viel von dem ketzerischen Genf, von der obersten Gewalt der heiligen Mutter Kirche und gab mir zu Mittag zu essen. Ich fand gegen Beweise, die einen so guten Schlußpunkt hatten, wenig einzuwenden, und ich urteilte, daß Pfarrer, die mir gut zu essen gäben, wenigstens so vorzüglich als unsere Prediger sein müßten. Ob Herr von Pontverre gleich ein Edelmann war, so war ich gewiß gelehrter als er, aber ich war ein zu höflicher Gast, um ein so guter Theologe zu sein wie er. Sein Wein von Frangy, der mir vortrefflich vorkam, argumentierte so siegreich für ihn, daß ich errötet wäre, einen so freundlichen Wirt zum Stillschweigen zu bringen. Ich gab also nach, oder vielmehr widersprach ihm nicht ins Gesicht. Was konnte Herr von Pontverre davon haben, daß er mich aufnahm, mir so gut begegnete, mich überzeugen wollte? Er handelte lediglich zu meinem Besten, mein junges Herz fühlte das, Dankbarkeit und Ehrfurcht nahmen es für den guten Priester ein. In diesem Betragen war nichts Geheucheltes, denn meine Religion verändern zu wollen, kam mir schlechterdings nicht in den Sinn. Ich war weit entfernt, mit diesem Gedanken vertraut zu werden, betrachtete ihn vielmehr mit einem Abscheu, der ihn auf lange Zeit von mir entfernen mußte; ich wollte nur bloß die nicht erzürnen, die mir in dieser Absicht schmeichelten, und mir ihr Wohlwollen dadurch erhalten, daß ich ihnen die Hoffnung eines glücklichen Fortgangs nicht benahm, indem ich weniger abgeneigt schien, als ich in der Tat mich fühlte.

Herr von Pontverre machte sich, statt mich zu den Meinigen zurückzuschicken, die Begierde, die ich zeigte, mich von ihnen zu entfernen, zunutze, um mir die Rückkehr unmöglich zu machen, wäre mir je die Lust dazu in den Sinn gekommen. Es war alles in der Welt zu wetten, daß ich

künftig entweder elend umkommen oder ein Taugenichts werden mußte. Von dieser Seite sah er aber die Sache nicht an, sondern er sah bloß eine Seele, die er der Ketzerei entriß und dem Schoß der Kirche wieder zuführen konnte. „Gott ruft Sie zu sich," sagte mir Herr von Pontverre. „Zu Annecy ist eine gute, mitleidige Dame, die durch die Wohltaten des Königs in den Stand gesetzt ist, andere arme Seelen den Irrtümern, aus denen sie selbst zurückkehrte, zu entreißen; zu dieser wenden Sie sich!" Er meinte Frau von Warens, eine Neubekehrte, die eine Pension von 2000 Gulden, welche sie von dem König von Sardinien erhielt, auf Betreiben der Priester mit dem liederlichen Gesindel, das seinen Glauben verkauft, hatte teilen müssen. Ich fühlte mich durch den Gedanken an eine gute, barmherzige Dame, deren ich bedürfte, sehr gedemütigt. Daß man mir meinen Lebensunterhalt gab, war mir zwar ganz recht, aber nicht, daß man mir eine Barmherzigkeit erwies, auch hatte eine Fromme nichts Anziehendes für mich. Indes, durch Herrn von Pontverre und durch den Hunger, der mir auf den Fersen folgte, angetrieben, einesteils auch froh, eine Reise und ein Ziel vor mir zu haben, entschließe ich mich, obwohl nicht ohne alle Bedenken, und gehe nach Annecy ab. Ich konnte ganz bequem in einem Tage dort sein, aber ich nahm mir Zeit und brachte drei auf dem Wege zu. Sah ich rechts oder links ein Schlößchen liegen, so ging ich darauf zu, gewiß, das Abenteuer, das ich erwartete, darin anzutreffen. Ich wagte aber nicht, hineinzugehen oder anzuklopfen, denn ich war sehr schüchtern. Dafür sang ich unter den ansehnlichsten Fenstern und war sehr verwundert, wenn ich mir beinahe die Lunge ausgeschrien hatte, weder Dame noch Jungfrau durch die Schönheit meiner Stimme oder den Geist meiner Lieder herbeigelockt erscheinen zu sehen, da ich doch ganz zum Bewundern schöne Lieder, die ich von meinen Kameraden gelernt hatte, wußte und sie denn auch ganz zum Bewundern schön absang.

Endlich komme ich zu Annecy an und sehe Frau von Warens. Dieser Augenblick meines Lebens hat über meinen Charakter entschieden. Ich kann mich daher nicht entschließen, leicht darüber hinwegzuschlüpfen. Ich war in

meinem sechzehnten Jahre. Ohne gerade, was man einen schönen Jungen nennt, zu sein, war ich sehr gut gewachsen, hatte einen kleinen Fuß und gut gebaute Beine. Ein ungezwungenes Aussehen, eine lebhafte Physiognomie, einen kleinen Mund, schwarze Haare und Brauen, Augen endlich, die etwas tief lagen, aus denen aber alles Feuer meines hitzigen Temperaments strahlte. Unglücklicherweise wußte ich von alledem nichts und es ist mir in meinem ganzen Leben nicht eingefallen, an meine Gestalt zu denken, als bis es zu spät war, um einigen Vorteil daraus zu ziehen. Ich verband mit der Blödigkeit der Jugend alle Schüchternheit eines verliebten und immer durch die Furcht, zu mißfallen, beunruhigten Temperaments. War mein Verstand gleich nicht ohne alles Anziehende, so war ich doch auch nie unter Menschen gekommen, und es fehlte mir durchaus an Manieren. Anstatt daß meine Kenntnisse dies ersetzen sollten, machten sie mich nur noch blöder, weil ich durch sie fühlte, wie vieles mir abging.

Da ich also fürchten mußte, daß meine erste Aufwartung nicht zu meinem Vorteil einnehmen möchte, so ergriff ich meine Maßregeln anders. Ich schrieb einen schönen Brief im Rhetorenstil, flickte Phrasen aus Büchern mit Lehrjungenredensarten zusammen und hißte alle Segel meiner Beredsamkeit, das Wohlwollen der Frau von Warens zu fesseln. Dann schloß ich den Brief des Herrn von Pontverre in den meinigen, und so gerüstet ging ich zu dieser furchtbaren Audienz. Ich fand Frau von Warens nicht zu Hause; man sagte mir, sie sei eben in die Kirche gegangen. Es war der Palmsonntag des Jahres 1728. Ich laufe ihr nach, hole sie bald ein und rede sie an. — — — Ich erinnere mich noch der Stelle, die ich nachher oft mit meinen Tränen benetzt und meinen Küssen bedeckt habe.

Es war ein Durchgang hinter ihrem Hause, zwischen einem Bach zur Rechten, der es von dem Garten trennte, und der Hofmauer zur Linken; dieser führte durch eine Hintertür in die Kirche der Franziskanermönche. Frau von Warens wollte eben durch diese Türe hineingehen, als sie sich, da ich sie anredete, nach mir umsah — oh, wie ward mir bei diesem Anblick! Ich hatte mich darauf gefaßt ge-

macht, eine alte, recht mürrische Frömmlerin zu finden; die gute Dame des Herrn von Pontverre konnte meinem Bedünken nach nichts anderes sein. Und nun werde ich durch ein Gesicht voll Anmut, ein paar blaue, schmachtende Augen, eine blendend schöne Farbe und den reizvollsten Busen überrascht. Nichts von allem diesem entging dem schnellen Blick des jungen Proselyten; denn in dem Augenblick war ich der ihrige, ganz überzeugt, daß eine Religion, durch solche Missionare gepredigt, geradezu ins Paradies führen müsse. Lächelnd nahm sie den Brief, den ich ihr mit zitternder Hand darreichte, öffnete ihn, übersah mit einem Blick den Brief des Herrn von Pontverre, las den meinigen ganz durch und hätte ihn noch einmal gelesen, wenn ihr Bedienter sie nicht erinnert hätte, daß es Zeit sei, hineinzugehen. „Ei, mein Kind," sagte sie in einem Ton, der mich freudig durchschauerte, „du streifst schon sehr jung im Land herum. Das ist in der Tat schade —" Ohne meine Antwort zu erwarten, setzte sie hinzu: „Wart' in meinem Hause auf mich und sag, daß man dir ein Frühstück gebe; nach der Messe will ich weiter mit dir reden."

Luise Eleonore von Warens stammte aus dem alten und edlen Geschlecht von La Tour de Peilz aus Vevey, einem Städtchen im Wadtland. Sie war sehr jung an den Herrn von Warens aus dem Hause Loys, den ältesten Sohn des Herrn von Villardin aus Lausanne, verheiratet worden. Diese Ehe, aus der keine Kinder entsprossen, war nicht sehr glücklich gewesen. Frau von Warens, durch irgend einen häuslichen Verdruß aufgereizt, nahm die Zeit wahr, da der König Victor Amadeus zu Evian sich aufhielt, um über den See zu kommen, und warf sich diesem Fürsten zu Füßen. Sie verließ also ihr Vaterland durch eine Unbesonnenheit, die der meinigen gleichkam, und die sie zu bereuen nachher Zeit genug hatte. Der König, der gern den eifrigen Katholiken vorstellen wollte, nahm sie in Schutz, gab ihr eine Pension von 1500 piemontesischen Livres, was für einen so sparsamen Fürsten nichts Geringes war; da er aber merkte, daß man ihn nach dieser Aufnahme für verliebt in sie hielt, schickte er sie unter Begleitung seiner Leibwache nach Annecy,

wo sie unter der Anleitung des Gabriel von Berner, Titularbischofs von Genf, in dem Kloster der Heimsuchung Mariae ihre Religion abschwur.

Sie war sechs Jahre daselbst, als ich dahin kam, und sie war damals achtundzwanzig, denn sie ging mit der Jahreszahl. Ihre Schönheit war von der Gattung, die sich lange erhält, weil sie mehr im Ausdruck als in bestimmten Zügen liegt, auch war sie noch durchaus in ihrem ersten Glanz. Sie hatte eine zärtliche, schmeichelnde Miene, einen sehr sanften Blick, ein ganz himmlisches Lächeln, einen Mund, ungefähr wie der meinige, ihr aschblondes Haar, das von ungewöhnlicher Schönheit war, trug sie nachlässig in die Höhe gesteckt, was ihr einen besonderen Reiz gab. Sie war von kleiner, beinahe zu kleiner Gestalt, ein wenig stark in den Hüften, jedoch ohne unförmlich zu sein. Aber es war unmöglich, einen schöneren Kopf, schöneren Busen, schönere Hände und Arme zu sehen.

Ihre Erziehung war sehr ungleichartig gewesen; sie hatte wie ich ihre Mutter bei ihrer Geburt verloren und ohne viel Wahl ihren Unterricht, wie er sich dargeboten hatte, erhalten. Sie hatte einiges von ihrer Gouvernante, etwas von ihrem Vater, manches von ihren Lehrmeistern, am meisten aber von ihren Liebhabern gelernt. Insonderheit von einem gewissen Herrn von Tavel, der viel Geschmack und viel Kenntnisse besaß und der Geliebten seines Herzens beides mitteilte. Aber so verschiedene Methoden waren eine der anderen im Wege und die Verworrenheit, die sie selber hineinbrachte, verhinderte, daß ihre verschiedenen Kenntnisse ihren von Natur richtigen Verstand mehr erweiterten. Ob sie also gleich einige philosophische und physische Kenntnisse besaß, so hatte sie dennoch die Vorliebe ihres Vaters für die empirische Arzneikunde und Alchymie mit angenommen, sie verfertigte Elixiere, Tinkturen, Balsame, Magisterien und gab vor, viel Arkane zu besitzen. Marktschreier und Schwätzer bemächtigten sich ihrer, brachten sie um das Ihrige, und ihre Reize, Talente und Verstand, welche die Wonne der besten Gesellschaften hätten sein können, verrauchten zwischen Schmelztiegeln und Spezereien.

Wenn aber schon niederträchtige Betrüger sich ihre übel

gerichtete Erziehung, ihre Vernunft zu umwölken, zunutze machten, so blieb ihr treffliches Herz doch über alle diese Prüfung erhaben und blieb sich stets gleich. Ihr liebevoller und sanfter Charakter, ihr Mitgefühl gegen Unglückliche, ihre unerschöpfliche Güte, ihre muntere und offene Gemütsart erlosch nie, selbst bei der Annäherung des Alters, unter dem Druck der Armut, des Jammers und mannigfaltiger Leiden nicht, und die Heiterkeit ihrer schönen Seele erhielt ihr bis an das Ende ihres Lebens alle Fröhlichkeit ihrer schönsten Lebenstage.

Ihre Verirrungen entsprangen aus einer unerschöpflichen Tätigkeit, die ohne Unterlaß nach Beschäftigung verlangte. Weibliche Intriguen waren nicht nach ihrem Sinn, es mußten Unternehmungen sein, die sie anordnen und lenken konnte. Sie war zu großen Geschäften geboren. Frau von Longueville wäre an ihrer Stelle nur eine Kleinigkeitskrämerin gewesen, sie an der Frau von Longueville Stelle hätte den Staat regiert. So waren ihre Talente nicht an ihrem rechten Ort; was in einer hohen Stellung ihren Ruhm begründet hätte, gereichte ihr in der ihrigen zum Verderben. In Dingen, die sie unternehmen wollte, entwarf sie jedesmal in ihrem Kopf einen passenden Plan und übersah ihren Gegenstand im Großen. Daher bediente sie sich solcher Mittel, die mehr zu ihren Absichten als zu ihren Kräften im Verhältnis standen, so scheiterte sie, weil diese nicht ausreichten, und wenn ihr Projekt fehlschlug, war sie zugrunde gerichtet, wo ein anderer beinahe nichts verloren hätte. Diese Neigung zu Geschäften, die ihr so verderblich ward, gab ihr wenigstens, da sie ins Kloster sich zurückzog, den wahren Vorteil, daß sie es nicht übers Herz bringen konnte, ihre übrigen Tage dort zu verbringen, wie sie einigemale in Versuchung war, es zu tun. Ihre Gottesfurcht war zu gründlich, um sich durch Gebärden zu äußern und sich an dieser Äußerung genügen zu lassen. Überließ sich diese liebenswürdige Frau nicht all den kleinen Gebräuchen der Andacht, die einer Neubekehrten unter der Aufsicht eines Prälaten anzustehen schienen, so war es bei ihr nicht Mangel an Eifer. Sie ist nicht allein als eine gute Katholikin gestorben, sondern hat auch als eine solche mit aufrichtigem Herzen ge-

lebt, und ich, der ich glaube, im Innersten ihrer Seele gelesen zu haben, kann Bürge sein, daß sie lediglich aus Abscheu vor affektierter Andächtelei vermied, öffentlich die Andächtige vorzustellen.

Diejenigen, die eine heimliche Übereinstimmung der Seelen leugnen, mögen es erklären, wenn sie können, wie bei der ersten Zusammenkunft, mit dem ersten Wort, durch den ersten Blick Frau von Warens mir nicht allein die lebhafteste Anhänglichkeit, sondern auch das vollkommenste Zutrauen, das sich nie verleugnet hat, einflößen konnte. Gesetzt, was ich für sie empfand, sei wirklich Liebe gewesen — was dem, der die Geschichte unserer Verbindung verfolgen wird, wenigstens zweifelhaft vorkommen mag, — wie begleiteten dann diese Leidenschaft gleich in ihrem ersten Entstehen Empfindungen, die sonst mit ihr am wenigsten verbunden sind: der Friede und die Stille des Herzens, Heiterkeit, Sorglosigkeit und Beständigkeit? Woher nahte ich mich zum erstenmal einer feinen, blendend liebenswürdigen Frau, einer Dame, deren Stand so hoch über dem meinigen erhaben war und dergleichen ich nie gesprochen hatte, derjenigen, von der mein Schicksal auf gewisse Weise durch den größeren oder geringeren Anteil, so sie daran nehmen würde, abhing, woher, sage ich, konnte ich gleich in den ersten Augenblicken so frei, so leicht mit ihr umgehen, als wäre ich ihres Beifalls schon im voraus gewiß gewesen? Warum war ich nicht einen Augenblick in der zwangvollen, blöden Verlegenheit? Von Natur so schamhaft und verzagt, ohne alle Weltkenntnis, wie ich war, wie konnten mir von dem ersten Tage, ja von der ersten Minute an diese leichten Manieren, diese zärtliche Sprache, dieser herzliche Ton so eigen werden als zehn Jahre nachher, da die größte Vertraulichkeit ihn mir zur anderen Natur gemacht hatte? Gibt es Liebe, ich sage nicht ohne Verlangen, denn das spürte ich, aber ohne Unruhe, ohne Eifersucht? Will man nicht wenigstens der Gegenliebe des geliebten Gegenstandes versichert sein? Diese Frage ist mir so wenig jemals in den Sinn gekommen, als mich selbst zu fragen, ob ich mich liebte, und nie war sie hierin neugieriger als ich. Freilich lag in meinen Empfindungen für diese unvergleichliche Frau etwas

Sonderbares, und man wird in der Folge Seltsamkeiten, die man jetzt gewiß nicht erwartete, darin finden.

Die Frage entstand, was nun weiter aus mir werden solle. Um mit mehr Muße darüber reden zu können, behielt sie mich zum Mittagessen. Dies war in meinem Leben die erste Mahlzeit, bei der es mir an Eßlust fehlte, und ihre Kammerfrau, die uns bediente, machte auch die Bemerkung, daß ich der erste Reisende meines Alters und von meiner Gattung wäre, dem es daran zu mangeln schien. Diese Bemerkung schadete mir eben nicht bei ihrer Herrschaft, sie fiel aber auf einen starken Kerl, der mit uns speiste, zurück, und der eine gute Mahlzeit für sechs Personen allein verschlang. Ich konnte vor Entzücken nichts genießen. Mein Herz nährte sich mit einer ganz neuen Empfindung und beschäftigte mein ganzes Wesen so damit, daß meine Lebensgeister für keine andere Funktion wirksam sein konnten.

Frau von Warens wollte alle Umstände meiner kleinen Lebensgeschichte wissen. Bei der Erzählung belebte mich wieder jenes Feuer, das bei meinem Meister in mir ganz verloschen war. Je mehr sich diese treffliche Seele für mich interessierte, umsomehr beklagte sie das Schicksal, dem ich mich aussetzen wollte. Ihre zärtliche Teilnahme leuchtete aus ihrem ganzen Wesen, ihren Blicken und Bewegungen hervor; sie wagte es aber nicht, mir zuzureden, daß ich nach Genf zurückkehren möchte. In ihrer Lage wäre dies ein Verbrechen wider den Katholizismus gewesen, und es war ihr nicht unbekannt, wie man sie bewachte und alle ihre Reden abwog. Sie sprach aber so beweglich über die Betrübnis meines armen Vaters, daß man wohl sah, sie würde es gebilligt haben, wenn ich zurückgekehrt wäre, ihn zu trösten. Sie wußte nicht, wie sehr sie selbst, ohne daran zu denken, durch ihre Art zu sprechen den Eindruck ihrer Reden vernichtete, denn abgesehen davon, daß mein Entschluß schon gefaßt war, drang, je beredter, je überzeugender sie sprach, mir die Weise, wie sie es sagte, desto tiefer ins Herz und machte mir desto mehr den Entschluß, mich von ihr loszureißen, unmöglich. Ich fühlte es, daß nach Genf zurückkehren zwischen ihr und mir eine beinahe unübersteigliche Kluft befestigen hieß, es sei denn, daß ich denselben Schritt noch ein-

mal tat, bei dem es doch besser war, jetzt gleich zu beharren. Es blieb also dabei. Frau von Warens fand, daß ihre Bemühungen vergeblich waren, und ließ ab, um sich nicht vielleicht Verdruß zuzuziehen. Sie setzte aber mit einem Blick voll Mitleid hinzu: „Armer Kleiner, du sollst gehen, wohin Gott dich ruft; aber wenn du erwachsen sein wirst, wirst du dich meiner erinnern." Sie dachte damals wohl selbst nicht, daß diese Weissagung so grausam erfüllt werden sollte.

Die Schwierigkeit, wie ich so jung außerhalb meines Vaterlands würde fortkommen können, blieb indessen immer dieselbe, denn ich war nach einer kaum halbvollendeten Lehre weit entfernt, mein Handwerk zu verstehen. Und hätte ich es verstanden, so ist Savoyen ein viel zu armes Land, um Künste zu ernähren. Der Kerl, der mit uns speiste, gab, da er eben seinen Kinnladen einige Ruhe vergönnen mußte, einen Rat, den ihm, wie er sagte, der Himmel eingab, der aber, nach seinem Erfolge zu urteilen, von einer sehr entgegengesetzten Seite herrührte. Ich sollte nämlich nach Turin gehen, wo ich in einer Anstalt zum Unterricht der Katechumenen durch die Wohltätigkeit frommer Seelen einen mir anstehenden Aufenthalt fände, und, wie er sagte, für mein leibliches und geistliches Leben gesorgt finden würde, bis ich dem Schoß der Kirche einverleibt wäre. „Was die Unkosten anlangt," fuhr er fort, „so werden Seine Gnaden, der Herr Bischof, nicht unterlassen, wenn Madame ihm dies heilige Werk vorschlägt, mitleidigst dazu beitragen zu wollen, und die Frau Baronin, die so mildtätig ist" — indem er sich über seinen Teller verneigte — „wird es sicherlich auch mit herzlicher Freude aufs möglichste unterstützen."

Ich fand alle diese Mitleidserweise sehr hart, mein Herz war zusammengepreßt, ich sagte nichts. Frau von Warens, ohne dieses Projekt mit so vielem Eifer, als er es darbot, aufzunehmen, antwortete bloß, ein jeder müsse zum Guten nach seinem Vermögen beitragen und sie würde mit dem Herrn Bischof darüber sprechen. Der verwünschte Kerl aber, der wohl fürchten mußte, sie möchte nicht nach seinem Sinn davon reden, und der sein heimliches Interesse dabei hatte, nahm die Almoseniere vorher schon ein und bearbeitete die ehrlichen Priester so gut, daß Frau von Warens, welche

diese Reise für mich fürchtete, als sie mit dem Bischof darüber sprechen wollte, die ganze Sache schon völlig abgemacht fand. Er händigte ihr sogar zu gleicher Zeit das zu meinem Zehrpfennig bestimmte Geld ein. Sie durfte nicht darauf bestehen, daß ich bleiben sollte, denn ich näherte mich einem Alter, bei welchem eine Frau von dem ihrigen mich anstandshalber nicht wohl bei sich behalten konnte.

Da nun meine Reise durch diejenigen, die für mich sorgten, so angeordnet war, so mußte ich mich unterwerfen, und ich tat es ohne sonderlichen Widerwillen. Lag Turin gleich entfernter als Genf, so urteilte ich doch, jenes müßte als die Hauptstadt in einer genaueren Verbindung mit Annecy stehen als die Stadt eines fremden Staats und einer anderen Religion, und da ich aus Gehorsam gegen Frau von Warens abreiste, so betrachtete ich mich, als lebte ich immer unter ihrer Aufsicht; dies wollte denn mehr besagen, als bloß in ihrer Nachbarschaft leben. Endlich schmeichelte auch die Vorstellung einer weiten Reise meiner Begierde, umherzuziehen, die sich schon zu zeigen anfing. Es kam mir herrlich vor, in meinen Jahren schon über das Gebirge zu ziehen und mich um die ganze Alpenhöhe über meine Kameraden zu schwingen. Reisen ist eine Lockung, der so leicht kein Genfer widersteht, ich willigte also ein. Der Bauer und seine Frau sollten in einigen Tagen abgehen, ich wurde ihnen anvertraut und bestens empfohlen. Mein Geldvorrat, den Frau von Warens noch verstärkte, wurde ihnen übergeben, überdies gab sie mir noch heimlich einen kleinen Zuschuß, dem sie weitläufige Anweisungen über mein Verhalten beifügte, und so reisten wir den Mittwoch vor Ostern ab.

Den Weg brachte ich angenehmer zu, als ich zu erwarten Ursache hatte, und mein Bauer war nicht so griesgrämig wie er aussah. Er war ein Mann von mittlerem Alter, trug sein schwarzes, ins Grau übergehende Haar in einem Zopf, hatte ein grenadiermäßiges Aussehen, eine starke, männliche Stimme, war ziemlich lustig, ging einen guten Schritt, aß noch besser und trieb allerlei Gewerbe, weil er keines verstand. Er hatte, glaube ich, vorgeschlagen, ich

weiß nicht was für eine Manufaktur zu Annecy anzulegen. Frau von Warens konnte nicht umhin, sich in dies Projekt einzulassen, und um es dem Minister angenehm zu machen, unternahm er aus einer fremden Tasche die Reise nach Turin. Unser Mann hatte eine große Anlage zu Intrigen, indem er sich immer hinter die Priester steckte und eine besondere Dienstbeflissenheit für sie vorgab. Aus ihrem Umgang hatte er ein gewisses andächtiges Geschwätz gelernt, dessen er sich beständig bediente, und er bildete sich ein, ein großer Prediger zu sein. Er wußte sogar eine lateinische Stelle der Bibel, und das war so viel als wüßte er deren hundert, weil er sie wohl hundertmal des Tages wiederholte. Übrigens, solange er bei anderen Geld spürte, fehlte es ihm selten an etwas. Mehr gewandt als betrügerisch, schwatzte er in einem Werberton seine Kapuzinerpredigten her und glich dem Einsiedler Peter, der das Kreuz mit dem Säbel an der Seite predigte. Was seine Gattin, Frau Sabran, betrifft, so war sie eine ganz gute Frau, ruhiger am Tage als in der Nacht.

Ich machte mich also fröhlich mit meinem andächtigen Führer und seiner schlaflosen Gefährtin auf den Weg. Kein Zufall störte unsere Reise; ich war an Geist und Leib in der glücklichsten Verfassung, in der ich Zeit meines Lebens gewesen war. Jung, kräftig, gesund, sorglos und voll Vertrauen in mich und andere, befand ich mich in dem kurzen aber köstlichen Zeitpunkt des Lebens, wo die Fülle der Kraft sozusagen unser ganzes Wesen in unser Empfindungsvermögen ergießt und in unseren Augen die ganze Natur durch das Glück unseres eigenen Daseins verschönert. Die süße Bangigkeit meines Herzens war jetzt, da sie einen Gegenstand hatte, weniger schwankend und heftete meine Einbildungskraft auf einen Punkt. Ich betrachtete mich ganz als das Werk, den Zögling, den Freund, ja beinahe als den Liebhaber der Frau von Warens. Dies wiegte mich in süße Schwärmereien und keine Furcht, keine ängstliche Besorgnis über mein Schicksal störte mich. Alle Gegenstände, die ich erblickte, schienen mir Bürgen meines nahen Glücks zu sein, in den Häusern dachte ich mir ländliche Feste, auf den Wiesen jugendliche Spiele, längs den Gewässern Bäder,

Spaziergänge und Fischfang, auf den Bäumen köstliche Früchte, in ihrem Schatten süße Umarmungen, auf den Bergen Kübel voll Milch und Rahm, einen reizenden Müßiggang, den Frieden, die Einfalt der Sitten und das Vergnügen, zu gehen, ohne zu wissen, wohin. Kurz, was mir in die Augen fiel, gab meinem Herzen einen neuen Anreiz zum Genuß. Die Größe, die Mannigfaltigkeit, die wirkliche Schönheit der Bilder machte diesen Anreiz der Vernunft würdig. Selbst die Eitelkeit mischte sich darein: so jung nach Italien zu gehen, so viel schon gereist zu sein, schien mir ein über meine Jahre erhabener Ruhm. Zu dem allem kamen nun noch häufige und gute Stationen, treffliche Eßlust und die Mittel, sie zu befriedigen; denn in Wahrheit, es lohnte nicht der Mühe, mir etwas abgehen zu lassen, weil gegen die Mahlzeiten, die Herr Sabran hielt, die meinigen in gar keinen Betracht kamen.

Ich erinnere mich nicht, mein ganzes Leben hindurch einen Zeitraum so durchaus kummer- und sorgenlos hingebracht zu haben, als die sieben oder acht Tage, die wir auf dieser Reise zubrachten. Die kleineren Schritte der Frau Sabran, nach welchen wir die unsrigen einrichten mußten, machten sie zu einem langen Spaziergang. Dieses Andenken hat mir den lebhaftesten Geschmack an allem, was sich darauf bezieht, besonders am Gebirge und am Reisen zu Fuß erhalten. In den glücklichsten Tagen meines Lebens bin ich immer zu Fuß gewandert und immer mit herzlicher Freude.

Meinen Verdruß, so bald schon in Turin anzukommen, milderte das Vergnügen über den Anblick einer großen Stadt und die Hoffnung, daß ich bald darin eine meinen Verdiensten angemessene Figur machen würde, denn schon stiegen mir die Dünste des Ehrgeizes zu Kopfe, schon hielt ich mich für unendlich erhaben über meinen vorigen Lehrjungenzustand und ich ahnte nicht, daß ich in kurzer Zeit weit unter denselben sinken sollte.

Mein kleiner Zehrpfennig war fort. Ich hatte davon geschwatzt und meine Unbesonnenheit blieb von meinen Führern nicht unbenutzt. Frau Sabran fand sogar einen Weg, mir ein Silberband zu entreißen, das mir Frau von Warens an meinen Degen geknüpft hatte und das ich mehr

als alles übrige bedauerte; sie hätte auch sicher den Degen nicht wieder herausgegeben, hätte ich mich weniger widersetzt. Den Weg über hatten sie mich getreulich freigehalten, aber sie hatten mir auch nichts übrig gelassen. Ich kam in Turin ohne Kleider, ohne Geld, ohne Wäsche an und überließ meinen Verdiensten ganz allein alle Ehre des Glücks, das ich zu machen gedachte.

Ich gab die Briefe ab, die ich mitbekommen hatte, und wurde dann sogleich nach der Herberge der Katechumenen gebracht, um dort in der Religion, für die man mir meinen Unterhalt verkaufte, unterrichtet zu werden. Am Eingang war ein großes Tor mit eisernen Stangen, das, sobald ich hindurch war, mit doppelten Schlössern hinter mir verschlossen wurde. Dieser Anfang schien mir eher niederschlagend als angenehm, und ich wollte eben darüber nachdenken, als man mich in ein großes Gemach brachte, worin ich keinen anderen Hausrat sah als am Ende des Zimmers einen hölzernen Altar, worauf ein großes Kruzifix stand. Rings umher vier oder fünf hölzerne Stühle, die ehedem gebohnt gewesen sein mochten, jetzt aber nur noch vom vielen Gebrauch und Anfassen glänzten. In diesem Versammlungssaal traf ich vier oder fünf abscheuliche Straßenräuber, meine Gefährten beim Unterricht, die eher Häscher des Teufels als zukünftige Kinder im Reiche Gottes zu sein schienen. Zwei dieser Nichtswürdigen waren Slawonier, die sich für Juden und Mauren ausgaben und ihr Leben damit zubrachten, durch Spanien und Italien zu ziehen, das Christentum anzunehmen und sich überall taufen zu lassen, wo der damit verknüpfte Gewinn die Mühe verlohnte. Man öffnete noch eine andere eiserne Türe, die einen großen Balkon, der auf den Hof ging, teilte. Durch diese Türe kamen unsere Mitschwestern, die weiblichen Katechumenen herein, die wie ich nicht durch die Taufe, sondern durch eine feierliche Abschwörung wiedergeboren werden sollten. Es waren die schmutzigsten Weibsleute und die häßlichsten Dirnen, die je des Herrn Schafstall verunreinigt hatten. Eine einzige darunter schien mir einigermaßen hübsch und interessant. Sie war etwa in meinem Alter, vielleicht

ein oder zwei Jahre älter, und hatte ein paar schelmische Augen, die oft den meinigen begegneten. Dies flößte mir einiges Verlangen, mit ihr Bekanntschaft zu machen, ein, aber während der zwei Monate, die sie noch in diesem Hause zubrachte, worin sie schon seit drei Monaten lebte, war es mir ganz unmöglich, sie anzureden, so sehr war sie unserer alten Kerkermeisterin empfohlen und von dem heiligen Missionarius besessen, der an ihrer Bekehrung mit mehr Eifer als Eile arbeitete.

Die kleine Gemeinde wurde dem Neuangekommenen zu Ehren versammelt. Man hielt uns eine kleine Ermahnung, mich anzureizen der Gnade, die Gott mir erwiesen, zu entsprechen, und die anderen einzuladen, daß sie für das Heil meiner Seele beten und mich durch ihr Beispiel erbauen möchten. Nachdem dann unsere Jungfrauen in ihre Verschläge zurückgegangen waren, hatte ich Zeit genug, ganz nach meiner Bequemlichkeit über den Zustand zu erstaunen, in dem ich mich befand. Den folgenden Morgen versammelte man uns aufs neue zum Unterricht und da fing ich zum erstenmal an, über den Schritt, den ich tun wollte, und über alles, was mich dahin gebracht hatte, nachzudenken.

Ich wußte von der Religion alles, was ein Kind in meinen Jahren davon wissen konnte. Ich wußte selbst mehr, denn warum soll ich hier meine Gedanken verhehlen? meine Kindheit war nicht Kindheit, ich dachte und empfand immer als Erwachsener, nur, da ich größer wurde, ward ich in die Klasse der übrigen zurückgesetzt, aus der ich bei meiner Geburt herausgehoben war. Man wird lachen, daß ich mich ganz bescheidentlich als ein Wunder ausgebe, aber es sei; wenn man ausgelacht hat, so suche mir einer ein Kind, dem im sechsten Jahre Romane anziehend und fesselnd sind und das sie so außer sich bringen, daß es heiße Tränen dabei vergießt — alsdann will ich meine Eitelkeit lächerlich finden und bekennen, daß ich Unrecht habe.

Man sieht es, denke ich, ein, daß Religion haben bei einem Kinde, ja selbst bei einem Mann nichts anderes heißen kann, als derjenigen anhängen, in der er geboren wurde. Zuweilen wird davon etwas hinweg, selten etwas hinzugetan. Der dogmatische Glaube ist eine Frucht der Erziehung. Außer

den allgemeinen Grundsätzen, nach welchen ich dem Gottesdienst meiner Vorfahren anhing, hatte ich den unserer Stadt besonders eigenen Abscheu vor dem Katholizismus, den man uns als eine greuliche Abgötterei und dessen Geistlichkeit mit den schwärzesten Farben geschildert hatte. Diese Empfindung ging so weit bei mir, daß ich nie das Innere einer Kirche oder einen Priester im Chorhemd erblickte, oder das Geläute einer Prozession hörte, ohne vor Furcht und Schrecken zu schaudern. Dies verlor sich zwar in den Städten, aber in den Landpfarreien, die derjenigen, wo ich es zuerst empfunden hatte, ähnlich waren, hat es mich öfters wieder überfallen. Allerdings, das Andenken der Schmeicheleien, welche die Pfarrer der um Genf liegenden Gegend den Stadtkindern zu machen pflegen, stach wunderlich gegen den Eindruck dieser Empfindung ab. Zu gleicher Zeit, daß mich das Geläute bei der Monstranz in Schrecken setzte, erneuerte die Messe- oder Vesperglocke in mir das Andenken eines Frühstücks oder einer Vesperkost von frischer Butter, Obst und Milch. Das gute Mittagessen des Herrn von Pontverre hatte ebenfalls seine Wirkung nicht verfehlt. Solange ich mir den Papismus nur in Verbindung mit meinem Zeitvertreib und meiner Leckerhaftigkeit dachte, hatte ich mich leicht über das alles getäuscht und mir die Vorstellung, darin leben zu können, geläufig gemacht. Der Gedanke, mich feierlich zu dieser Religion zu bekennen, zeigte sich mir in ferner Zukunft zuerst bei meiner Flucht. In dem jetzigen Augenblick aber war keine Täuschung hierüber mehr möglich; ich sah mit dem lebhaftesten Abscheu die Art von Verpflichtung und ihre unvermeidlichen Folgen, die ich auf mich genommen hatte. Das Beispiel meiner künftigen Mitchristen, die mich umgaben, war nicht dazu angetan, meinen sinkenden Mut zu unterstützen. Ich konnte es mir nicht verhehlen, daß das heilige Werk, welches ich vor hatte, im Grunde die Handlung eines Landstreichers war. Ich fühlte es tief in der Seele, so jung ich noch war, daß, welche Religion auch die wahre sei, ich die meinige verkaufte, und gesetzt, ich wählte auch gut, so würde ich doch im Grunde des Herzens dem heiligen Geist lügen und die Verachtung der Menschen verdienen. Je mehr ich das überlegte, je unwilliger ward ich über mich selbst

und ich beseufzte das Schicksal, das mich bis hierher geworfen hatte, als wäre es nicht ganz mein eigenes Werk gewesen. Diese Betrachtungen wirkten in manchen Augenblicken so stark auf mich, daß ich entflohen wäre, hätte ich nur einen Augenblick die Türe offen gefunden; aber dies war nicht möglich, auch hielt mein Entschluß nicht lange Stich.

Es widerstritten ihm zu viel geheime Wünsche, als daß sie ihn nicht hätten überwinden sollen. Außerdem machte der hartnäckige Entschluß, nicht wieder nach Genf zurückzukehren, die Schande und selbst die Schwierigkeit, über das Gebirge wieder heimwärts zu ziehen, die Verlegenheit, fern von meinem Vaterland ohne Freunde, ohne alle Hilfsmittel zu sein, alles dies, sage ich, machte, daß ich die Beunruhigung meines Gewissens als eine zu späte Reue betrachtete. Um das, was ich tun wollte, zu entschuldigen, stellte ich mich, als machte ich mir Vorwürfe über das bereits Geschehene. Indem ich dieses noch vergrößerte, sah ich das Zukünftige als eine notwendige Folge an. Ich sagte mir nicht: noch ist nichts geschehen und es hängt nur von dir ab, ohne Schuld zu sein, sondern: bejammere das Verbrechen, dessen du dich schuldig gemacht und das dich in die Notwendigkeit setzt, es vollenden zu müssen!

Ich faßte nicht eigentlich den Entschluß, katholisch zu werden; weil ich aber das Ziel noch entfernt sah, nutzte ich diese Zeit, mich an diesen Gedanken zu gewöhnen. Inzwischen dachte ich mir irgend eine unvorhergesehene Begebenheit, die mich aus der Verlegenheit reißen werde. Um Zeit zu gewinnen, entschloß ich mich, die beste Verteidigung meines Glaubens, die mir möglich sein würde, zu machen. Bald überhob mich meine Eitelkeit, weiter an meinen Entschluß zu denken, und sowie ich bemerkte, daß ich diejenigen, die mich unterrichteten, manchmal in Verlegenheit brachte, so schien mir das genug, sie ganz und gar zu Boden werfen zu wollen. Ich wandte sogar in diesem Bestreben einen lächerlichen Eifer an, denn indes sie an mir arbeiteten, arbeitete ich an ihnen, und ich glaubte ganz ehrlich, daß ich sie nur zu überzeugen brauchte, um sie zu Protestanten zu machen.

Sie fanden also mehr Schwierigkeit bei mir als sie er-

wartet hatten, sowohl von seiten meiner Einsichten als auch meines Willens. Ein alter, kleiner, aber ziemlich ehrwürdiger Priester hielt mit uns die erste allgemeine Konferenz. Diese war in Anbetracht meiner Gefährten mehr eine Katechisation als eine Vergleichung der streitigen Punkte, und er hatte mehr mit ihrem Unterricht als mit der Widerlegung ihrer Einwürfe zu tun. Als die Reihe an mich kam, mußte er sich bei jedem Punkt aufhalten, ich ließ ihm keine der Schwierigkeiten, die ich ihm einwenden konnte, durchgehen. Dies machte die Konferenz sehr lang und für die Beisitzenden verdrießlich. Mein alter Priester sprach viel, wurde hitzig, mußte das Feld räumen und sagte, um sich aus der Sache zu ziehen, er verstände nicht hinlänglich französisch. Aus Furcht, daß meine unbescheidenen Einwände meinen Gefährten Anstoß geben möchten, nahm mich den folgenden Tag in einem besonderen Zimmer ein jüngerer Priester vor, der trefflich redete, das heißt, der lange Phrasen machte und mit sich selbst so zufrieden war, wie es nur immer ein Lehrer sein kann. Ich ließ mir jedoch durch sein äußerliches Ansehen nicht zu sehr imponieren. Bei alledem fühlte ich, daß er meine Fragen unbeantwortet ließ, ich erwiderte ihm also mit aller möglichen Dreistigkeit und ging ihm, so gut ich konnte, hier und dort zu Leibe. Er dachte mich mit dem heiligen Augustinus, Gregorius und anderen Kirchenvätern besser zu überwinden, und er fand zu seinem unbeschreiblichen Erstaunen, daß ich mit all diesen Kirchenvätern beinahe so gut Bescheid wußte wie er; deswegen hatte ich sie zwar in meinem Leben nicht gelesen und er wahrscheinlich ebensowenig, ich hatte aber viele Stellen aus meinem Le Sueur behalten; sobald er mir nun eine anführte, so brachte ich ihm, ohne über die angeführte zu streiten, einen Gegenstoß aus demselben Kirchenlehrer bei. Endlich behielt er aber doch die Oberhand, und das aus zwei Ursachen: Erstlich war er der Stärkere, ich fühlte mich sozusagen in seiner Gewalt, ich urteilte, so jung ich war, sehr richtig, ich dürfe ihn nicht bis aufs äußerste treiben, denn ich sah deutlich, daß der kleine alte Priester weder meine Belesenheit noch mich selbst sehr lieb gewonnen hatte. Zweitens besaß der junge Priester eine gelehrte Bildung, die ich nicht hatte, daher

hatte er in seiner Art zu argumentieren eine Methode, der ich nicht folgen konnte, und wenn er sich durch einen unverhofften Einwurf in die Enge getrieben sah, setzte er die Beantwortung bis auf den folgenden Tag aus, weil ich, sagte er, von dem gegenwärtigen Gegenstand abwiche. Oft verwarf er meine Zitationen und behauptete, sie seien falsch, erbot sich auch wohl, das Buch, worin sie stehen sollten, zu holen, indem er mich aufforderte, sie zu suchen. Er wußte, daß er nicht viel dabei wagte, denn bei aller meiner geborgten Gelehrsamkeit war ich im Nachschlagen zu wenig geübt und ein zu schlechter Lateiner, als daß ich aus einem dicken Bande eine einzelne Stelle, wenn ich auch versichert war, daß sie darin stand, herausfinden konnte. Ich habe ihn sogar im Verdacht, daß er sich der Treulosigkeit, deren er unsere Prediger beschuldigte, bedient, und, um Einwürfe zu beantworten, die ihm ungelegen kamen, selbst Stellen zusammengeschmiedet habe.

Endlich wurde mir der Aufenthalt in dieser Anstalt von Tag zu Tag unangenehmer, und da sich mir nur Ein Weg, herauszukommen, zeigte, so lag mir jetzt so viel daran, ihn einzuschlagen, als mir bisher daran gelegen war, ihn noch zu vermeiden. Die beiden Afrikaner wurden mit großen Zeremonien getauft, sie waren vom Haupt bis zu den Füßen weiß gekleidet, die Reinheit ihrer wiedergeborenen Seelen anzuzeigen. Einen Monat nachher kam die Reihe an mich, denn so lange Zeit schien erforderlich, meinen Aufsehern die Ehre einer schweren Bekehrung zu lassen. Man ließ mich alle Lehrsätze zur Musterung hersagen, um über meine nunmehrige Gelehrigkeit zu frohlocken.

Endlich hinlänglich unterwiesen und hinlänglich nach den Meinungen meiner Lehrer gestimmt, wurde ich in Prozession nach der Metropolitankirche zu St. Johannes geführt, meine feierliche Abschwörung abzulegen und die Zugabe zu der Taufe zu empfangen, ob ich gleich nicht wirklich wiedergetauft ward; da es aber beinahe dieselben Zeremonien sind, so bestärkt dies den Pöbel in der Meinung, daß die Protestanten keine Christen seien. Ich war in einen besonderen, zu dergleichen Gelegenheiten bestimmten grauen Rock mit weißen Aufschlägen gekleidet. Zwei Männer trugen vor und

hinter mir kupferne Becken her, woran sie mit einem Schlüssel schlugen und worein jeder nach dem Grade seiner Andacht oder des Anteils, so er an dem Neubekehrten nahm, Almosen legte. Kurz, es wurde nichts an katholischer Pracht gespart, die Feierlichkeit für das Publikum erbaulicher und demütigender für mich zu machen. Nur das weiße Kleid wäre mir noch dienlicher gewesen. Man hatte mir es aber nicht wie den Mauren gegeben, weil ich nicht die Ehre hatte, ein Jude zu sein.

Dies war noch nicht alles. Ich mußte noch vor die Inquisition, die Absolution des Verbrechens der Ketzerei zu empfangen und mit denselben Zeremonien, denen sich Heinrich IV. durch seinen Gesandten unterwerfen mußte, in den Schoß der Kirche zurückzukehren. Der Anblick und die ganze Art des heiligen Pater Inquisitors war eben nicht gemacht, das heimliche Grausen, das mich beim Eintritt in dieses Haus ergriffen hatte, zu zerstreuen. Nach verschiedenen Fragen über meinen Glauben, meine Herkunft, meine Angehörigen frug er mich in einem anfahrenden Tone, ob meine Mutter verdammt sei. Der Schreck erstickte die erste Bewegung meines Unwillens; ich begnügte mich, zu antworten, daß ich hoffen wollte, sie sei es nicht, und daß Gott sie vielleicht in ihrer letzten Stunde noch erleuchtet hätte. Der Mönch schwieg, machte aber eine Bewegung, die mir eben kein Beifallszeichen zu sein schien.

Nachdem dies nun alles vorüber war und ich nach meinen Erwartungen versorgt zu werden hoffte, jagte man mich fort, mit etwas mehr als zwanzig Franken kleiner Münze, die das Einsammeln für mich eingebracht hatte, in der Tasche. Man empfahl mir, als ein guter Christ zu leben, der göttlichen Gnade würdig zu sein, wünschte mir Glück auf den Weg, machte die Türe hinter mir zu, und alles war verschwunden.

So verschwanden in einem Augenblick alle meine großen Erwartungen, und von dem eigennützigen Schritt, den ich getan hatte, blieb mir nichts als das Andenken, ein Abtrünniger und überdies betrogen zu sein. Man mag sich denken, in welche schnelle Empörung alle meine Gedanken

geraten mußten, da ich mich von der Höhe meiner glänzenden Aussichten in das vollkommenste Elend sinken sah. Man wird glauben, ich habe mich der Verzweiflung um so mehr überlassen, da die Reue über meine Fehler durch den Vorwurf, daß ich allein mir mein Unglück zugezogen hatte, um so bitterer sein mußte. Nichts weniger als das. Ich war zum erstenmal in meinem Leben zwei Monate eingesperrt gewesen. Meine erste Empfindung war das Gefühl der wiedererlangten Freiheit. Nach einer langen Sklaverei war ich wieder über mich und meine Handlungen Herr geworden, befand mich in einer großen, an Hilfsquellen reichen Stadt, die voller vornehmer Leute war, bei denen mir meine Verdienste und Talente, sobald sie nur bekannt würden, eine gute Aufnahme verschaffen müßten. Überdies hatte ich ja nichts zu versäumen, und die zwanzig Franken, die ich in der Tasche hatte, dünkten mir ein unerschöpflicher Schatz. Weit entfernt, mich der Mutlosigkeit und dem Kummer zu überlassen, lenkte ich meine Hoffnung nur anderswo hin, und die Eigenliebe büßte nichts dabei ein. Nie war ich so unbesorgt und voll Vertrauen gewesen, ich hielt mein Glück für gemacht und fand es nun schön, es mir allein verdanken zu dürfen.

Zu allererst befriedigte ich meine Neugier und durchlief die ganze Stadt, geschah es auch nur, um von meiner Freiheit Gebrauch zu machen. Ich sah die Wache aufziehen, die militärische Musik gefiel mir sehr, ich folgte den Prozessionen, denn ich liebte die Lieder der Priester in Unisono, und besah das königliche Schloß. Diesem nahte ich mich mit Furcht, da ich aber mehr Leute hineingehen sah, ging ich auch hinein und man ließ es geschehen. Vielleicht hatte ich diese Erlaubnis einem kleinen Paket, das ich unter dem Arm trug, zu verdanken; dem sei, wie ihm wolle, ich bekam eine große Meinung von mir, da ich mich in diesem Palast befand, fast betrachtete ich mich schon als einen seiner Bewohner. Nach vielem Hin- und Hergehen ward ich endlich müde, mich hungerte, es war heiß; ich ging zu einer Milchverkäuferin, man gab mir geronnene Milch und zwei Schnitten von dem trefflichen piemontesischen Brot, das mir besser als irgend ein anderes scheint, kurz, ich hielt für meine fünf oder sechs

Sous eine der besten Mahlzeiten, die ich in meinem Leben gehabt habe.

Nun mußte ich mir ein Nachtlager suchen. Da ich schon hinlänglich piemontesisch gelernt hatte, um mich verständlich zu machen, war es mir leicht, eines zu finden, und ich war so vorsichtig, mich bei der Wahl mehr nach meiner Börse als nach meinem Geschmack zu richten. Man wies mich nach der Poststraße zu einer Soldatenfrau, die für einen Sous die Nacht herrenlose Bediente beherbergte. Ich fand ein elendes Bett und legte mich hinein. Sie war jung und erst kürzlich verheiratet, ob sie schon fünf oder sechs Kinder hatte. Wir schliefen alle, Mutter, Kinder und Wirt, in einer Kammer, und das dauerte, solange ich bei ihr wohnte. Übrigens war es eine gute Frau, die wie ein Fuhrmann fluchen konnte, und war immer schlampig im Anzug und Kopfputz, sonst aber von guter Gemütsart und sehr dienstfertig. Sie gewann mich lieb und wurde mir sogar von Nutzen.

Einige Tage brachte ich allein damit zu, mich dem Vergnügen der Unabhängigkeit und der Neugier zu überlassen. Ich irrte in- und außerhalb der Stadt umher, stöberte alles durch, besuchte alles, was mir besonders oder neu vorkam; und einem jungen Menschen, der erst aus dem Neste geflogen war und nie eine Hauptstadt gesehen hatte, mußte alles so scheinen. Hauptsächlich wartete ich sehr pünktlich alle Morgen dem König auf und wohnte seiner Messe bei, ich fand es herrlich, mich mit dem König und seinem Gefolge in einer Kapelle zu befinden. Meine Leidenschaft für die Musik, die sich nun zu erklären anfing, hatte freilich an dieser Beflissenheit mehr Anteil als der Pomp des Hofes, der bald übersehen ist und seinen Reiz verliert, weil er immer derselbe bleibt.

Ob ich nun aber mit aller möglichen Sparsamkeit lebte, so erschöpfte sich doch unvermerkt meine Börse. Diese Sparsamkeit war übrigens nicht die Wirkung der Vorsicht, sondern einer Einfachheit des Geschmacks, den selbst jetzt noch die Gewohnheit großer Tafeln nicht verändert hat. Ich wußte und weiß noch immer keine bessere Kost als eine ländliche Mahlzeit. Meine Birnen, meine geronnene Milch, mein Käse, meine Brotschnitten und ein paar Gläser eines

dicken Weins von Montferrat, den man beinahe in Scheiben schneiden konnte, machten mich zum glücklichsten aller Leckermäuler. Bei alledem ließ sich das Ende der zwanzig Franken wohl absehen, und dies wurde mir von Tag zu Tag deutlicher; ungeachtet meiner jugendlichen Unbesonnenheit stieg meine Unruhe über die Zukunft bald bis zur schrecklichsten Angst. Von allen meinen Luftschlössern blieb mir das einzige, eine Beschäftigung zu suchen, die mir den Lebensunterhalt verschaffen könnte, und selbst dieses war nicht leicht zu verwirklichen. Zwar fiel mir mein voriges Handwerk ein, aber ich verstand es nicht hinlänglich, um bei einem Meister in Arbeit zu gehen, auch war deren eben kein Überfluß in Turin. In Erwartung eines Besseren ging ich also von Laden zu Laden, meine Dienste anbietend, ob man nicht einen Buchstaben oder Wappen auf seine Geräte wollte stechen lassen, in der Hoffnung, die Leute durch den wohlfeilen Preis, den ich ihnen überließ, zu verlocken. Dieses Mittel schlug mir nicht gut an, ich wurde fast überall abgewiesen, und was ich zu arbeiten fand, betrug so wenig, daß ich kaum ein paar Mahlzeiten dabei verdiente. Eines Tages jedoch, da ich ziemlich früh durch die Neustadt ging, ward ich durch das Gitter eines Kontors einer jungen Kaufmannsfrau von so gutem Aussehen und anziehendem Wesen gewahr, daß ich ungeachtet meiner Schüchternheit bei Frauen nicht anstand, zu ihr hineinzugehen und ihr meine Dienste anzubieten. Sie wies mich nicht ab, hieß mich niedersitzen, meine kleine Geschichte erzählen, beklagte mich und ermahnte mich, guten Muts zu sein; gute Christen würden mich nicht verlassen; alsdann ging sie, während die Werkzeuge, die ich nötig hatte, von einem Goldschmied aus der Nachbarschaft geholt wurden, in die Küche und brachte mir selbst ein Frühstück. Dieser Anfang schien von guter Vorbedeutung und die Folge entsprach ihm auch. Sie schien mit meiner geringen Arbeit zufrieden zu sein, mehr aber noch mit meinem geringen Geschwätz, da ich wieder ein wenig dreister geworden war; denn sie war stattlich und geputzt und trotz ihres liebreichen Aussehens hatte mich dieser Glanz zuerst in Furcht gesetzt. Ihre gütevolle Aufnahme, ihr mitleidiger Ton, ihre sanften und schmeichelnden Manieren machten mich beherzter. Ich sah,

daß es mir gelang, und so gelang es mir um so besser. Ob sie gleich Italienerin und zu hübsch war, um nicht ein wenig kokett zu sein, so war sie doch so sittsam und ich so blöde, daß es schwer war, sobald gut miteinander zu stehen. Man ließ uns nicht Zeit den Roman zu Ende zu führen. Ich erinnere mich mit desto stärkerem Reiz der kurzen Augenblicke, die ich bei ihr zubrachte, und ich kann sagen, daß ich hier die süßesten und auch die reinsten Freuden einer aufkeimenden Liebe gekostet habe.

Sie war eine ungemein lebhafte Brünette; die Seelengüte, die in ihrem hübschen Gesicht ausgedrückt war, gab ihrer Lebhaftigkeit eine rührende Anziehung. Sie hieß Frau Basile. Ihr Mann, der älter als sie und ziemlich eifersüchtig war, hatte sie der Aufsicht eines Buchhalters anvertraut, der zu ekelhaft war, um verführerisch zu sein; dennoch unterließ er nicht, Ansprüche zu machen, die er durch nichts als seine üble Laune zu erkennen gab. Über mich ward er sehr verdrießlich, ob ich ihn schon gerne die Flöte blasen hörte, worin er nicht ungeschickt war. Dieser neue Ägist brummte allemal, wenn er mich zu seiner Dame gehen sah, und begegnete mir mit einer Verachtung, die sie ihm reichlich vergalt. Es schien sogar, als fände sie ein Wohlgefallen daran, mich in seiner Gegenwart zu liebkosen, und diese Art, sich zu rächen, so sehr sie nach meinem Geschmack war, wäre es ohne Zeugen noch weit mehr gewesen. Bis dahin freilich trieb sie dieselbe nicht oder wenigstens geschah es nicht auf die nämliche Art. Hielt sie mich für zu jung oder wollte sie nicht den ersten Schritt tun oder war sie in allem Ernst tugendhaft — genug, sie begegnete mir mit einer Zurückhaltung, die zwar nicht durchaus abweisend war, die mich aber schüchtern machte, ohne daß ich sagen konnte, warum. Obgleich ich vor ihr nicht jene so zärtliche als wahre Ehrfurcht, die ich vor Frau von Warens hatte, empfand, so war ich doch bei ihr weit furchtsamer und weniger vertraulich. Bei ihr war ich verlegen, zitternd, wagte kaum, sie anzusehen, wagte beinahe nicht, Atem zu schöpfen, indes scheute ich die Entfernung von ihr ärger als den Tod. Mit gierigen Blicken verschlang ich alles, was ich, ohne bemerkt zu werden, ansehen konnte, die Blumen in ihrem Kleid, die Spitze ihres

hübschen Fußes, den Zwischenraum ihres festen weißen Armes, der zwischen Handschuh und Ärmel hervorsah, und die Lücke, die ihr Halstuch öffnete, wenn es sich verschob. Jeder neue Gegenstand verstärkte den Eindruck des vorigen. Durch das viele Sehen auf das, was ich sehen und doch nicht sehen konnte, trübten sich meine Augen endlich, meine Brust wurde bedrückt, mein Atem mit jedem Augenblick beklommener, so daß es mir sauer ward, ihn zurückzuhalten; und alles, was in meiner Gewalt stand, war oft aufeinander ganz leise zu seufzen, was denn in der Stille, die manchmal zwischen uns herrschte, sehr unbequem war. Glücklicherweise schien Frau Basile, die sich mit ihrer Arbeit beschäftigte, es nicht zu bemerken. Indes bemerkte ich durch eine heimliche Sympathie, daß sich ihr Halstuch öfters hob. In diesem gefährlichen Anblick verlor ich mich gänzlich, und wenn ich eben im Begriffe war, meinen Entzückungen Luft zu machen, fragte sie mich etwas in einem ganz ruhigen Ton, der mich augenblicklich wieder zu mir selber brachte.

Eines Tages, da ihr die dummen Gespräche des Schreibers Langeweile machten, war sie auf ihr Zimmer gegangen. Ich eilte, die mir aufgegebene Arbeit in dem Rückladen, in dem ich war, geschwind zu vollenden, und folgte ihr nach. Ihre Tür war halb offen; ich trat ein, ohne daß sie mich bemerkte. Sie saß am Fenster, den Rücken nach der Türe, und stickte. Sie konnte mich nicht hereinkommen sehen und vor dem Geräusch der Wagen auf der Straße auch nicht hören. Sie war immer gut angezogen, an diesem Tage grenzte ihr Putz an Koketterie. Ihre Stellung war voller Anmut, durch die Beugung ihres Kopfes wurde die Weiße ihres Halses sichtbar. Ihre zierlich aufgesteckten Haare waren mit Blumen geschmückt. Über ihre ganze Figur lag ein Reiz ausgegossen, den ich Zeit genug hatte zu betrachten, und der mich außer mir brachte. Ich warf mich beim Eingang des Zimmers auf die Knie und streckte die Arme mit einer leidenschaftlichen Bewegung nach ihr aus, ganz überzeugt, sie könne mich nicht hören, und dachte auch gewiß nicht, daß sie mich sehen könnte — aber ein Spiegel, der über dem Kamin hing, verriet mich ihr. Ich weiß nicht, wie meine Bewegung auf sie wirkte. Sie sah mich nicht an, redete auch kein Wort, aber

mit halb umgewandten Gesicht zeigte sie durch eine bloße Bewegung der Finger auf die Matte zu ihren Füßen. Schaudern, Aufschreien, Hinstürzen auf die Stelle, die sie mir angezeigt hatte, war eins; aber was man mir kaum glauben wird, ist, daß ich in diesem Zustand nichts weiter zu unternehmen wagte, nicht ein einziges Wort sprach, nicht einen Blick auf sie warf, noch selbst in dieser gezwungenen Stellung sie anzurühren oder mich einen Augenblick an ihr Knie zu lehnen getraute. Ich war stumm, unbeweglich, aber gewiß nicht ruhig, alles drückte an mir die äußerste Erregung, Freude, Dankbarkeit und ein glühendes Verlangen aus, das nur ungewiß über seinen Gegenstand und durch die Furcht zu mißfallen, über die mein junges Herz sich nicht hinwegsetzen konnte, zurückgehalten war.

Sie schien mir weder ruhiger noch weniger verlegen als ich zu sein. Bestürzt, mich da zu erblicken, mich dahin gerufen zu haben, fing sie an, die Folgen eines Winkes, der der Überlegung vorangeeilt war, zu fühlen, sie nahm mich weder auf, noch stieß sie mich zurück, sah nicht von ihrer Arbeit auf und suchte sich zu stellen, als hätte sie mich nicht zu ihren Füßen erblickt. Bei aller meiner Einfalt bemerkte ich aber doch, daß sie meine Verwirrung, vielleicht auch meine Wünsche teilte und daß eine der meinigen ähnliche Verschämtheit sie zurückhielt, ohne daß mir dies den Mut gegeben hätte, sie zu überwinden. Ich weiß nicht, wie diese lebhafte stumme Szene würde abgelaufen sein, noch wie lange ich unbeweglich in diesem lächerlichen und wonnevollen Zustand zugebracht haben würde, hätte man uns nicht unterbrochen. In dem höchsten Grad meiner Erregung hörte ich die Tür in der Küche, die an unser Zimmer stieß, aufmachen. Frau Basile erschrak und rief mir mit lebhaftem Ton und Gebärden zu: „Stehen Sie auf, die Rosine kommt!" Ich stand hurtig auf, ergriff die Hand, die sie mir hinreichte, und drückte zwei feurige Küsse darauf, beim zweiten fühlte ich diese reizende Hand sich sanft an meine Lippen drücken. In meinem Leben hatte ich nie einen so süßen Augenblick, aber die unbenutzte Gelegenheit kam nicht wieder, und mit unserer werdenden Liebe sollte es hierbei sein Bewenden haben.

Die beiden folgenden Tage lauerte ich vergebens darauf, einen Augenblick mit ihr allein zu sein. Ich bemerkte auch nicht, daß sie irgend einen Anlaß dazu suchte. Sie betrug sich sogar, kälter kann ich es nicht nennen, aber doch zurückhaltender als gewöhnlich, und ich glaube, sie vermied meine Blicke aus Furcht, die ihrigen nicht in ihrer Gewalt zu behalten. Ihr verwünschter Buchhalter war unleidlicher als je, er ward sogar spaßhaft und anzüglich und sagte mir unter anderem, ich würde mein Glück bei den Damen machen. Ich zitterte, daß ich unbedachtsam gewesen war, und da ich glaubte, mich mit ihr hinlänglich zu verstehen, so wollte ich aus einer Neigung ein Geheimnis machen, die dessen eben noch nicht sonderlich bedurfte. Dadurch ward ich behutsam in der Benutzung einer Gelegenheit, sie zu befriedigen, und da ich mich durchaus nach einer sicheren sehnte, fand ich gar keine mehr.

Um wieder auf den Flötenspieler Aegist zu kommen, so war das Sonderbarste an ihm, daß, je unerträglicher er war, er um so gefälliger zu werden schien. Von dem ersten Tage an, daß seine Dame mir gewogen worden war, hatte sie daran gedacht, mir in ihrem Warenlager zu tun zu geben. Sie hatte ihm vorgeschlagen, weil ich gut rechnen konnte, mich in der Buchhaltung zu unterrichten, aber mein Herr Murrkopf, der vielleicht befürchtete, abgesetzt zu werden, nahm diesen Vorschlag sehr übel auf. Also schränkte sich meine ganze Arbeit, außer der mit dem Grabstichel, darauf ein, einige Rechnungen und Auszüge abzuschreiben, etliche Bücher ins Reine zu bringen und ein paar Handlungsbriefe aus dem Italienischen ins Französische zu übersetzen. Auf einmal fiel es ihm ein, den von ihm verworfenen Vorschlag wieder aufs Tapet zu bringen, und er erbot sich, mich in der doppelten Buchhaltung zu unterweisen, damit ich Herrn Basile bei seiner Rückkehr meine Dienste anzubieten imstande wäre. Ich weiß nicht, was alles in seinem Ton und Aussehen Falsches, Boshaftes und Spottendes lag, das mir kein Zutrauen zu ihm gab. Frau Basile, ohne meine Antwort zu erwarten, antwortete ganz trocken, ich wäre ihm für sein Anerbieten verbunden, sie hoffe aber, das Glück werde meinen Verdiensten endlich lächeln, und es würde sehr schade

sein, wenn ich mit so viel Verstand nur ein Buchhalter werden sollte.

Sie hatte mir schon verschiedene Male gesagt, daß sie mir eine Bekanntschaft verschaffen wollte, die mir nützlich sein könnte. Sie war verständig genug, zu fühlen, daß es Zeit war, mich von ihr loszureißen. Donnerstag war unsere stumme Erklärung geschehen, und Sonntag gab sie ein Mittagessen, zu welchem sich ein Jakobinermönch von einnehmendem Wesen einfand, dem sie mich vorstellte. Er begegnete mir sehr liebreich, wünschte mir zu meiner Bekehrung Glück und sagte mir Verschiedenes über meine Erlebnisse, woraus ich schloß, daß sie ihm sie umständlich erzählt hatte. Dann klopfte er mir sanft die Backen und ermahnte mich, rechtschaffen zu sein, guten Mut zu haben und ihn zu besuchen, damit wir weitläufiger miteinander sprechen könnten. Aus der Achtung, mit der ihm jedermann begegnete, schloß ich, daß er ein Mann von Ansehen, und aus der väterlichen Sprache, die er gegen Frau Basile annahm, entnahm ich, daß er ihr Beichtvater wäre. Der Tisch war für die zahlreiche Gesellschaft nicht groß genug, es wurde also ein kleiner gedeckt, an welchem ich das Vergnügen hatte, mit dem Herrn Buchhalter allein zu speisen. Von seiten der Sorgfalt und guten Bedienung verlor ich nichts. Es kam manches Gerichtchen auf den kleinen Tisch, das gewiß für mein Gegenüber nicht bestimmt war. Soweit ging alles recht gut. Die Damen waren sehr munter und die Herren sehr artig. Mitten unter der Mahlzeit hält ein Wagen vor der Tür, es kommt jemand herauf, und zwar niemand anderes als Herr Basile. Ich sehe ihn noch hereinkommen, er hatte ein scharlachrotes Kleid mit goldenen Knöpfen an; seitdem habe ich eine wahre Abneigung gegen diese Farbe. Herr Basile war ein großer und schöner Mann, der sich sehr stattlich ausnahm. Er kam mit vielem Geräusch und mit der Miene eines Menschen, der einen worüber ertappt, ob die Gesellschaft gleich nur aus Freunden bestand. Seine Frau warf sich ihm um den Hals, drückte ihm die Hände und machte ihm Liebkosungen, die er, ohne sie zu erwidern, annahm. Er grüßte die Gesellschaft, setzte sich zu Tisch und aß. Kaum hatte man von seiner Reise zu reden angefangen, als er

einen Blick auf den kleinen Tisch warf und mit einem strengen Ton fragte: wer der junge Bursche sei, der da säße. Frau Basile erklärte es ihm ganz ungezwungen. „Wohnt er hier im Hause?" fragte er. Man beantwortete dies mit Nein. „Warum nicht?" fragte er sehr unhöflich, „wenn er sich den ganzen Tag über drin aufhält, kann er die Nacht ja auch wohl drinnen bleiben." Jetzt nahm der Mönch das Wort, und nachdem er der Frau Basile ein sehr ernstes und wahres Lob erteilt hatte, so erwähnte er auch meiner sehr günstig mit wenigen Worten; und anstatt das fromme Mitleiden seiner Gattin zu tadeln, fügte er hinzu, sollte er bemüht sein, es mit ihr zu teilen, indem nichts vorginge, was die Grenzen der Bescheidenheit überschritte. Der Mann antwortete mit viel übler Laune, die er durch die Gegenwart des Mönchs zurückgehalten zu verbergen suchte, die mir aber hinlänglich zu erkennen gab, daß er in Ansehung meiner vollkommen unterrichtet sein mußte und daß es ein Streich des Buchhalters wäre.

Kaum waren wir vom Tische aufgestanden, als mir dieser im Namen seines Herrn frohlockend zu bedeuten kam, daß ich den Augenblick das Haus räumen und nie wieder einen Fuß darein setzen sollte. Er würzte seinen Auftrag mit allem, was ihn beschimpfend und grausam machen konnte. Ich ging mit gebrochenem Herzen, ohne ein Wort zu reden, fort. Es war mir nicht so bitter, diese liebenswürdige Frau verlassen zu müssen, als daß ich sie der Grobheit ihres Mannes ausgesetzt verließ. Er hatte ohne Zweifel recht, zu verlangen, sie sollte ihm treu sein, aber so klug und von feiner Denkart sie war, war sie doch Italienerin, das heißt empfindlich und rachgierig, und meines Bedünkens hatte er unrecht, sich des Mittels gegen sie zu bedienen, das am schicklichsten war, ihm das gefürchtete Unglück zuzuziehen.

So war der Ausgang meines ersten Liebeshandels. Ich ging noch einige Male die Straße auf und ab, um wenigstens die noch einmal wiederzusehen, der mein Herz unaufhörlich nachtrauerte, aber statt ihrer sah ich nur ihren Mann und den wachsamen Buchhalter, der mich gewahr wurde und mit der Elle ein Zeichen gab, das eher ausdrucksvoll als anziehend war. Da mir so aufgelauert wurde, verging mir der Mut

und ich ging nicht weiter vorbei. Nun wollte ich doch wenigstens den Gönner, dem sie mich empfohlen hatte, aufsuchen; unglücklicherweise hatte ich seinen Namen vergessen, ich umstreifte verschiedene Male sein Kloster, ob ich ihm vielleicht begegnen würde, aber vergeblich. Endlich zerstreuten andere Begebenheiten das reizende Andenken an Frau Basile, und in kurzem vergaß ich sie so sehr, daß ich so unerfahren und einfältig wie zuvor, auch nicht einmal auf hübsche Frauenzimmer erpicht blieb.

Ihre Freigebigkeit hatte meine kleine Garderobe wieder instand gesetzt, obgleich mit aller Mäßigkeit und mit der Vorsicht einer guten Frau, die mehr auf Reinlichkeit als Putz sah und die mich nicht herausschmücken, sondern nur dem Mangel vorbeugen wollte. Das Kleid, das ich in Genf getragen hatte, war noch gut und tragbar. Hierzu gab sie mir einen neuen Hut und etwas Wäsche; ich hatte keine Manschetten, und ob ich schon gerne welche gehabt hätte, wollte sie mir doch keine geben. Sie begnügte sich, mir so viel zu reichen, daß ich mich reinlich halten konnte, und das brauchte man mir, solange ich vor ihr erscheinen durfte, nicht zu empfehlen.

Einige Tage nach meinem Unglück sagte mir meine Wirtin, die mich, wie schon gesagt, liebgewonnen hatte, daß sie vielleicht eine Stelle für mich ausfindig gemacht hätte. Eine Dame von Stande wolle mich sehen. Bei diesen Worten glaubte ich in der Tat, die Geschichte meiner Größe begänne nun, denn ich fiel immer wieder in diese Phantasien zurück. Diese hier war ganz so glänzend als ich sie mir gedacht hatte. Ich ging zu der Dame mit dem Bedienten, der ihr von mir gesprochen hatte. Sie befragte mich nach allem, ich mißfiel ihr nicht und mußte sogleich in ihre Dienste treten, zwar nicht eigentlich als ihr Liebling, aber doch als ihr Lakai. Ich wurde in die Farbe ihrer Bedienten gekleidet, und der einzige Unterschied bestand darin, daß ich keine Schnüre, wie sie trugen, bekam; diese Livree sah einigermaßen wie eine bürgerliche Kleidung aus. Dies war also der unerwartete Ausgang aller meiner großen Erwartungen!

Die Frau Gräfin von Vercellis, zu der ich nun kam, war

eine kinderlose Witwe. Ihr Gemahl war ein Piemontese gewesen, sie selbst habe ich immer für eine Savoyardin gehalten, weil ich es mir nicht denken konnte, daß eine Piemontesin so gutes reines Französisch sprechen könne. Sie war von mittlerem Alter, von sehr edler Gestalt, hatte einen hochgebildeten Verstand, liebte die französische Literatur und war eine gute Kennerin derselben. Sie schrieb viel, und immer französisch. Sie glich der Frau von Sevigné in den anmutigen Wendungen ihrer Briefe so, daß man diese manchmal hätte verwechseln können. Meine Hauptbeschäftigung, die mir nicht eben mißfiel, war, diese Briefe nach ihrem Diktat zu schreiben. Ein Brustgeschwür, an dem sie viel zu leiden hatte, erlaubte ihr nicht, selber zu schreiben. Frau von Vercellis hatte nicht nur sehr viel Geist, sondern auch eine große, starke Seele. Ich habe ihrer letzten Krankheit beigewohnt, habe sie leiden und sterben sehen, ohne daß sie auch nur einen Augenblick der Schwäche gezeigt oder sich die geringste Gewalt angetan hätte, stärker zu scheinen, ohne die Grenzen des weiblichen Charakters zu überschreiten oder es sich einfallen zu lassen, daß dies Philosophie sei; denn dieses Wort war damals noch nicht so gebräuchlich und sie verstand es nicht in dem Sinn, der ihm jetzt beigelegt wird. Diese Gemütsstärke ging zuweilen bis zur Trockenheit. Sie ist mir stets so wenig empfindlich gegen andere als gegen sich selbst erschienen, und war sie wohltätig gegen Leidende, so tat sie es mehr, um etwas, das an sich gut war, zu vollbringen, als aus wahrhaft erbarmenden Gefühl. Ich habe die drei Monate über, die ich bei ihr war, von dieser Gefühllosigkeit einiges erfahren. Es war gewiß natürlich, daß sie einem jungen Menschen, der einige Hoffnungen zu geben schien und den sie unaufhörlich vor Augen hatte, wäre gewogen worden, und daß es ihr, da sie ihr Ende herannahen fühlte, eingefallen wäre, es könnte ihm nach ihrem Tode an Hilfe und Unterstützung fehlen; indessen sei es nun, daß sie mich keiner besonderen Aufmerksamkeit wert hielt, oder daß die Leute, die immer um sie waren, ihr nicht gestatteten, an jemand anders als an sie zu denken, genug, sie tat nicht das mindeste für mich.

Die Gräfin Vercellis hat mir nie ein Wort der Zuneigung,

des Mitleidens oder Wohlwollens gesagt, sie befragte mich mit Kälte und ich antwortete mit Zurückhaltung; meine Antworten waren so blöde, daß sie sie gewöhnlich finden mußte und darüber verdrießlich ward. Zuletzt fragte sie mich nichts mehr und redete bloß Dinge, die meinen Dienst betrafen. Sie behandelte mich mehr nach dem, wozu sie mich gemacht hatte, als was ich wirklich war, und da sie in mir bloß den Lakaien sah, so hinderte sie mich, ihr etwas anderes zu sein.

Wir verloren sie endlich. Ich sah sie den Geist aufgeben. Sie hatte als eine Frau von Geist und Verstand gelebt, und ihr Sterben war das Ende des Weisen. Ich kann sagen, daß sie mir die katholische Religion durch die Heiterkeit der Seele, mit der sie alle Pflichten derselben ohne Nachlässigkeit und ganz ungekünstelt erfüllte, wert gemacht hat. Sie war von Natur ernsthaft. Zu Ende ihrer Krankheit wurde sie auf eine Art munterer, die sich zu gleich blieb, als daß sie hätte Verstellung sein können, und dies war ein Gegengewicht, welches die Vernunft selbst ihrem trostlosen Zustand entgegensetzte. Sie lag nur die beiden letzten Tage vor ihrem Ende zu Bett und hörte nicht auf, sich ganz ruhig mit allen Menschen zu unterhalten. Endlich, da sie nicht mehr sprach und schon mit dem Tode rang, entfuhr ihr laut etwas, was man nicht nennt. „Gut," sagte sie, indem sie sich umkehrte, „eine Frau, die das kann, ist noch nicht tot." Dies waren ihre letzten Worte.

Ihren untersten Bedienten hatte sie ein Jahr Lohn vermacht; da ich nicht auf dem Hausetat stand, erhielt ich nichts. Der Graf von La Roque ließ mir dreißig Livres auszahlen und überließ mir den neuen Rock, den ich anhatte und den mir der Kammerdiener erst hatte ausziehen wollen. Er versprach mir sogar, mir wieder eine Stelle zu verschaffen, erlaubte mir auch, zu ihm zu kommen. Zwei oder dreimal ging ich hin, konnte ihn aber nicht sprechen; ich war leicht abzuschrecken und kam nicht wieder; man wird bald finden, daß ich Unrecht tat.

Warum habe ich doch nicht alles gesagt, was ich von meinem Aufenthalt bei Frau von Vercellis zu sagen hatte! Obgleich dem Anscheine nach meine Lage dieselbe blieb, ver-

ließ ich ihr Haus doch nicht so, wie ich es betreten hatte. Ich nahm das bange Andenken eines Verbrechens und das unerträgliche Gewicht der bitteren Reue mit hinweg, die nach vierzig Jahren mein Gewissen noch belastet, und deren herbes Gefühl die Jahre nicht geschwächt, sondern noch empfindlicher gemacht haben. Wer sollte es denken, daß die Fehler eines Kindes so grausame Folgen haben könnten! Und über diese mehr als wahrscheinlichen Folgen kann mein Herz sich nicht trösten. Durch mich ist vielleicht ein liebenswürdiges, ehrliches und achtungswertes Mädchen, die sicher weit besser als ich war, in Schande und Elend umgekommen.

Es ist nicht leicht möglich, daß die Auflösung eines Haushalts nicht einige Unordnung nach sich ziehen und dabei nicht vieles abhanden kommen sollte; indes war die Treue der Bedienten und die Wachsamkeit des Herrn und der Frau Lorenzi so groß, daß an dem Inventarium nichts fehlte. Einzig Fräulein Pontal fehlte ein altes rosenfarbenes Silberband. Ich hätte andere, weit bessere Sachen nehmen können, dieses Band allein reizte mich, ich stahl es, und da ich es nicht sehr verbarg, fand man es bald bei mir. Nun wollte man wissen, wo ich es her hätte. Ich werde verwirrt, stammle und sage endlich errötend, Marion hätte es mir gegeben. Diese Marion war ein junges Mädchen, das Frau von Vercellis zur Köchin angenommen hatte, nachdem sie nicht mehr Tafel hielt und die ihrige abgedankt hatte, weil sie jetzt mehr gute Brühen als feine Ragouts brauchte. Marion war nicht allein hübsch, sie hatte eine so lebhafte Gesichtsfarbe, wie man sie nirgends als im Gebirge antrifft, und war von so sanftem, sittsamem Wesen, daß man ihr gut sein mußte. Überdies war sie ein braves, tugendhaftes Mädchen von erprobter Treue. Man erstaunte also, da ich sie nannte, und da man in mich nicht weniger Vertrauen als in sie setzte, so legte man Wert darauf, den wirklichen Dieb zu entdecken. Sie ward gerufen; die Versammlung war zahlreich. Der Graf von La Roque war auch zugegen. Sie kam, man zeigte ihr das Band, ich beschuldigte sie frech ins Gesicht, sie war bestürzt, schwieg und gab mir einen Blick, der einen Teufel hätte entwaffnen können und dem mein barbarisches Herz widerstand. Endlich leugnete sie es

standhaft, ohne aufgebracht zu werden, wandte sich zu mir, ermahnte mich, in mich zu gehen, bat mich, ein unschuldiges Mädchen, das mir nie etwas zuleid getan hätte, nicht zu entehren, und ich, mit einer höllischen Unverschämtheit, bekräftige meine Aussage und behaupte ihr ins Gesicht, sie hätte mir das Band gegeben. Das arme Mädchen fing an zu weinen und sagte nur diese Worte zu mir: „Ach, Rousseau, ich dachte, Sie hätten ein gutes Herz; Sie machen mich sehr unglücklich, ich möchte aber nicht an Ihrer Stelle sein." Das war alles. Sie fuhr fort, sich mit so viel Einfalt als Festigkeit zu verteidigen, aber ohne sich gegen mich das geringste Schmähwort zu erlauben. Diese Mäßigung, die mit meinem entschiedenen Tone verglichen wurde, ward ihr zur Last gelegt. Es schien nicht natürlich, auf einer Seite so viel teuflische Vermessenheit und auf der anderen eine so engelhafte Sanftmut vorauszusetzen. Die Meinungen blieben unbestimmt, aber das günstige Vorurteil war für mich. In der Verwirrung, in der man war, nahm man sich nicht die Zeit, der Sache auf den Grund zu gehen. Der Graf von La Roque begnügte sich, bloß zu sagen, als er uns beide aus dem Dienst entließ: Das Gewissen des Schuldigen werde den Unschuldigen hinlänglich rächen. Seine Prophezeiung ist nicht falsch gewesen, jeder Tag meines Lebens erfüllt sie ganz.

Ich weiß nicht, was aus dem armen Opfer meiner Verleumdung geworden ist. Aber es ist nicht wahrscheinlich, daß sie nach diesem Vorfall so leicht wieder ein gutes Unterkommen fand. Sie nahm eine auf alle Weise grausame Beschuldigung mit sich. Ich betrachte das Elend und die Hilflosigkeit nicht einmal als die größte Gefahr, der ich sie ausgesetzt habe. Wer weiß, wohin in ihrem Alter Mutlosigkeit und verkannte Unschuld sie gebracht haben können! Wenn die Reue, daß ich sie unglücklich machte, schon so unerträglich ist, so denke man sich die Bitterkeit des Vorwurfs, daß ich sie vielleicht noch zu etwas Schlechterem, als ich selbst war, gemacht habe.

Ich bin bei dem, was ich jetzt bekannt habe, ehrlich und geradezu verfahren und man wird sicher nicht finden, daß ich hier die Schwärze meines Verbrechens bemäntelt habe.

Ich würde aber den Zweck dieses Buchs verfehlen, wenn ich nicht zu gleicher Zeit meinen inneren Zustand offen darlegte, aus Furcht, es läge in dem, was bloß der Wahrheit gemäß ist, eine Entschuldigung für mich. Es ist wunderlich aber sehr wahr, daß, da ich diesem unglücklichen Mädchen dies Verbrechen aufbürdete, ich aus Zuneigung zu ihr handelte. Meine Gedanken beschäftigten sich mit ihr; ich schob mein Vergehen auf den ersten besten Gegenstand, der sich mir darbot. Ich bürdete ihr das auf, was ich hatte tun wollen. Weil ich ihr dies Band hatte geben wollen, so sagte ich, sie habe es mir gegeben. Als sie nachher selbst kam, blutete mein Herz, aber die Gegenwart so vieler Menschen überwog meine Reue. Die Bestrafung fürchtete ich nicht, aber die Schande; sie war mir schrecklicher als der Tod, schrecklicher als das Verbrechen, sie scheute ich mehr als irgend etwas auf Erden. Ich hätte versinken, mich in den Mittelpunkt der Erde verbergen mögen; die unüberwindliche Scham siegte über jede andere Betrachtung, sie machte mich unverschämt, und je strafbarer ich ward, umso unerschrockener machte mich der entsetzliche Gedanke, es zu gestehen. Meine gänzliche Bestürzung erstickte jede andere Empfindung in mir. Unfehlbar würde ich alles entdeckt haben, wenn man mir Zeit gelassen hätte, zu mir selber zu kommen. Ferner ist es auch billig, auf mein Alter zu sehen. Ich hatte kaum die Kindheit verlassen oder war vielmehr noch ein Kind. In der Jugend sind wirkliche Bosheiten strafbarer als in reiferen Jahren, aber bloße Schwachheiten sind es weniger, und mein Vergehen war im Grunde nichts anderes. Auch betrübt mich das Andenken daran mehr um des Bösen willen, was daraus hat entstehen können, als um das, was es an sich selbst war. Es hat sogar für mein ganzes übriges Leben den bleibenden Nutzen gestiftet, mich vor jeder zum Verbrechen leitenden Handlung durch den schrecklichen Eindruck zu bewahren, den diese einzige, die ich jemals begangen habe, auf mich hinterlassen hat; und ich fühle, daß mein Abscheu vor der Unwahrheit größtenteils aus der Reue, je eine so boshafte ausgesprochen zu haben, entstanden ist. Kann dies Verbrechen, wie ich zu glauben wage, abgebüßt werden, so muß es durch so viel gehäuftes

Unglück, das bis in die letzten Tage mein Leben niedergedrückt, durch vierzig Jahre voll aufrichtiger Rechtschaffenheit schon geschehen sein, und die arme Marion hat so viel Rächer auf dieser Welt gefunden, daß, so strafbar ich auch gegen sie gewesen sein mag, ich doch nicht besorge, meine Sündenschuld mit hinwegzunehmen. Dies ist alles, was ich über diese Sache zu sagen hatte, und es sei mir vergönnt, ihrer nie wieder zu erwähnen.

Turin und Annecy.

1728—31. Ich ging wieder zu meiner vorigen Wirtin, als ich das Haus der Frau von Vercellis verließ und mich beinahe in der Verfassung, in der ich es betreten hatte, wieder befand. Bei ihr hielt ich mich fünf oder sechs Wochen auf, während welcher Zeit mir Gesundheit, Jugend und Untätigkeit mein Temperament oft beschwerlich machten. Ich war unruhig, zerstreut, in Gedanken, weinte, seufzte und sehnte mich nach einem Glück, davon ich keinen Begriff hatte und dessen Mangel ich doch fühlte. Dieser Zustand läßt sich nicht beschreiben und wenig Menschen können sich ihn vorstellen, weil die meisten dieser Lebensfülle zuvorkommen, die so marternd und so wonnevoll zugleich ist und in den Taumel der Sehnsucht einen Vorschmack des Genusses legt. Mein erhitztes Blut füllte unausgesetzt mein Gehirn mit Mädchen und Weibern. Mein Leben hätte ich hingegeben, wenn ich eine einzige Viertelstunde ein Fräulein Goton hätte wiederfinden können. Aber es war nun nicht mehr die Zeit, wo die Spiele der Jugend wie von selbst sich ergeben. Die Schamhaftigkeit, die Begleiterin des schlechten Gewissens, war mit den Jahren gekommen, sie hatte meine natürliche Schüchternheit unüberwindlich gemacht, und nie, weder damals noch später, habe ich es so weit bringen können, von mir aus einen wollüstigen Antrag zu tun, selbst dann nicht, wenn ich wußte, daß ich beim Wort gehalten würde.

Ich hatte während meines Aufenthalts bei Frau von Vercellis einige Bekanntschaften gemacht, die ich, in der Hoffnung, daß sie mir nützlich werden könnten, fortsetzte. Unter anderen besuchte ich zuweilen einen gewissen Abbé aus Savoyen, Herrn Gaime, der Hauslehrer bei den Kindern des Grafen von Mellarede war. Er war noch jung und hatte wenig Umgang, war aber ein Mann voll gesunder Vernunft, voller Redlichkeit und Kenntnisse und einer der ehrlichsten Männer, die ich je gekannt habe. Zu der eigentlichen Absicht meiner Besuche konnte er mir zwar nicht

dienen, denn er hatte nicht Einfluß genug, mich unterzubringen, ich zog aber weit edlere Vorteile, die mir mein ganzes Leben hindurch nützlich blieben, daraus: nämlich die Lehren einer gesunden Moral und die Grundsätze einer richtig denkenden Vernunft. In der allmählichen Folge meiner Neigungen und Begriffe war ich immer zu hoch oder zu tief gespannt. Ich war Achilles oder Thersites, bald Held, bald Taugenichts. Herr Gaime gab sich die Mühe, mich an meinen rechten Ort zu stellen, und lehrte mich, ohne alle Schonung, aber auch ohne Herabsetzung mich selbst zu erkennen. Er sprach sehr rühmlich von meinen guten Eigenschaften und meinen Talenten, aber, fügte er hinzu, daraus sehe er auch die Hindernisse, sie vorteilhaft zu nutzen, mir erwachsen, so daß sie seiner Meinung nach mir mehr ein Hilfsmittel sein würden, Glücksgüter entbehren zu können, als eine Staffel, sie zu erlangen. Er entwarf mir ein sehr wahres Gemälde vom menschlichen Leben, von dem ich sehr falsche Begriffe hatte, und zeigte mir, wie der Weise auch in widrigen Schicksalen stets dem Glück nachstreben und den kürzesten Weg zu ihm gehen könne, daß kein wahres Glück ohne Weisheit und daß diese in allen Ständen zu erlangen wäre. Unter anderem sagte er mir etwas, dessen ich mich hernach oft wieder erinnert habe, nämlich: wenn jeder Mensch in die Herzen aller anderen Menschen einen Blick werfen könnte, so würden mehr Leute hinab- als emporsteigen wollen. Diese Betrachtung, deren Wahrheit in die Augen fällt und die nichts Übertriebenes hat, ist mir in der Folge meines Lebens dadurch sehr nützlich geworden, daß sie mich ruhig in meinem Stande verharren hieß. Er gab mir die ersten wahren Begriffe von dem Ruhmwürdigen, das mein schwülstiger Geist bis dahin noch immer in seiner Übertreibung gesucht hatte. Er machte mir's anschaulich, daß eine hochgespannte, enthusiastische Tugend der menschlichen Gesellschaft wenig nützen dürfte, daß sich Hochschwingen sich ein tiefes Herabsinken bereiten hieße, daß der anhaltende Fleiß in Erfüllung seiner Pflichten ebensoviel Mut erforderte als die Ausführung großer Heldentaten, daß nur aus ihm ein wahrer Vorteil für Glück und Ehre erwüchse, und daß es endlich von ungleich höherem Werte sei, die fortdauernde

Hochachtung der Welt zu genießen, als nur zuweilen ihre Bewunderung an sich zu reißen.

Man wird sich leicht vorstellen können, daß der ehrliche Gaime, zum großen Teil wenigstens, das Vorbild meines savoyischen Vikars ist; nur die Klugheit machte ihn zurückhaltend und über gewisse Punkte äußerte er sich weniger deutlich; übrigens aber waren seine Gesinnungen, seine Grundsätze und Meinungen dieselben und bis auf den Rat, in mein Vaterland zurückzukehren, war alles genau, wie ich es nachher dem Publikum dargestellt habe. So wenig gründlich auch meine Bekehrung damals war, so wurde ich doch bewegt. Seine Gespräche waren mir nicht langweilig, ich fand wegen ihrer Deutlichkeit, Einfalt und insonderheit wegen einer wahren Teilnahme des Herzens, die sie belebte, viel Geschmack daran. Ich habe eine liebevolle Seele; diese hat sich stets in ihrer Anhänglichkeit an die Menschen mehr nach ihrem Wohlwollen gegen mich als nach dem Guten, das sie mir wirklich erzeigten, gerichtet, und darin hat mich mein Gefühl nie irregeführt. Also empfand ich gegen Herrn Gaime eine wahre Zuneigung, ich war sozusagen sein zweiter Schüler, und das hatte gleich damals die unschätzbare Wirkung auf mich, daß ich von dem Anfang zum Laster, wohin meine Untätigkeit mich führen wollte, abgelenkt wurde.

Als ich eines Tages an nichts weniger dachte, ward ich zum Grafen von La Roque gerufen. Da ich öfters, ohne ihn zu sprechen, bei ihm gewesen, war ich es überdrüssig geworden und nicht mehr hingegangen; ich glaubte, er habe mich vergessen oder eine nachteilige Meinung von mir gefaßt, ich irrte indes. Er war oft Zeuge gewesen, mit welchem Vergnügen ich meine Pflicht bei seiner Tante erfüllt hatte, er hatte es ihr sogar gesagt und erinnerte sich jetzt noch daran gegen mich, da ich es selbst schon vergessen hatte. Er empfing mich freundlich und sagte, er habe sich, ohne mich mit leeren Versprechungen hinhalten zu wollen, nach einer Stelle für mich umgesehen und habe eine gefunden; er bringe mich jetzt auf den Weg, etwas werden zu können, nun liege das übrige an mir. Das Haus,

in das er mich einführe, sei mächtig und angesehen, ich bedürfe nun weiter keiner Gönner zu meiner Beförderung, und ob ich gleich anfänglich nur Bedienter sein würde, wie ich schon gewesen wäre, so könnte ich doch versichert sein, wenn man meine Aufführung und meine Gesinnung über diesen Stand fände, daß man geneigt sein würde, mich nicht lange in demselben zu lassen. Der Schluß dieser Rede enttäuschte auf eine grausame Weise die glänzenden Hoffnungen, die ihr Anfang in mir geweckt hatte. Wie, sagte ich zu mir selber mit bitterem Verdruß, den das aufkeimende Vertrauen aber bald besiegte: Soll ich immer nur Bedienter bleiben? Ich empfand aber, daß ich in eine solche Stelle zu wenig paßte, um zu fürchten, man würde mich lange darin belassen.

Nun führte er mich zu dem Grafen von Gouvon, der Oberstallmeister der Königin und das Haupt des berühmten Geschlechts von Solar war. Der wahrhaft erhabene Anblick dieses ehrwürdigen Greises machte mir seine leutselige Aufnahme noch rührender. Ich beantwortete seine teilnehmenden Fragen mit voller Aufrichtigkeit. Er sagte zu dem Grafen von La Roque, daß ich ein angenehmes Aussehen hätte, das viel Verstand verspreche, es schiene mir in der Tat auch nicht daran zu fehlen, das sei aber noch nicht genug und man müsse sich nach dem übrigen umsehen. „Mein Kind," sagte er zu mir, „fast aller Anfang ist schwer, der deinige wird es aber nicht zu sehr sein; führe dich nur verständig auf und suche dich hier bei jedermann beliebt zu machen, das ist vorderhand dein einziger Auftrag; übrigens sei guten Muts, man wird für dich besorgt sein." Gleich danach ging er zu der Marquise von Breil, seiner Schwiegertochter, und stellte mich ihr vor, ebenso auch seinem Sohne, dem Abbé Gouvon. Dieser Anfang schien mir von guter Vorbedeutung und ich hatte Erfahrung genug, um zu wissen, daß bei der Annahme eines bloßen Lakaien nicht so viel Umstände gemacht werden.

In der Tat behandelte man mich auch nicht als einen solchen, ich speiste am Tisch der Hausbeamten, trug auch keine Livree, und als der Graf Favria, ein junger, unbesonnener Mensch, verlangte, ich sollte auf seine Kutsche

steigen, verbot es sein Großvater und befahl, ich sollte niemandem außer dem Hause Dienste tun. Indes wartete ich bei der Tafel auf und verrichtete im Hause Lakaiendienste, gewissermaßen freilich hing dies von meiner Willkür ab, und ich war ausdrücklich niemandem zugeteilt; außer daß ich für den Grafen Favria Bilder ausschneiden mußte und man mir zuweilen Briefe diktierte, war ich beinahe den ganzen Tag mein eigener Herr. Diese Probe, die ich nicht als solche erkannte, war sicher gefahrvoll und nicht einmal sehr menschenfreundlich, denn bei dieser großen Untätigkeit hätte ich leicht in Laster verfallen können, die ich sonst nicht gehabt hätte.

Dies geschah aber glücklicherweise nicht. Des Herrn Gaime Lehren hatten einen guten Eindruck auf mein Herz gemacht, ich empfand so viel Geschmack daran, daß ich zuweilen heimlich zu ihm ging, sie mir wiederholen zu lassen. Ich glaube, wer mich so verstohlen ausgehen sah, ließ sich's wohl nicht träumen, wo ich hinginge. Es läßt sich nichts Vernünftigeres finden, als die Ratschläge, die er mir in Anbetracht meiner Aufführung gab. Der Anfang ging vortrefflich, ich war so fleißig, so aufmerksam und eifrig, daß alle Leute ihre Freude daran hatten. Der Abbé Gaime warnte mich häufig, diesen ersten Diensteifer zu mäßigen, weil man es übel bemerken könnte, wenn er etwa nachlassen sollte — „Ihren Anfang," sagte er, „wird man zur Richtschnur dessen machen, was man von Ihnen fordern kann; suchen Sie, daß Sie sich für die Zukunft etwas zu tun übrig lassen, hüten Sie sich aber, jemals weniger zu tun!"

Man hatte sich wenig nach meinen kleinen Talenten erkundigt und setzte keine anderen, als die mir die Natur gegeben hätte, bei mir voraus. Es schien also ungeachtet dessen, was der Graf von Gouvon darüber gesagt hatte, nicht, daß man mich zu etwas anderem gebrauchen würde. Dazu kamen allerhand Angelegenheiten dazwischen und ich ward beinahe vergessen. Der Marquis von Breil, ein Sohn des Grafen Gouvon, war damals Gesandter am Wiener Hofe. Einige Veränderungen bei Hofe, die auf die Familie Einfluß hatten, setzten sie für einige Wochen in eine Unruhe, die wenig Muße übrig ließ, sich meiner zu erinnern. Ich hatte inzwischen wenig von meinem Eifer nachgelassen. Eine

Sache half und schadete mir zu gleicher Zeit, indem sie mich von aller äußerlichen Zerstreuung zurückhielt, aber auch meine Aufmerksamkeit auf meine Pflichten ein wenig schwächte.

Das Fräulein von Breil war ein junges Mädchen ungefähr von meinem Alter, sie war wohlgebaut, sehr weiß bei sehr schwarzen Haaren, und ob sie gleich eine Brünette war, hatte ihr Gesicht doch die sanfte Anmut der Blondinen, der mein Herz nie hat widerstehen können. Die Hofkleidung, die jungen Damen so gut steht, ließ ihre hübsche Taille sehen, enthüllte ihre Schultern und Brust, und die Trauer, in der man damals ging, machte ihre Gesichtsfarbe noch glänzender. Man wird sagen, es schicke sich nicht für einen Bedienten, dergleichen zu bemerken; ich tat Unrecht, ohne Zweifel, aber nichtsdestoweniger bemerkte ich es doch und war nicht der einzige, der es tat. So töricht war ich indes nicht, um mit vollem Ernst verliebt zu sein; ich vergaß mich nicht, blieb in meinem Bereich und selbst meine Wünsche schwangen sich nicht höher. Ich sah das Fräulein gerne, ich hörte sie gerne etwas Verständiges, Geistvolles oder Höfliches sagen, mein Ehrgeiz schränkte sich auf das Vergnügen ein, sie zu bedienen, und überschritt nicht meine Rechte, doch war ich aufmerksam bei der Tafel, sie bei jeder Gelegenheit geltend zu machen. Verließ ihr Lakai einen Augenblick ihren Stuhl, gleich stand ich hinter ihr, sonst stand ich ihr gegenüber, suchte ihre Befehle schon vorher in ihren Augen zu lesen und wartete pünktlich darauf, ihren Teller zu wechseln. Was hätte ich nicht darum gegeben, wenn sie mich gewürdigt hätte, mir etwas zu befehlen, mich anzusehen oder mir ein einziges Wort zu sagen; aber nichts weniger: ich hatte die Kränkung, zu sehen, daß ich ihr nichts war, daß sie mich ganz und gar nicht einmal bemerkte.

Ihr Bruder, der mich über der Tafel oft anzureden pflegte, sagte mir einst etwas nicht Verbindliches, ich weiß nicht mehr was, ich gab ihm eine so feine und gut gewendete Antwort, daß sie dieselbe bemerkte und mich ansah; dieser Blick, so kurz er dauerte, brachte mich außer mir. Den folgenden Tag war Gelegenheit, einen zweiten Blick zu erhalten, und ich machte sie mir zunutze. Es war des Mittags große Tafel,

bei der ich zum erstenmal mit großem Erstaunen den Haushofmeister mit dem Degen an der Seite und den Hut auf dem Kopf aufwarten sah. Das Gespräch fiel von ungefähr auf den Wahlspruch der Solar, der unter ihrem Wappen auf den Wandteppichen stand: „Tel fiert qui ne tue pas." Die Piemonteser sind gewöhnlich der französischen Sprache nicht sehr mächtig, und es fand jemand in der Devise einen Fehler gegen die Rechtschreibung in dem Worte „fiert", worin, wie er meinte, das „t" zu viel wäre.

Der alte Graf Gouvon wollte antworten und bemerkte von ungefähr, daß ich lächelte, ohne es wagen zu dürfen mitzureden. Er befahl, ich sollte meine Gedanken sagen, und so äußerte ich denn, daß ich das nicht für überflüssig hielte, „fiert" wäre ein altes französisches Wort, das nicht von dem lateinischen Hauptwort ferus = wild, drohend, sondern von dem Zeitwort ferit = er schlägt, verwundet, herkäme, es schiene mir die Devise also nicht zu sagen: „Tel menace," sondern „tel frappe, qui ne tue pas." (Nicht: „Manche Drohung," sondern: „Mancher Hieb bringt nicht um.")

Die ganze Gesellschaft sah mich und sich gegenseitig an, ohne ein Wort zu reden. Man hat nie ein ähnliches Erstaunen gesehen. Was mir aber am meisten schmeichelte, war die Zufriedenheit, die ich auf dem Gesichte des Fräulein von Breil deutlich lesen konnte. Diese hochmütige Person schenkte mir zum zweitenmal einen Blick, der wenigstens so gut als der erste war, dann sah sie ihren Großvater mit einem Blick an, der die Ungeduld nach dem Beifall, den er mir geben sollte, auszudrücken schien; er erteilte mir ihn auch in der Tat so voll und ganz und mit so vergnügtem Gesicht, daß die ganze Gesellschaft mit einem vollstimmigen Chor einfiel. Dieser Augenblick war kurz, aber in jeder Hinsicht köstlich. Das Fräulein sah mich noch einmal an und bat mich, in einem ebenso verlegenen als leutseligen Ton, ihr zu trinken zu reichen; man kann sich vorstellen, daß ich sie nicht warten ließ. Als ich mich ihr nahte, ergriff mich ein solches Zittern, daß ich das ohnedies zu voll gegossene Glas großenteils auf den Teller und über sie selber schüttete. Ihr Bruder fragte unbedachtsamerweise, warum

ich so heftig zitterte; diese Frage half mir eben nicht, mich wieder von meiner Verwirrung zu erholen und das Fräulein errötete bis über die Augen.

Hier endigte der Roman, bei welchem man wie bei der Frau Basile und in der Folge meines Lebens wieder bemerken wird, daß ich nicht glücklich im Abschluß meiner Liebesangelegenheiten bin. Ich hielt mich vergebens in der Frau von Breil Vorzimmer auf, ihre Tochter würdigte mich nicht der geringsten Aufmerksamkeit; sie ging aus und ein und ich unterstand mich kaum, die Augen zu ihr aufzuschlagen. Ich war sogar so dumm und ungeschickt, daß, als sie einst im Durchgehen den Handschuh fallen ließ, ich, statt hinzueilen und den Handschuh, den ich mit tausend Küssen hätte bedecken mögen, aufzuheben, es nicht wagte, mich von der Stelle zu rühren, und ihn einen großen Lümmel von Bedienten aufnehmen ließ, den ich gleich dafür hätte erdrosseln mögen. Um mich vollends schüchtern zu machen, bemerkte ich, daß ich nicht so glücklich war, der Frau von Breil Beifall zu finden; sie befahl mir nicht allein nie etwas, sondern sie schlug sogar meine Dienste aus, und zweimal fragte sie mich, da sie mich in ihrem Vorzimmer sah, ob ich nichts anderes zu tun habe. Ich mußte diesem teuren Vorzimmer also entsagen, anfänglich tat es mir leid, bald aber kamen Zerstreuungen dazwischen, und ich dachte nicht weiter daran.

Die Gewogenheit des Grafen von Gouvon, der mich endlich wieder bemerkte, tröstete mich reichlich für die Verachtung seiner Schwiegertochter. Am Abend nach dem Mittag, dessen ich erwähnt habe, hatte ich ein halbstündiges Gespräch mit ihm, mit dem er zufrieden schien und von dem ich ganz bezaubert war. Dieser gute Greis, obschon ein Mann von Verstand, hatte ihn nicht in einem so hohen Grade wie Frau von Vercellis, aber sein Herz war weiser und wohlwollender als das ihrige, und so gelang es mir besser bei ihm. Er sagte mir, ich sollte mich an den Abbé Gouvon, seinen Sohn halten, dieser sei mir gewogen und diese Gewogenheit, wenn ich sie mir zunutze machen wollte, könnte mir nützlich werden, und durch sie könnte ich das erlangen, was mir zu den Absichten noch fehle, die man mit mir hätte.

Gleich den folgenden Morgen eilte ich zu dem Abbé. Er nahm mich nicht wie einen Bedienten auf, ich mußte mich an sein Kaminfeuer setzen und, da er mich mit der größten Freundlichkeit über meine Kenntnisse befragte, bemerkte er gleich, daß meine Erziehung in vielen Stücken angefangen, in keinem aber vollendet war. Da er vor allem fand, daß ich zu wenig Latein verstünde, so übernahm er es, mich darin zu unterrichten, wir verabredeten, daß ich alle Morgen zu ihm kommen sollte, und ich machte gleich am folgenden den Anfang damit. Durch eine von den Seltsamkeiten, die man in meinem Leben oft antreffen wird, war ich zu gleicher Zeit über und unter meinem Stand. Ich war Schüler und Bedienter in demselben Hause, und in meiner Dienstbarkeit hatte ich einen Lehrmeister, der seiner Geburt nach es nur bei Königskindern sein konnte.

Der Herr Abbé Gouvon war ein jüngerer Sohn, den seine Familie zur bischöflichen Würde bestimmte. Man hatte ihn deshalb in den Wissenschaften weiter geführt als es gewöhnlich bei vornehmen Kindern zu geschehen pflegt. Er hatte auf der Universität zu Siena verschiedene Jahre studiert und hatte von da eine hinlängliche Dosis akademischer Bildung zurückgebracht, um beinahe in Turin das vorstellen zu können, was ehemals der Abbé Dangeau zu Paris war. Der Überdruß an der Theologie hatte seinen Geschmack auf die schönen Wissenschaften gelenkt, was in Italien gewöhnlich bei denen der Fall ist, welche die Laufbahn zur Prälatur betreten. Er hatte die Dichter gelesen und machte ziemlich gute lateinische und italienische Verse. Mit einem Wort, er besaß die Art von Geschmack, die erforderlich war, den meinigen zu bilden und einige Ordnung in den Wust zu bringen, mit dem ich mir den Kopf vollgepfropft hatte. Sei es nun, daß er durch mein Geschwätz über den Umfang meiner Kenntnisse getäuscht wurde, oder daß er dem Ekel vor den Anfangsgründen des Latein nicht widerstehen konnte, er nahm mich gleich viel zu hoch, und kaum hatte er mich einige Fabeln des Phädrus übersetzen lassen, so nahm er schon den Virgil, von dem ich nichts verstand, mit mir vor. Wie man in der Folge sehen wird, war es meine Bestimmung, oft wieder lateinisch zu lernen und es nie ganz zu

verstehen. Ich arbeitete indessen mit ziemlichem Eifer, und der Herr Abbé verschwendete seine Mühe mit einer Güte an mich, deren Andenken mich noch erweicht. Ich brachte den größten Teil des Morgens sowohl mit meinem Unterricht als mit Dienstleistungen bei ihm zu; nicht daß ich seine Person bedient hätte, denn das gab er nie zu, sondern ich schrieb, was er mir diktierte, und kopierte, wobei mir meine Beschäftigung als Sekretär nützlicher als die eigentlichen Lehrstunden wurde. Ich lernte so nicht allein das Italienische in seiner ganzen Reinheit, sondern gewann auch einen Geschmack an der Literatur und einiges richtige Urteil über gute Bücher, das sich bei der La Tribu nicht erwerben ließ und das mir in der Folge, als ich für mich selbst zu arbeiten anfing, sehr nützlich wurde.

Dies ist der Zeitpunkt meines Lebens, in dem ich, ohne romanhafte Projekte zu schmieden, mich vernünftigerweise der Hoffnung, zu etwas zu gelangen, überlassen konnte. Der Abbé, der sehr zufrieden mit mir war, sagte dies allen Menschen, und sein Vater hatte eine so sonderbare Neigung auf mich geworfen, daß der Graf von Favria mir sagte, er habe sogar mit dem König von mir gesprochen. Frau von Breil selbst legte ihr verächtliches Wesen gegen mich ab. Genug, ich ward eine Art von Liebling des Hauses, zum großen Verdruß der übrigen Bedienten, die, da sie mich mit dem Unterricht vom Sohne ihres Herrn beehrt sahen, wohl merkten, daß ich nicht lange ihresgleichen bleiben würde.

Soweit ich aus einigen hingeworfenen Worten die Absichten, die man mit mir hatte und über welche ich erst in der Folge nachdachte, habe beurteilen können, so hat es mir geschienen, daß das Haus der Solar nach Gesandtschaften strebte und sich vielleicht von ferne den Weg zum Ministerium bahnen wollte, sich aber zu diesem Ende einen Menschen heranbilden wollte, der Talent und Schicklichkeit besäße und der in der Folge, da er bloß von ihnen abhinge, ihr Vertrauen erhalten und ihnen nützliche Dienste leisten könnte. Dieses Projekt des Grafen Gouvon war verständig, groß und edel, und eines wohltuenden, vorsichtigen Herrn wahrhaftig würdig, aber, abgesehen davon, daß ich es damals nicht in seinem ganzen Umfang übersah, so war es für meinen Kopf

viel zu gescheit und erforderte eine zu lange Abhängigkeit. Mein törichter Ehrgeiz strebte dem Glück nur durch Abenteuer nach, und da ich in das alles keine Frauen verflochten sah, so schien mir dieser Weg, es zu etwas zu bringen, langsam, mühselig und traurig, da er mir doch um so ehrenvoller hätte dünken sollen, wenn Frauenzimmer sich nicht darein mischten, weil die Verdienste, die sie zu schätzen pflegen, doch die, welche man bei mir voraussetzte, sicher nicht aufwiegen.

Es ging alles vollkommen gut. Ich hatte die allgemeine Achtung, ich darf sagen, beinahe an mich gerissen, die Prüfungen waren nun vorüber, ich ward im ganzen Hause als ein junger Mensch betrachtet, der zu den größten Hoffnungen berechtigt, der noch nicht an seiner rechten Stelle steht, von dem man aber erwartet, sie ihn erringen zu sehen. Allein, meine wahre Stelle war nicht die, welche mir die Menschen bestimmten, und ich sollte auf einem ganz anderen Weg dahin gelangen. Ich nahe mich jetzt einem von jenen mir eigenen charakteristischen Zügen, bei denen es genug ist, sie dem Leser hinzubreiten, ohne sie mit irgend einer Betrachtung zu begleiten.

Ob es in Turin gleich viele Übergetretene meiner Art gab, so liebte ich sie doch nicht und hatte nie einen davon sehen wollen. Ich hatte dagegen einige Genfer gesehen, die es nicht waren, unter anderem einen gewissen Herrn Mussard, dem man den Beinamen Schlingehals gegeben hatte; er war ein Miniaturmaler und überdies mein weitläufiger Verwandter. Dieser Mussard kundschaftete meinen Aufenthalt bei dem Grafen Gouvon aus und besuchte mich daselbst mit noch einem Genfer, der Bacle hieß und der in meiner Lehre mein Kamerad gewesen war. Dieser Bacle war erstaunlich unterhaltend, munter und voll drolliger Einfälle, die seine jugendliche Fröhlichkeit, mit der er sie vorbrachte, angenehm machte. Nun war ich mit einem Male ganz von Bacle eingenommen, und zwar bis zu einem Grade eingenommen, daß ich gar nicht mehr ohne ihn sein konnte. Er wollte bald nach Genf zurückkehren; welcher Verlust für mich! Ich fühlte ihn ganz. Um aber wenigstens die Zeit, die ich ihn noch hatte, recht zu nutzen, kam ich gar

nicht mehr von ihm oder vielmehr er nicht von mir; denn so pflichtvergessen war ich nicht gleich, daß ich tagelang ohne Erlaubnis außer dem Hause bei ihm mich aufgehalten hätte. Da man gewahr ward, daß er mich ganz in der Hand hatte, verbot man ihm das Haus; ich aber vergaß alles außer Bacle so sehr, daß ich weder mehr des Morgens zu dem Herrn Abbé noch zu dem Herrn Grafen ging und man mich im Hause gar nicht weiter zu sehen bekam. Ich wurde zurechtgewiesen, kehrte mich aber nicht daran; man drohte mir mit dem Abschied; diese Drohung war mein Unglück: sie zeigte mir eine Möglichkeit, daß Bacle nicht allein fortgehen könnte. Von diesem Augenblick an sah ich kein anderes Vergnügen, kein anderes Schicksal, kein Glück außer dem, so mit ihm zu reisen; bei dem allem sah ich nur die unaussprechliche Glückseligkeit der Reise, an deren Ausgang, obschon in einer unermeßlichen Ferne, sich mir über dies alles noch Frau von Warens zeigte — denn ich dachte niemals daran, wieder nach Genf zurückzukehren. Berge, Wiesen, Bäche, Wälder, dies ging alles unaufhörlich in meinem Kopf, mit immer neuen Reizen geschmückt, herum. Diese glückselige Reise, dachte ich, müßte mein ganzes Leben ausfüllen, ich erinnerte mich mit einer Art von Wollust, wie reizend mir die Herreise erschienen war. Was mußte es nun erst sein, wenn zu dem Reiz der Unabhängigkeit das Vergnügen kam, den Weg mit einem Gefährten meines Alters und meines Geschmacks, bei guter Laune, ohne Zwang, ohne Verbindlichkeit, hier oder dort zu bleiben, als wo es uns beliebte, zu machen? Man müßte ein Narr sein, ein solches Glück den Anschlägen des Ehrgeizes aufzuopfern, die langsam, schwer und ungewiß auszuführen sind und die, wenn sie jemals zur Wirklichkeit kommen, bei all ihrer Herrlichkeit nicht den Wert einer Viertelstunde wahren Vergnügens und Freiheit in der Jugend hatten.

Voll solcher weisen Grillen, richtete ich meine Aufführung so ein, daß es mir gelang, fortgejagt zu werden, und dies geschah in Wahrheit nicht ohne Bekümmernis. Eines Abends, da ich nach Hause kam, bedeutete mir der Haushofmeister von seiten des Herrn Grafen, ich habe meinen Abschied. Dies hatte ich gewünscht. Denn da ich wider

meinen Willen das Ausschweifende meines Betragens fühlte, so wurde ich noch, um mich zu entschuldigen, obendrein unbillig und undankbar und dachte so die Schuld auf andere Leute zu wälzen, um meine aus Not ergriffenen Maßregeln bei mir selbst zu rechtfertigen. Man sagte mir, der Graf Favria wollte mich den anderen Morgen früh vor meinem Abzug noch sprechen, und da ich vielleicht imstande sein konnte, nicht einmal hinzugehen — denn man sah, daß ich ganz wie nicht recht bei Sinnen war — so schob der Haushofmeister es nach diesem Besuch auf, mir etwas Geld, das man mir bestimmt hatte, einzuhändigen, und das ich gewiß schlecht verdient hatte, denn da ich nicht Bedienter bleiben sollte, so hatte man mir keinen bestimmten Lohn ausgesetzt.

Der Graf Favria, so jung und flatterhaft er war, redete sehr verständig und ich darf beinahe sagen, zärtlich mit mir, er stellte mir auf eine schmeichelhafte und rührende Art die Bemühungen seines Onkels und die Absichten seines Großvaters vor Augen. Endlich, nachdem er mir sehr lebhaft alles, was ich aufopferte, um in mein Verderben zu rennen, vor Augen gestellt hatte, erbot er sich, mir meine Verzeihung auszuwirken, wobei er keine andere Bedingung stellte, als daß ich den, der mich verführt hätte, nicht wiedersehe.

Es war so offenbar, daß er dies alles nicht von sich aus sagte, daß ich ungeachtet meiner dummen Verblendung die Güte meines alten Herrn fühlte und dadurch gerührt ward. Meine geliebte Reise hatte sich aber zu tief meiner Einbildung aufgeprägt, als daß irgend etwas ihren Reizen das Gegengewicht hätte halten können. Ich war ganz und gar außer mir, machte mich wieder stark, verhärtete mich, spielte den Trotzigen und sagte mit unbeschreiblicher Frechheit: Da man mir meinen Abschied gegeben hätte, so hätte ich ihn angenommen, nun wäre es zu spät, sich zu widerrufen, und was in meinem Leben noch daraus entstehen könne, wäre ich doch durchaus entschlossen, mich nicht zweimal aus einem Hause jagen zu lassen. Hierauf gab der junge Herr, gerechterweise empört, mir die Namen, die ich verdiente, stieß mich bei den Schultern zur Türe hinaus und schmiß sie hinter mir zu. Ich aber ging so frohlockend hinweg, als hätte ich den größten Sieg erfochten, und aus Furcht, daß ich etwa noch

einen Kampf würde bestehen müssen, beging ich die schimpfliche Niederträchtigkeit, fortzugehen, ohne nur dem Herrn Abbé für alle seine Güte zu danken.

Der Abbé Gouvon hatte mir vor einigen Wochen einen kleinen, sehr niedlichen Heronsbrunnen geschenkt, darüber ich außer mir vor Freuden war. Da wir ihn so oft springen ließen und unaufhörlich von unserer Reise sprachen, so fiel es dem schlauen Bacle und mir ein, daß jener wohl dazu dienen könne, diese zu verlängern; denn was in der ganzen Welt könnte wohl merkwürdiger als ein Heronsbrunnen sein? Auf diesem Grunde bauten wir unser Glück; in jedem Dorfe mußten sich die Bauern um uns versammeln, und da sollte es gute Mahlzeiten und Wohlleben um so reichlicher auf uns regnen, als wir uns einbildeten, Lebensmittel kosteten denen, die sie selbst einsammelten, nichts, und es sei bloß Mangel an gutem Willen, wenn sie die Vorüberziehenden nicht bis an den Hals damit stopften. Wir dachten an nichts als Lustbarkeiten und Hochzeiten und rechneten uns aus, daß wir ohne Unkosten, außer unserem Atem und dem Wasser für unseren Springbrunnen, auf diese Weise frei durch Piemont, Savoyen, Frankreich, kurz durch die ganze Welt kommen könnten; unsere Reiseprojekte hatten gar kein Ende. Zuerst nahmen wir unseren Weg nördlich, mehr des Vergnügens willen, über die Alpen zu gehen, als aus der vorausbedachten Notwendigkeit, sich endlich irgendwo aufzuhalten. So ziehe ich denn mit meinem Springbrunnen und meinem Freund Bacle mit leichter Börse und freudevollem Herzen in die weite Welt, nichts träumend, als diese Glückseligkeit des Wanderns, auf die sich mit einem Male alle meine glänzenden Entwürfe eingeschränkt hatten.

Ich brachte diese närrische Reise fast ebenso angenehm, als ich erwartet hatte, zu. Freilich nicht ganz auf die nämliche Art; denn obschon unser Springbrunnen in den Wirtshäusern wohl auf einige Augenblicke die Wirtin und ihre Mägde unterhielt, so mußten wir bei unserer Abreise doch nichtsdestoweniger bezahlen. Aber das störte uns weiter nicht und wir dachten, dieses Hilfsmittel nur dann erst im Ernst zu benutzen, wenn uns das Geld ausgehen würde. Ein Zufall

ersparte uns diese Mühe, der Springbrunnen zerbrach bei Bramant, und es war auch Zeit, denn ohne daß wir es uns zu gestehen wagten, fing er an, uns herzlich langweilig zu werden. Dieser Unfall machte uns nur noch fröhlicher und wir lachten über die Unbesonnenheit, daß es uns nicht eingefallen war, unsere Kleider und Schuhe würden sich abnutzen, oder daß wir es uns hatten träumen lassen, sie durch das Spiel mit dem Heronsbrunnen wieder ersetzen zu können. Wir setzten also unseren Weg so guten Mutes fort, als wir ihn angetreten hatten, lenkten ihn nur etwas gerader zu seinem Ziel, an das zu gelangen unser versiegender Geldvorrat uns zur Notwendigkeit machte.

Zu Chambery ward ich nachdenkend, nicht über die Torheit, die ich begangen hatte, denn nie fand je ein Mensch so schnell und so gut sich mit vergangenen Dingen ab als ich, aber in Ansehung der Aufnahme, die mich bei Frau von Warens erwartete; denn ich sah ihr Haus genau wie mein Vaterhaus an. Ich hatte ihr meinen Eintritt bei dem Grafen von Gouvon gemeldet, sie wußte, auf welchem Fuß ich dort stand, und als sie mir dazu Glück wünschte, hatte sie mir sehr gute Lehren über die Art gegeben, wie ich der Güte, mit der mir begegnet wurde, entsprechen sollte. Sie sah mein Glück, wenn ich es nicht selbst verscherzte, für gemacht an. Was würde sie nun zu meiner Ankunft sagen? Daß sie mir ihre Türe verschließen könne, fiel mir nicht ein, aber ich fürchtete den Kummer, den ich ihr machen würde, und ihre Vorwürfe, die mir bitterer als mein eigenes Elend waren. Ich entschloß mich, alles still zu ertragen und alles anzuwenden, um sie zu besänftigen. Auf der ganzen Welt sah ich und hatte nichts als sie, bei ihrem Unwillen leben zu können, schien mir ganz unmöglich.

Am meisten beunruhigte ich mich über meinen Reisegefährten, mit dem ich sie nicht noch obendrein belästigen wollte und von dem ich besorgte, nicht so leicht loszukommen. Ich bereitete diese Trennung den letzten Tag durch kaltes Betragen vor. Der possierliche Mensch verstand mich, er war mehr närrisch als dumm. Ich glaubte, meine Unbeständigkeit würde ihm nahe gehen; ich irrte mich, mein Freund Bacle ließ sich nichts zu Herzen gehen. Kaum hatten wir Annecy

betreten, so sagte er: „Nun bist du zu Hause," umarmte mich, sagte Lebewohl, machte einen Luftsprung, und fort war er. Ich habe nichts weiter von ihm gehört. Unsere Bekanntschaft und Freundschaft dauerte im ganzen ungefähr sechs Wochen, ihre Folgen aber währen solange, als ich selber daure.

Wie klopfte mir das Herz, da ich mich dem Hause der Frau von Warens näherte! Meine Knie brachen unter mir ein, meine Augen verdunkelten sich, ich sah und hörte nichts, hätte niemanden erkannt und mußte einigemale stillstehen, um mich zu erholen und wieder zu mir zu kommen. Kaum ward ich Frau von Warens ansichtig, so benahm mir ihr Anblick alle Furcht. Ich schauderte bei dem ersten Laut ihrer Stimme, stürzte zu ihren Füßen, und in den lebhaftesten Entzückungen der Freude preßte ich meinen Mund auf ihre Hand. Ich weiß nicht, ob sie schon etwas mochte erfahren haben, aber in ihrem Gesicht drückte sich kein Erstaunen aus und ich bemerkte auch nicht den geringsten Verdruß darin. „Armer Kleiner," sagte sie, „da bist du also wieder! Ich wußte es wohl, daß du zu dieser Reise zu jung wärest, ich bin wenigstens froh, daß sie nicht so übel ausgefallen ist, als ich es befürchtete." Darauf mußte ich ihr meine Erlebnisse erzählen, die nicht lang waren, und das tat ich ganz treulich; indes verschwieg ich doch einiges, im übrigen aber schonte oder entschuldigte ich mich nicht.

Nun entstand die Frage, wo ich schlafen würde. Sie beratschlagte hierüber mit ihrer Kammerfrau. Ich hatte unterdes kaum das Herz, Atem zu schöpfen. Da ich aber hörte, ich sollte im Hause schlafen, konnte ich mich vor Freude kaum halten, ich sah mein kleines Päckchen in das für mich bestimmte Zimmer ungefähr mit der Empfindung hineinbringen, mit der Saint-Preux seinen Wagen wieder zur Frau von Wolmar bringen sah. Um meine Freude voll zu machen, hörte ich, daß dies nicht eine bloß vorübergehende Gunst sein sollte, ich hörte sie sagen, während sie mich auf etwas ganz anderes aufmerksam glaubte: „Man mag darüber reden, was man will, aber weil die Vorsehung ihn wieder zu mir schickt, bin ich entschlossen, ihn nicht zu verlassen."

Ich ließ mich also förmlich bei ihr nieder. Diese Niederlassung ist freilich noch nicht der Zeitpunkt, von welchem an ich die glücklichsten Tage meines Lebens rechne, aber sie bereitete ihn vor. Frau von Warens bewohnte ein altes Haus, das jedoch geräumig genug war, ein Gastzimmer für den Notfall zu haben, woraus sie ihr Putzzimmer gemacht hatte; darin wurde mir meine Wohnung angewiesen. Dieses Zimmer hatte die Aussicht auf den Weg, von dem ich schon gesprochen, wo unsere erste Zusammenkunft stattfand, und jenseits sah man über Bach und Gärten ins freie Feld. Dieser Anblick war für den jungen Einwohner keineswegs gleichgültig. Seit Bossey war es das erstemal wieder, daß meine Fenster ins Grüne gingen; immer in Mauern eingeschlossen, hatte ich nichts als Dächer oder die trüben Straßen vor mir gehabt, wie süß und willkommen war mir diese Neuerung! Sie trug gar viel dazu bei, meine Neigung zu zärtlichen Empfindungen zu bestärken. Ich sah diese reizende Landschaft auch als eine der Wohltaten meiner teuren Beschützerin an. Mich dünkte, sie habe sie da ausdrücklich für mich hingestellt, ich saß darin in Gedanken wohlgefällig neben ihr, überall sah ich sie unter Blumen und Laub, und ihre Reize flossen in meinen Augen mit den Reizen des Frühlings ineinander. Mein eigeengtes Herz erweiterte sich in diesem Raume und meine Seufzer hauchten freier durch diesen Baumgarten.

Die Pracht, die ich in Turin gesehen hatte, fand man bei Frau von Warens nicht. Aber Sauberkeit, Anstand, und ein gewisser patriarchalischer Überfluß, mit dem sich keine Pracht verbinden läßt, herrschten bei ihr. Sie hatte wenig Silbergerät, kein Porzellan, kein Wildbret in ihrer Küche und in ihren Kellern keine fremden Weine, aber jene wie dieser waren zu aller Menschen Dienste gut versehen und in ihren Tassen aus Steingut setzte sie trefflichen Kaffee vor. Wer sie besuchte, ward zum Essen bei ihr oder mit ihr eingeladen, und nie ging ein Arbeiter, Bote oder Vorübergehender von ihr, ohne gegessen oder getrunken zu haben. Ihre Bedienung bestand aus einer Kammerfrau, einer ziemlich hübschen Freiburgerin namens Merceret, einem Bedienten aus ihrem Vaterland, der Claude Anet hieß und von dem in der Folge die Rede sein wird, einer Köchin und zwei ge-

mieteten Trägern, wenn sie Besuche machte, welches aber sehr selten geschah. Das war für zweitausend Livres Einkünfte sehr viel. Indessen hätte ihre kleine Einnahme bei einer guten Einteilung in einem Lande, wo die Erde so fruchtbar und das Geld so selten ist, ausgereicht; allein unglücklicherweise gehörte die Wirtschaftlichkeit nicht zu ihren Lieblingstugenden, sie machte Schulden und bezahlte sie wieder, das Geld wanderte hin und her wie ein Weberschiff, und alles ging nun einmal seinen Gang.

Gleich die ersten Tage entstand die süßeste Vertraulichkeit unter uns, wie sie unser ganzes Leben hindurch fortgedauert hat. Kleiner hieß ich und sie Mama, und beständig blieben wir Kleiner und Mama, selbst nachdem die Reihe der Jahre fast allen Unterschied unter uns aufgehoben hatte. Ich finde, daß diese beiden Benennungen einen ganz besonders getreuen Begriff von dem Ton unseres Umgangs, der Einfachheit unseres Benehmens und besonders von dem Verhältnis unserer Herzen geben. Sie war mir die zärtlichste Mutter, die nie ihr Vergnügen, immer nur mein Bestes suchte; und wenn sich in meine Anhänglichkeit an sie die Sinne mischten, so veränderte dies die Natur dieser Anhänglichkeit gar nicht, sondern verschönte sie nur und läuterte sie, um mich ganz mit der Annehmlichkeit zu berauschen, eine so junge und hübsche Mama, die ich so sehr gern liebkoste, zu haben. Ich sage im wörtlichen Sinne, liebkoste, denn nie fiel es ihr ein, mir Küsse oder die zärtlichsten mütterlichen Schmeicheleien zu entziehen, und nie kam es in mein Herz, einen Mißbrauch davon zu machen. Man wird sagen, daß wir doch schließlich in einem Verhältnis von anderer Art gestanden haben, ich gestehe es, aber man muß sich gedulden, ich kann nicht alles auf einmal sagen.

Der Anblick bei unserer ersten Zusammenkunft war eigentlich der einzige Augenblick, in dem ich eine wahrhaft leidenschaftliche Bewegung für sie empfunden hatte, und noch war dieses mehr die Überraschung. Meine unbescheidenen Blicke durchspähten nie ihr Halstuch, obschon eine nachlässige Verhüllung sie dorthin ziehen konnte. Ich hatte weder Entzückungen noch Wünsche bei ihr, sondern lebte in einer angenehmen Ruhe, genoß, ohne zu wissen was. Ich würde mein ganzes

Leben und die Ewigkeit dazu so hingebracht haben, ohne Langeweile zu fühlen. Sie ist die einzige Person, bei der ich nie die Trockenheit im Gespräche empfunden hätte, die es mir zur Marter macht, eines zu führen. Unser Beisammensein war weniger Unterhaltung als ein unversiegbares Geschwätz, das, wenn es aufhören sollte, unterbrochen werden mußte. Sobald jemand eintrat, Mann oder Frau, es war einerlei, so ging ich murrend hinaus, ich konnte es nicht ertragen, selbdritt bei ihr zu bleiben. Dann zählte ich in ihrem Vorzimmer die Minuten, fluchte auf die ewigen Besuche und konnte nicht begreifen, was sie so viel zu sagen hatten, weil ich noch mehr zu sagen hatte.

Die ganze Stärke meiner Anhänglichkeit an sie fühlte ich aber dann, wenn ich sie nicht sah. Sah ich sie, so war ich nur zufrieden, aber meine Unruhe in ihrer Abwesenheit ging bis zum Schmerz. Das Bedürfnis, mit ihr zu leben, erfüllte mich mit solcher Zärtlichkeit und Rührung, daß ich oftmals Tränen darüber vergoß. In der Entfernung stellte ich sie mir nur noch schöner und vollkommener vor als je in der Gegenwart, und mehr noch als diese genoß ich die Träume von einem glücklichen und vollkommenen Leben, die mich oft plötzlich, wenn ich ohne sie in dem schönen Lande spazieren ging, wie mit einer Entzückung erfüllten. Ich erinnere mich nicht, je mit mehr Stärke und mehr Täuschung mich in die Zukunft geschwungen zu haben als damals, und was mir bei dem Andenken an diese Schwärmereien, da sie wahr wurden, am meisten auffiel, war, die Gegenstände genau so, wie ich sie mir erträumt hatte, zu finden. Nur über ihre eingebildete Dauer bin ich getäuscht worden, denn Tage, Jahre, ja das ganze Leben verfloß daselbst in unerschöpflicher Ruhe, während es alles in der Tat nur einen flüchtigen Augenblick währte. Ach, mein allervollkommenstes Glück genoß ich träumend; auf seine Erfüllung ist fast immer ein plötzliches Erwachen gefolgt.

Ich könnte nicht enden, wollte ich alle die Torheiten weitläufig erzählen, wozu mich der Gedanke an diese geliebte Mama, wenn ich nicht um sie war, verführte. Wie oft habe ich nicht mein Bette geküßt, wenn ich mir vorstellte, sie habe darin gelegen, meine Gardinen, allen Putz meines Zim-

mers, wenn ich mir dachte, daß sie ihr zugehörten, daß ihre schöne Hand sie berührt hatte; selbst auf den Fußboden neigte ich mich, weil sie ihn betreten hatte. In ihrer Gegenwart sogar entwischten mir Ausschweifungen, die die heftigste Liebe nur schien einflößen zu können, eines Tages bei Tische, da sie eben einen Bissen in den Mund gesteckt hatte, rief ich: „Es ist ein Haar daran!" Sie warf den Bissen auf ihren Teller hin, ich bemächtigte mich begierig seiner und verschluckte ihn. Mit einem Wort, zwischen mir und dem feurigsten Liebhaber war nur ein einziger, aber wesentlicher Unterschied, der meinen Zustand der Vernunft beinahe unbegreiflich macht.

Meine Zeit brachte ich auf die angenehmste Art von der Welt, doch unter Beschäftigungen zu, die am wenigsten nach meinem Geschmack waren. Nämlich Projekte in Ordnung zu bringen, Rechnungen und Rezepte abzuschreiben, Kräuter zu verlesen, Spezies zu stoßen und auf den Destillierkolben Achtung zu geben. Zwischen diesem allem kam eine Menge Durchreisender, Bettler und Besuche von allen Gattungen. Man mußte oft zugleich einen Soldaten, einen Apotheker, einen Kanonikus, eine schöne Dame und einen Laienbruder unterhalten. Ich schimpfte, brummte, fluchte und wünschte den ganzen vermaledeiten Schwarm zum Henker. Sie, die alles von der lustigen Seite ansah, lachte über meinen Ärger, daß ihr die Tränen aus den Augen liefen, und was ihr noch am lächerlichsten vorkam, war, daß ich mich bei dem allem selbst nicht des Lachens enthalten konnte. Diese kleinen Zwischenpausen, in denen ich das Vergnügen zu schmollen hatte, waren ganz allerliebst, und kam während des Zanks wieder ein neuer Überlästiger, so wußte sie auch den zum Zeitvertreib zu nutzen, indem sie schalkhafterweise seinen Besuch verlängerte und mir dann Blicke zuwarf, für die ich sie gern hätte schlagen mögen. Sie enthielt sich mit Mühe, laut aufzulachen, wenn sie mich dastehen sah, gezwungen und durch den Anstand zurückgehalten, wenn ich ihr ein Paar Augen wie ein Besessener machte, indes ich im Herzen wider meinen Willen dies alles sehr komisch fand.

Die Zeit wurde aber doch nicht ganz mit dergleichen Possen hingebracht. Ich hatte in dem Zimmer, das ich bewohnte, einige Bücher gefunden, nämlich den Spectator,

Puffendorf, Saint Evremond, die Henriade. Um etwas zu tun zu haben, las ich von dem allen etwas, ob ich schon meine vorige Lesewut nicht mehr hatte; hauptsächlich gefiel mir der Spectator und er stiftete manches Gute bei mir. Da der Abbé Gouvon mich weniger gelüstig und mit mehr Überlegung zu lesen gelehrt hatte, so fruchtete mir jetzt die Lektüre mehr als einst, auch gewöhnte ich mich, über die Zierlichkeit des Ausdrucks und der Wortfügungen nachzudenken, und übte mich, das reine Französisch von meiner Provinzmundart zu unterscheiden. Zuweilen plauderte ich über meine Lektüre mit Mama, manchmal las ich ihr auch etwas vor, was mir viel Vergnügen machte; ich übte mich dadurch, gut zu lesen, und dies war mir nicht weniger nützlich. Ich sagte schon, daß sie einen sehr gebildeten Verstand besaß; damals war er in seiner schönsten Blüte. Es hatten sich viele gelehrte Leute um sie beworben, und durch ihren Umgang hatte sie Werke des Geistes beurteilen gelernt. Ob sie gleich auf den Hof nur im Vorübergehen einen flüchtigen Blick geworfen hatte, so war er doch scharf genug gewesen, denselben kennen zu lernen. Sie hatte in der Welt Erfahrungen gesammelt und hatte den Geist der Überlegung, der jene zu nutzen weiß. Wir lasen den La Bruyère miteinander, er gefiel ihr mehr als La Rochefoucault, ein trauriges und trostleeres Buch, hauptsächlich für die Jugend, welche den Menschen ungern so kennen lernt, wie er wirklich ist. Fing sie an, zu moralisieren, so verlor sie sich zuweilen im leeren Raum, aber da ich ihr von Zeit zu Zeit den Mund oder die Hand dazwischen küßte, so hatte ich Geduld und ihre Weitläufigkeit machte mir keine Langeweile.

Diese Lebensart war zu angenehm, um von langer Dauer zu sein. Ich fühlte dies, und die Besorgnis, daß sie bald aufhören könne, war das einzige, was mich in ihrem Genusse störte. Unter bloßen Scherzen erforschte mich Mama, beobachtete mich, fragte mich aus und schmiedete eine Menge Entwürfe zu meinem künftigen Glück, die ich ihr gern erlassen hätte. Glücklicherweise war es nicht genug, bloß meine Neigungen, meinen Geschmack, mein bißchen Begabung zu kennen, es mußte sich auch eine Gelegen-

heit finden oder zu diesem Endzweck benutzt werden, und das ließ sich nicht in einem Tag erzwingen. Die allzu vorteilhaften Begriffe, die diese gute Frau von meinen Verdiensten hatte, entfernten selber die Zeit der Ausführung, weil sie sie noch schwieriger in der Wahl der anzuwendenden Mittel machten. Genug, es ging alles nach meinem Wunsche, dank sei es der guten Meinung, die sie von mir hatte. Sie mußte dieselbe jedoch etwas herunterstimmen, und von der Zeit an: Gute Nacht, Ruhe! Ein gewisser Herr von Aubonne kam zu ihr auf Besuch, er war ein Mann von vielem Verstand, voller Ränke wie sie, ein Genie in Entwürfen, die ihn aber nicht zugrunde richteten, kurz eine Art von Abenteurer. Er übernahm es, meine Fähigkeiten zu untersuchen, zu sehen, wozu ich mich schickte, und wenn er mich tauglich fände, mir eine Stelle ausfindig zu machen. Frau von Warens schickte mich unter dem Vorwand irgend eines Auftrags zwei oder drei Morgen hintereinander zu ihm, ohne mich das Geringste merken zu lassen. Er wußte mich ins Schwatzen zu bringen, stellte sich recht vertraulich an, benahm mir so viel als möglich alle Zurückhaltung, indem er über allerlei Gegenstände, über wahre Läppereien sogar mit mir redete, und dies alles, ohne mich dem Anscheine nach im geringsten zu beobachten, ganz ungesucht und als ob er ein Wohlgefallen an mir fände und sich bloß ohne Zwang unterreden wollte; ich war von ihm ganz bezaubert. Das Resultat dieser Beobachtungen lief endlich darauf hinaus, daß ich ungeachtet meines vielversprechenden Äußeren und meiner lebhaften Physiognomie wo nicht ganz untüchtig, doch wenigstens ein Bursche von geringem Verstand, ohne Begriffe, ohne alle Erfahrung, mit einem Worte in jeder Hinsicht äußerst beschränkt wäre, und daß die Ehre, einst ein Dorfpfarrer zu werden, das höchste Glück sei, nach dem ich vernünftigerweise streben könne.

Die Ursache dieser Beurteilung ist zu sehr mit meinem Charakter verbunden, um hier nicht einiger Erläuterung zu bedürfen. Zwei fast unvereinbare Dinge vereinigen sich in mir, ohne daß ich die Art dieser Verbindung begreifen kann, nämlich ein sehr feuriges Temperament, ungestüme, lebhafte Leidenschaften — und langsam entstehende, verworrene, spät erst deutlich sich zeigende Begriffe. Man sollte meinen, mein

Herz und mein Verstand gehörten nicht demselben Individuum. Schneller als ein Blitz erfüllt eine Empfindung meine ganze Seele, aber statt mich zu erleuchten, brennt und verblendet sie mich. Ich fühle alles und begreife nichts, ich gerate in die heftigste Bewegung, bin aber dumm dabei. Um denken zu können, muß ich bei ganz kaltem Blute sein. Das Sonderbarste dabei ist, daß mein Gefühl ziemlich richtig ist und daß ich nicht allein genaue, sondern auch feine Einsichten habe, wenn man mir nur Zeit läßt. Bei guter Muße kommen mir vortreffliche Einfälle, aber in dem Augenblick, wenn es nötig war, habe ich nie etwas Erträgliches gemacht.

Nicht allein in den gesellschaftlichen Unterhaltungen, sondern auch allein bei meinen Arbeiten empfinde ich diese Langsamkeit im Denken, verbunden mit der lebhaftesten Schnelligkeit der Empfindung. Die Begriffe ordnen sich mit unglaublicher Mühsal in meinen Kopf, sie laufen dumpf durcheinander, gähren, setzen mich in Bewegung; ich werde erhitzt, bekomme Herzklopfen, und während dem allem sehe ich nichts klar; ich wäre alsdann nicht imstande, ein einziges Wort zu schreiben und kann nichts tun, als abwarten. Unvermerkt legt sich diese außerordentliche Bewegung, das Chaos entwickelt sich und jedes Ding stellt sich, und zwar nach einem langsamen, anhaltenden und verwirrten Durcheinanderkreuzen, an seinen Ort. Wenn ich alles sofort auffassen und dann die Dinge in der Schönheit, mit der sie sich auf diese Weise mir zeichneten, darstellen könnte, so würden mich wenig Schriftsteller übertroffen haben. Eben daher entsteht die außerordentliche Schwierigkeit, mit der ich schreibe. Meine ausgestrichenen, besudelten, verworrenen und unlesbaren Manuskripte zeugen von der Mühe, die sie mich gekostet haben; ich wüßte nicht ein einziges, das ich, bevor es dem Druck übergeben werden konnte, nicht vier- oder fünfmal hätte abschreiben müssen. Nie habe ich die Feder in der Hand, an meinem Tisch, vor meinem Papier etwas arbeiten können; ich schreibe in meinem Kopf, auf Spaziergängen zwischen Felsen und Wäldern oder in schlaflosen Nächten in meinem Bette; man kann sich denken, mit welcher Langsamkeit. Einige meiner Perioden habe ich fünf oder sechs Nächte nacheinander in meinem Kopf gedreht und ge-

wendet, ehe sie zum Niederschreiben zustande kamen. Daher geraten mir die Arbeiten, die Fleiß erfordern, noch besser, als die mit Leichtigkeit behandelt sein wollen, wie z. B. Briefe, eine Gattung, deren Ton ich mir nie habe zu eigen machen können, und ich bin wie auf der Folter, wenn ich mich damit abgeben muß.

Es wird mir nicht bloß sauer, meine Ideen von mir zu geben, sondern ich bilde sie auch selbst nur mühsam. Ich habe die Menschen studiert und halte mich für einen ziemlich guten Beobachter, indessen sehe ich nichts von allem, was ich vor mir habe. Eigentlich sehe ich nur, wessen ich mich wieder erinnere, recht, und die Erleuchtung kommt mir erst aus meinem Gedächtnis. Von allem, was gesprochen oder getan wird, von dem, was in meiner Gegenwart vorgeht, bemerke ich, verstehe ich nichts, bloß die äußere Bezeichnung fällt mir auf, aber in der Folge stellt sich mir das alles wieder vor, ich erinnere mich des Orts, der Zeit, des Tons, des Blickes, der Gebärde, kurz jedes Umstandes, es entwischt mir nichts, dann schließe ich aus dem, was gesagt oder getan ward, auf das, was man dachte, und sehr selten irre ich darin.

Da ich meinen Geist so wenig in meiner Gewalt habe, so kann man sich leicht vorstellen, wie es mir im Gespräch und in Gesellschaften geht, wo man, um etwas zu rechter Zeit zu sagen, auf der Stelle und auf einmal an hundert Dinge denken muß. Darin haben diejenigen, die in der Welt leben, einen großen Vorteil. Von dem, was unberührt bleiben muß, unterrichtet, gehen sie sicherer bei dem, was sie sagen, und doch entschlüpfen ihnen noch oft Ungereimtheiten. Man stelle sich nun einen Menschen vor, der wie aus den Wolken gefallen dasitzt: ist es ihm nicht unmöglich, nur eine Minute ungestraft zu reden? Unter vier Augen gibt es eine andere Schwierigkeit, die ich noch schlimmer finde, nämlich die Notwendigkeit, immer reden zu müssen. Spricht der andere, so muß ich antworten, ist er stille, so muß ich die Unterhaltung wieder anfangen. Schon allein dieser unerträgliche Zwang hätte mir jede Gesellschaft verekeln können. Vielleicht steht dies mit einem tödlichen Abscheu vor allen Arten von Abhängigkeit in Verbindung, jedenfalls ist es hinreichend, mich unfehlbar etwas Abgeschmacktes sagen zu lassen, wenn ich

durchaus zum Sprechen aufgefordert werde. Das Schlimmste bei dem allen ist, daß ich, wenn ich nichts zu sagen habe, nicht stillschweigen kann, und um je eher je lieber meine Schuld abzutragen, in einen wahren Feuereifer, zu reden, gerate. Dann stammle ich in der größten Eile eine Menge Worte ohne Sinn heraus und bin noch immer glücklich, wenn sie ganz und gar keinen haben, und indem ich meine Ungeschicklichkeit bekämpfen oder verbergen will, so zeige ich sie gewöhnlich erst recht.

Ich glaube es nun zureichend begreiflich gemacht zu haben, wie ich, ohne ein Dummkopf zu sein, selbst bei Personen von gesunder Urteilskraft dafür bin gehalten worden; was umso trauriger ist, als meine Gesichtsbildung und Augen mehr versprechen und die enttäuschte Erwartung den Leuten meine Dummheit umso anstößiger machte. Diese durch eine besondere Gelegenheit veranlaßte Abschweifung wird zur Erläuterung des Folgenden dienen und enthält den Schlüssel zu vielen ungewöhnlichen Dingen, die man mich hat tun sehen und die einer rohen Gemütsart, wie ich sie gar nicht habe, zugeschrieben wurden. Ich würde, wie andere, die Gesellschaft geliebt haben, wäre ich nicht überzeugt, daß ich mich nicht allein zu meinem Nachteil, sondern auch ganz anders, als ich wirklich bin, darin zeige. Der Entschluß, zu schreiben und im Verborgenen zu leben, den ich ergriffen habe, ist genau derjenige, der am schicklichsten für mich war. Wer mich nur um sich hätte, würde weder wissen noch auch nur vermuten können, was eigentlich an mir ist, und so ist es verschiedenen meiner Bekannten lange Zeit bei mir ergangen.

Das Maß meiner Talente war also festgesetzt, der Stand, der für mich der schicklichste sein sollte, bezeichnet, und so war nun zum zweitenmal nur noch die Rede davon, wie ich zu meinem Beruf gelangen sollte. Die größte Schwierigkeit war, daß ich nicht studiert hatte und selbst nicht Latein genug verstand, um Priester zu werden. Frau von Warens kam auf den Einfall, mich einige Zeit über im Seminarium unterrichten zu lassen, und sprach deshalb mit dem Vorsteher desselben. Dieser war ein Lazarit und hieß Herr Gros, er war ein kleiner, fast einäugiger, magerer, grauköpfiger

Mann, der geistvollste Lazarit und der am wenigsten Pedant war unter allen, die ich gekannt habe, was denn freilich nicht allzuviel besagt. Herr Gros gab dem Vorschlag von Mama ein williges Gehör, er begnügte sich mit einem sehr billigen Kostgeld und übernahm meinen Unterricht. Nun fehlte nur noch des Bischofs Einwilligung, der sie nicht allein gab, sondern auch noch mein Kostgeld bezahlen wollte. Er erlaubte auch, daß ich weltliche Kleidung beibehalten durfte, bis man durch einen Versuch die Fortschritte, die von mir zu hoffen wären, beurteilen könnte.

Welcher Veränderung mußte ich mich unterwerfen! Ich ging ins Seminar, wie ich zur Folter gegangen wäre. Was für ein trauriges Haus ist doch ein Seminarium, besonders für den, der ein liebenswürdiges Weib soeben verläßt! Ich nahm ein einziges Buch mit mir, das ich mir von Mama entliehen hatte und das mir von besonderem Nutzen war. Wer errät wohl, von was für einer Gattung dies Buch war? Nichts anderes als ein Band Musik. Unter den Talenten, die Mama ausgebildet hatte, war die Musik nicht vergessen worden, sie hatte eine gute Stimme, sang ziemlich schön und spielte ein wenig Klavier. Sie war so gefällig gewesen, mir einige Anweisung im Singen zu geben und sie mußte sehr weit ausholen, denn kaum konnte ich unsere Kirchenlieder singen. In acht oder zehn Stunden, noch dazu oft unterbrochenen Stunden bei einer Frau, hatte ich nicht einmal den dritten Teil der musikalischen Zeichen begriffen, viel weniger war ich imstande, die Töne hintereinander auf- oder abwärts zu singen; indes hatte ich eine solche Leidenschaft für diese Kunst, daß ich versuchen wollte, mich für mich selber zu üben. Das Buch, das ich mitgenommen hatte, war nicht eben leicht, es waren Clerambaults Cantaten. Man kann sich meinen Fleiß und Beharrlichkeit vorstellen, wenn ich sage, daß ich, ohne Zeitmaß und Akkorde zu kennen, das erste Rezitativ und die erste Arie der Cantaten Alpheus und Arethusa herausbrachte und sie ganz fehlerfrei sang. Allerdings ist diese Arie so richtig skandiert, daß man nur das Silbenmaß der Verse hersagen darf, um die Musik dazu zu finden.

Im Seminarium war ein verwünschter Lazarite, der mich

in seinen Unterricht nahm und der mir vor dem Lateinischen, das er mich lehren wollte, den wahrsten Abscheu beibrachte. Er hatte glatte, schmierige, schwarze Haare, ein wahres Pfefferkuchengesicht, eine Stimme wie ein Ochs, einen Blick wie eine Nachteule, einen Bart von Wildschweinsborsten, dabei ein bittersüßes Lächeln, und seine Glieder flogen wie die Gelenke eines Hampelmanns. Man denke sich den Kontrast eines solchen Lehrers gegen den Abbé von Gouvon! Wäre ich zwei Monate der Willkür dieses Ungeheuers überlassen gewesen, so bin ich überzeugt, daß mein Kopf es nicht ausgehalten hätte. Aber der gute Herr Gros bemerkte es, daß ich traurig war, nichts genoß und mager wurde, und erriet die Ursache meines Kummers. Dies war nun eben nicht schwer. Er entriß mich den Klauen meines Untiers und, was einen mir noch auffallenderen Kontrast schuf, übergab mich nun dem sanftesten Mann von der Welt. Dieser war ein junger Abbé aus Faussigny, namens Gatier, der sich hier auf ein höheres Amt vorbereitete und der aus Gefälligkeit für Herrn Gros und, wie ich glaube, aus Menschenfreundlichkeit die Zeit, meine Studien zu leiten, den seinigen abbrach. Ich habe nie eine so rührende Gesichtsbildung als die Gatiers gesehen, und sein Charakter entsprach völlig seiner Physiognomie. Voller Geduld und Gefälligkeit, schien er mehr mit mir zu studieren als mich zu unterrichten. So viel hätte es nicht bedurft, ihn mir liebenswert zu machen; sein Vorgänger hatte ihm dies schon sehr erleichtert. Indessen, ungeachtet aller Zeit, die er auf mich verwandte, ungeachtet unseres beiderseitigen guten Willens und so gut er sich auch hierbei benahm, kam ich bei all meinem Fleiß nur wenig vorwärts. Es ist merkwürdig, daß ich bei ziemlicher Begabung nie etwas von einem Lehrer habe lernen können, meinen Vater und Herrn Lambercier ausgenommen. Das wenige, was ich außerdem weiß, habe ich für mich allein gelernt, wie man im folgenden sehen wird. Mein Geist nimmt seinen eigenen Gang, wenn seine Stunde da ist; nach dem Schritte anderer hat er sich niemals zu richten vermocht.

Es war meine Bestimmung, daß ich aus allen Ständen sollte zurückgewiesen werden. Herr Gatier mußte als Diakon in seine Provinz zurückkehren, und obgleich er über meine Fort-

schritte einen möglichst wenig ungünstigen Bericht abgestattet hatte, so sah man doch, daß sie zu meinem Fleiß in keinem Verhältnis standen, und dies war zur Fortsetzung meiner Studien eben nicht sehr ermunternd. Der Bischof und der Seminarvorsteher ließen sich abschrecken, und man übergab mich wieder der Frau von Warens als ein Subjekt, das nicht einmal tauge, einen Priester daraus zu formen. Im übrigen sagte man, sei ich ein ganz guter Junge, ohne besondere Laster. Deswegen verließ sie denn auch, aller abschreckenden Urteile ungeachtet, die über mich gefällt waren, mich nicht.

Ich brachte ihr frohlockend das Notenbuch, das ich so gut benützt hatte, wieder heim. Meine Arie aus Alpheus und Arethusa war beinahe das einzige, was ich im Seminar gelernt hatte. Meine ausnehmende Vorliebe für diese Kunst brachte sie auf den Gedanken, einen Musikus aus mir zu machen. Die Gelegenheit dazu lag nahe. Bei ihr wurde wenigstens einmal die Woche musiziert, und der Kapellmeister der Kathedralkirche, der über diese kleinen Konzerte die Aufsicht führte, besuchte sie sehr oft. Er war ein Pariser namens Le Maitre, ein guter Komponist, sehr lebhaft, sehr lustig, war noch jung, sah gut aus und war bei geringem Verstand ein sehr guter Mensch. Mama machte mich mit ihm bekannt, ich schloß mich ihm an und ich mißfiel ihm auch nicht. Man kam bald überein, mich bei ihm in die Kost zu geben. Ich zog bei ihm ein und brachte den Winter um so angenehmer zu, als ich nur ungefähr zwanzig Schritte von Mama wohnte. In einem Augenblick waren wir bei ihr, und so aßen wir denn oft zusammen bei ihr zu Abend.

Man kann sich wohl vorstellen, daß das Leben in dieser Lehre, das unter Gesang und Fröhlichkeit mit den Musikern und Chorknaben dahinfloß, mir besser als das Seminarium und die Lazariten behagte. Indes war diese Lebensart trotz ihrer Zwanglosigkeit doch nicht weniger gleichförmig und geordnet. Ich war geschaffen, die Unabhängigkeit zu lieben und doch sie nie zu mißbrauchen. Während ganzer sechs Monate bin ich nie anders, als um zu Mama oder um in die Kirche zu gehen, ausgegangen, und es war mir auch nicht

einmal etwas anderes eingefallen. Diese Zeit ist eine von denen, die ich in der größten Stille verlebt habe und deren ich mich immer mit dem größten Vergnügen erinnere. Unter den verschiedenen Lagen, in denen ich mich befunden habe, sind einige, welche ein so besonderes Gefühl von Wohlbehagen auszeichnet, daß sie mich bei der Wiedererinnerung so lebhaft bewegen, als hätte ich sie wieder vor mir. Alles z. B., was bei meinem Lehrer geprobt wurde, was im Chor gesungen ward und dort geschah, die schöne und edle Kleidung der Domherren, die Meßgewänder der Priester, die Mützen der Sänger, die Gestalten der Musiker, ein alter, lahmer Zimmermann, der den Kontrabaß strich, ein kleiner blonder Abbé, der die Violine spielte, das Stückchen Soutane, das Herr Le Maitre, nachdem er seinen Degen abgelegt, über sein weltliches Kleid streifte, um im Chor zu erscheinen, der Stolz, mit dem ich mich mit meiner kleinen Flöte ins Orchester aufs Chor setzte, um ein kleines Stück zu spielen, das Herr Le Maitre ausdrücklich für mich gemacht hatte, das gute Mittagbrot, das uns dann erwartete, und der gesunde Appetat, mit dem es verzehrt ward — diese Erinnerung einer Fülle von Gegenständen ist mir in meinem Gedächtnis oft so reizend und oft noch reizender als in ihrem wirklichen Genuß gewesen. Ich habe stets eine zärtliche Vorliebe für eine gewisse Arie des Conditor alme siderum, die in Jamben gesetzt ist, behalten, weil ich diese Hymne einst am Adventssonntag des Morgens vor dem Lichtwerden in meinem Bette hörte, wie sie nach altem Gebrauch auf den Stufen der Kathedralkirche abgesungen ward. Sogar die gute Magd Perrine, die ein so ehrliches Geschöpf war und die die mutwilligen Chorknaben fast zur Verzweiflung brachten, alles aus diesen Zeiten des Glücks und der Unschuld kehrt mir oft in mein Gedächtnis zurück und macht mich glücklich und traurig zugleich.

Ich lebte nun schon beinahe ein Jahr zu Annecy, ohne je einen Vorwurf zu verdienen. Alle Menschen waren zufrieden mit mir. Seit meiner Abreise aus Turin hatte ich keine Torheit begangen, und solange ich unter Mamas Augen lebte, beging ich auch keine. Sie leitete mich und leitete mich stets gut, meine Anhänglichkeit an sie war meine einzige Leiden-

schaft geworden, und daß mein Herz meinen Verstand gebildet hat, beweist, daß es keine törichte Leidenschaft war. Freilich, dieses eine Gefühl, welches sozusagen alle übrigen Kräfte verschlang, machte mich unfähig, das Geringste zu lernen, selbst bei aller meiner Anstrengung nicht einmal die Musik. Das lag aber nicht an mir, ich hatte allen möglichen guten Willen und setzte allen meinen Fleiß daran. Oft war ich zerstreut, war in Gedanken und seufzte; konnte ich dafür? So viel an mir lag, fehlte nichts zu meinen Fortschritten, mich aber zu neuen Torheiten zu verleiten, fehlte mir nur ein Mensch, mir welche einzugeben. Dieser bot sich bald dar, der Zufall brachte alles zustande und die Folge wird zeigen, daß mein unnützer Kopf sich die Gelegenheit zunutze machte.

An einem sehr kalten Abend im Februar, da wir alle um ein Feuer versammelt saßen, hörten wir an die Türe nach der Straße zu klopfen. Perrine nimmt ihre Laterne und geht, aufzumachen. Mit ihr kommt die Treppe herauf ein junger Mensch, der sich auf eine leichte Art vorstellt, Herrn Le Maitre ein kurzes, gut gewandtes Kompliment macht und sich für einen französischen Tonkünstler ausgibt, den der schlechte Zustand seiner Finanzen dränge, seine Dienste anzubieten, um seinen Weg fortzusetzen zu können. Bei dem Wort französischer Tonkünstler hüpfte dem guten Le Maitre das Herz vor Freude. Er liebte sein Vaterland und seine Kunst gleich leidenschaftlich. Er nahm den jungen Reisenden gut auf und bot ihm ein Nachtquartier, dessen er sehr zu bedürfen schien, an. Während er sich in Erwartung des Abendessens wärmte und plauderete, sah ich ihn mir sorgfältig an. Er war von kurzer, gedrungener Gestalt und hatte ohne irgendeine besondere Unförmlichkeit doch etwas Verwachsenes in seiner Statur; man konnte ihn sozusagen einen Buckligen ohne Buckel nennen. Mich dünkt auch, er hinkte ein wenig. Sein Rock war schwarz, mehr abgenutzt als alt und zerfiel in Stücken, sein Hemd war fein, aber sehr schmutzig, er trug schöne Manschetten mit Spitzen und Stiefel, in deren einen er seine beiden Beine stecken konnte; um sich vor Schnee und Kälte zu schützen, hatte er nur ein kleines Hütchen, das eigentlich gemacht war, unterm Arm getragen zu werden. In diesem komischen Aufzug lag dennoch etwas Edles, dem seine

Haltung nicht widersprach; in seiner Gesichtsbildung war Feinheit und Anmut; er sprach gut und mit Leichtigkeit, aber nicht allzu sittsam. Alles an ihm kennzeichnete einen jungen Liederlichen, dem es nicht an Erziehung fehlte und der nicht wie ein Bettler, sondern als ein Windbeutel sich durch die Welt trieb. Er sagte uns, er hieße Venture von Villeneuve, käme von Paris, hätte sich auf dem Wege verirrt und, fügte er hinzu, seine Rolle als Musikus vergessend, wolle in Grenoble einen Verwandten besuchen, der im Parlament daselbst säße.

Beim Abendessen wurde von Musik gesprochen, und er sprach sehr gut darüber. Er kannte alle großen Künstler in diesem Fach, alle berühmten Werke, alle Schauspieler und Schauspielerinnen, alle hübschen Frauenzimmer und hohen Herren. Über alles, was nur gesprochen wurde, schien er vollkommen unterrichtet zu sein, kaum war aber eine Materie angerührt, so störte er die Unterredung durch eine Posse, darüber man lachen mußte und das Gesagte vergaß. Es war an einem Sonnabend und am folgenden Tag sollte Musik in der Hauptkirche sein. Herr Le Maitre schlug ihm vor, darin zu singen. „Sehr gern." Welche Stimme er übernehmen wollte? „Den Kontra-Alt," und sogleich sprach er von etwas anderem. Am Morgen wurde ihm, ehe wir in die Kirche gingen, seine Stimme zum Durchsehen angeboten, er blickte sie aber nicht einmal an. Herr Le Maitre erstaunte über diese Prahlerei und sagte mir heimlich: „Sie werden sehen, daß er nicht eine Note versteht." „Ich fürchte es," sagte ich und folgte ihm sehr beunruhigt. Das Herz schlug mir erstaunlich, als die Musik anfing, denn ich interessierte mich wirklich für ihn. — Ich hätte mir die Furcht ersparen können, denn er trug seine Soli mit aller erdenklichen Richtigkeit und Geschmack vor und hatte überdies noch eine sehr schöne Stimme. Selten bin ich angenehmer überrascht worden. Nach dem Ende der Messe machten ihm die Domherren und Musiker Komplimente ohne Zahl, die er mit lauter Possen, aber doch mit vieler Anmut beantwortete. Herr Le Maitre umarmte ihn aus vollem Herzen und das tat auch ich, — er bemerkte, daß ich froh war und dies schien ihm zu gefallen.

Man wird mir zugeben müssen, des bin ich gewiß, daß, wenn ich mich von Bacle, der im Grunde doch nur ein plumper Kerl war, einnehmen ließ, ich noch weit eher für Venture, der Erziehung, Gaben, Verstand und Lebensart hatte und das war, was man einen liebenswürdigen Wildfang nennt, eine Neigung fassen konnte. Das begegnete mir denn auch und würde gewiß jedem jungen Menschen an meiner Stelle, je richtiger sein Gefühl für Verdienste und je entwickelter seine Liebe dazu gewesen wäre, widerfahren sein. Denn in der Tat, Venture besaß Talente und insbesondere etwas in seinen Jahren sehr Seltenes, nämlich, daß er mit seinem Wissen sich niemals vordrängte. Es ist wahr, daß er sich vieler Dinge rühmte, die er nicht wußte, aber von der größeren Anzahl derer, die er wußte, erwähnte er nichts, sondern erwartete die Gelegenheit, sie zu zeigen. Er benutzte sie dann ohne Zudringlichkeit zu seinem Vorteil, und das tat allemal eine gute Wirkung. Lustig, scherzhaft, unerschöpflich und hinreißend im Gespräch, immer lächelnd, aber nie lachend, sagte er mit der zierlichsten Art die allergröbsten Dinge, und sie gingen ihm durch. Die allersittsamsten Frauen erstaunten über das, was sie bei ihm ertrugen, und wenn sie gleich fühlten, daß sie böse werden sollten, fühlten sie sich doch nicht stark genug dazu. Ihm selbst paßten eigentlich nur liederliche Mädchen, und ich glaube nicht einmal, daß er ein Mensch war, der bei Frauen Erfolg hatte, aber er war ganz dazu geschaffen, unendliche Anmut über das gesellschaftliche Leben zu verbreiten. Ich sah und hörte ihn gern, es schien mir alles entzückend, was er tat; was er sagte, dünkte mir lauter Orakelsprüche, aber so weit ging mein Vorurteil nicht, daß ich mich nicht von ihm hätte losreißen können. Außerdem, so passend ich für ihn seine Grundsätze fand, so fühlte ich, daß ich sie für mich selber nicht anwenden konnte, ich bedurfte einer ganz anderen Art des Genusses, davon er auch nicht einmal den fernsten Begriff hatte, und die ich gegen ihn nicht zu erwähnen wagte, ganz überzeugt, er würde mich damit nur auslachen. Zum Glück für meine Sitten und meinen Kopf kamen wir bald darauf auseinander.

Herr Le Maitre hatte die Neigungen, die zu seiner Kunst gehören; er liebte den Wein. Über Tisch war er mäßig, arbeitete er aber in seinem Kabinett, so mußte er trinken. Seine Magd wußte das, denn sowie er sein Papier zurechtlegte, um zu komponieren, oder sein Violoncell zur Hand nahm, war auch seine Kanne Wein und sein Glas nicht weit, die Kanne ward dann von Zeit zu Zeit wieder aufgefüllt. Ohne je ganz betrunken zu sein, war er doch immer etwas angetrunken, und es war wirklich schade um ihn, denn er war ein durchaus guter Mensch und von so heiterem Wesen, daß Mama ihn immer das Kätzchen hieß. Unglücklicherweise war er von seinem Talent eingenommen, arbeitete viel und trank desgleichen; dies hatte auf seine Gesundheit und seine Laune Einfluß: zuweilen war er mißtrauisch und leicht zu beleidigen. Das Schlimmste war, daß er, da er nicht viel Verstand hatte, Ton und Charakter der Menschen nicht gehörig zu unterscheiden wußte und also oft über ein Nichts aufgebracht werden konnte.

Das alte Genfer Domkapitel hatte in seinem Exil zwar seinen ehemaligen Glanz, aber nicht seinen Stolz verloren. Überdies behandeln gewöhnlich die Priester Laien, die sie in ihrem Sold haben, mit ziemlichem Hochmut. So begegneten denn auch die Domherren oft dem armen Le Maitre; insonderheit der Kantor, ein gewisser Abbé von Vidonne, der zwar ein sehr artiger Mann, aber voll Adelsstolz war, behandelte ihn nicht immer mit der Achtung, die seinen Talenten zukam, und er wiederum konnte dies nicht leicht ertragen. In diesem Jahr hatten sie während der stillen Woche bei einem Mittagessen des Bischofs einen mehr als gewöhnlich heftigen Streit miteinander. Der Kantor nahm sich etwas gegen ihn heraus und sagte ihm ein paar harte Worte, die er nicht hinunterschlucken wollte. Auf der Stelle faßte er den Entschluß, die folgende Nacht davonzugehen, und nichts war imstande, ihn von demselben abzubringen. Frau von Warens, von der er Abschied nahm, versuchte alles, ihn zu besänftigen. Er konnte dem Gelüste nicht widerstehen, sich an seinen Bedrückern zu rächen und sie in der Osterzeit, wo man seiner Dienste am meisten bedurfte, in Verlegenheit zu

setzen. Daß er aber seine Musikalien nicht mit hinwegnehmen konnte, was nicht leicht zu bewerkstelligen war, brachte ihn selbst in Verlegenheit; sie machten einen großen, schweren Kasten voll, der sich nicht unterm Arm fortbringen ließ.

Mama tat, was ich an ihrer Stelle getan hätte und noch tun würde. Nachdem sie ihn völlig entschlossen sah, abzureisen, so unterstützte sie aus allen Kräften sein Vorhaben. Ja, ich möchte sagen, es war ihre Pflicht, dies zu tun. Le Maitre hatte sich vielfach in ihren Diensten aufgeopfert, sie erwiderte also nur einem Freunde in einem entscheidenden Augenblick, was er drei oder vier Jahre hindurch im einzelnen für sie getan hatte. Sie ließ mich rufen, befahl mir, Le Maitre wenigstens bis Lyon zu begleiten und so lange, als er meiner bedürfen würde, bei ihm zu bleiben. Nachher hat sie mir gestanden, daß der Wunsch, mich von Venture zu entfernen, an dieser Bestimmung seinen Teil gehabt hätte. Claude Anet, ihr treuer Bedienter, wurde über die Fortschaffung des Kastens zu Rat gezogen. Er meinte, statt in Annecy ein Lasttier zu nehmen, wodurch wir unfehlbar würden verraten werden, müsse man den Kasten nach Anbruch der Dunkelheit eine Strecke weit tragen und dann in einem Dorfe einen Esel mieten, um ihn bis Seyssel zu schaffen, wo dann auf französischem Grund und Boden nichts weiter zu befürchten sei. Diesem Rat wurde entsprochen. Wir reisten denselben Abend um sieben Uhr ab, und unter dem Vorwande, seine Auslagen für mich zu erstatten, unterstützte Mama die Börse des armen Kätzchens, was ihm eine nützliche Beihilfe war. Claude Anet, der Gärtner und ich trugen den Kasten, so gut es sich machen ließ, bis zum nächsten Dorf, wo wir von einem Esel abgelöst wurden, und dieselbe Nacht noch kamen wir nach Seyssel.

Die Reise verlief so lustig wie nur möglich und wäre ganz ohne Trübung dahingegangen, wenn nicht Le Maitre, der unaufhörlich trank, zwei- oder dreimal einen Anfall, dem er manchmal unterworfen war und der epileptischen Zufällen glich, gehabt hätte. Dies brachte mich in eine Verlegenheit, die mir Furcht machte und aus der ich mich, so gut es gehen würde, zu ziehen mir vornahm. Die Ostern brachten wir zu Bellay zu, und ob wir daselbst gleich nicht erwartet waren,

nahm uns der Musikmeister und alle anderen Leute dennoch mit dem größten Vergnügen auf. Le Maitre war in seiner Kunst sehr geschätzt und das verdiente er auch. Der Musikmeister zu Bellay tat sich durch seine besten Stücke hervor und bewarb sich um den Beifall eines so guten Beurteilers, denn außer daß Le Maitre ein Kenner war, war er auch billig, gar nicht eifersüchtig und wiederum kein Schmeichler. Nach einem vier- oder fünftägigen sehr angenehmen Aufenthalt zu Bellay setzten wir unsere Reise fort, ohne durch irgend einen Vorfall unterbrochen zu werden. So kamen wir zu Lyon an und nahmen zu Notre Dame de Pitié unsere Wohnung. In Erwartung des Kastens, der von Seyssel aus auf der Rhone eingeschifft war, besuchte Le Maitre seine Bekannten, unter anderem den Pater Caton, einen Franziskaner, von dem in der Folge noch mehr die Rede sein wird, und den Abbé Dortan, Grafen von Lyon. Beide nahmen ihn gut auf, verrieten ihn aber, wie man gleich sehen wird. Sein guter Stern hatte ihm in Bellay zuletzt geleuchtet.

Zwei Tage nach unserer Ankunft in Lyon, da wir eben durch eine kleine Gasse, unfern unseres Gasthofs, gingen, wurde Le Maitre von einem seiner Anfälle überrascht und dieser war so heftig, daß ich vor Schrecken erstarrte. Ich schrie, rief um Hilfe, nannte seinen Gasthof und beschwor die Leute, man möchte ihn dahin bringen; während sich nun eine Menge Menschen um den Unglücklichen, der schäumend und ohne Besinnung auf der offenen Straße lag, versammelten und sich bemühten, wurde er von dem einzigen Freund, auf den er hatte rechnen können, in seinem hilflosen Zustand verlassen; ich wandte mich kurz um die Ecke und verschwand. — Gottlob, nun habe ich auch dieses dritte peinliche Geständnis überstanden, hätte ich noch viel dergleichen vor mir, vielleicht bliebe dann die unternommene Arbeit unvollendet.

Von allem, was ich bisher gesagt habe, sind an den Orten meines Aufenthalts irgend welche Spuren zurückgeblieben; was ich aber in dem folgenden Buche sagen werde, ist fast gänzlich unbekannt. Es enthält die größten Torheiten meines Lebens, die glücklicherweise keinen schlimme-

ren Ausgang gehabt haben. Mein Kopf, der sich nach dem Ton eines anderen Instrumentes in die Höhe gestimmt hatte, war über seiner Oktave, er sank aber von selbst wieder hinab, und da hörten meine Torheiten auf oder wenigstens stimmten sie sich genauer nach meinem Naturell. Dieser Epoche meiner Jugendjahre erinnere ich mich am verworrensten, weil nichts darin vorgefallen ist, woran mein Herz teilhatte, um mir das Andenken daran lebhaft wieder darzustellen. Es ist auch nicht gut möglich, unter so vielem Hin- und Herziehen, so vielen aufeinanderfolgenden Veränderungen nicht irgendwie die Zeit oder den Ort zu verwechseln. In dem aber, was eigentlich die Hauptsache ist, bin ich gewiß von genauester Treue gewesen und werde es auch in der Folge zu sein mich bemühen; darauf kann man sich verlassen.

Sobald ich den armen Le Maitre verlassen hatte, war mein Entschluß, nach Annecy zurückzukehren, gefaßt. Nichts gefiel mir, nichts lockte mich, mein einziger Wunsch war, wieder bei Mama zu sein. Ich sah kein anderes Glück, als bei ihr zu leben, und bei jedem Schritte fühlte ich es, daß ich von diesem Glück mich entfernte; ich kehrte also so bald als möglich zu demselben zurück. Meine Rückreise war so eilig und mein Geist dabei so zerstreut, daß, mit so vielem Vergnügen ich meiner anderen Reisen mich erinnere, ich doch von dieser nicht das mindeste behalten habe, außer daß ich von Lyon abfuhr und zu Annecy ankam. Man denke sich aus, ob ich wohl dieses letztere vergessen konnte! Bei meiner Ankunft fand ich Frau von Warens nicht mehr, sie war nach Paris abgefahren.

Ich habe das Geheimnis dieser Reise niemals recht erfahren. Sie hätte es mir gewiß gesagt, wenn ich deswegen in sie gedrungen wäre, aber nie war wohl ein Mensch weniger neugierig als ich, die Geheimnisse seiner Freunde zu wissen. Alles, was ich aus dem, was sie mir darüber gesagt hat, habe schließen können, ist, daß sie bei den durch die Abdankung des Königs von Sardinien in Turin veranlaßten Umwälzungen befürchtete, vergessen zu werden, und durch die Intriguen des Herrn von Aubonne eine gleiche Gunst von dem Hof zu Versailles zu erlangen suchte, von dem sie sie vorgezogen hätte, weil man von dort aus, wie sie

meinte, sie bei der Menge der großen Staatsgeschäfte nicht so unangenehm und genau beobachten würde. Wenn dem so ist, so wäre es freilich zu verwundern, daß sie bei ihrer Rückkehr so freundlich aufgenommen wurde und daß sie ihre Pension ununterbrochen genoß. Viele Leute glaubten, sie habe geheime Aufträge entweder vom Bischof, der damals Geschäfte am französischen Hofe hatte, wo er hernach selbst hinging, oder von einem noch Mächtigeren gehabt, der ihr dann eine glückliche Heimkehr zu sichern imstande war. Verhielt es sich also, so war die Gesandtin nicht übel gewählt. Jung und schön, wie sie war, hatte sie alle erforderlichen Eigenschaften, um sich gut aus einer Unterhandlung zu ziehen.

Abenteuer.

Ich kam an und fand sie nicht mehr. Man urteile über mein Erstaunen und über meinen Schmerz! Jetzt beklagte ich erst, Herrn Le Maitre so niederträchtigerweise verlassen zu haben, und mein Bedauern hierüber ward noch verstärkt, da ich das Unglück, welches ihm begegnet war, erfuhr. Sein Kasten mit Musikalien, der alles enthielt, was er auf Erden besaß, dieser kostbare, so mühsam gerettete Kasten war sogleich bei seiner Ankunft in Lyon durch das Betreiben des Grafen Dortan beschlagnahmt worden, welchem das Domkapitel aufgetragen hatte, dieser heimlichen Entführung vorzubeugen. Umsonst hatte Le Maitre das Seinige, das Mittel, sein Brot zu erwerben, die Arbeit seines ganzen Lebens, zurückgefordert. Das Eigentumsrecht daran hätte wenigstens eine Streitfrage abgeben können, aber es kam nicht einmal zu dieser. Die Sache wurde augenblicklich durch das Recht der Übermacht entschieden, und so kam der arme Le Maitre um die Früchte seiner Talente, um die Arbeiten seiner Jugend und die Zuflucht seines Alters. 1731—32.

Dem Schlage, den ich empfing, fehlte nichts, ihn niederdrückend zu machen, aber ich war in den Jahren, wo der Kummer wenig Eindruck macht und schmiedete mir bald Trostgründe zusammen. Ich rechnete auf baldige Nachricht von Frau von Warens, ob ich schon ihre Adresse nicht kannte und sie auch von meiner Rückkehr nichts wissen konnte. Was mein Davonlaufen betraf, fand ich es, alles wohlüberlegt, eben nicht so strafbar. Ich hatte Herrn Le Maitre bei seinem Abzug nützliche Dienste erwiesen; dies war das einzige, was von mir abhing. Ich hätte ihn vor seinem Unglück nicht retten, seinen Kasten auch ihm nicht zurückschaffen können. So sah ich damals die Sache an, jetzt freilich scheint sie mir anders. Eine schlechte Handlung quält uns dann nicht, wenn sie eben geschehen ist, sondern lange nachher, wenn wir uns ihrer erinnern; denn das Andenken an sie verlöscht nicht.

Der einzige Weg, Nachricht von Mama zu erhalten, war, solche abzuwarten, oder sie in Paris aufzusuchen. Womit

sollte ich aber diese Reise unternehmen? Nirgends sicherer als in Annecy konnte ich früher oder später erfahren, wo sie war, also blieb ich daselbst. Ich fand Herrn Venture wieder, an den ich, ungeachtet meiner schwärmerischen Neigung für ihn, noch seit meiner Abreise nicht gedacht hatte. Ich fand ihn glänzend und in ganz Annecy beliebt wieder. Die Damen rissen sich um ihn. Diese seine Fortschritte verrückten mir vollends den Kopf. Venture war mir nun alles, ich dachte sogar kaum an Frau von Warens. Seine Lehren gemächlicher nutzen zu können, schlug ich ihm vor, zu ihm zu ziehen; er ließ sich's gefallen. Er wohnte bei einem Schuster, einem drolligen, närrischen Menschen, der in seiner Mundart seine Frau nicht anders als Schmutzbartel hieß, welchen Beinamen sie wohl verdiente. Er hatte zuweilen Auftritte mit ihr, die Venture dadurch, daß er sich stellte, als wolle er sie beilegen, zu verlängern suchte, in seiner provenzalischen Mundart sagte er ihnen in kaltem Tone Dinge, die große Wirkung taten, und das veranlaßte dann Auftritte, wobei man sich hätte krank lachen mögen. So verstrich unvermerkt der Vormittag. Um zwei oder drei Uhr aßen wir einen Mundvoll. Venture ging dann in die Gesellschaften, in denen er den Abend zubrachte, und ich ging allein spazieren, tief nachdenkend über seine großen Verdienste, seine seltenen Talente bewundernd und mir selber wünschend, und mein häßliches, unfreundliches Gestirn, das mich nicht zu einem ähnlichen glücklichen Leben bestimmte, verfluchend. Ach, ich war ein schlechter Kenner! Das meinige wäre hundertmal reizender gewesen, wenn ich weniger einfältig gewesen wäre und es besser zu genießen verstanden hätte.

Frau von Warens hatte niemand außer Anet mitgenommen, ihre Kammerfrau, die Merceret, hatte sie zurückgelassen. Sie bewohnte noch das Zimmer ihrer Herrschaft. Die Merceret war etwas älter als ich, nicht gerade hübsch, aber annehmlich genug, sie war eine gute Freiburgerin ohne Falsch, an der ich sonst keinen Fehler kannte, als daß sie zuweilen gegen ihre Herrschaft etwas trotzig war. Als eine alte Bekanntschaft besuchte ich sie ziemlich oft und bei ihrem Anblick dachte ich mir eine Wertere, um deretwillen sie mir lieb war. Sie hatte verschiedene Freundinnen, unter anderem

ein Fräulein Giraud, eine Genferin, die es sich zur Strafe meiner Sünden einfallen ließ, Geschmack an mir zu finden. Sie quälte immer die Merceret, mich zu ihr mitzubringen, und ich ließ mich hinschleppen, weil ich der Merceret ziemlich gut war und weil ich dort andere junge Mädchen, die ich gerne sah, antraf. Was Fräulein Giraud betrifft, die mich auf allerhand Art zu locken suchte, so konnte meine Abneigung gegen sie nicht stärker sein. Wenn ihr vertrocknetes, schwarzes, mit spanischem Tabak beschmiertes Affengesicht meinem Gesicht nahe kam, so konnte ich mich kaum enthalten, ihr hineinzuspeien. Ich faßte mich aber in Geduld; und dies abgerechnet gefiel es mir sehr unter allen diesen Mädchen, die sich recht um mich drängten, zum Teil von sich aus, als auch der Giraud gefällig zu sein. Ich fand in dem allen nur Freundschaft. Nachher ist es mir eingefallen, daß es wohl nur an mir dürfte gelegen haben, etwas mehr darin zu entdecken, aber darauf kam ich nicht und dachte gar nicht daran.

Überdies reizten mich auch Näherinnen, Kammerjungfern und Ladenmädchen sehr wenig. Mein Geschmack war auf etwas Feineres gerichtet. Ein jeder hat seine Grillen; diese ist immer die meine gewesen, und ich denke nicht wie Horaz über diesen Punkt. Der eitle Vorzug des Standes und Ranges zieht mich indessen nicht an, sondern eine sorgfältig bewahrte Gesichtsfarbe, schöne Hände, der angenehmere Putz, ein über die ganze Person verbreitetes schöneres und hübscheres Wesen, mehr Geschmack in der Art des Anzugs und im Ausdruck, ein sauberer und besser gemachtes Kleid, ein niedlicheres Fußwerk, Bänder, Spitzen und besser frisiertes Haar. Ich würde immer die weniger Schöne vorziehen, wenn sie nur alle diese Vorzüge besäße. Ich finde selbst diese Richtung meiner Wahl sehr lächerlich, aber mein Herz erklärt sich wider meinen Willen dafür.

Nun denn, auch diese Vorzüge boten sich mir an, und es lag wieder nur an mir, sie zu genießen. Wieviel Freude macht es mir noch, zu diesen anmutigen Augenblicken meiner Jugend zurückzukehren! Sie waren mir so süß und sind so kurz, so selten und so wohlfeil gewesen! Eines Morgens schien mir die Morgenröte so schön, daß ich

mich eilends ankleidete und über Feld ging, den Sonnenaufgang zu sehen. Ich genoß diesen Anblick in all seiner Herrlichkeit. Es war die Woche nach Johannis. Die Erde in ihrem prächtigsten Schmuck duftete von Kräutern und Blumen, die Nachtigall, die nun bald schweigen sollte, schien noch allen Zauber ihrer Kehle zu verdoppeln, alle Vögel sangen dem Frühling ein Abschiedslied und feierten den Aufgang eines schönen Sommertages, eines Tages, wie man sie in meinem Alter nicht mehr sieht und den man unter dem traurigen Himmelsstrich, den ich jetzt bewohne, noch nie gesehen hat.[1]) Ich hatte mich unvermerkt von der Stadt entfernt, die Hitze nahm zu, ich ging in einem kleinen Tal unter beschattenden Bäumen am Ufer eines Baches spazieren, als ich plötzlich hinter mir den Huftritt von Pferden hörte und Mädchenstimmen, die in Verlegenheit schienen, aber nichtsdestoweniger aus vollem Herzen darüber lachten. Ich hörte mich bei meinem Namen rufen, sah mich um und erblickte zwei junge Damen meiner Bekanntschaft, das Fräulein von Graffenried und Fräulein Galley, die, da sie nicht sonderliche Reiterinnen waren, ihre Pferde nicht über den Bach zu bringen verstanden. Fräulein von Graffenried war eine junge, sehr liebenswürdige Bernerin, die um irgend eine Jugendtorheit ihr Vaterland verlassen und Frau von Warens, bei der ich sie manchmal gesehen, nachgeahmt hatte. Da sie aber keine Pension wie jene erhalten hatte, so fühlte sie sich sehr glücklich, sich an Fräulein Galley halten zu können, die Freundschaft für sie gefaßt und ihre Mutter gebeten hatte, bis man sie anders unterbringen könne, sie ihr zur Gespielin zu geben. Fräulein Galley war ein Jahr jünger als sie und noch hübscher. Sie hatte etwas unbestimmtes Feineres und Zärtlicheres in ihrem Gesicht und war zu gleicher Zeit noch sehr kindlich und schon sehr entwickelt, wodurch denn bei einem Mädchen ein jeder Reiz den anderen unendlich erhöht. Beide liebten einander zärtlich und ihre gute Gemütsart mußte ihre Verbindung dauerhaft machen, wenn nicht etwa ein Liebhaber sie zertrennte. Sie sagten mir, daß sie nach Toune, einem alten, der Madame Galley gehörigen

[1]) Rousseau wohnte damals in England.

Schloß hinwollten und baten um meinen Beistand, ihre Pferde hinüberzutreiben, weil sie allein damit nicht zustande kommen könnten. Ich wollte die Tiere anpeitschen, aber sie besorgten, ich möchte einen Hufschlag vom Pferde bekommen und sie könnten herabgeworfen werden. Ich bediente mich also eines anderen Hilfsmittels, nahm das Pferd des Fräulein Galley beim Zügel und führte es durch den Bach — mir selbst ging das Wasser übers Knie —, und so folgte denn das andere Pferd ohne Schwierigkeit. Nachdem dies geschehen war, wollte ich mich den Damen empfehlen und wie ein wahrer Schöps davongehen, sie sprachen aber heimlich miteinander und Fräulein von Graffenried wandte sich zu mir: „Nicht doch, nicht doch!" rief sie, „so entwischt man uns nicht! Sie sind unsertwegen naß geworden, wir sind billigerweise verpflichtet, für Ihr Trockenwerden zu sorgen. Sie müssen, wenn's Ihnen gefällig ist, mit uns kommen und sind unser Gefangener!" Das Herz klopfte mir, ich sah Fräulein Galley an: „Ja, ja," fuhr sie fort, indem sie über meinen umherirrenden Blick lachte, „Kriegsgefangener, steigen Sie hinter ihr auf; wir wollen schon die Verantwortung übernehmen." „Aber Mademoiselle," sagte ich, „ich habe ja nicht die Ehre, Ihrer Frau Mutter bekannt zu sein, was wird sie sagen, wenn sie mich ankommen sieht?" „Ihre Mutter," erwiderte Fräulein von Graffenried, „ist nicht in Toune, wir sind allein, kehren heute abend wieder zurück und Sie können mit uns heimkommen."

Der elektrische Funke wirkt nicht schneller als diese Worte auf mich wirkten. Da ich mich zum Fräulein von Graffenried aufs Pferd schwang, bebte ich vor Freude, und da ich, um mich festzuhalten, sie umfaßte, schlug mir das Herz so heftig, daß sie es bemerkte; sie sagte, auch das ihrige klopfe noch aus Furcht vor dem Herabfallen; in meiner Stellung war dies beinahe eine Aufforderung, die Sache zu untersuchen, ich unterstand mir es aber nicht und während des ganzen Wegs, da ihr meine Arme zur Umgürtung dienten, hielt ich sie zwar sehr fest, aber ohne die geringste Bewegung dabei zu machen. Manches Frauenzimmer, die das lesen wird, möchte mich gerne ohrfeigen, und sie dürfte nicht unrecht haben.

Das Vergnügen des Wegs und das Geplauder der Mädchen brachten das meinige so in den Gang, daß wir, solange wir beieinander waren, nicht einen Augenblick zu sprechen aufhörten. Sie hatten mich in eine so bewegliche Lage zu versetzen gewußt, daß meine Augen und meine Zunge gleich beredt waren, ob sie gleich nicht dieselbe Sprache führten. Bloß einige Augenblicke, wenn ich mit einer von beiden allein blieb, ward die Unterhaltung etwas gezwungener, aber die Abwesende kam immer bald dazu und ließ uns nicht Zeit, diese Verlegenheit auszunutzen.

Als wir zu Toune anlangten und ich völlig getrocknet war, frühstückten wir. Dann mußte das große Geschäft, ein Mittagessen zu besorgen, in Angriff genommen werden. Die beiden Mädchen küßten währenddessen von Zeit zu Zeit die Kinder vom Meierhof, und der arme Küchenjunge sah zu und fraß seinen Neid in sich. Es war Vorrat aus der Stadt vorausgeschickt und es konnte ein gutes Mittagessen gerichtet werden, vorzüglich an Leckereien. Unglücklicherweise war aber der Wein vergessen worden, dies war bei Mädchen, die sich wenig daraus machten, nicht zu verwundern, mich aber verdroß es, denn ich hatte nicht wenig darauf gerechnet, daß mich der Wein dreist machen sollte; sie verdroß es auch, vielleicht aus derselben Ursache, aber ich weiß es nicht sicher. Ihre lebhafte und reizende Munterkeit war die Unschuld selbst. Überdies, was hätten sie beide mit mir gesollt! Sie schickten in alle umliegenden Orte nach Wein, aber man bekam keinen, so arm und mäßig sind die Bauern dieses Kantons. Als sie ihren Verdruß darüber gegen mich äußerten antwortete ich, daß ich deshalb eben nicht so sehr verlegen wäre und daß sie keines Weines bedürften, mich trunken zu machen. Dies war die einzige Galanterie, die ich ihnen den ganzen Tag über zu sagen wagte, aber ich glaube, die Schlauen merkten, daß ich ihnen eine Wahrheit gesagt hatte.

Wir aßen in der Küche der Meierei, die beiden Freundinnen saßen zu jeder Seite des Tisches auf Bänken und ihr Gast auf einem dreibeinigen Schemel zwischen ihnen. Welch ein Mittagbrot, welches reizvolle Andenken! Wie konnte ich, da ich so leicht so reine und wahre Freuden genießen konnte, wie konnte ich je nach anderen suchen wollen! Nie kam ein

Souper in den Petites Maisons zu Paris dieser Mahlzeit gleich, ich meine nicht bloß in Anbetracht der Munterkeit, der sanften Freude, sondern auch in Absicht der Sinnlichkeit.

Nach Tische wurde ein ökonomischer Entschluß gefaßt: statt den übrigen Kaffee vom Frühstück zu trinken, verwahrten wir ihn zum Vesperbrot samt dem Rahm und Kuchen, den sie mitgebracht hatten; um unterdessen unseren Appetit in Gang zu erhalten, gingen wir in den Baumgarten, unser Dessert mit Kirschen zu beschließen. Ich stieg auf einen Baum und warf sie ihnen büschelweise herab und sie warfen mir durch die Zweige die Kerne wieder zu. Einmal hielt Fräulein Galley ihre Schürze auf und hatte sich mit dem Hals zurückgebeugt, wobei sie denn so gut stand und ich so richtig zielte, daß ich ihr ein Büschel in die Mitte des Busens warf; das gab ein herzliches Gelächter. Ich sagte zu mir selbst: Warum sind meine Lippen doch nicht Kirschen, wie gerne würde ich sie ihnen so zuwerfen!

So verstrich der Tag unter harmlosen ungezwungenen Scherzen. Kein zweideutiges Wort, kein zu freier Einfall entwischte uns, und diese Anständigkeit legten wir uns gar nicht erst auf, nein, sie kam ganz aus uns selbst, und unsere Herzen gaben zu ihr den Ton an. Genug, meine Sittsamkeit — andere würden es vielleicht meine Einfalt nennen — ging so weit, daß die größte Vertraulichkeit, die mir entwischte, nichts weiter war, als Fräulein Galley die Hand zu küssen. Allerdings, die Umstände dabei gaben dieser kleinen Vergünstigung ihren Wert. Wir waren allein, ich atmete schwer, sie hatte die Augen niedergeschlagen. Mein Mund sollte reden, und statt dessen ließ er sich's einfallen, sich auf ihre Hand zu drücken. Sie zog sie sanft zurück, nachdem ich sie geküßt hatte, und sah mich mit einem Blicke an, in dem eben nicht Zorn ausgedrückt war. Ich weiß nicht, was ich jetzt gesagt hätte; ihre Freundin kam herein und kam mir in diesem Augenblick gar häßlich vor. — Endlich fiel es ihnen ein, daß man nicht die Nacht zum Rückweg abwarten dürfe. Wir hatten gerade noch Zeit, um bei Tage in die Stadt zu kommen, also eilten wir, soviel wir konnten, und ritten in derselben Ordnung, wie wir gekommen waren, zurück. Ich hätte gern die Plätze getauscht, denn der Blick, den mir

Fräulein Galley geschenkt hatte, war lebhaft in mein Herz gedrungen, aber ich unterstand mir nicht, es zu sagen, und von ihr durfte dieser Vorschlag auch nicht kommen. Unterwegs sagten wir, der Tag hätte unrecht, schon aufzuhören, wir beklagten uns aber nicht, daß er so kurz gewesen wäre, sondern fanden, wir hätten die Kunst verstanden, ihn durch so mannigfaltigen Zeitvertreib auszufüllen.

Ich trennte mich beinah am nämlichen Ort von ihnen, wo sie mich angetroffen hatten. Wie ungern gingen wir auseinander! Wieviel frohe Entwürfe, uns wiederzusehen, machten wir! Zwölf Stunden, die wir beieinander zugebracht, waren uns ebensoviel Jahrhunderte voll Vertraulichkeit. Das süße Andenken dieses Tages war bei diesen liebenswürdigen Mädchen unvermischt mit bitterem Bewußtsein. Die zärtliche Treuherzigkeit, die unter uns dreien herrschte, wog die lebhaftesten Freuden auf und hätte zu zweit keinen Bestand gehabt. Reinheit und Unschuld der Sitten hat ihre Wollust, die wohl die andere aufwiegt, weil sie ohne Unterbrechung immerfort wirksam ist. Ich meinesteils weiß es, daß das Andenken eines so schönen Tages mich weit mehr rührt, weit reizender ist, in meinem Herzen weit öfter wieder auflebt als irgend eine von allen in meinem Leben genossenen Freuden. So recht eigentlich wußte ich wohl nicht, was ich von diesen beiden reizenden Mädchen wollte, aber beide lockten sie mich unendlich. Ich will nicht sagen, mein Herz hätte sich geteilt, wenn ich nach meinem Gefallen mich hätte einrichten können, denn ich hing doch ein wenig auf die eine Seite hin. Wäre Fräulein von Graffenried meine Geliebte gewesen, so hätte ich mich glücklich geschätzt, aber meiner Wahl nach hätte ich sie viel lieber zur Vertrauten haben mögen. Dem sei wie ihm wolle, als ich von ihnen ging, so dünkte es mir, daß ich nun ohne beide nicht mehr würde leben können. Wer hätte gedacht, daß ich sie in meinem Leben nicht wiedersehen sollte und daß unsere Eintagsliebe hierbei würde stehen bleiben!

Wer dieses liest, wird sich nicht enthalten können, über meine galanten Erlebnisse zu lachen und zu bemerken, daß nach vielen Vorbereitungen diejenigen mit einem Handkuß endigten, bei denen ich am weitesten gekommen war. O,

meine Leser, verlaßt Euch darauf nicht! Ich habe bei meinen Liebeshändeln gewiß mehr Freuden genossen, indem ich sie mit einem Handkuß endigte, als Ihr bei den Eurigen, die Ihr zum allermindesten damit anfanget, in Eurem Leben je kosten werdet!

Venture, der den Tag zuvor sehr spät zu Bett gegangen war, kam diesen Abend gleich nach mir nach Hause. Diesmal sah ich ihn nicht mit dem gewöhnlichen Vergnügen und ich hütete mich wohl, ihm zu erzählen, wie ich meinen Tag zugebracht hatte. Die Mädchen hatten mit wenig Achtung von ihm gesprochen und schienen mißvergnügt, mich in so schlechten Händen zu wissen. Dies schadete ihm bei mir. Überdies war mir alles, was meine Erinnerung an sie störte, höchst unangenehm. Indes brachte er mich bald wieder zu sich und zu mir selber, indem er von meiner Lage sprach. Sie war zu kritisch, um lange dauern zu können. So wenig ich auch verzehrte, ging mein kleiner Zehrpfennig doch auf die Neige und dann war ich ohne Hilfsmittel. Ohne Nachricht von Mama, wußte ich nicht, was aus mir werden sollte, und es fiel mir bitter aufs Herz, den Freund der Fräulein Galley bis zum Almosenempfänger herabsinken zu sehen.

Venture sagte, er habe meinetwegen mit dem Oberrichter gesprochen und wollte mich den folgenden Mittag zu ihm bringen. Dies wäre ein Mann, der mir durch seine Freunde helfen könnte, es wäre auch im übrigen angenehm, seine Bekanntschaft zu haben, da er ein Mann von Verstand und Gelehrsamkeit, angenehm im Umgang und von Talenten wäre, und sie bei anderen liebte. Dann mischte er, wie er gewöhnlich tat, unter die ernsthaftesten Dinge die allerunnützesten Possen und zeigte mir einige Strophen aus einer Opernarie von Mouret, die damals gespielt ward und die er von Paris erhalten hatte. Diese Strophen hatten Herrn Simon, dem Oberrichter, so gefallen, daß er eine Antwort nach derselben Musik machen wollte, Venture sollte auch eine machen und dieser bekam nun den lustigen Einfall, ich sollte die dritte verfertigen. Man sollte, sagte er, den folgenden Morgen die Verse anrücken sehen, wie die Tragsessel im Komischen Roman.

Da ich die Nacht nicht schlafen konnte, machte ich, so gut ich's konnte, meine Verse. Für die ersten, die ich in meinem Leben abfaßte, waren sie immer gut genug, selbst besser, wenigstens geschmackvoller als sie mir den Tag zuvor würden geraten sein. Da der Gegenstand eine sehr zärtliche Situation betraf, so war mein Herz schon ganz dazu vorbereitet. Des Morgens früh zeigte ich sie Venture, der sie hübsch fand und sie in seine Tasche steckte, ohne mir zu sagen, ob er seine Strophen gemacht hatte. Zum Mittagessen gingen wir zu Herrn Simon, der uns recht gut aufnahm. Die Unterhaltung war angenehm und sie konnte zwischen zwei Männern, die beide Geist und Bildung besaßen, nicht anders sein. Ich meinesteils spielte meine Rolle auch, das heißt, ich hörte zu und schwieg. Weder der eine noch der andere erwähnte der Verse, ich tat es auch nicht und soviel ich weiß, ist von den meinigen nie wieder die Rede gewesen.

Herr Simon schien mit meinem Äußern zufrieden zu sein; das war auch ungefähr alles, was er bei dieser ersten Zusammenkunft von mir sah. Er hatte mich schon verschiedene Male bei Frau von Warens gesehen, ohne sonderlich auf mich zu achten. Ich kann also von diesem Mittagessen an erst eigentlich seine Bekanntschaft rechnen, die mir in der Sache, worin sie mir nützlich werden sollte, gar nichts half, die mir aber in der Folge auf andere Weise Vorteil schaffte, so daß ich noch stets mit Vergnügen an ihn denke.

Sobald ich abkommen konnte, lief ich durch die Straße, in der Fräulein Galley wohnte, in der gewissen Erwartung, jemanden aus- oder eingehen oder ans Fenster kommen zu sehen. Aber umsonst, keine Katze ließ sich sehen und die ganze Zeit über, daß ich mich da aufhielt, war das Haus so verschlossen, als ob es leer stünde. Die Straße war eng und öde, ein Mensch war leicht darin zu bemerken. Von Zeit zu Zeit, wenn jemand vorüberging oder aus einem benachbarten Hause kam, war ich verlegen, was man von mir denken würde. Es dünkte mich, man erriete, warum ich mich so umhertriebe, und dieser Gedanke war mir eine wahre Marter, denn ich habe jederzeit meine Ehre und die Ruhe derer, die mir teuer waren, meinem Vergnügen vorgezogen.

Müde endlich, den verliebten Spanier zu machen, noch

dazu ohne eine Laute, nahm ich mir vor, an Fräulein von Graffenried zu schreiben. Ich hätte viel lieber an ihre Freundin geschrieben, aber das unterstand ich mich nicht und es war schicklicher, bei der anzufangen, der ich diese Bekanntschaft zu verdanken hatte und mit der ich auch vertrauter war. Da mein Brief fertig war, brachte ich ihn zu Fräulein Giraud, wie ich es mit den Damen bei unserer Trennung verabredet hatte. Sie hatten mir diesen Weg angezeigt. Fräulein Giraud war Näherin, sie arbeitete zuweilen bei Madame Galley, daher hatte sie Zutritt zu ihrem Hause. Die Briefträgerin schien mir freilich nicht gar zu gut gewählt zu sein, aber es war mir bange, wenn ich ihretwegen viel Schwierigkeiten machte, möchte man mir keine andere vorschlagen. Überdies wollte ich auch nicht sagen, daß sie für sich selber auf mich Absichten hatte. Es demütigte mich, daß sie es wagte, zu glauben, sie sei für mich mit diesen Damen von einerlei Geschlecht. Endlich aber nahm ich diese Briefbestellung lieber an als gar keine und blieb auf alle Fälle dabei.

Beim ersten Wort verstand mich die Giraud schon; das war freilich nicht allzuschwer. Hätte auch ein an junge Mädchen gerichteter Brief nicht von selbst schon gesprochen, so würde mein verlegenes, einfältiges Aussehen mich doch sogleich verraten haben. Man kann sich vorstellen, daß sie über diesen Auftrag eben nicht sehr vergnügt war. Indes übernahm sie ihn doch und richtete ihn treulich aus. Den folgenden Morgen lief ich hin und fand auch schon meine Antwort. Wie eilig ich hinauflief, um diese nach Herzenslust zu lesen und zu küssen, brauche ich nicht zu erwähnen, allein desto mehr verdient das Betragen des Fräulein Giraud bei dieser Gelegenheit, in welchem mehr Feinheit und Mäßigung lag, als ich von ihr erwartet hätte, erwähnt zu werden. Da sie gesunde Vernunft genug hatte, um einzusehen, daß sie mit ihren siebenunddreißig Jahren, ihren Hasenaugen, ihrer Schmutznase, kreischenden Stimme und braunen Haut gegen zwei junge, reizende Mädchen, die im vollen Glanz der Schönheit waren, nicht viel ausrichten würde, so wollte sie diese weder verraten noch ihnen dienen und entschloß sich, lieber mich aufzugeben als mich ihnen zu überlassen.

Schon seit einiger Zeit, da die Merceret gar keine Nachricht von ihrer Herrschaft bekam, hatte sie davon gesprochen, nach Freiburg zurückzukehren; die Giraud überredete sie völlig dazu. Sie gab ihr auch zu verstehen, daß es doch gut wäre, wenn jemand sie wieder zu ihrem Vater begleitete, und schlug mich dazu vor. Die kleine Merceret, der ich auch nicht übel gefiel, fand diesen Vorschlag sehr annehmbar; sie redete noch denselben Tag mit mir davon als von einer völlig ausgemachten Sache, und da mir ihre Art, über mich zu verfügen, nicht mißfiel, so willigte ich leicht ein, denn ich hielt die ganze Reise für eine Sache, die in höchstens acht Tagen abgemacht wäre. Die Giraud, die nicht dasselbe dachte, ordnete alles an. Ich mußte nun den Zustand meiner Finanzen gestehen; es wurde für alles gesorgt. Die Merceret übernahm es, mich freizuhalten, und um auf der einen Seite einzubringen, was auf der anderen draufging, so wurde auf meine Bitten beschlossen, daß sie ihr kleines Gepäck vorausschicken sollte und wir in kurzen Tagereisen zu Fuß nachkommen wollten. Und so geschah es denn auch.

Es tut mir leid, so viel Mädchen in mich verliebt zu machen. Da mich aber die Vorteile, die ich aus allen diesen Liebeshändeln gezogen habe, nicht sehr eitel machen konnten, so glaube ich die Wahrheit ohne Skrupel sagen zu dürfen. Die Merceret, die jünger und weniger verschlagen als die Giraud war, hat mir nie so lebhafte Anreizungen gemacht, aber sie ahmte meinen Ton, meine Aussprache nach, wiederholte meine Worte, hatte die Aufmerksamkeit für mich, die ich für sie hätte haben sollen, und war immer sehr besorgt, weil sie sehr furchtsam war, daß wir zusammen in einer Kammer schliefen — eine Gemeinschaft, bei der es auf Reisen zwischen einem Jüngling von zwanzig und einem Mädchen von fünfundzwanzig Jahren selten sein Bewenden hat. Für diesmal blieb es aber wirklich dabei stehen. Meine Einfalt war so groß, daß, ob die Merceret gleich kein unangenehmes Mädchen war, ich doch die ganze Reise über nicht bloß keinen galanten Versuch machte, sondern auch nicht den mindesten Gedanken in dieser Richtung mir einfallen ließ. Ich hatte gar keinen Begriff davon, wie ein Jüngling und ein Mädchen es so weit bringen könnten, zusammen zu

schlafen, ich glaubte, es gehörten Jahrhunderte dazu, diese greuliche Zurüstung zustande zu bringen. Wenn die arme Merceret, als sie mich freihalten wollte, auf einen Ersatz rechnete, so war sie hinters Licht geführt, und wir kamen in Freiburg genau so an, als wir von Annecy abgereist waren.

Wir kamen durch Nyon. Durchreisen, ohne meinen guten Vater zu sehen, hätte ich dies übers Herz bringen können? Gewiß, ich wäre vor Betrübnis darüber gestorben. Ich ließ die Merceret im Gasthof und ging auf alle Gefahr zu ihm. Oh, wie unrecht hatte ich getan, ihn zu fürchten! Sobald er mich sah, floß seine Seele über von väterlichen Empfindungen, die sie erfüllten. Wie viel Tränen vergossen wir bei unserer Umarmung! Anfangs glaubte er, ich käme wieder zu ihm zurück. Ich erzählte ihm meine Geschichte und teilte ihm mit, was ich vorhätte, er sagte nur wenig dagegen, zeigte mir die Gefahren, denen ich mich aussetzte, und meinte, die kürzesten Torheiten wären immer die besten. Übrigens machte er nicht einmal den Versuch, mich mit Gewalt zurückzuhalten und ich finde, daß er Recht daran tat. Den anderen Morgen in aller Frühe zog ich weiter, sehr froh, daß ich meinen Vater gesehen und den Mut gehabt hatte, meine Pflicht zu tun.

Wir kamen glücklich zu Freiburg an. Gegen das Ende der Reise nahm die sorgsame Aufmerksamkeit der Merceret etwas ab. Nach unserer Ankunft äußerte sie nichts als Kälte, und ihr Vater, der nicht gerade im Überfluß schwamm, nahm mich auch nicht sonderlich auf. Ich ging also, in einem Gasthof zu wohnen. Den anderen Morgen besuchte ich sie, sie baten mich zu Tisch und ich nahm es an. Wir schieden ohne Tränen voneinander, ich ging den Abend in mein Wirtshaus zurück und reiste den zweiten Morgen nach meiner Ankunft wieder ab, ohne recht eigentlich zu wissen, wo ich hinwollte.

Ich kehrte um, nicht nach Nyon, sondern nach Lausanne. Ich wollte mich an dem Anblick des schönen Sees, dessen ganzen Umfang man dort übersieht, sättigen. Der größte Teil meiner geheimen Beweggründe ist niemals bedeutender gewesen als dieser. Entfernte Aussichten wirken selten stark genug auf mich, um mich anzutreiben. Jederzeit

habe ich Entwürfe von langsamer Ausführung wegen der Ungewißheit der Zukunft als eine betrügerische Lockung betrachtet. Ich überlasse mich der Hoffnung wie ein anderer, wenn ich sie nur nicht mühsam unterhalten muß. Ist aber eine lange Mühe vonnöten, so springe ich ab. Das geringste Vergnügen, das ich leicht erlangen kann, reizt mich mehr als die Freuden des Paradieses. Das Vergnügen, dem eine Strafe folgen muß, nehme ich aus. Dieses reizt mich nicht, weil ich nur den reinen und ungemischten Genuß suche, und nie hat man den bei dem Bewußtsein, daß die Reue nachfolgen muß.

Als ich mich Lausanne näherte, dachte ich über meine traurigen und hoffnungslosen Umstände und über die Mittel, mich daraus zu ziehen, ohne meiner Stiefmutter mein Elend vor Augen zu stellen, nach, und ich verglich mich auf dieser Wallfahrt zu Fuß mit meinem Freund Venture, da er zu Annecy ankam. Diese Vorstellung begeisterte mich so, daß ich, ohne zu bedenken, daß ich weder seine Artigkeit noch seine Talente hätte, mir in den Kopf setzte, in Lausanne den Venture im kleinen zu spielen. Ich wollte Unterricht in der Musik geben, die ich nicht verstand, und sagen, ich käme aus Paris, wo ich nie gewesen war. Da keine Musikschule dort war, wo ich hätte vorsprechen können, und ich mich übrigens wohl hütete, den Kunstverständigen in den Wurf zu kommen, so erkundigte ich mich diesem schönen Plane zufolge vorderhand nach einem geringen Wirtshause, wo man für wenig Geld nicht allzu schlecht Unterkunft fände. Man wies mich zu einem gewissen Perrotet, der Kostgänger annahm. Es fand sich, daß dieser Perrotet der beste Mann von der Welt war und mich aufs freundlichste beherbergte. Ich erzählte ihm meine kleinen Lügen, wie ich sie mir zurechtgelegt hatte, er versprach, von mir zu reden und mir Schüler zu verschaffen; Geld, sagte er, würde er erst von mir fordern, wenn ich welches verdient hätte. Das Kostgeld, das er verlangte, betrug fünf Taler, was an sich selbst nicht viel, für mich aber schon sehr viel war. Er schlug mir vor, mich vorderhand nur in halbe Kost zu nehmen, die des Mittags in einer guten Suppe und nichts weiter, dafür aber in einem vollständigen Abendbrot bestand, und ich nahm es an. Der gute Perretot

kam mir mit dem besten Herzen von der Welt entgegen und wandte alles auf, mir nützlich zu sein.

Von Lausanne aus schrieb ich an meinen Vater, der mir mein Paket schickte und mir treffliche Dinge dazu schrieb, die ich besser hätte nutzen sollen. Ich habe schon von Augenblicken eines unbegreiflichen Deliriums, in denen ich nicht mehr ich selber war, gesprochen. Hier folgt noch einer von den allerausgezeichnetsten. Um begreifen zu können, wie völlig von Sinnen ich damals war, wie gänzlich ich mich sozusagen venturisiert hatte, braucht man nur einen Blick auf alle die Torheiten zu werfen, die ich jetzt aufeinanderhäufte. Ich war Gesanglehrer, ohne nur die Noten einer Arie ablesen zu können; denn hätte ich auch die sechs Monate, die ich bei Le Maitre zugebracht hatte, gut angewandt, sie hätten nie ausgereicht, aber überdies noch hatte ich bei einem Meister gelernt, und das war schon genug, um nicht gut zu lernen. Als ein Pariser aus Genf und Katholik in einem protestantischen Land, glaubte ich meinen Namen wie mein Vaterland und meine Religion verändern zu müssen. Ich richtete mich immer so viel als möglich nach meinem großen Vorbild. Er nannte sich Venture von Villeneuve, ich veränderte durch Versetzung der Buchstaben meinen Namen Rousseau in Vaussore und nannte mich Vaussore von Villeneuve. Venture komponierte, ob er gleich nicht davon gesprochen hatte; ich verstand nichts davon, rühmte mich aber dessen vor allen Menschen, und ohne einen Gassenhauer setzen zu können, gab ich mich für einen Komponisten aus. Nicht genug, als ich dem Professor der Rechte, Herrn Treytorens, vorgestellt ward, der die Tonkunst liebte und Konzerte bei sich gab, wollte ich ihm eine Probe meines Talentes zeigen und machte mich frech erbötig, ein Stück für sein Konzert zu komponieren, als ob ich gewußt hätte, wie man das anstellte. Ich hatte die Ausdauer, vierzehn Tage an diesem herrlichen Werke zu arbeiten, es ins Reine zu schreiben, die Stimmen auszuziehen und mit so viel Dreistigkeit zu verteilen, als wäre es ein Meisterstück der Harmonie gewesen. Endlich — man wird es schwerlich glauben, aber es ist doch wahr — um dies erhabene Produkt mit Würde zu krönen, komponierte ich noch als Schluß ein hübsches Menuett, das damals schon ein Gassenhauer war

und dessen alle Welt sich vielleicht durch die ehedem so bekannten Worte erinnern wird:

Quel caprice!
Quelle injustice!
Quoi, ta Clarice
Trahiroit tes feux? usw.

Venture hatte mich diese Arie mit dem Baß, doch auf andere Worte gelehrt, mit deren Hilfe ich sie behalten hatte. Ich setzte also zum Schluß dieses Menuett mit dem Baß, ließ die Worte weg und gab es dann mit so dreister Stirne für meine eigene Arbeit aus, als hätte ich es mit Leuten zu tun gehabt, die vom Monde gekommen wären.

Man kam zusammen, um mein Stück aufzuführen. Ich erklärte einem jeden die Art der Bewegung, die Manier des Vortrags, die Wiederholungszeichen in den Stimmen und war erstaunlich geschäftig. Man stimmte fünf oder sechs Minuten, die mir ebensoviel Jahrhunderte schienen. Endlich, da alles in Bereitschaft war, gab ich mit einer schönen Rolle Papier auf mein hochgebietendes Pult die fünf oder sechs Schläge zum Silentium. Es herrschte eine allgemeine Stille; ich beginne, gravitätisch den Takt zu schlagen. Man fängt an — — — nein, solange es französische Opern gibt, hat man zeitlebens nicht ein ähnliches Tohuwabohu gehört! Was man auch von meinen vermeintlichen Talenten mochte gedacht haben, so war die Ausführung doch ärger als alles, was man zu erwarten schien. Die Musiker erstickten fast vor Lachen, die Zuhörer machten große Augen und hätten sich gerne die Ohren zugehalten. Meine Schlingel von Musikanten wollten sich nun einmal ein Vergnügen machen und strichen zu, daß sie das Trommelfell eines Taubstummen hätten zersprengen können. Ich war so standhaft, immer meinen Gang zu gehen, zwar schwitzte ich große Tropfen dabei, die Scham aber hielt mich zurück, daß ich nicht davonlief und alles im Stich ließ. Zu meinem Trost hörte ich dann noch die Anwesenden sich ins Ohr oder vielmehr in mein Ohr sagen: „Das ist vollkommen unerträglich." Wieder einer sagte: „Was ist das für eine Teufelsmusik!", ein anderer: „Die wahre Katzenmusik!" Armer Jean Jacques, in diesem

grausamen Augenblick konntest du wohl nicht hoffen, daß einst vor dem König von Frankreich und seinem ganzen Hof deine Töne ein Gemurmel der Überraschung und des Beifalls erregen sollten, und daß die liebenswürdigsten Frauen in den Logen umher sich zuflüstern würden: „Welche reizenden Töne! welche bezaubernde Musik! wie dieser Gesang zum Herzen dringt!"

Das Menuett brachte alle Welt wieder in gute Laune. Kaum waren einige Takte davon gespielt, so hörte ich von allen Seiten laut auflachen. Ein jeder wünschte mir Glück zu meinem trefflichen Geschmack, man versicherte mich, dieses Menuett würde mich berühmt machen und verdiente, überall gesungen zu werden. Ich habe wohl nicht nötig, meine Angst zu beschreiben, noch zu gestehen, daß ich sie wohl verdiente.

Den anderen Morgen kam einer meiner Geiger, namens Lutold, zu mir, und war ehrlich genug, mir nicht zu dem glänzenden Erfolge Glück zu wünschen. Das tiefe Gefühl meiner Dummheit, Scham, Reue und Verzweiflung über den Zustand, in den ich versetzt war, die Unmöglichkeit, meinen Kummer in meinem Herzen verschließen zu können, dies alles bewog mich, ihm mich anzuvertrauen, ich ließ meinen Tränen freien Lauf und statt ihm bloß meine Unwissenheit zu gestehen, sagte ich ihm alles, ersuchte ihn aber, mich nicht zu verraten. Er versprach's und hielt es so, wie man es sich ungefähr vorstellen kann. Noch denselben Abend wußte ganz Lausanne, wer ich war, aber das Merkwürdige war, daß es sich niemand gegen mich merken ließ, selbst der gute Perrotet nicht, der dadurch nicht abgeschreckt wurde, mir Wohnung und Tisch zu geben.

Nun führte ich ein sehr trübseliges Leben. Die Folgen einer solchen Einführung machten mir Lausanne eben nicht zum angenehmsten Aufenthalt. Schüler fanden sich auch nicht haufenweise, Schülerinnen gar keine und aus der Stadt überhaupt niemand. Alles in allem hatte ich zwei oder drei ungehobelte Deutsche, die so dumm waren wie ich unwissend, mir tödliche Langweile machten und unter meinen Händen sicherlich keine großen Helden in der Musik geworden sind. In ein einziges Haus ward ich gerufen, wo eine kleine, listige Schlange von Mädchen sich das Vergnügen

machte, mir einen Haufen Musik zu zeigen, davon ich nicht eine einzige Note verstand und die sie boshaft genug war, hernach vor dem Herrn Lehrmeister zu singen, um ihm die Art des Vortrags zu zeigen. Ich war so wenig imstande, eine Arie auf den ersten Blick zu lesen, daß es mir in dem oben erwähnten glänzenden Konzert nicht möglich war, der Ausführung einen Augenblick zu folgen, um zu wissen, ob das, was ich vor Augen und selbst komponiert hatte, auch nur richtig gespielt wurde.

Unter so vielen herben Demütigungen fand ich in den Nachrichten, die mir meine beiden reizenden Freundinnen von Zeit zu Zeit zukommen ließen, eine sehr süße Tröstung. Ich habe stets bei dem anderen Geschlecht eine starke tröstende Kraft gefunden, und bei meinen Unfällen lindert nichts meine Kümmernisse so als die Teilnahme einer liebenswürdigen Frau. Dieser Briefwechsel hörte jedoch bald auf und ward nie wieder angeknüpft, und zwar durch meine Schuld. Da ich meinen Aufenthalt veränderte, versäumte ich, ihnen meine Adresse zu geben, und durch die Notwendigkeit gezwungen, unaufhörlich an mich zu denken, vergaß ich sie bald gänzlich.

Schon lange habe ich kein Wort mehr von meiner armen Mama erwähnt. Wenn man deshalb glaubt, ich habe sie auch vergessen, so irrt man sehr. Ich dachte unaufhörlich an sie und nicht bloß meines Unterhalts wegen, sondern aus wahrem Bedürfnis des Herzens wünschte ich sie bald wieder zu finden. So zärtlich und lebhaft meine Anhänglichkeit an sie war, hielt mich dies zwar nicht ab, auch andere zu lieben, aber nicht auf die nämliche Art. Meine Neigung hing bei allen anderen nur an äußeren Reizen und hätte diese nicht überlebt, Mama hingegen hätte mögen alt und häßlich werden, ich würde sie deshalb nicht weniger geliebt haben. Ich liebte sie, weil ich geschaffen war, sie zu lieben. Ob ich gleich so lange keine Nachricht von ihr hatte, fiel es mir doch nie ein, ich könne sie auf immer verloren oder sie mich ganz vergessen haben. Ich sagte zu mir selbst: sie wird früher oder später erfahren, daß ich umherirre, und mir irgend ein Lebenszeichen geben; ich werde sie wiederfinden, des bin ich versichert. Unterdes war es mir eine Wonne, in ihrem Vater-

land zu wohnen, durch die Straßen, wo sie gegangen war, zu gehen, die Häuser anzusehen, die sie bewohnt hatte, und das alles nur mutmaßlich, denn aus einer meiner lächerlichen Sonderbarkeiten wagte ich es nicht, mich nach ihr zu erkundigen oder ohne dringende Not ihren Namen zu nennen.

Da meine Schüler mir eben nicht viel zu schaffen machten und Mamas Geburtsstadt nur vier Meilen von Lausanne lag, ging ich auf zwei oder drei Tage hin, während deren ich beständig in der süßesten Aufregung blieb. Der Anblick des Genfer Sees und seiner unvergleichlichen Ufer hat in meinen Augen immer etwas besonders Anziehendes gehabt, das ich mir nicht erklären kann und das nicht bloß in der Schönheit des Schauspiels, sondern in etwas noch Fesselnderem liegt, das mich rührt und erweicht. So oft ich mich dem Wadtland nähere, empfinde ich eine Bewegung, die aus dem Andenken der Frau von Warens, die daselbst geboren ist, meines Vaters, der darin lebte, der Fräulein Vulson, die die Erstlinge meines Herzens pflückte, vieler Lustreisen, die ich in meiner Kindheit dahin gemacht habe und, wie mich dünkt, einiger noch geheimeren und stärkeren Ursachen als allen diesen zusammengesetzt ist. Wenn der glühende Wunsch nach dem glücklichen stillen Leben, das mich flieht und für das ich geboren ward, meine Einbildungskraft erhitzt, so versetzt sie mich stets in das Ländchen Wadt, in die reizenden Gegenden um den See. Ich müßte durchaus einen Garten an dem Ufer dieses Sees und an keinem anderen haben, müßte dann einen treuen Freund, eine gute, liebenswürdige Frau, eine Kuh und ein kleines Schiffchen haben, und nur dann, wenn ich alles dies hätte, würde ich eines vollkommenen Glücks auf Erden genießen. — Auf dieser Reise nach Vevey überließ ich mich, indem ich längs dem schönen Ufer ging, der süßesten Schwermut. Mein Herz ergab sich mit Lust den Träumen von hundert unschuldigen Freuden, ich ward erweicht, seufzte und weinte wie ein Kind. Oft stand ich still, um mich auszuweinen, setzte mich dann auf einen großen Stein und sah den Tränen nach, wie sie ins Wasser flossen. Zu Vevey kehrte ich im „Schlüssel" ein und in den zwei Tagen, die ich daselbst zubrachte, ohne irgend jemand zu sprechen, faßte ich eine Zuneigung zu dieser Stadt, die mich

auf allen meinen Irrwegen begleitet hat und mich auch bewog, die Helden meines Romans daselbst anzusiedeln. Doch wieder zu meiner Geschichte!

Da ich katholisch war und mich auch dafür ausgab, folgte ich öffentlich und ohne Skrupel dem Gottesdienste, den ich angenommen hatte. Alle Sonntage bei schönem Wetter ging ich zu Assens, zwei Meilen von Lausanne, in die Messe. Ich ging diesen Weg gewöhnlich in Gesellschaft mehrerer Katholiken, vornehmlich eines Goldstickers aus Paris, dessen Namen ich vergessen habe. Er war nicht ein Pariser wie ich, sondern ein wirklicher Pariser aus Paris, unseres Herrgotts Erzpariser und eine ehrliche Haut wie nur irgendeiner. Er war so sehr von seiner Vaterstadt eingenommen, daß er lieber nie daran zweifeln wollte, ich sei auch daher, um die Gelegenheit, davon sprechen zu können, nicht einzubüßen. Der Landvogt, Herr von Crousaz, hatte einen Gärtner, der auch aus Paris, aber weniger gefällig war, und der es für eine Beleidigung der Ehre seines Landes hielt, wenn man sich diesen Vorzug anmaßte, ohne wirklich die Ehre zu haben. Er fragte mich mit der Miene eines Mannes aus, der überzeugt war, mich auf Lügen zu ertappen, und dann lachte er boshaft. Wie ich bestand, läßt sich leicht denken. Indes, wenn man mir heute ähnliche Fragen vorlegte, würde ich nicht weniger verlegen sein, sie zu beantworten, woraus man denn schließen würde, ich sei nie in Paris gewesen. So sehr ist man, selbst wenn man die Wahrheit trifft, in Gefahr, sich auf falsche Gründe zu stützen.

Ich kann nicht ganz genau sagen, wie lange ich in Lausanne blieb. Das Andenken, das ich mit mir hinwegnahm, war nicht angenehm genug, um mir es oft zu erneuern; ich weiß nur, daß ich dort nichts zu leben hatte und von da nach Neuenburg ging, wo ich den Winter über blieb. Hier gelang es mir besser, ich bekam Schüler und verdiente so viel, daß ich dem guten Perrotet, der mir treulich mein Päckchen nachschickte, ungeachtet ich ihm noch schuldig war, meine Schuld abtragen konnte.

Indem ich in der Musik unterrichtete, lernte ich sie unvermerkt. Mein Leben war angenehm genug und ein ver-

künftiger Mensch hätte sich damit begnügen können, aber mein unruhiges Herz sehnte sich nach etwas anderem. Des Sonntags und an den Tagen, die ich abkommen konnte, lief ich durch die Felder und umliegenden Wälder, seufzte, war in tiefen Gedanken und wenn ich einmal außer der Stadt war, kam ich selten vor Abend wieder zurück. Als ich eines Tages in Boudry war, ward ich bei meinem Eintritt in ein Wirtshaus, wo ich zu Mittag essen wollte, eines Mannes gewahr, der einen langen Bart, ein violettes griechisches Kleid und eine verbrämte Mütze trug. Sein Aufzug und seine Gestalt sahen ziemlich edel aus, er konnte sich aber oft nicht verständlich machen, weil er ein Kauderwelsch sprach, das indes dem Italienischen näher als irgend einer anderen Sprache kam. Ich war der einzige, der beinahe alles verstand, was er sagte; mit dem Wirt und den Eingeborenen des Landes konnte er sich nur durch Zeichen unterreden. Ich sagte ihm einige Worte auf Italienisch, die er vollkommen verstand, er erhob sich und umarmte mich freudig. Die Bekanntschaft war bald geknüpft und von nun an war ich sein Dolmetsch. Er hatte eine gute Mahlzeit vor sich, die meinige war mehr als dürftig; als er mich nötigte, an der seinigen teilzunehmen, machte ich nicht viel Umstände. Bei einem Glase Wein und unserem Kauderwelsch wurden wir vollends vertraut, und noch war die Mahlzeit nicht zu Ende, so waren wir unzertrennlich. Er erzählte mir, daß er ein griechischer Prälat und Archimandrit von Jerusalem sei, er habe den Auftrag, durch ganz Europa zur Wiederherstellung des heiligen Grabes Gelder zu sammeln. Er zeigte mir schöne Patente von der Zarin und dem Kaiser und noch von verschiedenen anderen regierenden Herren. Er war mit dem, was er bis jetzt eingesammelt hatte, ziemlich zufrieden, nur in Deutschland hatte er unglaubliche Schwierigkeiten gehabt, da er nicht ein Wort Deutsch und weder Latein noch Französisch verstand, und sich bloß auf sein Griechisch, Türkisch und Lingua Franca einschränken mußte, was ihm in diesen Ländern eben nicht viel helfen konnte. Er schlug mir vor, ihn als Sekretär und Dolmetscher zu begleiten. Ungeachtet meines neuen violetten Kleides, das zu meinem künftigen Posten nicht übel paßte, sah ich doch nach so wenig aus, daß

er es nicht für schwer hielt, mich zu überreden, und er täuschte sich auch nicht. Unsere Bedingungen waren bald gemacht, ich forderte nichts und er versprach sehr viel. Ohne Bürgschaft, ohne Sicherheit, ohne alle weitere Bekanntschaft überließ ich mich seiner Führung, und den anderen Morgen früh war ich schon auf dem Wege nach Jerusalem. Wir nahmen unsere Reise durch den Kanton Freiburg, wo er indes nicht viel ausrichtete. Es wäre unter der bischöflichen Würde gewesen, bei Privatpersonen einzusammeln; wir übergaben also dem Rat seinen Auftrag, der ihm eine kleine Summe reichen ließ. Von da gingen wir nach Bern. Wir kehrten im „Falken" ein, das war damals ein guter Gasthof, wo man gute Gesellschaft und einen zahlreich und wohlbesetzten Tisch traf. Ich hatte lange schlecht gelebt, es tat mir wohl, mich einmal wieder erholen zu können und ich nutzte diese Gelegenheit tapfer. Der Herr Archimandrit war selbst ein guter Gesellschafter, liebte einen guten Tisch, war munter und für die, die ihn verstanden, sprach er gut, auch fehlte es ihm nicht an manchen Kenntnissen, und er brachte seine griechische Gelehrsamkeit mit ziemlicher Anmut vor. Eines Tages, da er beim Nachtisch Haselnüsse aufmachte, schnitt er sich tief in den Finger; als das Blut sehr stark herausdrang, zeigte er seinen Finger der Gesellschaft und sagte lachend: „Eine Seltenheit, meine Herren, dies ist Pelasgerblut."

Zu Bern waren ihm meine Unterhandlungen nicht unnütz und sie liefen nicht so schlecht ab, als ich es gefürchtet hatte. Ich war viel dreister und beredter, als ich für mich selbst würde gewesen sein. Die Dinge wurden nicht so kurz wie in Freiburg abgemacht, es waren lange und häufige Konferenzen mit den Vornehmsten des Staats erforderlich und die Untersuchung seines Auftrags war nicht an einem Tag erledigt. Da endlich alles in Ordnung war, wurde er zur Audienz vor den Rat gelassen. Als sein Dolmetscher wurde ich mit zugelassen und man befahl mir, zu sprechen. Ich erwartete nichts weniger, und es war mir gar nicht in den Sinn gekommen, nachdem mit den einzelnen Gliedern des Rats solange konferiert war, daß man sich nun an das ganze Kollegium so wenden müßte, als wüßte es noch von gar nichts. Man stelle sich also meine Verlegenheit vor! Ein

so schüchterner Mensch sollte nicht allein öffentlich, sondern auch vor dem Senat von Bern auf der Stelle ohne eine Minute der Vorbereitung sprechen. Das hätte mich schlechterdings vernichten können, aber ich war sogar nicht einmal schüchtern. Ich stellte ihnen klar und deutlich den Auftrag des Archimandriten vor Augen und lobte die fromme Mildtätigkeit der Fürsten, die ihn bisher unterstützt hatten. Um Ihre Exzellenzen zur Nacheiferung anzureizen, sagte ich, von ihrer bekannten Freigebigkeit wäre nichts Geringeres zu erwarten, und dann, nachdem ich bewiesen hatte, daß dies für alle Christen ohne Unterschied der Konfessionen ein gutes Werk sei, schloß ich damit, die Segnungen des Himmels denen, die Teil daran nehmen würden, zu versprechen. Ich will nicht sagen, daß meine Rede wirkte, aber sie ward genehmigt, so viel ist gewiß, und zum Schluß der Audienz erhielt der Archimandrit einen sehr anständigen Beitrag, überdies noch ein Kompliment über den Verstand seines Sekretärs, das ich noch den angenehmen Auftrag hatte, ihm zu verdolmetschen. Dies ist das einzige Mal in meinem Leben, daß ich öffentlich und vor regierenden Personen gesprochen habe, und auch das einzige Mal vielleicht, daß ich beherzt und gut gesprochen habe.

Nachdem wir Bern verlassen hatten, gingen wir nach Solothurn, denn der Archimandrit wollte den Rückweg über Deutschland durch Ungarn oder Polen nehmen, was einen unermeßlichen Weg ausmachte, weil aber sein Geldvorrat auf dem Wege zu- und nicht abnahm, so scheute er die Umwege nicht. Ich meinesteils, der fast so gern zu Pferd als zu Fuß wanderte, hätte mir nichts Besseres gewünscht, als mein ganzes Leben so auf der Reise zuzubringen. Aber es stand geschrieben: Bis hierher und nicht weiter!

Das erste, was wir bei unserer Ankunft in Solothurn taten, war, dem französischen Herrn Gesandten unsere Aufwartung zu machen. Zum Unglück für meinen Bischof war dieser Gesandte der Marquis von Bonnac, der ehedem Gesandter bei der Pforte gewesen war und der alle Umstände, die sich aufs Heilige Grab bezogen, genau wissen mußte. Der Archimandrit hatte eine viertelstündige Audienz,

zu der ich nicht zugelassen wurde, weil der Herr Gesandte die fränkische Sprache verstand und zum wenigsten so gut italienisch wie ich sprach. Als mein Grieche herauskam, wollte ich ihm folgen, wurde aber zurückgehalten; nun kam die Reihe an mich. Weil ich mich für einen Pariser ausgab, stand ich unter der Gerichtsbarkeit Seiner Exzellenz. Diese fragten, wer ich wäre, ermahnten mich, denselben die Wahrheit zu gestehen, ich versprach es und suchte um eine besondere Audienz nach, die mir auch zugestanden wurde. Der Herr Gesandte nahm mich mit sich in sein Kabinett und schloß die Türe hinter uns zu, hier warf ich mich ihm zu Füßen und hielt ihm Wort. Hätte ich auch nichts versprochen, so würde ich doch nicht weniger gesagt haben, denn das Bedürfnis, mein Herz zu ergießen, drängt es mir stets auf meine Lippen, und nachdem ich mich dem Musikus Lutold ohne Rückhalt entdeckt hatte, hütete ich mich wohl, vor dem Herrn Marquis von Bonnac den Geheimnisvollen zu spielen. Meine kleine Geschichte und die Innigkeit, mit der ich sie ihm erzählte, gefielen ihm so wohl, daß er mich bei der Hand nahm, zu der Frau Gesandtin ging, mich ihr vorstellte und ihr in wenigen Worten meine Erzählung wiederholte. Frau von Bonnac nahm mich gütig auf und sagte, man dürfe mich nicht mit dem griechischen Mönch umherstreifen lassen. Es wurde beschlossen, daß ich so lange in ihrem Palast bleiben sollte, bis man wüßte, was aus mir zu machen wäre. Ich wollte noch von meinem armen Archimandriten Abschied nehmen, denn ich war ihm wirklich zugetan, es wurde aber nicht erlaubt. Man ließ ihm meine Festnahme mitteilen, und eine Viertelstunde nachher kam mein kleines Reisegepäck an. Ich ward gewissermaßen dem Gesandtschaftssekretär de la Martinière übergeben. Als mich dieser in das mir bestimmte Zimmer führte, sagte er: „Dieses Zimmer ist unter dem Grafen Du Luc von einem berühmten Manne Ihres Namens bewohnt worden. Es wird nun von Ihnen abhängen, ihn in jeder Hinsicht zu ersetzen und daß man einst sagen könne, Rousseau I., Rousseau II." Ein solches Zusammentreffen erwartete ich damals nicht, und es würde meinem Wunsche weniger geschmeichelt haben, hätte ich den Preis vorausgesehen, für den ich es einst erkaufen sollte.

Herr de la Martinière hatte meine Neugier erregt, ich las die Werke des Mannes, dessen Zimmer ich bewohnte, und da ich nach dem Kompliment, das man mir gemacht hatte, mir Talente zur Dichtkunst zutraute, so machte ich einen Versuch mit einer Kantate zum Preis der Frau von Bonnac. Allein diese Neigung dauerte nicht lange. Ich habe immer wieder von Zeit zu Zeit mittelmäßige Verse gemacht; dies ist eine gute Übung, um der zierlichen Inversionen geläufig zu werden und gute Prosa schreiben zu lernen, aber im übrigen habe ich in der französischen Dichtkunst nicht Anreiz genug gefunden, mich ihr ganz zu ergeben.

Die Erfahrungen, die ich nach und nach sammelte, mäßigten auch meine romantischen Entwürfe. Zum Beispiel verliebte ich mich nicht nur nicht in Frau von Bonnac, sondern ich sah auch sogleich ein, daß ich in dem Hause ihres Gemahls eben keine große Laufbahn anträte. Herr de la Martinière bekleidete einen Posten, zu welchem Herr von Marianne sozusagen schon Expektant war. Als man mich daher fragte, was ich unternehmen wollte, ließ ich große Lust blicken, nach Paris zu gehen. Der Herr Gesandte genehmigte diesen Einfall, weil er mich dadurch los werden konnte. Herr von Merveilleux, Sekretär und Dolmetscher der Gesandtschaft, sagte, daß sein Freund Godard, schweizerischer Obrist in französischen Diensten, jemand für seinen Neffen suchte, der sehr jung in den Dienst eintrat, und daß ich ihm vielleicht anstehen könnte. Auf diesen leicht hingeworfenen Gedanken wurde meine Abreise beschlossen und ich, der eine Reise vor mir und Paris an ihrem Ende sah, war herzensvergnügt darüber. Ich bekam einige Empfehlungsbriefe, hundert Franken und ein paar gute Lehren mit auf den Weg, und so reiste ich ab.

Auf diese Reise verwandte ich ein paar Wochen, die ich zu den glücklichsten Tagen meines Lebens rechnen kann. Ich war jung, gesund, hatte Geld genug, große Erwartungen, wanderte zu Fuß und reiste allein. Man möchte vielleicht erstaunen, mich dies unter die Vorteile rechnen zu hören, wenn man nicht schon mit meinen Launen vertraut wäre. Meine Luftschlösser waren meine Gesellschafter, und nie gebar meine erhitzte Einbildungskraft herrlichere. Diesmal waren

alle meine Vorstellungen kriegerisch. Ich war im Begriff, mich einem jungen Kriegshelden anzuschließen, und wollte selbst ein Krieger werden, denn man hatte ausgemacht, daß ich gleich zum Anfang Kadett werden sollte. Schon sah ich mich im Offiziersrock, mit dem schönen weißen Federbusch auf dem Kopfe. Mein Herz schwoll bei diesem herrlichen Gedanken. Zwar schien meine Kurzsichtigkeit meinen Entwürfen einiges Hindernis in den Weg zu legen, aber das achtete ich nicht und rechnete darauf, durch Kaltblütigkeit und Unerschrockenheit diesen Fehler zu ersetzen. Ich hatte gelesen, daß der Marschall Schomberg sehr kurzsichtig war, warum sollte es der Marschall Rousseau nicht auch sein? Mit dergleichen Torheiten erhitzte ich mein Hirn so, daß ich bald nichts als Kriegsvölker, Laufgräben, Schanzkörbe, Batterien und mich mitten im Feuer und Dampf mit dem Feldglas in der Hand ruhig meine Befehle erteilen sah. Kam ich dann wieder durch reizende Felder, sah ich Gebüsche und rieselnde Bäche, so seufzte ich bei diesem rührenden Anblick, ich fühlte mitten in der Laufbahn der Ehre, daß mein Herz nicht für so viel Geräusch geschaffen wäre, und ohne recht zu wissen, wie, war ich wieder unter meinen geliebten Schäferinnen und entsagte den Feldern des Mars auf immer.

Wie wenig entsprach der Anblick von Paris der Vorstellung, die ich mir davon gemacht hatte! Die ganze Anlage von Turin, die Schönheit der Straßen, die Symmetrie und schnurgerade Lage der Häuser hatte meine Erwartungen von Paris auf noch etwas Schöneres gespannt. Ich hatte mir eine so schöne als große Stadt vom herrlichsten Anblick, nichts als prächtige Straßen und von Gold und Marmor strotzende Paläste vorgestellt. Als ich in die Vorstadt St. Marceau eintrat, sah ich nichts als kleine, enge, schmutzige und übelriechende Gassen, häßliche schwarze Häuser, überall Unsauberkeit und Armut, nichts als Bettler, Fuhrleute, Flickmädchen, Weiber, die Suppe und alte Hüte ausschrien. Dies machte gleich anfangs einen so tiefen Eindruck auf mich, daß die wirkliche Pracht, die ich nachher in Paris gesehen habe, nicht vermögend war, ihn auszulöschen, und er hat stets bei mir einen heimlichen Widerwillen gegen den

Aufenthalt in dieser Hauptstadt zurückgelassen. Dies sind die Folgen einer zu tätigen Einbildungskraft, sie übertreibt noch die Übertreibungen der Menschen und sieht immer mehr, als ihr gezeigt wird. Dasselbe begegnete mir mit der Oper, wohin ich den anderen Tag nach meiner Ankunft eilte, ebenso erging es mir wieder in der Folge mit Versailles, dann wieder, als ich zum ersten Male das Meer sah, und so wird es mir beständig mit allen Dingen gehen, die man mir unter zu großem Preise ankündigt, denn es ist Menschen unmöglich und selbst der Natur schwer, die Phantasie an Reichtum zu übertreffen.

Aus der Art, mit der ich von allen aufgenommen ward, denen ich Briefe übergab, schloß ich, mein Glück sei so gut wie gemacht. Eine besonders günstige Aufnahme fand ich bei Frau von Merveilleux, der Schwägerin des Dolmetschers, und seinem Neffen, einem Offizier von der Garde. Nicht allein nahmen Mutter und Sohn mich gut auf, sondern boten mir auch ihren Tisch an, von dem ich, solange ich in Paris blieb, oft Gebrauch machte. Allein mein Irrtum hinsichtlich des großen Anteils, den man an mir zu nehmen geschienen hatte, wurde mir bald genommen. Die Franzosen sind von Natur dienstfertig, menschlich, wohlwollend und selbst, man sage auch darüber, was man wolle, unverstellter als irgend eine andere Nation, aber sie sind leichtsinnig und flatterhaft. Sie empfinden das wirklich, was sie äußern, aber diese Empfindung geht, wie sie gekommen ist. Sie sind voll von dem, der eben vor ihnen steht; ist er ihnen aus den Augen, so gedenken sie seiner nicht mehr. In ihrem Herzen ist nichts Anhaltendes. Alles ist bei ihnen das Werk eines flüchtigen Augenblicks.

Es wurde mir also viel versprochen und wenig gehalten. Der Oberst Godard, bei dessen Neffen man mich unterbringen wollte, war ein garstiger alter Filz, der, ob er gleich bis an den Hals im Gelde saß und meine traurigen Umstände sah, mich doch gerne umsonst haben wollte. Er verlangte, ich sollte bei seinem Neffen, statt einen regelrechten Hofmeister vorzustellen, mehr eine Art von Bedienter, dem er keinen Lohn gäbe, als einen Hofmeister abgeben. Ich sollte stets um ihn und daher vom eigentlichen Dienste befreit sein,

sollte von meinem Kadetten-, d. h. Soldatentraktament leben, und kaum konnte er sich entschließen, mir die Uniform geben zu wollen. Er hätte es gern gesehen, wenn ich mich mit der vom Regimente begnügt hätte. Frau von Merveilleux war unwillig über diese Vorschläge und riet mir selbst davon ab, sie einzugehen. Ihr Sohn war derselben Meinung. Man suchte nun etwas anderes für mich und fand nichts. Unterdes fingen meine Verlegenheiten an, dringend zu werden; mit den hundert Franken, mit denen ich meine Reise bestritten hatte, konnte ich nicht mehr weit reichen. Glücklicherweise erhielt ich vom Herrn Gesandten noch einen kleinen Zuschuß, der mir sehr wohl tat, und ich glaube auch, er würde mich, wenn ich nur Geduld gehabt hätte, nicht verlassen haben, aber Schmachten, Warten und Bitten sind unmögliche Dinge für mich. Ich ward abgeschreckt, kam nicht wieder, und so war es hiermit vorbei. Ich hatte meine arme Mama nicht vergessen; wo sollte ich sie aber finden? Frau von Merveilleux, die meine Geschichte wußte, hatte mir in meinen Nachforschungen, wiewohl lange vergeblich, beigestanden. Endlich hatte sie erfahren, daß Frau von Warens seit länger als zwei Monaten wieder abgereist sei, man wisse aber nicht, ob nach Savoyen oder Turin, und einige glaubten, sie wäre nach der Schweiz zurückgekehrt. Mehr brauchte ich nicht zu wissen, um ihr sogleich zu folgen, fest überzeugt, daß, an welchem Ort sie sich auch aufhielte, ich sie in der Provinz leichter als in Paris auffinden würde.

Ich bedaure sehr, daß ich zur Ergänzung mancher Umstände meines Lebens, die mir entfallen sind, auf meinen Reisen kein Tagebuch geführt habe. Nie habe ich so viel gedacht, so meine Existenz empfunden, so viel gelebt, bin nie so ganz, wenn ich so sagen darf, ich selbst gewesen, als auf den Reisen, die ich allein und zu Fuß unternahm. Das Gehen hat etwas, das meine Ideen ermuntert und belebt. Der Anblick des weiten Feldes, die aufeinanderfolgenden angenehmen Aussichten, die freie Luft, die Gesundheit und Eßlust, die ich im Gehen erlange, die ungezwungene Lebensart in den Wirtshäusern, die Entfernung von allem, was mir meine Abhängigkeit fühlbar machen kann oder mich an meine

Lage erinnert — dies alles entfesselt meinen Geist und gibt ihm Kühnheit, zu denken, es versetzt mich auf gewisse Weise in den unermeßlichen Raum der Möglichkeiten, ich wähle und verknüpfe sie ohne Zwang und Furcht und eigne sie mir nach meinem Gefallen zu. Ich schalte über die ganze Natur, mein von Gegenstand zu Gegenstand flatterndes Herz vereinigt sich mit allem, was ihm schmeichelt, es schmilzt mit ihm zusammen, sättigt sich mit reizenden Bildern und taumelt in Wonnegefühl. Welche Kraft des Pinsels, welche Frische der Farben, welche Stärke des Ausdrucks, wenn ich dann im Geiste mir ausmale, was ich bleibend zu machen wünsche! Man hat, wie man sagt, alles dies in meinen Schriften gefunden, ob ich sie gleich in abnehmenden Jahren geschrieben habe. Dann hätte man meine Jugendwerke, die ich auf meinen Reisen verfaßte, aber nicht niederschrieb, sehen sollen! Warum, wird man sagen, sind sie nicht geschrieben? Warum sollte ich sie schreiben, warum sollte ich den Reiz des Genusses unterbrechen, um anderen zu sagen, was ich genoß? Was waren mir Leser, Publikum und die ganze Welt, wenn ich in den Himmeln umherschwebte? Zehn Bände des Tags würden nicht ausgereicht haben, meine Einfälle niederzuschreiben; und wo hätte ich die Zeit dazu hergenommen? Kam ich irgendwo an, so war eine gute Mahlzeit meine wichtigste Angelegenheit, ging ich wieder ab, so dachte ich nur, wie ich tapfer gehen wollte. Ein Paradies erwartete mich vor jedem neuen Tor; ich eilte, es zu erreichen.

Nie habe ich alles das stärker als auf der Rückreise, von der ich spreche, empfunden. Eines Tages unter anderen war ich absichtlich von der Straße seitwärts gegangen, um eine herrliche Gegend in der Nähe zu betrachten, ich vertiefte mich so sehr darin und ging so lange in ihr umher, daß ich mich endlich ganz verirrte. Nach einem stundenlangen vergeblichen Umherschweifen, ermattet von Durst und Hunger, ging ich endlich in eine Bauernhütte, die eben kein sonderliches Ansehen hatte, weit umher war aber keine andere zu sehen. Ich bat den Bauern, mir zu essen zu geben, weil ich glaubte, es wäre wie zu Genf oder in der übrigen Schweiz, wo alle Einwohner wohlhabend genug sind, um gastfrei sein zu dürfen. Er bot mir Milch, von der aller Rahm abgeschöpft

war, und grobes Gerstenbrot an; dies sei alles, was er habe. Ich trank die Milch und aß das Brot mit Spreu und allem auf, und es schmeckte mir köstlich. Aber für einen von Müdigkeit entkräfteten Menschen war dies nicht Stärkung genug. Der Bauer, der mich betrachtete, schloß von meinem Appetit auf die Wahrheit meiner Erzählung und sagte, er sehe wohl, daß ich ein guter, ehrlicher, junger Mensch sei, der ihm nichts aufbinden wolle, sodann öffnete er in der Küche eine kleine Falltüre, stieg hinab und holte ein gutes Weizenbrot, einen angeschnittenen, recht appetitlichen Schinken nebst einer Flasche Wein hervor, deren Anblick mich mehr als alles übrige ergötzte. Zu alledem ward noch ein Eierkuchen hinzugetan, und ich hielt eine Mahlzeit, deren Wert niemand als ein Fußgänger wie ich schätzen kann. Da es an das Bezahlen ging, wollte er durchaus mein Geld nicht annehmen und schob es mit der außerordentlichsten Angst wieder zurück; das Lustigste war, ich konnte die Ursache seiner Furcht gar nicht erraten. Endlich entwischten ihm schaudernd die gefürchteten Worte: Kommissär und Kellerratze, er gab zu verstehen, daß er seinen Wein vor den Steuerschreibern und sein Brot wegen der Abgaben verberge, und er wäre ein verlorener Mann, wenn man nur argwöhnte, daß er nicht Hungers stürbe. Was er mir bei dieser Gelegenheit sagte, und wovon ich zuvor nicht den mindesten Begriff hatte, machte einen Eindruck auf mich, der nie erlöschen wird. Dies war der erste Keim des unvertilgbaren Hasses gegen alle Art von Bedrückung des unglücklichen Volks und gegen seine Unterdrücker, der sich nachher in meinem Herzen entwickelte. Dieser wohlhabende Mann durfte das Brot, das er im Schweiß seines Angesichts verdiente, nicht öffentlich essen und mußte, um nicht ins Verderben zu stürzen, ebenso elend, wie alles um ihn her war, erscheinen. Ich verließ dies Haus so aufgebracht als gerührt. Es tat mir in der Seele weh, daß die Natur ihre Gaben in diesen herrlichen Gegenden verschwendete, nur um sie einen Raub der tyrannischen Finanzpächter werden zu lassen.

Ich ging nicht ganz ohne Absicht auf Lyon zu. Sobald ich dort ankam, besuchte ich in ihrem Kloster das Fräulein von Chatelet, eine Freundin der Frau von Warens, an welche sie mir schon damals, als ich mit Le Maitre hinreiste, Briefe mitgegeben hatte. Die Bekanntschaft war also schon gemacht. Sie sagte mir, ihre Freundin sei zwar durch Lyon gekommen, sie könne aber nicht sagen, ob sie bis ins Piemontesische gelangt sei, da sie bei ihrer Abreise selbst ungewiß gewesen, ob sie nicht in Savoyen anhalten würde; wenn ich es verlangte, wollte sie um Nachrichten von ihr schreiben; das Beste, was ich tun könnte, wäre, diese in Lyon abzuwarten. Ich nahm ihr Anerbieten an, unterstand es mich aber nicht, zu sagen, daß ich bald einer Antwort bedürfe und daß mein erschöpfter Geldvorrat eben nicht zuließe, lange in Ungewißheit zu bleiben. Ich war nicht etwa darum zurückhaltend, weil sie mich nicht gut aufgenommen hätte, sie hatte mich im Gegenteil sehr schmeichelhaft und völlig auf dem Fuß der Gleichheit behandelt, aber eben das benahm mir den Mut, ihr meine Umstände zu enthüllen und von der stolzen Stufe eines guten Gesellschafters zu der Niedrigkeit eines armseligen Bettlers herabzusinken. Die Nacht ohne Obdach auf offener Straße zubringen zu müssen, heißt wohl ohne Zweifel Not leiden, und das ist mir zu Lyon öfters begegnet. Für die wenigen Sous, die ich noch erübrigt hatte, wollte ich lieber Brot kaufen als ein Nachtlager bezahlen, denn ich lief eher Gefahr, vor Hunger als vor Müdigkeit zu sterben. Zum Erstaunen war es, daß ich in diesem grausamen Zustand weder unruhig noch traurig war; es kam mir nicht die geringste Furcht vor der Zukunft in den Sinn, und ich wartete die Antwort, die Fräulein von Chatelet erwartete, unter freiem Himmel, auf der harten Erde oder auf einer Bank schlafend, so geruhig ab, als würde ich auf Rosen liegen.

Ich erinnere mich sogar, außerhalb der Stadt an den Ufern der Rhone oder Saone — welche von beiden, weiß ich nicht mehr — eine ganz herrliche Nacht zugebracht zu haben. Auf der anderen Seite erhoben sich Gärten allmählich in Terrassen. Es war ein sehr heißer Tag gewesen

und der Abend war unvergleichlich; der Tau erfrischte das welke Gras, die Nacht war ruhig und ohne Wind, nur ein liebliches Lüftchen wehte, die rötlichen Abendwolken färbten die stille Flut mit sanftem Rosenrot, in den Bäumen, die die Terrasse beschatteten, wetteiferten die Nachtigallen. In frohem Entzücken ging ich umher, mein Herz und meine Sinne überließen sich ganz dem Genuß dieser Fülle von Schönheit, zuweilen nur entwischte mir ein Seufzer, daß ich dies alles allein genoß. Ganz in meine süßen Träumereien verloren, war ich nicht gewahr geworden, daß es Nacht ward und daß ich müde war; endlich fühlte ich es. Ich legte mich in die Nische oder Vertiefung einer Gartenmauer. Über mir waren dicht ineinander verflochtene Zweige, und eine Nachtigall sang mich in den Schlaf; mein Schlummer war süß und mein Erwachen noch köstlicher. Es war schon heller Tag, ich schlug die Augen auf und sah um mich her das Wasser, das herrliche Grün, die schönste Landschaft. Ich stand auf, raffte mich zusammen, mich hungerte, ich ging fröhlich auf die Stadt zu und wollte etwas Silbergeld, das ich noch hatte, auf ein gutes Frühstück verwenden. Ich war so zur Fröhlichkeit gestimmt, daß ich den ganzen Weg über sang; ich erinnere mich sogar, daß es eine Kantate von Batistin war, die Bäder zu Thomery, die ich auswendig konnte. Dank sei dem braven Batistin und seiner braven Kantate, die mir ein besseres Frühstück, als worauf ich rechnete, und ein noch besseres Mittagsmahl, auf das ich gar nicht gerechnet hatte, verschafft hat! Wie ich im besten Gehen und Singen war, hörte ich jemanden hinter mir, ich sah mich um und es war ein Antoniterbruder, der hinter mir herging und meinem Gesang mit Vergnügen zuzuhören schien. Er redete mich an, nach den ersten Begrüßungen fragte er, ob ich Musik verstände. „Ein wenig," antwortete ich, das sollte heißen: sehr viel. Er fuhr fort, mich auszufragen, und ich erzählte ihm einen Teil meiner Geschichte. Ob ich niemals Musikalien abgeschrieben hätte — „O, sehr oft," sagte ich, und das war auch die Wahrheit, denn dadurch hatte ich vorzüglich die Musik erlernt. „Nun gut," sagte er, „so kommen Sie mit mir, ich kann Sie einige Tage beschäftigen. In der Zeit soll es Ihnen an nichts fehlen, wenn Sie nur versprechen, sich nicht von der Stelle

zu rühren." Ich nahm diesen Vorschlag mit Freuden an und folgte ihm.

Dieser Antoniusbruder hieß Herr Rolichon. Er liebte und verstand die Tonkunst, und in den kleinen Konzerten, die er mit seinen Freunden aufführte, sang er selbst. Dies war an sich unschuldig und erlaubt, wahrscheinlich aber artete diese Neigung bei ihm zur heftigen Leidenschaft aus, die er zum Teil verbergen mußte. Ich ward in ein kleines Zimmer geführt, worin erstaunlich viel Musikalien lagen. Er gab mir andere zum Abschreiben, insonderheit die Kantate, die ich gesungen hatte und die er in einigen Tagen selbst singen sollte. Ich brachte drei oder vier Tage die ganze Zeit, in der ich nicht aß, mit Abschreiben zu, denn in meinem Leben bin ich nicht hungriger gewesen und besser gespeist worden. Er trug mir das Essen aus ihrer Küche selbst zu, und die mußte nicht übel beschaffen sein, wenn sie gewöhnlich so gut wie ich speisten. Nie mehr habe ich mit so viel Vergnügen gegessen, und dieser Schmarotzertisch kam mir sehr zu statten, denn ich war dürr wie ein Scheit Holz. Ich arbeitete beinahe so gern, als ich aß, und das will nicht wenig sagen. Freilich schrieb ich mit mehr Fleiß als Genauigkeit. Dies hinderte indes Herrn Rolichon nicht, mir Gutes zu tun und mir beim Abschied noch eine Entlohnung zu geben, die ich nicht verdiente und die mir vollends auf die Beine half; denn wenige Tage nachher erhielt ich Nachrichten von Mama, die sich zu Chambery aufhielt. Sie schickte mir Reisegeld, zu ihr zu kommen, und das tat ich mit dem größten Vergnügen. Nach dieser Zeit sind meine Finanzen zwar oft noch in sehr schlechten Umständen gewesen, nie aber wieder so schlimm, daß ich hätte fasten müssen. Mit einem Herzen voll Rührung gegen die Vorsehung erinnere ich mich an diesen Zeitpunkt. Es war das letztemal in meinem Leben, daß ich Elend und Hunger litt.

Ich hielt mich noch sieben oder acht Tage in Lyon auf, die Erledigung der Aufträge, die Mama ihrer Freundin Chatelet gegeben hatte, abzuwarten. In dieser Zeit besuchte ich sie fleißiger als zuvor, da ich das Vergnügen hatte, mit ihr von ihrer Freundin zu sprechen, und nicht mehr durch den grausamen Hinblick auf meine Lage, die ich ihr verbergen wollte,

zurückgehalten ward. Der Gedanke an das Wiedersehen meiner guten Mama ließ mich meine chimärischen Entwürfe vergessen, und da ich einem wirklichen Glück entgegensah, suchte ich es nicht mehr in Visionen. Ich sollte sie nicht allein wiederfinden, sondern durch sie in eine angenehme Lage versetzt werden, denn sie hatte mir geschrieben, daß sie eine Beschäftigung für mich ausfindig gemacht, von der sie hoffe, sie würde mir anstehen, und die mich nicht von ihr entfernte. Ich erschöpfte mich ganz in Mutmaßungen, diese Beschäftigung zu erraten, und ich hätte in der Tat müssen weissagen können, um sie zu treffen. Es fehlte mir nun zu einer bequemen Reise nicht an Geld. Fräulein von Chatelet wollte, ich sollte mir ein Pferd nehmen, aber dazu konnte ich mich unmöglich entschließen, und ich hatte auch recht, denn ich würde auf diese Weise um das Vergnügen der letzten Reise, die ich in meinem Leben zu Fuß gemacht habe, gekommen sein. Die kleinen Ausflüge, die ich öfters in meiner Nachbarschaft machte, als ich zu Motiers wohnte, kann ich nicht so heißen.

Es ist etwas Sonderbares, daß meine Einbildung nie angenehmer gestimmt ist, als wenn mein Zustand am wenigsten Annehmliches hat, und wieder im Gegenteil nie weniger heiter ist, als wenn um mich her alles lacht. Mein böser eigensinniger Kopf will sich nie unterwerfen, er will selbst schaffen, nicht bloß verschönern. Wirkliche Gegenstände drücken sich höchstens so, wie sie sind, darin ab; nur seine eigenen Geschöpfe versteht er auszuschmücken. Im Winter nur kann ich den Frühling schildern und eine schöne Landschaft nur in meinen vier Wänden. Als ich von Lyon abreiste, hatte ich eine angenehme Zukunft vor mir; ich war so zufrieden und hatte so sehr Ursache, es zu sein, als ich bei meiner Abreise von Paris unzufrieden war. Dennoch träumte ich auf dieser Reise nicht so angenehm, als sonst auf meinen Wanderungen geschehen war; mein Herz war heiter und das war alles. Da ich mich der trefflichen Freundin wieder näherte, ward ich bewegt, ich schmeckte im voraus, aber ohne vor Freuden berauscht zu werden, das Vergnügen, bei ihr zu leben — allein, ich hatte das immer erwartet, also widerfuhr mir nichts Neues. Ich beunruhigte mich,

was ich vornehmen würde, als ob das sehr beunruhigend gewesen wäre. Meine Vorstellungen waren still und sanft, nicht überirdisch und entzückend. Ich bemerkte alle Gegenstände um mich her, betrachtete die Landschaften, die Bäume, Häuser und Bäche, auf Kreuzwegen suchte ich nach dem rechten Weg, besorgt, mich zu verirren, und verirrte mich nicht. Mit einem Wort, ich wanderte nicht mehr im Feuerhimmel, sondern war bald, wo ich mich wirklich befand, bald, wo ich hinwollte, nie aber schwärmte ich höher umher.

Wenn ich von meinen Reisen erzähle, so geht es mir genau, wie es mir unterwegs zu gehen pflegte: ich kann immer nicht an Ort und Stelle kommen. Als ich meiner lieben Mama näher kam, klopfte mir das Herz vor Freude, aber ich ging deshalb nicht geschwinder. Bei schönem Wetter in einem schönen Lande ohne dringende Eile zu Fuß zu wandern und am Ziel der Reise einen angenehmen Gegenstand erblicken, das ist von allen Arten zu leben diejenige, die für mich den größten Reiz hat. Übrigens weiß man schon, was ich unter einem schönen Lande verstehe; niemals schien eine Ebene, so schön sie immer sein mochte, in meinen Augen schön. Ich muß Ströme, Felsen, überhangende Tannen, dunkle Wälder, Gebirge, holprige Wege zu ersteigen, grausenvolle Abgründe zur Seite haben. Dieses Vergnügen genoß ich, als ich mich Chambery näherte, in seinem ganzen Umfang. Unweit von einem steilen Berg, der die Leiter genannt wird, unterhalb einer großen, in die Felsen gehauenen Straße, an dem Ort, den sie Chailles heißen, fließt und kocht in schrecklichen Abgründen ein kleiner Fluß, der dem Anschein nach tausend Jahrhunderte damit zubrachte, sie auszuhöhlen. Um allem Unglück vorzubeugen, hat man den Weg mit einer Mauer versehen, daher konnte ich ohne Gefahr in den Abgrund blicken und nach Belieben schwindlig werden; denn bei meinem Geschmack für steile Orte ist es am lustigsten, daß ich schwindlig davon werde; wenn ich aber in Sicherheit bin, habe ich diese Empfindung ungemein gern. Auf die Mauer gestützt, bog ich den Kopf vornüber und sah dann stundenlang den weißen Schaum und zwischendurch wieder das dunkelblaue Wasser, dessen Getöse durch das Krächzen der Raben und der Raubvögel,

die von Felsen zu Felsen und wohl hundert Klafter unter mir von Gesträuch zu Gesträuch flatterten, schrecklich durchhallte. An den Stellen, wo der Absturz glatt und das Strauchwerk dünn genug war, um Steine herabgleiten zu lassen, schleppte ich so viele und so große zusammen, als ich finden konnte, schleuderte einen nach dem anderen hinab und ergötzte mich dann, sie herunterrollen, springen und mit gewaltigem Geprassel aufschlagen zu hören, ehe sie noch den Abgrund erreichten.

Endlich kam ich an und erblickte sie wieder. Ich traf sie nicht allein; der Herr Generalintendant war eben bei ihr. Ohne mir ein Wort zu sagen, ergriff sie meine Hand und stellte mich ihm mit der Anmut, die ihr den Weg zu allen Herzen bahnte, vor. „Da ist er, mein Herr, dieser arme junge Mensch! Würdigen Sie ihn Ihres Schutzes, solange er ihn verdienen wird; so bin ich für sein ganzes künftiges Leben außer Sorge. Mein Kind," sagte sie, indem sie sich zu mir wandte, „Sie gehören nun dem König; danken Sie dem Herrn Intendanten, der Sie versorgt." Ich machte große Augen, ohne ein Wort zu sagen und ohne recht zu wissen, was ich denken sollte. Es fehlte nicht viel, so hätte mir der wiederauflebende Ehrgeiz den Kopf ein wenig verrückt und ich in Gedanken schon den kleinen Intendanten gespielt. Es fand sich aber, daß mein Glück weniger glänzend war, als ich es mir nach dieser Anrede gedacht hatte, indes war es vorderhand ausreichend, mich zu ernähren, und für mich besagte das sehr viel. Die Rede war nämlich hiervon:

Der König Victor Amadeus hatte eine allgemeine Vermessung von Grund und Boden angeordnet, damit die Steuern mit desto größerer Billigkeit verteilt werden könnten. Dieses unter dem Vater begonnene Werk kam unter dem Sohn zustande. Zwei oder dreihundert Menschen, teils Feldmesser, die Geometer genannt wurden, teils Schreiber, die Sekretäre hießen, wurden zu dieser Arbeit verwendet, und unter den letzteren hatte mich Mama einschreiben lassen. Diese Stelle, ohne eben sehr einträglich zu sein, verschaffte in diesem Lande doch ein genügendes Aus-

kommen. Das Schlimmste war, daß sie nicht immer dauerte, aber ich konnte dabei wenigstens weiter suchen und abwarten, bis sich etwas Besseres darbot. Sie suchte mir darum aus Voraussicht die Gunst des Intendanten zu gewinnen, um später einmal, wenn diese Stelle einginge, eine feststehende für mich erhalten zu können.

Einige Tage nach meiner Ankunft trat ich meine neue Beschäftigung an. Bei dieser Arbeit war nichts Schwieriges und ich hatte sie bald inne. Nach vier- oder fünfjährigem Umherwandern, Torheiten und Leiden seit meiner ersten Flucht aus Genf fing ich also zum erstenmal an, mein Brot mit Ehren zu erwerben.

Diese umständliche Beschreibung meiner ersten Jugend mag etwas kindisch erschienen sein, und dies tut mir leid. Allein, ob ich schon in mancher Hinsicht als Mann geboren wurde, bin ich doch auch lange ein Kind gewesen und bin es in mancher Rücksicht noch. Ich habe dem Publikum keinen großen Mann vorzuführen versprochen, ich versprach, mich selber, wie ich wirklich bin, zu schildern, und um mich in reiferen Jahren zu kennen, muß man mich in meiner Jugend vollständig gekannt haben. Es gibt eine gewisse Folge von Gefühlen und Vorstellungen, die den später folgenden ihre Formung geben und die man, um jene zu beurteilen, kennen muß. Ich befleißige mich, überall die ersten Ursachen deutlich zu entwickeln, um die verketteten Wirkungen recht fühlbar zu machen. Ich möchte meine Seele dem Auge des Lesers gewissermaßen durchsichtig darstellen können, darum bemühe ich mich, sie ihm unter allen möglichen Gesichtspunkten zu zeigen, sie in verschiedenes Licht zu rücken, es so einzurichten, daß ihm keine darin vorgehende Bewegung entgehe, damit er den Ursprung einer jeden selbst beurteilen kann. Er selber muß alle diese Grundlagen sammeln und sich das Wesen, das sie ausmachen, daraus zusammensetzen. Er muß die Folgerungen ziehen, und irrt er sich dann, so wird die Schuld der Täuschung auf ihn zurückfallen. Hierzu ist es aber nicht genug, daß meine Erzählung sehr treu ist, sondern sie muß auch sehr ins einzelne gehen. Die Erheblichkeit der Tatsachen darf ich nicht beurteilen, sondern alle, wie sie sind, darbieten und ihm die Mühe der Auswahl überlassen.

Dieses war bis jetzt mein ganzes Befleißen und ich werde in der Folge nicht davon ablassen. Die Erinnerungen der mittleren Jahre pflegen weniger lebhaft zu sein als die der ersten Jugend; aus diesen habe ich soviel Vorteil zu ziehen gesucht als mir möglich war; stellen nun die anderen sich mit derselben Stärke mir dar, so werden ungeduldige Leser vielleicht Langeweile haben, aber ich will mit meiner Arbeit nicht unzufrieden sein. Ich fürchte nur eines bei diesem Unternehmen: nicht etwa zu viel oder Unwahres zu sagen, sondern nicht alles zu sagen und etwas zu verschweigen, das wahr ist.

Chambery.

Es war, dünkt mich, im Jahre 1732, daß ich, wie eben erzählt, zu Chambery ankam und beim königlichen Steuerregister angestellt wurde. Ich war über zwanzig, beinahe einundzwanzig Jahre alt. Von seiten des Geistes war ich für mein Alter hinlänglich gebildet, aber meine Vernunft war es bei weitem nicht genug und ich bedurfte sehr der Hände, in welche ich kam, um zu lernen, wie ich mich betragen sollte. Denn die Erfahrung etlicher Jahre hatte mich noch nicht gründlich von meinen romanhaften Träumereien heilen können, und aller ausgestandenen Übel ungeachtet kannte ich die Welt und die Menschen so wenig, als wenn ich diesen Unterricht noch gar nicht erkauft hätte. 1732—36.

Ich wohnte wie früher zu Hause, das heißt bei Mama, aber ich fand nicht mein Zimmer zu Annecy wieder. Da war mehr Garten, mehr Wasser, mehr Landschaft gewesen. Das Haus, das sie jetzt bewohnte, war finster und traurig, und mein Stübchen war das finsterste und traurigste im ganzen Hause. Eine Mauer zur Aussicht, eine Sackgasse vor Augen, wenig Luft, wenig Licht, wenig Raum, Grillen und Ratzen und verfaulte Balken, das alles machte meine Wohnung eben nicht angenehm. Aber ich wohnte bei ihr, war um sie, und da ich mich immer entweder an meinem Schreibtisch oder in ihrem Zimmer aufhielt, so bemerkte ich die traurige Beschaffenheit des meinigen nicht und hatte keine Zeit darüber nachzudenken. Man wird sich wundern, daß sie sich zu Chambery, recht eigentlich in der Absicht, dies elende Haus zu bewohnen, niedergelassen hatte. Allein, eben dies war ein Zug ihrer Klugheit, den ich nicht verschweigen darf. Sie ging mit Widerwillen nach Turin, denn sie sah sehr wohl ein, daß bei der Neuheit der Unruhen und bei der bedenklichen Lage des Hofes es gar nicht der Zeitpunkt war, sich dort zu zeigen. Indessen, ihre Umstände nötigten sie, hinzugehen, sie fürchtete, daß man sie vergessen oder ihre Angelegenheiten schlecht besorgen würde. Sie

wußte überdies, daß der Generalintendant der Finanzen, der Graf Saint Laurent, ihr nicht günstig war. Dieser besaß zu Chambery ein altes Haus, welches schlecht gebaut und in einer so elenden Lage war, daß es beständig leer stand; sie mietete es und ließ sich dort nieder. Dies tat eine glücklichere Wirkung als eine Reise. Ihr Jahrgeld ward nicht eingezogen und von der Zeit an war der Graf Saint Laurent ihr beständiger Freund.

Ich fand ihr Hauswesen beinahe auf dem alten Fuß und den ehrlichen Claude Anet noch immer bei ihr. Er war, wie ich glaube erwähnt zu haben, ein Bauer aus Moutru, der in seiner Kindheit auf den Jurabergen Kräuter gesucht hatte, um Schweizer Tee zu machen, und den sie um seiner Pflanzenkenntnis wegen in ihre Dienste genommen hatte, weil sie es für bequem hielt, einen Kräutermann um sich zu haben. Er legte sich so eifrig auf das Studium der Pflanzen und sie begünstigte seine Vorliebe so sehr, daß er ein wahrer Botanikus wurde und sich, wenn er nicht zu jung gestorben wäre, in dieser Wissenschaft einen Namen gemacht haben würde, so wie er ihn als Mensch bei allen Rechtschaffenen verdiente. Da er nicht nur Ernst, sondern selbst Würde besaß und ich jünger als er war, so wurde er eine Art von Hofmeister bei mir, der mich von vielen Torheiten zurückhielt. Denn er überzeugte mich, wovon er wollte, und ich unterstand mich nie, mich in seiner Gegenwart zu vergessen. Ja, er vermochte selbst über seine Gebieterin alles, die seinen großen Verstand, seine Ehrlichkeit und seine Ergebenheit für sie kannte und vergalt. Claude Anet war unstreitig ein seltener Mann und in seiner Art der einzige, den ich je gesehen habe. Langsam, gesetzt, bedächtig, vorsichtig in seinem Betragen, kalt in seinen Manieren, lakonisch und sinnreich in seinen Gesprächen, hatte er eine Heftigkeit der Leidenschaften, die er nie blicken ließ, sondern im Innern versteckte und die ihn in seinem Leben nur zu einer einzigen, aber desto schrecklicheren Torheit verleiteten; es war die, daß er sich vergiftete.

Diese tragische Szene fiel bald nach meiner Ankunft vor, und sie war nötig, wenn ich hinter die Vertraulichkeit zwischen ihm und seiner Gebieterin kommen sollte. Denn

wenn sie es mir nicht selbst gesagt hätte, wäre ich nie auch nur auf die Vermutung verfallen. In der Tat, wenn je Ergebenheit, Eifer und Treue eine solche Belohnung verdienen können, so gebührte sie ihm mit Recht, und zum Beweise, daß er ihrer wert war, machte er nie einen Mißbrauch davon. Sie hatten selten Streitigkeiten und diese endigten jedesmal gut. Eine einzige entstand indessen, die ein übles Ende nahm. Madame sagte ihm im Zorn ein paar hitzige Worte, die er nicht verdauen konnte. Er holte sich nirgends als bei seiner Verzweiflung Rat, und da er eben eine Phiole mit Opium unter den Händen hatte, so verschluckte er es und legte sich ruhig nieder, in der Hoffnung, nie wieder aufzustehen. Zum Glück war Frau von Warens selber unruhig, dachte über den Vorfall nach, lief im Hause herum, fand die Phiole leer und erriet das übrige. Indem sie ihm zu Hilfe eilte, schrie sie so heftig, daß ich hinzulief; sie gestand mir alles, flehte um meinen Beistand und brachte es mit vieler Mühe so weit, daß er das Gift wieder von sich gab. Während dieses Auftritts erstaunte ich über meine Einfalt, daß ich nie im geringsten jene Verbindung zwischen ihnen beiden, die sie bekannte, vermutet hatte. Freilich, Claude Anet war so verschlossen, daß selbst Hellsichtige wären hintergangen worden. Ihre Versöhnung war derart, daß ich selbst lebhaft gerührt wurde, und von dieser Zeit an fühlte ich außer meiner sonstigen Achtung noch Ehrerbietung für ihn und ward auf gewisse Weise sein Zögling, wobei ich mich nicht schlechter befand.

Indessen schmerzte es mich doch, zu wissen, daß irgend jemand in einer noch größeren Vertraulichkeit mit ihr leben könnte als ich selbst. Ich hatte zwar nie daran gedacht, diesen Platz für mich zu wünschen, aber es fiel mir hart, ihn durch einen anderen besetzt zu sehen, und das war sehr natürlich. Jedoch, anstatt dem, der mir ihn weggenommen hatte, gehässig zu werden, fing ich in der Tat an, für ihn eben die Zuneigung zu fühlen, die ich für sie hegte. Mehr als alles wünschte ich, sie glücklich zu wissen, und da sie, um es zu sein, seiner bedurfte, so war ich zufrieden, daß er es zugleich war. Von seiner Seite fügte er sich vollkommen in die Neigungen seiner Herrin und schenkte dem Freunde, den sie

sich gewählt hatte, auch seine aufrichtige Freundschaft. Ohne sich gegen mich das Ansehen zu geben, das seine Stellung ihn zu genießen berechtigte, gab er sich ungezwungenerweise das, welches ihm sein Verstand über den meinigen verschaffte. Ich wagte es nicht, etwas zu tun, was er zu mißbilligen schien, und er mißbilligte nichts, als was nicht gut war. Auf diese Art lebten wir in einer Einigkeit, die uns alle glücklich machte und die der Tod allein zerstören konnte.

Hier beginnt nun, von meiner Ankunft zu Chambery bis zu meiner Abreise nach Paris im Jahre 1741, ein Zwischenraum von acht oder neun Jahren, währenddessen ich wenige Erlebnisse werde zu erzählen haben, denn mein Leben war ebenso einfach als angenehm, und gerade diese Einförmigkeit war mir höchst nötig, um die Bildung meines Charakters, den ein ununterbrochenes unruhiges Leben fest zu werden verhinderte, zu vollenden. Während dieses kostbaren Zeitraumes hat meine Erziehung, die bis dahin untermengt und ohne Folge gewesen war, ihre Form gewonnen und das aus mir gemacht, was ich mitten unter den Ungewittern, die meiner warteten, nie aufgehört habe zu sein. Dieser Fortschritt war unmerklich und langsam, von wenigen erheblichen Begebenheiten unterbrochen, aber doch verdient er, verfolgt und in seiner Entwicklung dargestellt zu werden.

Anfänglich war ich fast allein mit meiner Arbeit beschäftigt; an meinem Schreibtisch hatte ich nicht Zeit an etwas anderes zu denken. Die wenigen Stunden, die mir übrig blieben, vergingen in Gesellschaft der guten Mama und, da ich zum Lesen nicht Muße genug hatte, so fiel mir nicht ein, es zu tun. Als aber meine Arbeit, weil ich es zur Fertigkeit darin gebracht hatte, meinen Geist weniger beschäftigte, so fiel derselbe in seine gewöhnliche Unruhe, das Lesen wurde mir aufs neue zum Bedürfnis und, gerade als wäre dieser Geschmack jederzeit durch die Schwierigkeit, mich ihm zu überlassen, gereizt worden, so würde er wieder, wie einst bei meinem Lehrmeister, zur Leidenschaft geworden sein,

wenn ihm nicht andere Liebhabereien in den Weg geraten wären und ihm Einhalt getan hätten.

Obgleich zu unserem Rechnungswesen keine höhere Arithmetik gehörte, so gehörte doch genug dazu, um mich dann und wann in Verlegenheit zu setzen. Diese Schwierigkeit zu heben, kaufte ich arithmetische Bücher und lernte sehr gut rechnen, denn ich lernte es für mich. Die kolorierten Karten unserer Geometer hatten mir auch den Geschmack am Zeichnen eingeflößt. Ich kaufte Farben und machte mich daran, Blumen und Landschaften zu malen. Es ist schade, daß ich meiner geringen Talente zu dieser Kunst gewahr werden mußte, Neigung hatte ich genug dazu. — Die Zufriedenheit endlich, die ich in Claude Anets Augen las, wenn er mit neuen Pflanzen beladen zurückkam, machte, daß ich zwei oder dreimal im Begriffe war, mit ihm botanisieren zu gehen. Ich bin fast überzeugt, daß ich wäre gewonnen gewesen, wenn ich es ein einziges Mal getan hätte, und so wäre ich heute vielleicht ein großer Pflanzenkenner, denn ich weiß kein Studium der Welt, das sich zu meinen natürlichen Neigungen besser schickte als die Botanik. Da ich aber damals nicht den geringsten Begriff von ihr hatte, so sah ich sie mit einer Art von Verachtung und selbst mit Ekel an, ich hielt sie für ein bloßes Apothekerstudium und sie diente mir bloß, um mir den Tag über Anlaß zu Spöttereien zu geben und mir dann und wann einen Schlag auf die Backe zuzuziehen. Überdies wuchs allmählich eine andere, so sehr entgegengesetzte Vorliebe bei mir an und verschlang sehr bald die übrigen alle. Ich meine die Musik. Ich muß schlechterdings für diese Kunst geboren sein, denn schon in meiner Kindheit fing ich an, sie zu lieben, und sie ist die einzige, die ich alle meine Lebenszeit hindurch beständig geliebt habe. Wunderbar ist es indessen, daß es mir dennoch so viele Mühe gekostet hat, eine Kunst, für die ich geboren war, zu erlernen, und daß ich darin so langsame Fortschritte machte, daß ich nach einer lebenslangen Übung es nicht habe so weit bringen können, alles richtig vom Blatt zu singen. Am meisten wurde mir damals dies Studium dadurch willkommen, daß ich es in Gesellschaft von Mama treiben konnte. So sehr auch unsere Neigungen sonst verschieden

sein mochten, so war doch die Musik ein Vereinigungspunkt, den ich benutzen wollte. Sie entzog sich dem nicht, ich war damals ungefähr gleich weit wie sie, nach zwei oder drei Malen brachten wir zur Not eine Arie heraus! Bisweilen, wenn ich sie emsig bei ihrem Destillierofen sah, sagte ich ihr: „Mama, sehen Sie, hier habe ich ein niedliches Duett, das mir so aussieht, als würden Ihre Kräuter schön dabei anbrennen." „Ha, auf Ehre," antwortete sie, „machst du, daß sie verbrennen, so will ich machen, daß du sie ißt!" So zog ich sie unterm Wortwechsel an das Klavier, der Wacholder- oder Wermutertrakt brannte zu Asche, sie rieb sie mir ins Gesicht, und das alles war entzückend.

Man sieht, daß ich bei geringer Muße viele Dinge hatte, auf die ich mich verlegen wollte, und doch kam noch eine Beschäftigung hinzu, die alle übrigen aufwog. Wir waren in einem so beklommenen Häuschen eingekerkert, daß es dann und wann nötig war, im Freien Luft zu schöpfen. Anet veranlaßte Mama, daß sie einen Garten in der Vorstadt mietete, um Kräuter darin zu pflanzen. In dem Garten stand ein kleines Lusthaus, das recht hübsch war und das wir ordentlich mit Hausrat versahen. Es wurde ein Bett hineingestellt, wir speisten oft da, und bisweilen schlief ich auch dort. Unvermerkt gewann ich diesen Aufenthalt lieb, ich brachte Bücher und viele Kupferstiche hinaus und wandte einen Teil meiner Zeit daran, es herauszuputzen, um Mama dann und wann, wenn sie dahin spazierte, auf eine angenehme Art zu überraschen. Ich verließ sie, um mich mit ihr zu beschäftigen und mit desto mehr Vergnügen an sie zu denken — ein eigensinniger Einfall, den ich nicht entschuldige und nicht erkläre, den ich aber gestehe, weil ich ihn nicht leugnen kann. Ich habe es indessen bei Mama niemals als ein Bedürfnis gefühlt, daß ich mich entfernen mußte, um sie desto mehr zu lieben, denn wenn wir beide nebeneinander saßen, befand ich mich völlig so wohl, als wäre ich allein gewesen, und das ist mir nie bei anderen Personen begegnet, es mochten Männer oder Frauen sein und ich mochte sie noch so lieb haben. Aber sie hatte so oft Gesellschaft um sich und dazu so viele Leute, die mir wenig behagten, daß Verdruß und Langeweile mich nach meiner Einsiedelei trieben, wo ich

sie hatte wie ich wollte, ohne Furcht, daß die Zudringlichkeit uns folgen würde.

Während Italien damals voll Kriegsgeräusch war, ward in Frankreich gesungen. Die Opern des Rameau fingen an Aufsehen zu machen und brachten seine theoretischen Werke, deren Dunkelheit nur wenige Köpfe durchdringen konnten, in Aufnahme. Durch einen Zufall hörte ich von seiner Abhandlung über die Harmonie sprechen und hatte keine Ruhe, ehe ich mir das Werk nicht angeschafft hatte. Durch einen anderen Zufall wurde ich krank. Ich hatte ein hitziges Fieber, es war heftig und kurz, aber meine Genesung erfolgte langsam, und ich war einen Monat lang nicht imstande, auszugehen. Während dieser Zeit durchlief ich meine Abhandlung über die Harmonie, ich verschlang sie, aber sie war so lang, so weitläufig, so übel geordnet, daß ich inne ward, es sei eine beträchtliche Zeit nötig, um sie zu studieren und in Ordnung zu bringen. Ich gab also diese Arbeit auf und erfrischte meine Augen an der Musik. Die Kantaten des Bernier, die ich übte, kamen mir nicht mehr aus dem Sinn. Ich lernte vier oder fünf davon auswendig, unter anderem die von den schlafenden Liebesgöttern, die ich seit der Zeit nicht wieder gesehen habe und doch beinahe noch vollständig weiß, sowie Clerambaults äußerst schöne Kantate „Amor, den eine Biene stach," die ich ungefähr um eben die Zeit lernte.

Um mich völlig auszubilden, kam aus dem Tal von Aosta ein junger Orgelspieler, der Abbé Palais an, ein guter Tonkünstler und ein rechtschaffener Mann, der vortrefflich auf dem Klavier begleitete. Ich machte seine Bekanntschaft, und sogleich waren wir unzertrennlich. Er war der Schüler eines italienischen Mönchs, eines großen Orgelspielers. Er sprach mit mir von dessen Grundsätzen, ich verglich diese mit denen meines Rameau und füllte meinen Kopf mit musikalischer Begleitung, Akkorden und Harmonien an. Nun war es nötig, das Ohr an das alles zu gewöhnen, ich schlug also Mama ein kleines monatliches Konzert vor, sie war es zufrieden und ich war so voll von dem Konzert, daß ich mich weder Tag noch Nacht mit etwas anderem beschäftigte, auch gab es mir in der Tat hinlänglich zu tun, die Musikalien,

die Spieler, die Instrumente zu besorgen, die Stimmen auszuschreiben und so weiter. Mama sang, der Pater Caton, von dem ich schon gesprochen habe und von dem noch mehr die Rede sein wird, sang auch, ein Tanzmeister namens Roche und sein Sohn spielten die Violine, Canavas, der bei dem Steuerregister arbeitete und sich nachmals in Paris verheiratet hat, spielte das Violoncell, der Abbé Palais begleitete auf dem Klavier, ich selber hatte die Ehre, die Musik zu dirigieren, ohne den Taktstock zu vergessen. Man kann sich vorstellen, wie schön das alles war. Nicht ganz so wie bei Herrn von Treytorens, doch aber auch nicht viel besser.

Das kleine Konzert der neubekehrten Frau von Warens, die, sagte man, von den Wohltaten des Königs lebte, veranlaßte ein großes Murren unter der scheinheiligen Rotte, aber es war für viele brave Leute ein sehr willkommenes Vergnügen. Man sollte kaum erraten, wer sich bei dieser Gelegenheit an ihre Spitze stellte. Ein Mönch, aber ein Mönch von Verdienst, der sogar liebenswürdig war, dessen Unglücksfälle mich nachmals sehr lebhaft berührt haben und dessen Andenken vereint mit der Erinnerung an jene glücklichen Tage mir noch teuer ist. Ich meine den Pater Caton, den Franziskanermönch, der gemeinschaftlich mit dem Grafen Dortan zu Lyon die Musik unseres armen Kätzchens hatte beschlagnahmen lassen, ein Zug, der freilich in seiner Lebensgeschichte nicht der vorteilhafteste ist. Er war viel in Gesellschaften gewesen, war Doktor der Sorbonne und hatte sich freilich mehr um angenehme Kenntnisse als um solide Wissenschaften bekümmert. Er besaß Witz, machte Verse, sprach sehr gut, sang noch besser, hatte eine schöne Stimme und spielte das Klavier und die Orgel. So viel bedürfte es nicht, um gesucht zu sein, auch ward er es, aber das war für ihn so wenig eine Veranlassung sein Amt zu vernachlässigen, daß er auch darin sein Glück machte und trotz der eifersüchtigen Mitbewerber, die er hatte, Provinzial seines Ordens oder, wie sie sagen, eine seiner großen Leuchten wurde.

Dieser Pater Caton machte beim Marquis von Antremont Bekanntschaft mit Mama. Er hörte von unseren Konzerten sprechen, wollte Teil an denselben nehmen, tat es und

machte sie glänzend. Wir wurden bald durch unsere gemeinschaftliche Vorliebe für die Musik einander wert, denn diese war bei dem einen wie bei dem anderen zur mächtigen Leidenschaft geworden, jedoch mit dem Unterschied, daß er in der Tat ein Tonkünstler und ich nichts weiter als ein Stümper war. Wir gingen mit Canavas und dem Abbé Palais auf sein Zimmer und machten Musik, an Festtagen taten wir es auch zuweilen auf seiner Orgel. Oft hielten wir auch bei ihm ein kleines, freundschaftliches Mahl, denn, was ferner erstaunlich an einem Mönche war, er war freigebig, prachtliebend und ein Freund der Freude, ohne unsittlich zu sein. An unseren Konzerttagen speiste er bei Mama zu Abend. Dieses Abendbrot war immer sehr fröhlich und angenehm, man sprach, wie man es meinte, und man sang ein Duett; ich war in der Seele vergnügt, hatte Witz und Einfälle, der Pater Caton war zum Küssen, Mama zum Anbeten reizend. Der Abbé Palais mit seinem Stierbaß gab die Zielscheibe ab. Flüchtige, süße Augenblicke meiner Jugendzeit, wie lang seid ihr nun schon dahin!

Bei dieser Lebensart war ich in kurzer Zeit so gut wie ganz in die Musik versunken, ich war außerstande, an irgend etwas anderes zu denken. Ich ging nur mit Widerwillen in meine Kanzlei, der Zwang und die Stetigkeit, die bei der Arbeit nötig waren, machten mir eine unerträgliche Pein und ich kam endlich so weit, daß ich meine Stelle verlassen wollte, um mich ganz der Musik zu widmen. Man kann sich leicht vorstellen, daß diese Torheit nicht ohne Widerspruch blieb. Ein anständiges Amt mit sicheren Einkünften niederzulegen und Schüler zu suchen, ungewiß, ob ich welche finden würde, das war ein zu unüberlegter Schritt, als daß er Frau von Warens hätte gefallen können. Selbst wenn ich voraussetzte, daß ich alles nur erdenkliche Glück hätte, so hieß doch den Stand eines Musikers für mein Leben zu wählen, meine Ehrbegierde zu bescheiden begrenzen. Sie, die keine anderen als glänzende Entwürfe machte, und die mich nicht mehr bloß nach den Worten des Herrn von Aubonne beurteilte, sah mich höchst ungern mit einer Kunst beschäftigt, die sie für so eitel hielt; auf der anderen Seite

aber fand sie mich durch einen unwiderstehlichen Hang fortgerissen, meine Leidenschaft für die Musik ward zur Wut und es war zu besorgen, daß, wenn meine Arbeit das Gepräge meiner Zerstreuung bekommen würde, man mir den Abschied geben möchte, den ich doch mit mehr Vorteil selber nehmen konnte. Ich stellte ihr ferner vor, daß meine Stelle nicht lange dauern könne und daß es viel sicherer wäre, mich in derjenigen festzusetzen, zu der ich Lust hatte und die ich selbst mir erwählt hatte, als mich bloß auf Gönner zu verlassen oder neue Versuche zu wagen und mich dann, wenn die Jahre, wo ich noch lernen konnte, vorüber wären, ohne Mittel zu sehen, auch nur mein Brot zu verdienen. Mit einem Worte, ich erpreßte ihre Einwilligung, mehr durch mein Ungestüm und durch Schmeicheleien als durch Gründe, die sie befriedigt hätten. Sogleich lief ich zu Herrn Coccelli, dem Direktor des Steuerwesens, und sagte ihm meine Dienste mit einer solchen Genugtuung auf, als ob ich die größte Heldentat begangen hätte, verließ also meine Stelle freiwillig, ohne Veranlassung, ohne einen Grund, ohne einen Vorwand, mit ebenso vieler, ja, mit größerer Freude als ich sie vor nicht ganz zwei Jahren angetreten hatte.

Dieser Schritt, so unbesonnen er war, zog mir im Lande eine Art von Achtung zu, die mir nützlich wurde. Einige setzten voraus, daß ich andere Einkünfte haben müßte, die ich nicht hatte; andere, da sie sahen, daß ich mich ganz der Musik widmete, beurteilten mein Talent nach dem Opfer, das ich ihm gebracht hatte, und glaubten, daß ich diese Kunst, für die ich so viel Leidenschaft zeigte, in einem vorzüglichen Grade verstehen müsse. Im Reich der Blinden ist der Einäugige König und ich wurde für einen vollkommenen Meister gehalten, weil es lauter ganz elende gab. Da ich bei alledem mit Geschmack sang und dabei durch mein Alter und meine Figur unterstützt wurde, so hatte ich in kurzer Zeit mehr Schüler als nötig war, mir mein Gehalt als Sekretär zu ersetzen. So viel ist ausgemacht, daß man in Anbetracht der Freuden des Lebens nicht schneller von einem Äußersten zum anderen übergehen konnte. Beim Steuerwesen war ich acht Stunden des Tages mit der allerekelhaftesten Arbeit beschäftigt unter Leuten, die noch ekelhafter waren, einge-

schlossen in einer finsteren Kanzlei, durchstänkert von dem Hauch und den Ausdünstungen der Bauern, die zum großen Teil schmutzig gekleidet und höchst unsauber waren, — so war ich zuweilen durch Anstrengung, Gestank, Zwang und Langeweile bis aufs äußerste gebracht. Statt alles dessen war ich nun auf einmal in die schöne Welt geworfen, in die besten Häuser zugelassen, gesucht; allenthalben eine freundliche Aufnahme, Schmeicheleien und frohe Gesichter; niedliche Mädchen im gefälligsten Putz erwarten und bewillkommnen mich mit Sehnsucht, ich sehe nichts als reizende Gegenstände, ich rieche nichts als Rosen und Pomeranzenblüten, man singt, man plaudert mitunter ein Wort, man lacht, man ist vergnügt, ich gehe bloß von einem Ort weg, um eben das an einem anderen wiederzufinden — man muß mir zugeben, daß bei gleichen Vorteilen die Wahl nicht schwierig sein konnte. Ich befand mich denn auch bei der meinigen so wohl, daß sie mich nie gereut hat, und selbst in diesem Augenblick reut sie mich nicht, da ich die Handlungen meines Lebens mit der Wage der Vernunft untersuche und da ich über die unbedachtsamen Beweggründe hinweg bin, die mich damals fortrissen.

Es ist schade, daß die Einwohner von Savoyen nicht reich sind. Oder vielleicht wäre es schade, wenn sie es wären. Denn so, wie sie sind, ist es das geselligste und beste Volk, das ich kenne. Wenn es eine kleine Stadt in der Welt gibt, wo man die Annehmlichkeiten des Lebens in einem angenehmen und vertrauten Umgange schmeckt, so ist es Chambery. Der Adel aus der Provinz, der sich dort versammelt, hat nur gerade so viel, als er braucht, um zu leben, er hat nicht genug, um sich höher zu schwingen. Da er sich nicht dem Ehrgeiz überlassen kann, so folgt er aus Not dem Rat des Cyneas: er widmet seine Jugend dem Kriegsdienst, und wenn er zurückkommt, so wird er in Ruhe zu Hause alt. Die Ehre und die Vernunft billigen diese Teilung. Die Frauen sind schön und hätten es nicht nötig zu sein, sie haben alles, um die Schönheit geltend zu machen, selbst um sie zu ersetzen. Es ist seltsam, daß, da ich durch meine Lebensart berufen war, viele junge Mädchen zu sehen, ich mich nicht erinnere, zu Chambery eine einzige gekannt zu

haben, die nicht reizend gewesen wäre. Man wird sagen, daß ich sie so finden wollte, und ich antworte: es kann sein; aber ich brauchte auch nichts von dem meinigen zuzusetzen, um sie so zu finden. Ich kann mich in der Tat nicht ohne Vergnügen an meine jungen Schülerinnen erinnern. Warum sollte ich nicht die liebenswürdigsten unter ihnen hier nennen, um sie selbst und mich mit ihnen in das glückliche Alter zurückzuversetzen, in welchem wir waren? Oh ihr süßen und schuldlosen Augenblicke, die ich mit ihnen verlebte! Die erste war Fräulein von Mellarede, meine Nachbarin, eine Schwester jenes Zöglings des Herrn Gaime. Sie war eine sehr lebhafte Brünette, aber ihre Lebhaftigkeit hatte etwas Gefälliges, voll Grazie und ohne Flatterhaftigkeit. Ich ging des Morgens zu ihr, und sie war gewöhnlich noch ungeputzt, ohne anderen Kopfschmuck als ihre nachlässig aufgebundenen Haare mit ein paar Blumen geziert, die angesteckt wurden, wenn ich kam, und wenn ich wegging, abgenommen wurden, um das Haar völlig in Ordnung zu bringen. Ich fürchte nichts in der Welt mehr als eine schöne Person im Morgenkleid, ich würde sie im vollen Staat hundertmal weniger fürchten. Fräulein von Menthon, bei der ich des Nachmittags vorsprach, war beständig im Putz und machte auf mich einen ebenso angenehmen, aber andersartigen Eindruck. Ihr Haar war dunkelblond, sie war sehr zart gebaut, sehr furchtsam und sehr weiß; eine hübsche, reine und sanfte Stimme, die sich aber nicht zu erheben wagte. Fräulein von Challes, eine andere Nachbarin von mir, war eine erwachsene Person, groß und völlig, sie war sehr schön gewesen. Jetzt war sie keine Schönheit mehr, aber sie war eine Dame, die man als ein Muster des gefälligsten Anstandes, der sich gleichbleibenden Laune und des guten Herzens anführen konnte. Ihre Schwester, Frau von Charly, die schönste Frau in Chambery, lernte zwar selbst nicht mehr die Musik, aber sie ließ sie ihre Tochter lernen, die noch sehr jung war und deren aufblühende Schönheit hoffen ließ, daß sie ihrer Mutter gleichkommen würde, wenn sie nicht zum Unglück rötliches Haar gehabt hätte. Ich hatte großes Vergnügen an meinen Lehrstunden, wenn ich mitten dabei war, aber es gefiel mir nicht, daß ich hinzugehen ge-

zwungen war und daß ich von der Uhr abhing. Überall ist Zwang und Unterwerfung mir unerträglich, sie würden mir das Vergnügen selbst verhaßt machen können. Man sagt, daß bei den Mohammedanern bei Tagesanbruch ein Mensch durch die Straßen geht und die Männer auffordert, ihren Frauen zu tun, was sie ihnen schuldig sind. In diesen Stunden würde ich ein schlechter Türke sein.

Ich hatte auch einige Schülerinnen aus dem Bürgerstand, unter anderen eine, welche mittelbar die Ursache wurde, daß eine Veränderung mit mir vorging, von der ich sprechen muß; habe ich doch versprochen, alles zu sagen. Sie war die Tochter eines Gewürzkrämers und hieß Fräulein Lard, das wahre Modell einer griechischen Statue, die ich als das schönste Mädchen, das ich in meinem Leben gesehen, anführen würde, wenn es eine wahre Schönheit ohne Leben und ohne Seele geben könnte. Ihre Gleichgültigkeit, ihre Kälte, ihre Gefühllosigkeit überstieg alle Grenzen. Ihre Mutter ließ sie keinen Schritt aus den Augen. Da sie sie ließ singen lernen und ihr einen jungen Lehrer gab, tat sie doch wirklich alles, um ihr Gefühl zu erregen, aber es wollte nicht glücken. Während der Lehrer die Tochter aufs Korn nahm, nahm die Mutter den Lehrer aufs Korn und es glückte nicht viel besser. Madame Lard verband mit ihrer natürlichen Lebhaftigkeit auch noch die, welche ihre Tochter hätte haben sollen. Jeden Morgen, wenn ich kam, fand ich meinen Kaffee mit Sahne fertig und die Mutter unterließ nie, mich mit einem Kuß recht mitten auf den Mund zu bewillkommnen; des Spaßes wegen hätte ich ihn der Tochter mögen wiedergeben, um zu sehen, wie sie ihn aufgenommen hätte. Übrigens ging dies alles so ungekünstelt und so, als könnte es nicht anders sein, vor sich, daß das Liebäugeln und Küssen, wenn Herr Lard zugegen war, nicht weniger seinen Gang nahm. Dies war ein gutes, ehrliches Schaf, der wahre Vater seiner Tochter, den seine Frau nicht betrog, weil sie es gar nicht nötig hatte.

Madame Lard beschäftigte sich zu viel mit mir, als daß ich mich nicht auch mit ihr hätte beschäftigen sollen. Die Aufmerksamkeiten, die sie mir erwies, rührten mich, ich sprach mit Mama davon als einer Sache, aus der kein Ge-

heimnis zu machen war; und wäre dies auch der Fall gewesen, so würde ich doch mit ihr davon gesprochen haben, denn ihr irgend etwas zu verhehlen wäre mir unmöglich gewesen. Vor ihr war mein Herz so offen wie vor Gott. Sie nahm die Sache nicht ebenso gleichgültig auf als ich. Sie sah da Liebeserklärungen, wo ich bloß Freundschaft gesehen hatte, sie urteilte, daß Madame Lard sich die Ehre verschaffen wollte, mich nicht so unwissend von sich zu lassen, als sie mich gefunden hatte, und schon auf Mittel kommen würde, sich verständlich zu machen. Abgesehen davon, daß es unbillig war, die Mühe, ihren Zögling zu unterrichten, einer anderen Frau zu überlassen, hatte sie noch Beweggründe, die ihrer würdiger waren, mich den Fallstricken zu entreißen, in welche mein Alter und mein Zustand mich stürzten. Zu eben der Zeit legte man mir eine Falle, die noch gefährlicher war als jene, ich entwischte ihr zwar, aber dies überzeugte sie zugleich, daß die Gefahren, die mir ohne Unterlaß drohten, alle möglichen Verwahrungsmittel, die sie anwenden konnte, notwendig machten.

Wie dem auch sein mag, Mama sah, daß es, um mich der Gefahr meiner Jugend zu entreißen, Zeit wäre, mich als einen Mann zu behandeln, und das tat sie, aber auf die sonderbarste Art, die je eine Frau bei einer ähnlichen Gelegenheit hätte einschlagen können. Ich bemerkte an ihr ein viel ernsthafteres Wesen und in ihren Reden mehr Moral als gewöhnlich. Auf die scherzhafte Fröhlichkeit, mit der sie gewöhnlich ihre Lehren verwob, folgte nun auf einmal ein Ton, der sich immer gleich blieb und weder vertraulich noch ernsthaft war, der aber auf eine Erklärung vorzubereiten schien. Nachdem ich vergeblich in mir selbst den Grund dieser Veränderung gesucht hatte, so fragte ich sie danach; dies war es, was sie erwartet hatte. Sie schlug mir für den folgenden Tag einen Spaziergang in den kleinen Garten vor, wir waren vom Morgen an dort. Sie hatte ihre Maßregeln so getroffen, daß wir den ganzen Tag über allein blieben. Diese Zeit wandte sie an, mich auf die Gunst vorzubereiten, die sie mir gewähren wollte, nicht wie eine andere Frau durch Ränke und Lockungen,

sondern durch eine Unterhaltung voll Gefühl und Vernunft, die mehr dazu dienen konnte, mich zu unterrichten als zu verführen und die mehr zu meinem Herzen als zu meinen Sinnen sprach. So vortrefflich und so nützlich auch indessen die Reden sein mochten, die sie an mich hielt, und soweit sie auch von Kälte und Verdrießlichkeiten entfernt waren, so wandte ich ihnen doch nicht alle die Aufmerksamkeit zu, die sie verdienten, und ich grub sie mir nicht so ins Gedächtnis, wie ich zu jeder anderen Zeit getan haben würde. Ihre Einleitung und die ganze vorbereitende Art hatten in mir eine gewisse Unruhe erweckt. Während sie sprach, dachte ich hin und her, ich war weniger mit dem beschäftigt, was sie sagte, als ich zu entdecken suchte, worauf sie hinauswollte, und sobald ich das einsah, was freilich nicht leicht war, so ward ich von der Neuheit der Idee, die mir, solange ich bei ihr lebte, nie in den Kopf gekommen war, so erfüllt, daß ich nicht mehr Herr meiner Aufmerksamkeit auf ihre Reden blieb. Ich dachte an nichts als an sie, aber ich hörte nicht, was sie sprach.

Durch eine Sonderbarkeit, die von ihrem systematischen Geiste herrührt, gebrauchte sie nun die höchst vergebliche Vorsicht, vorher ihre Bedingungen festzusetzen. Sobald ich aber den Preis derselben wußte, hörte ich nicht einmal mehr auf sie und willigte geschwind in alles, um nur weiter zu kommen. Ich zweifle sogar, ob es auf der ganzen weiten Erde einen Mann gäbe, der dreist und kalt genug wäre, in einem ähnlichen Falle etwas abzudingen, und ob es eine einzige Frau gäbe, die, wenn er es täte, es ihm verzeihen könnte. Als eine Folge eben jener Sonderlichkeit beobachtete sie bei diesem Vertrage die größte Feierlichkeit und gab mir acht Tage Bedenkzeit, von denen ich fälschlich versicherte, daß ich sie nicht nötig hätte. Denn, um das Maß der Seltsamkeiten voll zu machen, war ich in der Tat sehr froh, diese Bedenkzeit zu erhalten, so sehr hatte mich die Neuheit dieses Gedankens erschüttert und in meinem Kopfe eine solche Verwirrung angerichtet, daß ich Zeit bedurfte, alles wieder in Ordnung zu bringen.

Man wird glauben, daß diese acht Tage mir acht Jahrhunderte lang wurden, und gerade im Gegenteil hätte ich

gewollt, daß sie wirklich so lange gedauert hätten. Ich weiß nicht, wie ich den Zustand, worin ich mich befand, beschreiben soll. Voll einer gewissen Erschrockenheit, doch auch voll Ungeduld fürchtete ich das, was ich wünschte, so sehr, daß ich dann und wann in vollem Ernste auf Mittel sann, meinem Glück zu entgehen. Man denke sich mein feuriges, wollüstiges Temperament, mein erhitztes Blut, mein liebetrunkenes Herz, meine Jugendkraft, meine Gesundheit, mein Alter; man denke sich, daß ich in diesem Zustande bei aller Sehnsucht nach Frauen nie eine berührt hatte, daß Einbildungskraft, Bedürfnis, Eitelkeit und Neugierde sich vereinten und mich mit der heftigsten Begierde, ein Mann zu sein und mich als einen solchen zu zeigen, verzehrten; man setze hinzu, denn das muß man schlechterdings nicht vergessen, daß meine lebhafte und zärtliche Neigung für sie, weit entfernt, lau zu werden, mit jedem Tage gewachsen war, daß mir nirgends wohl war, als bei ihr, daß ich mich bloß von ihr entfernte, um an sie zu denken, daß mein Herz voll war, nicht bloß von ihrer Güte und von ihrem liebenswürdigen Charakter, sondern von ihrem Geschlecht, von ihrer Gestalt, von ihrer Person, von ihr mit einem Wort, daß sie mir wert war in jeder Beziehung, worin sie es sein konnte; und man bilde sich nicht etwa ein, daß sie für die zehn oder zwölf Jahre, die ich jünger war als sie, alt geworden war oder zu sein schien. Seit den fünf oder sechs Jahren, da ich zuerst bei ihrem Anblick jene zärtlichen Gefühle empfunden hatte, war sie in der Tat sehr wenig verändert und schien es nicht im geringsten zu sein. Sie ist für mich immer reizend gewesen und war es damals noch für alle Welt. Ihre Statur bloß war ein wenig runder geworden. Im übrigen war es noch das nämliche Auge, dieselbe Farbe, derselbe Busen, dieselben Züge, eben die schönen, blonden Haare, die nämliche Heiterkeit, alles, bis auf die nämliche Stimme, diese Silberstimme der Jugend, die immer auf mich einen so mächtigen Eindruck machte, daß ich noch den heutigen Tag nicht ohne Rührung den Ton einer schönen Mädchenstimme hören kann.

Ich habe Seltsamkeiten in der Geschichte meiner Neigung für sie versprochen, hier ist eine, deren man sich gewiß nicht

versah. Meine Leser, denen schon dies unerträglich sein mag, werden vielleicht vermuten, daß sie sich, da sie schon im Besitze eines anderen Mannes war, in meinen Augen herabsetzte, indem sie sich teilte, und daß ein gewisses Gefühl geringerer Achtung auch die Empfindungen verringerte, die sie mir eingeflößt hatte; allein sie irren sich. Diese Teilung, ich kann es nicht leugnen, machte mir unglaubliche Pein, sowohl wegen einer sehr natürlichen Feinfühligkeit, als auch, weil ich sie wirklich unter ihrer und meiner Würde hielt. Aber in meinen Gesinnungen gegen sie brachte sie nicht die geringste Veränderung hervor, und ich kann darauf schwören, daß ich sie nie zärtlicher liebte, als da ich mich nach ihrem Besitz so wenig sehnte. Ich kannte ihr reines Herz und keusches Temperament zu genau, als daß ich nur einen Augenblick hätte glauben können, das Vergnügen der Sinne habe sie vermocht, sich selbst herabzusetzen; ich war völlig überzeugt, daß bloß die Sorge, mich einer sonst unvermeidlichen Gefahr zu entreißen und mich ganz mir selbst und meinen Pflichten zu erhalten, sie dahin brachte, selber eine Pflicht zu übertreten, die sie nicht aus dem Gesichtspunkt anderer Damen ansah, wie ich nachher erzählen werde. Ich bedauerte sie und bedauerte mich. Gern hätte ich ihr gesagt: Nein, Mama, es ist nicht nötig, ich stehe Ihnen auch — ohne dies für mich! Aber ich unterstand mich's nicht, teils, weil sich das nicht so sagen ließ, teils, weil ich im Grunde des Herzens fühlte, daß es nicht wahr war und daß in der Tat bloß eine Frau mich vor den Frauen sichern und mich vor der Versuchung bewahren könnte. Ohne mich nach ihrem Besitze zu sehnen, war ich froh, daß sie mich der Sehnsucht nach dem Besitz einer anderen überhob, so sehr hielt ich alles, was mich von ihr hätte abziehen können, für ein Unglück.

Ich erinnere mich sehr wohl, daß meine ersten Gefühle, ohne lebhafter zu sein, wollüstiger waren. Zu Annecy war ich liebestrunken, zu Chambery war ich es nicht mehr. Ich liebte sie noch immer so leidenschaftlich als nur möglich, aber ich liebte sie mehr in Rücksicht auf sie als in Rücksicht auf mich, oder zum wenigsten suchte ich bei ihr mehr mein Glück als mein Vergnügen. Sie war mir mehr als Schwester,

mehr als Mutter und mehr als Freundin, mehr selbst als Geliebte, und eben deswegen war sie nicht eine Geliebte. Kurz, ich liebte sie zu sehr, um nach ihr zu gelüsten; dies ist alles, dessen ich mir noch am klarsten bewußt bin.

Endlich kam der Tag, den ich mehr scheute, als erwartete. Ich versprach alles und log damit nicht. Mein Herz besiegelte meine Schwüre, ohne ihren Preis zu begehren. Dessenungeachtet erhielt ich ihn. Ich sah mich zum erstenmal in den Armen einer Frau, und zwar einer Frau, die ich anbetete. War ich glücklich? Nein; ich schmeckte den Genuß, und weiß nicht, welche unwiderstehliche Traurigkeit mir seinen Reiz vergiftete. Es war mir, als hätte ich Blutschande begangen. Zwei- bis dreimal, da ich sie mit Entzücken in meine Arme schloß, überschwemmte ich ihren Busen mit meinen Tränen. Sie war weder traurig noch lebhaft, sondern schmeichelnd und ruhig. Da sie wenig Sinnlichkeit besaß und im geringsten nicht die Wollust gesucht hatte, so hat sie auch nie das Vergnügen davon empfunden und hat sich niemals Vorwürfe darüber gemacht.

Ich wiederhole es, alle ihre Fehler waren Folgen eines Irrtums, niemals der Leidenschaft. Sie war von Natur gut, ihr Herz war rein, sie liebte Anstand und Ehre, ihre Neigungen waren edel und tugendhaft, ihr Geschmack war richtig. Allein anstatt ihrem Herzen zu gehorchen, welches sie sicher führte, gehorchte sie ihrer Vernunft, die eine Verführerin war. Wenn falsche Grundsätze sie irre leiteten, so geschah es stets im Widerspruch zu ihren eigentlichen Gesinnungen, aber unglücklicherweise wollte sie durchaus eine Philosophin sein, und die Moral, die sie sich gemacht hatte, verdarb die, welche ihr Herz ihr vorschrieb.

Herr von Tavel, ihr erster Liebhaber, war ihr Lehrer in der Philosophie, und die Grundsätze, die er ihr einflößte, waren die, welche er nötig hatte, um sie zu verführen. Da er fand, daß sie sehr an ihrem Gemahl und an ihren Pflichten hing, daß sie immer kalt und voll Überlegung blieb und ihr durch die Sinnlichkeit nicht beizukommen war, so griff er sie durch Trugschlüsse an, und es gelang ihm, die Pflich-

ten, die ihr unverletzlich schienen, als ein Katechismusgewäsch hinzustellen, das bloß gemacht wäre, um den Kindern etwas zu tun zu geben. Er schilderte ihr die Vereinigung der beiden Geschlechter als die gleichgültigste Handlung, die eheliche Treue als Scheinpflicht, deren ganze Sittlichkeit auf Vorurteilen beruhe, die Ruhe des Mannes als die einzige Richtschnur für die Pflichten der Weiber, so daß eine verborgene Untreue, da sie für den, welchen sie beträfe, keine Verletzung wäre, es auch nicht für das Gewissen sein könnte; mit einem Wort, er überredete sie endlich, daß die Sache an und für sich gar nichts wäre, daß sie ihr Dasein bloß durch die damit verknüpfte Schande erhielte, und daß eine Frau, die untadelhaft schiene, bloß dadurch es auch schon wäre. Auf diese Art erreichte der Elende seinen Endzweck, indem er den Verstand einer jungen Person verdarb, deren Herz er nicht hatte verderben können. Bald wandte sie seine Grundsätze nicht auf ihn allein an, und das kalte Temperament der jungen Frau, das sie vor diesem System hätte bewahren sollen, hielt sie in der Folge davon ab, es aufzugeben. Sie konnte nicht begreifen, daß man so viel Gewicht auf eine Sache legte, die in ihren Augen gar keines besaß, und sie mochte eine Enthaltsamkeit, die ihr so wenig kostete, nicht mit dem Namen einer Tugend beehren.

Sie würde daher auch nie diesen falschen Grundsatz für sich selber mißbraucht haben, aber sie mißbrauchte ihn für andere, und das aus einem beinahe ebenso falschen Grunde, der indessen mehr der Güte ihres Herzens entsprang. Sie glaubte durchaus, daß einen Mann nichts so sehr an ein Frauenzimmer fesselte als der Besitz, und ob sie gleich ihre Freunde bloß aus Freundschaft liebte, so geschah es aus eben dieser zärtlichen Freundschaft, daß sie jedes Mittel, das in ihrer Gewalt stand, anwandte, um sie noch mehr mit sich zu verbinden. Wenn ihre Wahl nicht immer ihrer würdig war, so war sie weit entfernt, es aus niederen Neigungen, die gewiß nie in ihr edles Herz kamen, zu tun, sondern es war bloß eine Folge ihres allzu großmütigen, allzu menschenfreundlichen, allzu mitleidigen und empfindsamen Charakters, den sie nicht immer mit hinlänglicher Klarheit des Urteils beherrschte.

Indem ich ihr einen empfindsamen Charakter und ein kaltes Temperament beilege, weiß ich im voraus, daß man mir einen Widerspruch Schuld geben wird, wie dies gewöhnlich und mit ebenso vielem Grunde geschieht. Es ist möglich, daß die Natur Unrecht gehabt hat und daß eine solche Verbindung nicht hätte zum Dasein kommen sollen; ich weiß bloß, daß sie da war. Alle, die Frau von Warens gekannt haben und von denen viele noch leben, können es wissen, daß sie so war. Ja, ich setze hinzu, daß sie nur ein einziges Vergnügen in der Welt gekannt hat, und das war, denen Vergnügen zu machen, die sie liebte. Es mag indessen einem jeden überlassen bleiben, nach Belieben hierüber zu vernünfteln und gelehrt zu beweisen, daß dem nicht also sei. Mein Beruf ist, die Wahrheit zu sagen, aber nicht, von ihr zu überzeugen.

Alles, was ich bis jetzt von Mama erzählt habe, erfuhr ich nach und nach in den Unterhaltungen, die auf unsere Vereinigung folgten und die sie in der Tat süß machten. Sie hatte nicht ohne Grund gehofft, daß ihre Gefälligkeit mir nützlich sein würde; ich zog den größten Vorteil für meine Belehrung daraus. Bis dahin hatte sie mit mir bloß von mir selbst wie mit einem Kinde gesprochen. Nun fing sie an, mich als einen Mann zu behandeln und sprach von sich. Alles, was sie mir sagte, war mir so interessant und ich war so sehr dadurch gerührt, daß ich, in mich selbst gekehrt, ihre Vertraulichkeit zur Bildung meines Herzens besser anwandte, als ich es mit ihren Lehren getan hatte. Wird man einmal gewahr, daß des anderen Herz spricht, so öffnet sich das unsrige, um jenes Ergießung aufzunehmen, und nie wird die ganze Moral eines Erziehers so viel vermögen, als das liebreiche und zärtliche Geplauder einer verständigen Frau bei dem vermag, der Neigung für sie fühlt.

Die enge Verbindung, in der ich mit ihr lebte, setzte sie in den Stand, mich vorteilhafter zu beurteilen, als sie es sonst getan hätte. Sie war der Meinung, daß trotz meines steifen Wesens ich doch die Mühe lohnte, für die Welt gebildet zu werden, und daß ich einst, wenn ich mich in derselben zeigte, darin würde fortkommen können. Bei solchen Absichten setzte sie sich's vor, nicht bloß meinen Verstand zu

bilden, sondern auch mein Äußeres und meine Manieren, um mich ebenso angenehm als achtungswert zu machen. Es war aber leider fast alles, was sie in dieser Rücksicht unternahm, ebensogut vergebliche Mühe, als daß sie mir einen Tanz- und Fechtmeister hielt. Ob ich schon leicht und gut gewachsen war, konnte ich doch kein Menuett tanzen lernen. Ich hatte meiner Hühneraugen wegen mich so sehr gewöhnt, auf den Absätzen zu gehen, daß Roche mich nie davon hat abbringen können, und so flink meine Füße aussahen, so konnte ich doch schlechterdings nicht über einen mittelmäßigen Graben springen. Auf dem Fechtboden ging es noch schlimmer. Nach einem Unterricht von drei Monaten mußte ich immer noch bloß parieren, ohne mich auf das Kontrafechten einzulassen, und durchaus wurde meine Hand nicht gelenkig und mein Arm nicht stark genug, das Rapier festzuhalten, wenn es dem Fechtmeister gefiel, mir es aus der Hand zu schlagen. Dazu kam, daß ich einen tödlichen Widerwillen gegen diese Kunst und gegen den Meister, der mich sie lehren sollte, empfand. Ich hätte nie geglaubt, daß man sich auf die Kunst, Menschen zu morden, so viel einbilden könnte. Ich kam daher auch nicht weit in meinen Übungen, welche ich ohnedies aus bloßem Widerwillen bald ganz aufgab; desto weiter kam ich aber in einer nützlicheren Kunst — in der Kunst, mit meinem Schicksal zufrieden zu sein und kein glänzenderes zu wünschen; denn ich fing an, inne zu werden, daß ich dafür nicht geschaffen wäre. Da ich ganz dem Bestreben lebte, Mama das Leben glücklich zu machen, so wurde mir ihre Gesellschaft von Tag zu Tag angenehmer, und wenn ich sie verlassen mußte, so fing ich an, trotz meiner Leidenschaft für die Musik, meine Stunden als etwas Lästiges zu empfinden.

Ich weiß nicht, ob Claude Anet die Vertraulichkeit unseres Umgangs bemerkte. Ich habe Grund, zu vermuten, daß sie ihm nicht verborgen blieb. Er war ein scharfsichtiger Mensch, aber er war auch sehr bescheiden, und ohne je anders zu sprechen als er dachte, sagte er nicht alles, was er wußte. Ohne sich's gegen mich im geringsten merken zu lassen, daß er dahinter gekommen wäre, wurde

ich es doch aus seinem Betragen gewahr, und dies rührte nicht etwa von einer niederen Denkart her, sondern er hatte sich die Grundsätze seiner Herrin so zu eigen gemacht, daß er es nicht mißbilligen konnte, wenn sie ihnen gemäß verfuhr. Ob er gleich so jung war als sie, so war er doch so altklug und ernsthaft, daß er uns wie ein paar Kinder ansah, mit denen er Nachsicht haben müßte, und wir betrachteten ihn beide als einen ehrwürdigen Mann, dem wir aus Achtung Schonung schuldig wären. Erst nachdem sie ihm untreu geworden war, lernte ich ganz ihre Zärtlichkeit für ihn kennen. Da sie wußte, daß ich nur durch sie dachte, empfand und lebte, so zeigte sie mir, wie sehr sie ihn liebte, damit ich ihn ebenso lieben möchte, und sie legte dabei weniger Gewicht auf ihre Freundschaft als auf ihre Achtung vor ihm, weil dies die Empfindung war, die ich aufs vollkommenste mit ihr teilen konnte. Wie oft rührte sie unsere Herzen so weit, daß wir uns mit Tränen umarmten, wenn sie uns sagte, daß wir ihr beide zum Glück ihres Lebens unentbehrlich wären! Lächeln Sie nicht spöttisch, meine Schönen, wenn Sie dies lesen! Bei ihrem Temperament hatte dies Bedürfnis keinen Doppelsinn, es war bloß Bedürfnis ihres Herzens.

Auf diese Art entstand unter uns dreien eine Gemeinschaft, die vielleicht auf der ganzen Erde kein Beispiel hat. Alle unsere Wünsche, unsere Sorgen, unsere Empfindungen waren gemeinsam. Nichts davon ging über unseren kleinen Kreis hinaus. Die Gewohnheit, zusammen zu leben und ausschließlich so zu leben, wurde so stark, daß bei unseren Mahlzeiten, wenn einer von uns dreien fehlte oder ein Vierter hinzukam, nichts mehr in seinem Gleise war und, unserer besonderen Verbindung ungeachtet, waren zwei von uns nie so ganz glücklich, als wenn wir alle beieinander waren. Dem Zwang wurde durch unser außerordentliches gegenseitiges Vertrauen und der Langeweile durch die Geschäfte, die ein jeder hatte, vorgebeugt. Mama, die immer Pläne auszuführen hatte und tätig war, ließ nicht leicht den einen oder den anderen müßig, und wir hatten noch überdies ein jeder für sich zu tun, womit wir unsere Stunden hinlänglich ausfüllen konnten. Meiner Meinung nach

ist Nichtstun nicht weniger eine Geißel des gesellschaftlichen Lebens als der Einsamkeit.

Übrigens überließ man die Sorge für unseren Zeitvertreib nicht bloß uns selbst, sondern eine Menge von zudringlichen Leuten, die uns überschwemmten, brachten immer so viele Langeweile mit, daß sie uns diejenige ganz ersetzten, die wir ohne sie hätten haben können. Die Ungeduld, die sie mir sonst verursacht hatten, war nicht vermindert; der Unterschied war bloß, daß ich jetzt nicht so viel Zeit hatte, mich ihr zu überlassen. Die gute Mama hatte keineswegs ihre alte Leidenschaft für das Plänemachen aufgegeben, je dringender vielmehr ihre häuslichen Bedürfnisse wurden, desto mehr überließ sie sich, um ihnen abzuhelfen, ihren Visionen. Je weniger sie gegenwärtige Mittel hatte, desto mehr schmiedete sie für die Zukunft. Ihre zunehmenden Jahre hatten diese Sucht nur vermehrt, und in dem Maße, in dem sie den Geschmack an den Freuden der Welt und der Jugend verlor, ersetzte sie dieselben durch Arkane und Projekte. Das Haus wurde nie leer von Charlatanen, von Sudlern, von Laboranten und allerlei Projektenmachern, die indem sie Millionen austeilten, ihren Vortrag damit schlossen, daß sie gerade einen Taler brauchen könnten. Keiner ging leer von ihr weg, und noch ist mir's unbegreiflich, daß sie so lange Zeit eine solche Verschwendung aushalten konnte, ohne ihre Quellen zu erschöpfen und ihre Gläubiger zu ermüden.

Ihr neuester Plan, der nicht ganz so töricht und nicht so vergeblich war wie die übrigen, war der, in Chambery einen botanischen Garten mit einem besoldeten Pflanzenkenner auf königliche Kosten anzulegen; man wird schon im voraus erraten, wem diese Stelle zugedacht war. Die Lage der Stadt mitten in den Alpen war dafür sehr günstig, und Mama, die immer ein Projekt durch ein anderes erleichterte, verband damit eine pharmazeutische Schule; dies mochte denn in der Tat für ein Land, das so arm ist, daß die Apotheker beinahe die einzigen Ärzte sind, sehr nützlich erscheinen. Allein das ganze Projekt, durch dessen Ausführung ich wahrscheinlich der Botanik, für die ich geboren zu sein schien, wäre zugeführt worden, zerschlug sich durch einen von den

unerwarteten Zufällen, die auch durch die schönsten Entwürfe einen Strich zu machen pflegen. Die Vorsehung, möchte man sagen, die mich noch zu harten Prüfungen berief, räumte alles hinweg, was mich diesen hätte entziehen können. Auf einer Wanderung, die Anet auf den Gipfel der Gebirge anstellte, um Genipi, ein seltenes Kraut, das nirgends als auf den Alpen wächst, zu suchen, erhitzte sich der arme Mann so, daß er eine Pleuresie bekam, von der sein Kraut ihn nicht heilen konnte, unerachtet man sagt, daß es ein Spezifikum dagegen sei. Trotz aller Kunst des Herrn Grassi, der ein sehr geschickter Arzt war, trotz der unbeschreiblichen Sorgfalt, die Mama und ich anwandten, starb er am fünften Tag in unseren Armen nach dem heftigsten Todeskampf, während dessen er keinen anderen Zuspruch als den meinigen hatte; und ich empfand dabei so viel Schmerz und Eifer der Andacht, daß ich ihm, wenn er mich hätte hören können, gewiß Erleichterung und Trost ins Herz geredet hätte. Auf diese Art verlor ich leider den redlichsten Freund, den ich in meinem Leben gehabt habe, einen schätzenswerten und seltenen Mann, bei dem die Natur die Stelle der Erziehung vertreten hatte, der in seinem dienstbaren Stande alle Tugenden der Großen in seinem Herzen nährte und sie gewiß würde ausgeübt haben, wenn er länger gelebt und einen anderen Wirkungskreis gefunden hätte.

Den Tag darauf sprach ich mit Mama, durchdrungen von der lebhaftesten und aufrichtigsten Betrübnis über ihn, und auf einmal kam mir mitten in unserem Gespräch der niedrige und unwürdige Gedanke, daß ich der Erbe seines Nachlasses wäre und vornehmlich eines hübschen schwarzen Anzugs, der mir gerade vor Augen hing. Das dachte ich, folglich sagte ich es auch, denn ihr gegenüber war dies immer eines. Nichts in der Welt konnte sie es tiefer fühlen lassen, was sie verloren hatte, als dieser verächtliche und gehässige Einfall, denn Uneigennützigkeit und Edelmut waren Eigenschaften, die der Verstorbene in einem hohen Grade besaß. Die gute Frau wandte sich, ohne ein Wort zu sagen, ab und fing an zu weinen. Teure und kostbare Tränen! Sie wurden verstanden und jede rollte in mein Herz. Sie wuschen

in ihm auch die mindeste Spur eines niedrigen und unedlen Gedankens hinweg. Nie ist seit der Zeit ein ähnlicher mir in die Seele gekommen.

Dieser Verlust verursachte der Mama ebensoviel Nachteil als Kummer. Von der Zeit an gingen ihre Geschäfte den Krebsgang. Anet war pünktlich und betriebsam in allen seinen Sachen und er hielt Ordnung im Hause seiner Herrschaft. Man scheute seine Wachsamkeit und unterstand sich nicht leicht, etwas zu verzetteln. Sie selbst fürchtete seine Ermahnungen und hielt mit ihrer Verschwendung ein wenig an sich. Sie begnügte sich nicht mit seiner Zuneigung, sie wollte sich auch seine Achtung erhalten und hütete sich so viel als möglich vor dem gerechten Vorwurf, den er ihr bisweilen zu machen wagte, daß sie nicht nur ihr eigenes, sondern auch fremdes Gut durchbrächte. Ich dachte ebenso, ich sagte es auch wohl, aber ich galt nicht so viel bei ihr und meine Reden machten weniger Eindruck als die seinigen. Als er dahin war, mußte ich wohl seinen Platz einnehmen, zu dem ich so wenig Geschicklichkeit als Neigung hatte; ich füllte ihn also schlecht aus. Ich war wenig sorgfältig, allzu furchtsam, ich brummte über alles für mich selbst, ließ es aber gehen, wie es wollte. Überdies hatte ich zwar die nämliche Vertraulichkeit, aber nicht das gleiche Ansehen erlangt. Ich sah die Unordnung, ich seufzte, ich beschwerte mich darüber und wurde nicht angehört. Ich war zu jung und zu lebhaft, um vernünftig zu sein das Recht zu haben, und wenn ich es einmal darauf ankommen ließ, Vorstellungen zu machen, so schlug Mama mir freundlich auf die Backen, nannte mich ihren kleinen Mentor und nötigte mich, die Rolle wieder anzunehmen, die mir zukam.

Völlig überzeugt, daß es mir nie glücken würde, etwas zu sparen, und es ihr doch auch am Ende nur wenig helfen konnte, so wußte ich kein anderes Hilfsmittel gegen das Unglück, das ich für sie fürchtete, als mich in den Stand zu setzen, für ihren Unterhalt zu sorgen, wenn sie einst in Not geriete und dann auch für mich nicht mehr sorgen könnte. Unglücklicherweise baute ich meinen Plan auf meine Lieblingsneigung, ich setzte mir in den Kopf, hart-

näckig mein Glück in der Musik zu suchen, und da ich bemerkte, daß ich allerlei Einfälle und Melodien auszusinnen anfing, so hoffte ich, daß ich, sobald ich sie nur zu nutzen verstünde, ein berühmter Mann werden müßte, ein neuer Orpheus, dem alles Gold aus Peru zuflösse. Das einzige, worauf es nun, nachdem ich so ziemlich die Noten zu lesen gelernt hatte, ankam, war die Komposition zu lernen. Die Schwierigkeit dabei war, jemanden zu finden, der sie mich lehrte, denn mit meinem Rameau allein konnte ich nicht hoffen, für mich selber fertig zu werden, und seit der Abreise des Herrn Le Maitre war in Savoyen kein Mensch weiter, der etwas von der Harmonie verstanden hätte.

Hier wird man nun wieder eine von den Verkehrtheiten erblicken, von denen mein ganzer Lebenslauf voll ist und die mich oft gerade den entgegengesetzten Weg von meinem Ziele geführt haben, selbst dann, wenn ich gerade darauf zuzusteuern gedachte. Venture hatte mir oft von dem Abbé Blanchard, seinem Lehrmeister in der Komposition, gesprochen, er hatte mir ihn als einen Mann von Verdienst und von seltenen Talenten geschildert. Damals war er Musikdirektor an der Kathedrale zu Besançon; ich nahm mir also vor, nach Besançon zu gehen, um bei dem Abbé Unterricht zu nehmen, und dieser Einfall schien mir so vernünftig, daß es mir glückte, ihn Mama in demselben Lichte darzustellen. Sogleich war sie mit meiner Ausstattung beschäftigt und so begann ich, indem ich ihren Bankerott verhindern und das Werk der Verschwendung wieder gutmachen wollte, damit, daß ich ihr einen Aufwand von achthundert Franken verursachte. So beschleunigte ich ihren Ruin, um mich in den Stand zu setzen, demselben wieder abzuhelfen. Ich reiste also ab nach Besançon und besuchte unterwegs zu Nyon meinen Vater, der mich wie gewöhnlich aufnahm und die Mühe übernahm, mir mein Reisegepäck nachzuschicken, weil ich zu Pferde war. Der Abbé Blanchard nahm mich wohl auf, versprach mir den Unterricht und bot mir seine Dienste an. Wir waren im Begriff, damit anzufangen, als ich durch einen Brief von meinem Vater erfuhr, daß mein Pack auf dem französischen Zollamt an der Schweizer Grenze wäre angehalten und konfisziert worden.

Man hatte in meinen Kleidern eine völlig gleichgültige, verbotene Broschüre entdeckt, und daraufhin alle meine Habseligkeiten beschlagnahmt. Die Herren von der Finanzpacht, an welche man sich wandte, um das Meinige wieder zu erlangen, forderten so viele Nachrichten, Scheine, Beglaubigungen und Nachweise, daß ich endlich genötigt war, alles fahren zu lassen, weil ich in dem Labyrinthe mich nicht mehr zurechtfinden konnte. Dieser Verlust zwang mich sogleich nach Chambery zurückzukehren, ohne bei dem Abbé Blanchard das Geringste erreicht zu haben; und alles wohlüberlegt, beschloß ich, da das Unglück mich doch bei allem, was ich anfinge, verfolgte, mich einzig und allein fest an Mama zu halten, Glück und Unglück mit ihr zu teilen und mich nicht mehr über die Zukunft vergeblich zu ängstigen, da ich doch nichts daran ändern könnte. Sie empfing mich, als hätte ich ihr Schätze mitgebracht, ersetzte nach und nach den Verlust meines Kleidervorrats, und mein Unglück, das für sie und für mich groß genug war, war beinahe so schnell vergessen, als es uns getroffen hatte.

Obgleich mein Unfall meinen Eifer für die Musik abgekühlt hatte, so unterließ ich doch nicht, immerfort meinen Rameau zu studieren, und durch meinen hartnäckigsten Fleiß brachte ich es endlich dahin, ihn zu verstehen und einige Kompositionen zu versuchen, durch welchen glücklichen Erfolg mein Mut wieder belebt ward. Der Graf von Bellegarde, Sohn des Marquis von Antremont, war nach dem Tode des Königs August von Dresden zurückgekommen. Er hatte lange Zeit in Paris zugebracht, liebte die Musik außerordentlich, und vornehmlich war die von Rameau ihm die liebste. Sein Bruder, der Graf von Rangis, spielte die Violine, ihre Schwester, die Gräfin de la Tour, sang ein wenig. Dies alles machte in Chambery die Musik zur Mode und man veranstaltete eine Art öffentliches Konzert, dessen Direktion man mir anfänglich übertragen wollte; allein man ward bald gewahr, daß meine Kräfte dazu nicht hinreichten und richtete die Sache anders ein. Ich unterließ nicht, etliche Stücke von meiner Erfindung aufzuführen, unter anderen eine Kantate, die sehr gefiel. Sie war nicht gerade schön und richtig gearbeitet, aber sie war von einer

neuen Art, zu singen, und voller Stellen, die Wirkung taten und deren man sich von mir nicht versehen hatte. Jene Herren konnten es nicht glauben, daß ich so schlecht Noten vom Blatte läse und so ziemlich gut komponierte. Sie zweifelten keineswegs, daß ich mir die Ehre von fremder Arbeit zugeeignet hätte. Um sich hiervon zu überzeugen, kam eines Tages Herr von Nangis mit einer Kantate von Clerambault zu mir, die er zu größerer Bequemlichkeit der Stimmen, wie er sagte, transponiert hatte und zu der nun ein anderer Baß gesetzt werden mußte, weil der Baß von Clerambault nun in der Transposition nicht mehr für das Instrument sich eignete. Ich antwortete, dies sei eine beträchtliche Arbeit, die sich auf der Stelle nicht tun ließe. Er glaubte, daß ich eine Ausrede suche, und drang in mich, zum wenigsten den Baß zu einem Rezitativ zu setzen. Ich tat es also; es geriet freilich nicht sonderlich, denn zu allen Sachen, die gut werden sollen, muß ich aufgelegt sein und Freiheit haben; allein ich setzte doch nach den Regeln, und da er anwesend war, so konnte er nicht zweifeln, daß ich die Grundsätze der Komposition inne hätte. Auf diese Art behielt ich meine Schüler, aber mein Eifer für die Musik erkaltete ein wenig, als ich sah, daß man ein Konzert hielt und mich nicht dabei gebrauchte.

Hier berühre ich nun den Zeitpunkt, der mein vergangenes Leben mit dem gegenwärtigen zu verknüpfen anfängt. Einige Freundschaften aus jener Zeit haben sich bis heutigen Tages erhalten und sind mir unendlich kostbar geworden. Sie haben es gemacht, daß ich oft jene glückliche Dunkelheit bedauert habe, in der ich damals lebte und in der die, welche sich meine Freunde nannten, es in der Tat waren und mich um meiner selbst willen liebten, aus bloßem Wohlwollen für mich, nicht aus Eitelkeit, mit einem berühmten Manne in Verbindung zu stehen, oder aus der heimlichen Begierde, ihm desto sicherer schaden zu können. Von dieser Zeit an rechne ich meine erste Bekanntschaft mit meinem alten Freunde Gauffecourt, dessen Herz mir immer gehört hat, trotz aller Versuche, die man wagte, es mir zu

entreißen. Herr von Gauffecourt war einer von den liebenswürdigsten Männern, die auf der Welt gelebt haben. In meinem Leben habe ich keine offenere Physiognomie gesehen, die freundlicher und heiterer gewesen wäre, die mehr Gefühl und Verstand ausgedrückt und mehr Vertrauen eingeflößt hätte. Sein Ton, sein Ausdruck, die Dinge, die er sprach, stimmten vollkommen mit seinem Antlitz überein. Dazu setze man noch ein liebevolles Herz, das nur ein wenig zu viel die ganze Welt umfing, und einen dienstfertigen Charakter, der nur in der Auswahl nicht vorsichtig genug war, der seinen Freunden mit Eifer gefällig war, oder vielmehr sich zum Freunde aller derer, denen er diente, aufwarf, und der es verstand, sehr geschickt das zu seiner eigenen Sache zu machen, wo er die eines anderen mit vieler Wärme betrieb. Er war der Sohn eines Uhrmachers und selbst auch Uhrmacher gewesen, er hatte in Paris Verbindungen gewonnen, die ihm nützlich waren und durch die er das Glück hatte, den Salzhandel mit dem Wallis zu bekommen, welcher ihm jährlich zwanzigtausend Livres einbrachte. Er hatte Beziehungen zu allen Ständen und war überall gleich beliebt. Alle Welt suchte seinen Umgang, die Frauen bewarben sich um ihn, er konnte nach Belieben wählen und tat, was er mochte. So war er mit dem ganzen savoyischen Adel bekannt geworden, und so machte Mama und durch diese ich seine Bekanntschaft, die mir später noch von großem Nutzen sein sollte.

Eine andere Verbindung schloß ich zu jener Zeit mit Herrn von Conzie, einem savoyischen Adeligen, der den Einfall hatte, Musik zu lernen oder vielmehr mit dem, welcher sie lehrte, Bekanntschaft zu machen. Der Hang zu wissenschaftlichen Werken und zur Philosophie fing damals in meinem Kopfe an, sich zu regen, Herr von Conzie war ganz geschaffen, diese Neigung zu unterstützen; wir frühstückten miteinander, wir plauderten, wir lasen die Schriften, die eben erschienen, und an Musik wurde nicht mehr gedacht. Besonders war es Voltaire, der uns beschäftigte und dessen Philosophische Briefe einige Zeit darauf erschienen. Ob sie gleich gewiß nicht sein schönstes Werk sind, so war es doch dasjenige, das mich am meisten für das Studieren gewann,

und diese aufkeimende Neigung ist seit der Zeit nicht wieder erloschen.

Der Augenblick, da ich mich derselben von ganzer Seele überlassen konnte, war freilich noch nicht gekommen. Noch war ich zu unstet, und das Verlangen, bald da, bald dort zu sein, war im Hause Mamas zwar eingeschränkt, aber doch nicht erstickt worden. Der Aufenthalt darin war mir für meine einsiedlerische Gemütsart zu geräuschvoll. Überdies war ich jetzt von dem Zustand ihrer Finanzen genauer unterrichtet als zuvor und sah dieselben mit schnellen Schritten dem Sturze zueilen, vor dem ich zitterte. Ich hatte hundertmal Vorstellungen gemacht, gebeten, sie beschworen, aber alles vergeblich. Sie war gerührt über die Aufrichtigkeit meines Eifers, sie weinte mit mir um die Wette und versprach mir die schönsten Sachen von der Welt. Sowie aber wieder ein Landstreicher kam, war im Augenblick alles vergessen. Da mich also tausend Erfahrungen überzeugten, daß meine Vorstellungen alle unnütz wären, was blieb mir übrig, als das Auge von einem Übel, dem ich nicht steuern konnte, wegzuwenden? Ich entfernte mich also öfters, ich machte kleine Reisen nach Nyon, nach Genf, nach Lyon, welche zwar das Gefühl meines heimlichen Kummers zerstreuten, aber seinen Gegenstand zugleich durch meine Ausgaben vermehrten. Ich kann schwören, daß ich mit Freuden jede Einschränkung würde erduldet haben, wenn Mama wahrhaftig Vorteil von dieser Ersparnis gehabt hätte. Aber fest überzeugt, daß das, was ich mir abbrach, nur Betrügern in die Hände fiel, so mißbrauchte ich ihre Gutwilligkeit ebenso wie diese, und wie der Hund, der vom Schlächter kommt, trug ich den Fetzen des Stücks davon, das ich nicht ganz zu retten vermochte.

An Vorwand zu meinen Reisen fehlte es mir nicht, und Mama allein würde mir mehr als genug gegeben haben, so viel hatte sie überall Verbindungen und Handelsgeschäfte, um einer sicheren Person Besorgungen und Kommissionen zu geben. Sie suchte nichts, als mich zu versenden, ich nichts, als zu reisen; das mußte schlechterdings eine wandernde Lebensart meinerseits nach sich ziehen. Diese Reisen setzten mich in den Stand, einige ansehnliche Be-

kanntschaften zu machen, welche mir in der Folge teils angenehm, teils nützlich gewesen sind. Dahin gehörte unter anderem die mit Herrn Perrichon zu Lyon, die ich leider nicht genug unterhalten habe, da er mir doch so viel Güte erwiesen hat. Auch die mit dem ehrlichen Parisot, von der ich zu seiner Zeit reden werde, und so weiter. Zu Genf wurde ich mit den beiden Barillot bekannt, von denen der Vater, der mich nur seinen Enkel nannte, ein sehr liebenswürdiger Gesellschafter und einer der würdigsten Leute war, die ich je gesehen habe. Während der Unruhen in der Republik traten diese beiden Bürger auf zwei entgegengesetzte Parteien, der Sohn schlug sich zur Bürgerschaft, der Vater zum Magistrat und, da man 1737 zu den Waffen griff, so sah ich sie bei meinem Aufenthalt in Genf beide bewaffnet aus Einem Hause gehen, den einen nach dem Rathaus, den anderen nach seinem Stadtviertel, beide überzeugt, daß sie sich in zwei Stunden gegenüberstehen und Gefahr laufen würden, einer den anderen zu erwürgen. Dieses abscheuliche Schauspiel machte einen so lebhaften Eindruck auf mich, daß ich schwur, mich nie an einem Bürgerkriege zu beteiligen, und wenn ich einst wieder in mein Bürgerrecht träte, nie weder durch meine Person noch durch meinen Einfluß dazu beizutragen, daß die Freiheit durch die Waffen erhalten würde.

Zwei oder drei Jahre verflossen unter Musik, Tinkturen, Projekten und Reisen. Ich flatterte immer von einer Sache zur anderen und suchte festen Fuß zu fassen, ohne zu wissen, wo. Unvermerkt hatte ich mich unterdessen doch auch mit den Wissenschaften befaßt. Ich sah so viele Gelehrte, hörte sie über die Literatur sprechen und sprach bisweilen mit davon, und freilich beschäftigte ich mich mehr mit dem Geschwätz über die Bücher als mit der Kenntnis ihres Inhalts. Auf meinen Reisen nach Genf besuchte ich von Zeit zu Zeit meinen alten, guten Freund, Herrn Simon, der meinen aufkeimenden Eifer sah und ihm durch literarische Neuigkeiten von Baillet oder Colomies Nahrung gab. Zu Chambery besuchte ich öfters einen Jakobinermönch, der Professor der Physik und ein sehr guter Mann war, dessen Namen ich aber vergessen habe. Er machte mir allerhand kleine Experimente

vor, die mich sehr vergnügten. Bei einem solchen, das ich selber versuchte, sprang mir eine Flasche ins Gesicht, ich verschluckte eine Menge Operment und Kalk und wäre fast des Todes gewesen. Sechs Wochen lag ich blind und lernte auf diese Art, mich nicht mit der Experimentalphysik zu befassen, ohne die Anfangsgründe derselben zu verstehen. Dieser Vorfall kam meiner Gesundheit, welche seit einiger Zeit sehr abgenommen hatte, übel zu statten. Ich weiß nicht, woher es kam, daß ich trotz eines guten Körperbaues und obschon ich auf keine Weise ausschweifte, doch von Tag zu Tag zusehends abnahm. Ich bin stark und breit genug gebildet, habe eine breite Brust, in der meine Lungen Spielraum genug haben, und doch hatte ich einen kurzen Atem, ich war beklommen, seufzte unwillkürlich, hatte Herzklopfen und warf Blut aus; ein schleichendes Fieber kam hinzu, und ich bin es niemals wieder ganz losgeworden. Wie kann man in der Blüte der Jugend in diesen Zustand verfallen, ohne ein fehlerhaftes Eingeweide zu haben und ohne etwas zur Zerstörung seiner Gesundheit beizutragen?

Der Degen nützt die Scheide ab, sagt ein Sprichwort. Dies ist meine Geschichte. Meine Leidenschaften haben mir das Leben erhalten und meine Leidenschaften haben mich getötet. Welche Leidenschaften? wird man fragen. Nichtswürdige Kleinigkeiten, kindische Possen, die mich aber so erschütterten, als wenn sie den Besitz einer Helena oder die Herrschaft über die ganze Welt betroffen hätten. Zuerst das weibliche Geschlecht. Hatte ich eine Liebschaft, so waren meine Sinne ruhig, aber mein Herz war es nie. Das Bedürfnis nach Liebe verzehrte mich im Schoß des Genusses. Ich hatte eine zärtliche Mutter, eine werte Freundin, aber mir fehlte eine Geliebte. Ich dachte sie mir an ihrer Stelle, ich bildete sie mir in tausend Gestalten, um mich selbst zu hintergehen. Wenn ich geglaubt hätte, Mama in meinen Armen zu halten, während ich sie umschlang, so würde der Druck der Liebe nicht weniger lebhaft gewesen sein, aber alle meine Begierden würden erloschen sein, ich würde vor Zärtlichkeit geschluchzt haben, aber ich hätte nichts genossen. — Genießen! Ist dies dem Menschen zum Los bestimmt? Ach,

hätte ich ein einziges Mal in meinem Leben die ganze Wonne der Liebe in ihrer Fülle genossen, ich kann mir nicht einbilden, daß mein hinfälliges Wesen das ausgehalten hätte, ich wäre gestorben im Genuß.

Die Glut der Liebe verzehrte mich also, ohne einen Gegenstand zu haben und vielleicht eben deswegen verzehrte sie mich am meisten. Ich war unruhig, voll Gram über die traurige Lage der Umstände, worin sich Mama befand, und über ihre unüberlegte Lebensart, die schlechterdings ihren Ruin in kurzer Zeit nach sich ziehen mußte. Meine grausame Phantasie, die immer dem Unglück vorausläuft, zeigte mir dieses ohne Unterlaß in seinem vollsten Maß und mit allen seinen Folgen. Ich sah mich schon durch das Elend gewaltsam von der getrennt, der ich mein Leben gewidmet hatte und ohne die ich es nicht genießen konnte. So hatte ich denn durchaus eine beständige Qual der Unruhe im Gemüt. Begierden und Furcht verzehrten mich wechselweise.

Die Musik war für mich eine andere Leidenschaft, die zwar weniger ungestüm, aber wegen des Eifers, mit dem ich mich ihr ergab, nicht weniger schädlich war. Denn ich studierte mit Hartnäckigkeit die dunklen Bücher des Rameau, ich hatte den unüberwindlichen Eigensinn, sie meinem Gedächtnis einzuprägen, welches sie doch durchaus nicht aufnehmen wollte, ich schmierte ungeheure Bände aus allerhand Büchern zusammen und brachte oft ganze Nächte mit Abschreiben zu. Wozu soll ich aber nur die Dinge anführen, die von Dauer waren? da in meinem unbeständigen Kopfe alle Torheiten, die mir durch den Sinn fuhren, Liebhabereien, die kaum einen Tag dauerten, eine Reise, ein Konzert, eine Abendgesellschaft, ein Spaziergang, den ich vorhatte, ein Roman, den ich las, eine Komödie, die ich sah, da alles, woran ich auf der Welt vorher nicht gedacht hatte, in meinem Vergnügen sowohl als in meinen Geschäften sogleich bei mir zur heftigen Leidenschaft wurde und mich mit ihrem lächerlichen Ungestüm quälte. Clevelands erdichtete Unglücksfälle, die ich mit Wut unter öfteren Unterbrechungen las, haben mir, glaube ich, mehr übles Blut gemacht als meine eigenen.

Ich kannte einen Genfer namens Bagueret, der unter

Peter dem Großen am russischen Hof gedient hatte, einer von den nichtswürdigsten und närrischsten Menschen, die ich in meinem Leben gesehen habe, der immerfort Projekte hatte, die ebenso toll waren wie er selbst, der Millionen wie den Regen herabfallen ließ und dem die Nullen gar nichts kosteten. Dieser Mensch kam nach Chambery, weil er einen Prozeß bei dem Stadtrat zu führen hatte, gewann wie billig die Mama ganz und gar für sich und nahm für seinen Schatz von Nullen, den er mit Großmut an sie verschwendete, ihr ihre armen Taler Stück für Stück ab. Ich konnte ihn nicht leiden, er ward es gewahr, und bei mir gehört dazu nicht viel Scharfsichtigkeit, nun wandte er jede nur denkbare Niederträchtigkeit an, mich zu gewinnen. Er ließ sich's einfallen, mich Schach spielen zu lehren, das er ein wenig verstand. Ich machte den Versuch, fast ohne zu wollen, und nachdem ich einigermaßen den Gang der Figuren begriffen hatte, machte ich so schnelle Fortschritte darin, daß ich noch denselben Tag, ehe wir vom Tisch aufstanden, ihm den Turm vorgab, den er mir zu Anfang vorgegeben hatte. Mehr bedurfte es bei mir nicht: ich war wie toll aufs Schach erpicht. Ich kaufte ein Schachbrett, ich kaufte Figuren, schloß mich auf meinem Zimmer ein und brachte Tag und Nacht damit zu, Spiele auswendig zu lernen, sie mir mit Gewalt in den Kopf zu prägen und für mich allein zu spielen, ohne zu ermüden und ohne aufzuhören. Nach zwei- oder dreimonatlicher Fortsetzung dieser herrlichen Arbeit und nach unaussprechlicher Mühe ging ich mager, bleich und an allen Sinnen stumpf aufs Kaffeehaus. Ich glaubte mich zu fühlen, ich spielte wieder mit Herrn Bagueret, er setzte mich einmal, zweimal, zwanzigmal matt, so sehr hatte sich der Zusammenhang der Spiele in meinem Kopfe verwirrt, und meine Einbildungskraft war so geschwächt, daß ich nichts als einen dicken Nebel vor den Augen sah. Das heißt seine Zeit edel anwenden, wird man sagen. Ich gab diesen ersten Versuch nicht eher auf, als bis ich keine Kraft mehr hatte ihn fortzusetzen. Als ich aus meinem Zimmer schlich, um mich wieder mit ihm zu messen, sah ich aus, als hätte ich im Grabe gelegen, und hätte ich diese Beschäftigung fortgesetzt, so wäre ich gewiß nicht lange unbegraben geblieben.

Man wird mir zugestehen, daß es schwer ist, zumal in der Jugendhitze, daß ein Kopf von der Art den Körper bei seiner Gesundheit lassen kann.

Meine kränklichen Umstände wirkten auf meine Laune und mäßigten die Lebhaftigkeit meiner Phantasie. In dem Maße, in welchem ich meine zunehmende Schwäche fühlte, ward ich ruhiger und verlor die Reisewut. Bei einer mehr sitzenden Lebensart ergriff mich nicht die Langeweile, sondern die Melancholie; auf die Leidenschaften folgten Verstimmungen, meine Sehnsucht wurde Traurigkeit, ich weinte und seufzte, ohne zu wissen, warum. Ich empfand, wie mir das Leben entrann, ohne daß ich es genossen hatte, ich beklagte den Zustand, worin ich Mama ließ, und den, worin ich sie nun bald würde stürzen sehen, ja, ich kann sagen, es war der einzige Kummer, den ich hatte, daß ich sie verlassen, und zwar in einer bedauernswürdigen Lage verlassen sollte. Endlich wurde ich völlig krank. Sie war für mich besorgt, wie es nie eine Mutter für ihr Kind gewesen ist, und das war für sie selbst wohltätig, indem dadurch ihre Projekte unterbrochen und die Projektenmacher von ihr abgehalten wurden. Wie süß wäre mir der Tod gewesen, wenn er damals gekommen wäre! Ohne den Kummer, den mir ihr Schicksal machte, wäre ich gestorben, als hätte ich mich schlafen gelegt, und dieser Kummer selbst hatte etwas Rührendes und Zärtliches, wodurch seine Bitterkeit gemildert wurde. Zwei- oder dreimal, da ich am elendesten war, gelang es mir, des Nachts aufzustehen und mich nach ihrer Kammer zu schleppen, um ihr meinen Rat über die Einrichtung ihres Lebens zu geben; und ich darf sagen, er war richtig und vernünftig, aber der Anteil, den ich an ihrem Schicksal nahm, stach doch immer am meisten hervor. Als wären Tränen meine Speise und meine Arzeneien gewesen, so fand ich mich durch die gestärkt, die ich bei ihr, mit ihr, auf ihrem Bette sitzend, ihre Hände in den meinigen, vergoß. Die Stunden verflossen in diesen nächtlichen Unterhaltungen und ich kehrte wohler zurück als ich hingekommen war. Zufrieden und beruhigt durch die Versprechungen, die sie mir getan, und durch die Hoffnungen, die sie mir gemacht hatte, schlief ich endlich ein mit Frieden im Herzen und mit Ergebung in den Willen der Vorsehung.

Durch unglaubliche Fürsorge, Aufmerksamkeit und Mühe rettete sie mich endlich, und es ist gewiß, daß nur sie mich retten konnte. Ich setze in die Arzeneien der Ärzte wenig Vertrauen, aber sehr viel in die, welche wahre Freunde uns geben. Die Dinge, von denen unser Glück abhängt, sind immer viel wohltätiger als alles übrige. Wenn es im Leben ein köstliches Gefühl gibt, so ist's, daß wir fühlten, einander wiedergegeben zu sein. Unsere gegenseitige Zärtlichkeit bekam dadurch, ich weiß nicht welche Innigkeit und herzliche Einfalt. Ohne daran zu denken, fingen wir an, uns nie mehr voneinander zu trennen und auf gewisse Weise unser ganzes Dasein gemeinschaftlich zu haben. Wir fühlten, daß wir nicht nur einander notwendig, sondern auch genug wären, wir gewöhnten uns an nichts, was außer uns lag, zu denken und unser ganzes Glück und alle unsere Begierden schlechterdings auf diesen gegenseitigen Besitz einzuschränken, der nicht Liebe, sondern mehr als Liebe war, und den man nicht verlieren kann, als wenn man aufhört zu sein.

Ob ich nun gleich von meiner schweren Krankheit geheilt war, so hatte ich doch nicht meine frühere Munterkeit wieder. Meine Brust war nicht völlig hergestellt, ein Überrest des Fiebers dauerte beständig fort und mattete mich ab. Ich hatte an nichts mehr Geschmack, als bei der meine Tage zu beschließen, die mir so teuer war, und ihr das Leben so glücklich zu machen als es nur immer von mir abhing. Aber ich sah ein, ja, ich empfand es schon, daß in einem finsteren, traurigen Häuschen die ununterbrochene Einsamkeit unter vier Augen mit der Zeit selbst traurig werden müßte. Das Mittel dagegen zeigte sich gleichsam von selbst. Mama hatte mir Milch verordnet und wollte, ich sollte sie auf dem Lande trinken. Ich willigte ein unter der Bedingung, daß sie mit mir zöge. Mehr bedurfte es nicht, sie zu bestimmen; es fehlte also nichts mehr als die Wahl des Orts. Der Garten in der Vorstadt war nicht eigentlich auf dem Lande; mitten unter Häusern und anderen Gärten hatte er nicht den Reiz eines ländlichen Aufenthalts. Überdies hatten wir nach Anets Tode den Garten aus Sparsamkeit

aufgegeben, und es gab noch andere Gründe, die machten, daß wir es nicht bereuten.

Der Überdruß an der Stadt, den ich bei ihr fand, vermochte mich, ihr vorzuschlagen, wir wollten diese ganz verlassen und uns in einer angenehmen Einsamkeit in einem kleinen Häuschen, das entfernt genug wäre, um die Zudringlichen alle von uns abzuhalten, niederlassen. Eine unglückliche Furcht hielt sie zurück. Sie wagte es nicht, das elende Haus zu verlassen, weil sie fürchtete, seinen Eigentümer zu erzürnen. „Dein Plan, in die Einsamkeit zu ziehen," sagte sie mir, „ist reizend und sehr nach meinem Geschmack; aber auch in der Einsamkeit muß man leben. Wenn ich mein Gefängnis verlasse, so laufe ich Gefahr, mein Brot zu verlieren, und wenn wir das nicht mehr im Walde haben, so werden wir es wieder in der Stadt suchen müssen. Laß uns hier bleiben, damit wir nicht genötigt werden, wieder zurückzukehren! Wir wollen lieber dem Grafen von Saint Laurent diese kleine Pension bezahlen, damit er mir die größere läßt. Laß uns einen kleinen Zufluchtsort suchen, der weit genug von der Stadt ist, um in Ruhe zu leben, aber auch nahe genug, wieder zurückzukehren, so oft es nötig ist!" So machten wir es denn. Nachdem wir ein wenig umhergesucht hatten, ließen wir uns in Charmettes, einem Landgut des Herrn von Conzie, nieder, welches zwar dicht vor den Toren von Chambery lag, aber so abgelegen und einsam war, als wären wir hundert Meilen davon gewesen.

Zwischen zwei ziemlich hohen Hügeln liegt das kleine Tal, das von Norden nach Süden läuft, durch dessen Mitte ein kleiner Bach über Kiesel und unter Bäumen hinfließt. Längs diesem Tale stehen am Abhang des Berges hin und her zerstreute Häuser, die sehr angenehm für den sind, der einen abgelegenen und etwas wilden Zufluchtsort sucht. Nachdem wir es in zweien oder dreien von diesen Häusern versucht hatten, wählten wir endlich das schönste, welches ein Edelmann, der in Diensten stand, namens Noiret, inne hatte. Das Haus war sehr bewohnbar, vorne hatte es einen Garten mit Terrassen, oberhalb einen Weinberg, untenhin einen Baumgarten, gegenüber ein Kastanienwäldchen und einen Brunnen ganz in der Nähe. Höher an dem Berge hinauf

lagen Weiden für das Vieh, kurz, alles, was zu einer ländlichen Haushaltung gehörte, wie wir sie einzurichten dachten, war da. Soweit ich mich der Zeit und des Jahres erinnern kann, nahmen wir gegen Ende des Sommers 1736 Besitz davon. Ich war außer mir, da wir den ersten Tag dort schliefen. „Ach Mama," sagte ich zu dieser teuren Freundin, indem ich ihr um den Hals fiel und sie mit Tränen der Zärtlichkeit und Freude benetzte, „dieser Aufenthalt ist dem Glück und der Unschuld geheiligt. Wenn wir sie hier nicht beide vereinigt finden, so ist es vergeblich, sie anderwärts weiter zu suchen!"

Charmettes.

Hoc erat in votis: modus agri non ita magnus,
Hortus ubi, et tecto vicinus aquae fons;
Et paululum sylvae super his foret —

(Dies war mein Wunsch: ein kleiner Landbesitz,
Ein Garten und ein Brunnen, nah zum Haus;
Und weiter oben soll ein Wäldchen sein —)

Ich kann nicht hinzusetzen, auctius atque Di melius 1736—41.
fecere (mehr noch und Schöneres verliehen uns die Götter); aber es liegt nichts daran, ich bedurfte nicht mehr, selbst des Eigentums an dem allen bedurfte ich nicht, sein Genuß war mir genug; und schon lange habe ich gesagt und wahr gefunden, daß der Eigentümer und der Besitzer oft zwei sehr verschiedene Personen sind, sogar wenn man dabei nicht an den Ehegatten und den Liebhaber denkt.

Hier nimmt das kurze Glück meines Lebens seinen Anfang. Jetzt kommen die friedlichen, aber flüchtigen Augenblicke, die mich berechtigen, zu sagen: ich habe gelebt. Köstliche Augenblicke, deren Flucht ich so innig bedaure! Ach, beginnt euren holden Lauf von neuem, fließet langsamer, wenn es möglich ist, in meiner Rückerinnerung dahin, als ihr es wirklich in eurer fliehenden Folge tatet! Wie will ich es anfangen, diese rührende und einfache Erzählung nach meinem Gefallen zu verlängern? Immer wieder einerlei Dinge zu sagen, ohne den Leser mehr zu ermüden als ich es werde, da ich immer dasselbe von neuem erlebte! Und doch, wenn alles dies in Begebenheiten, Handlungen, Worten bestünde, ich würde es auf gewisse Weise beschreiben und darstellen können. Wie aber soll ich sagen, was weder gesagt, noch getan, nicht einmal gedacht wurde, was ich aber schmeckte und empfand, ohne daß ich einen anderen Gegenstand meines Glücks als eben diese Empfindung angeben könnte? Ich stand mit der Sonne zugleich auf und war glücklich, ich spazierte und war glücklich, ich sah Mama und war glücklich, ich ging von ihr und war glücklich, ich durchstreifte den Wald und die Wiesen, ich irrte in den Tälern umher, ich las, ich war müßig, ich arbeitete im Garten, sammelte Feldfrüchte, half in der Wirtschaft, und das Glück

folgte mir überall, es war nirgends außer mir, sondern ganz in mir selbst, es konnte sich nicht den kleinsten Augenblick von mir scheiden.

Bei dem allem stellte die Landluft meine frühere Gesundheit nicht wieder her. Ich war matt und wurde es täglich mehr. Ich konnte die Milch nicht vertragen und mußte sie meiden. Es war damals die Mode, alles mit Wasser zu kurieren; ich trank Wasser, und zwar so unbesonnen, daß es mich hätte heilen müssen: nicht von meinem Übel, sondern vom Leben. In kurzem brachte ich es so weit, daß ich mir in weniger als zwei Monaten den Magen völlig verdarb, unerachtet er bis dahin sehr gut gewesen war. Da ich nicht mehr ordentlich verdaute, so sah ich ein, daß ich gar keine Hoffnung auf Besserung hatte. Zu gleicher Zeit begegnete mir ein Zufall, der an sich selber so merkwürdig als in seinen Folgen ist, und den ich berichten muß. Eines Morgens stellte ich einen kleinen Tisch auf seinen Füßen fest und empfand auf einmal in meinem ganzen Körper eine plötzliche und unbegreifliche Erschütterung. Ich kann sie nicht besser vergleichen als mit einer Art von Sturm, der sich in meinem Blute erhob und im Augenblick alle meine Glieder durchdrang. Meine Pulsadern fingen an, heftig zu schlagen, so daß ich ihr Pochen hören konnte, ein großes Brausen vor den Ohren kam hinzu, und dies innere, vielfache Getöne war so heftig, daß es mir die Feinheit des Gehörs, die ich bis dahin hatte, benahm und mich zwar nicht völlig taub, aber doch so harthörig machte, wie ich es seit der Zeit bin.

Mein Erstaunen und meinen Schrecken wird man sich vorstellen können. Ich hielt mich für tot, legte mich ins Bett, ließ einen Arzt rufen, erzählte ihm mit Zittern meinen Zufall und hielt ihn für unheilbar. Er versuchte eine Kur, aber sie war so peinlich, so widrig und half mir so wenig, daß ich sie bald ganz aufgab, und da ich am Ende von etlichen Wochen sah, daß es nicht besser und nicht schlimmer wurde, so verließ ich das Bett und fing meine gewöhnliche Lebensart wieder an. Mein Sausen vor den Ohren dauerte fort und seit der Zeit, das heißt seit dreißig Jahren, hat es mich nicht eine Minute verlassen. Bis dahin war ich ein Erzschläfer. Die Schlaflosigkeit, die diesen Zufall begleitete,

bekräftigte meine Vermutung, daß ich nur noch wenige Zeit zu leben hätte. Diese Vermutung beruhigte mich beinah, und da ich doch mein Leben nicht verlängern zu können glaubte, so entschloß ich mich, es so gut zu genießen als möglich, und das konnte ich um so besser, als mein Zustand von allen eigentlichen Schmerzen befreit war, die damit hätten verbunden sein müssen, und das Ohrensausen, die Schlaflosigkeit und ein kurzer Atem das einzige war, was mich quälte.

Dieser Zufall, der meinen Leib hätte töten sollen, tötete bloß meine Leidenschaften, und deswegen danke ich Gott dafür jeden Tag, da er eine so heilsame Wirkung für meine Seele hervorgebracht hat. Ich kann wohl sagen, ich fing erst an zu leben, da ich mich für einen Toten hielt. Jetzt gab ich den Dingen, die ich verlassen sollte, ihren wahren Wert und fing an, mich mit viel edleren Gegenständen zu beschäftigen, als hätte ich das schon im voraus tun wollen, was nun bald meine Bestimmung ausmachen würde und was ich so lange versäumt hatte. Ich hatte die Religion sehr oft nach meinem Gefallen umgeformt, aber ich war nie ganz ohne Religion gewesen. Es kostete mir nicht viel Mühe, zu einem Gegenstande zurückzukehren, der für so viele Leute so traurig ist, der aber so viel Reizendes für den hat, welcher sich eine Quelle des Trostes und der Hoffnung daraus schafft. Mama war mir dabei viel nützlicher, als alle Theologen mir es gewesen wären.

Sie, die alles in ein System brachte, hatte nicht ermangelt, eben das auch mit der Religion zu tun, und dies System war aus den allerwidersprechendsten Ideen zusammengewoben; manche darin waren sehr vernünftig, manche sehr töricht; sie hatte Empfindungen und Grundsätze, wie sie zu ihrem Charakter paßten, und Vorurteile, wie sie aus ihrer Erziehung flossen. Im allgemeinen machen sich die Gläubigen den lieben Gott, wie sie selber sind, die Guten machen sich ihn gut, die Bösen böse, die Andächtigen mit schwarzer Galle und Haß im Herzen sehen nichts als die Hölle vor sich, weil sie gerne alle Welt verdammen möchten, die Liebevollen und sanften Seelen glauben daran nicht, und ich habe mich nie über etwas mehr gewundert, als daß der

gute Fénélon in seinem Telemach davon spricht, als wenn er daran von ganzem Herzen glaubte; ich hoffe aber, daß er sich damals verstellte, denn so wahrheitsliebend man sein mag, so muß man doch bisweilen lügen, wenn man ein Bischof ist. Gegen mich verstellte Mama sich nicht, und diese Seele ohne Galle konnte sich nicht vorstellen, daß Gott ein Rächer und ewiger Eiferer sei, sie sah nichts als Gnade und Erbarmung, wo die Andächtler nichts als Gerechtigkeit und Strafen sehen. Sie sagte sehr oft, daß Gott gar nicht gerecht sein würde, wenn er es gegen uns sein wollte, denn da er nicht das, was dazu gehörte, in uns gelegt hätte, so würde das mehr fordern heißen, als er uns gegeben hätte. Das Sonderbarste war, daß sie, ohne an eine Hölle zu glauben, sich doch nicht enthalten konnte, ein Fegefeuer anzunehmen. Dies kam daher, weil sie nicht wußte, was sie mit den Seelen der Gottlosen anfangen sollte, da sie sie weder verdammen, noch sie eher mit den Frommen zusammenbringen konnte, als bis sie selbst fromm geworden wären; man muß eingestehen, daß die Gottlosen in dieser und in jener Welt uns gerne in Verlegenheit setzen.

Da ich bei ihr alle die Grundsätze fand, die ich nötig hatte, um meine Seele vor den Schrecken des Todes und deren Folgen zu sichern, so schöpfte ich ruhig aus dieser Quelle des Trostes. Ich hing mich mehr als je an sie, gerne hätte ich mein ganzes Leben, dessen nahe Flucht ich merkte, auf sie übertragen. Aus dieser verdoppelten Anhänglichkeit an sie, aus der Voraussetzung, daß ich nur noch wenige Zeit zu leben hätte, aus meiner gänzlichen Beruhigung über mein zukünftiges Schicksal entstand ein gewisser Zustand der Stille des Gemüts, der sich selbst bis auf meine Sinne erstreckte und der alle Leidenschaften, die unsere Furcht und Hoffnungen so weit über die Zukunft hinausdehnen, ertötete, so daß ich ohne Unruhe und Besorgnis die wenigen mir übrigen Tage genoß. Ein Hauptumstand erhöhte noch die Annehmlichkeit derselben, der nämlich, daß ich Mamas Geschmack an dem ländlichen Leben durch alle kleinen Vergnügungen, die ich nur auftreiben konnte, zu verstärken bemüht war. Indem ich ihr Liebe zu ihrem Garten, zu ihrem Hofe, zu ihren Tauben und Kühen einflößte, gewann ich das alles selbst

lieb, und diese kleinen Beschäftigungen, die meine Tage ausfüllten, ohne meine Ruhe zu unterbrechen, hatten einen vorteilhafteren Einfluß als die Milchkur und alle übrigen Arzneien auf die Erhaltung meiner armseligen Maschine und auf ihre Wiederherstellung, soviel sich diese tun ließ.

Die Weinlese und das Einsammeln der Früchte gaben uns für den Rest des Jahres zu schaffen, und mitten unter guten Menschen, von denen wir umgeben waren, gewannen wir mehr und mehr das ländliche Leben lieb. Dem Winter sahen wir mit großer Betrübnis entgegen und wir kehrten in die Stadt zurück, als wären wir in die Verbannung gezogen. Zumal ich, der ich den Frühling zu erleben zweifelte, glaubte auf ewig dem lieben Charmettes Gute Nacht zu sagen. Ich ging nicht weg, ohne den Boden und die Bäume zu küssen und oft auf meinem Wege zurückzusehen. Da ich schon seit langer Zeit meine Schüler aufgegeben und allen Geschmack an den Freuden und Gesellschaften der Stadt verloren hatte, so ging ich gar nicht aus und sah niemanden als Mama und Herrn Salomon, der seit kurzem ihr Arzt und auch der meinige geworden war. Er war ein Mann von gutem Kopf und Charakter, ein großer Cartesianer, der von dem System der Welt sehr gut sprach und dessen angenehme und unterrichtenden Gespräche mir mehr halfen als seine Rezepte. Die Neigung, die ich für ihn gewann, erstreckte sich auch auf die Gegenstände, mit denen er sich beschäftigte, und ich fing an, nach Büchern zu suchen, die mich in den Stand setzten, ihn besser zu verstehen. Mit der Zeit sah ich, meines Zustandes ungeachtet oder vielmehr eben durch meinen Zustand, mich in das Studieren mit unwiderstehlicher Gewalt hineingerissen, und während ich jeden Tag als den letzten meines Lebens betrachtete, studierte ich mit einem solchen Eifer, als hätte ich unaufhörlich leben sollen. Man sagte mir, dies sei mir nicht zuträglich, ich glaube für mein Teil, daß es mir sehr zuträglich war und nicht bloß für meinen Geist, sondern auch für meinen Körper; denn dieser Fleiß, der mir zu einer solchen Herzensangelegenheit geworden war, wurde mir so angenehm, daß ich meine Leiden weniger empfand, indem ich weniger an sie dachte. So gewöhnte ich mich, die Mattigkeit und den Mangel an Schlaf zu ertragen, zu denken, an-

statt zu handeln, und endlich die allmähliche und langsame Abnahme meines Körpers als eine unvermeidliche Notwendigkeit anzusehen, die der Tod allein heben konnte.

Diese Meinung riß mich nicht nur von allen eitlen Sorgen des Lebens los, sondern sie befreite mich auch von der Beschwerde des Arzeneieinnehmens, womit man mich so lange wider meinen Willen gequält hatte. Ich verließ die ängstliche Diät und begann wieder die Lebensart eines gesunden Menschen, soweit meine Kräfte es erlaubten, zu führen. Ich ging sogar wieder aus und besuchte meine alten Bekannten, vorzüglich Herrn von Conzie, dessen Umgang mir sehr gefiel. Mit einem Wort: es sei nun, daß ich es für gut hielt, bis zum letzten Augenblick meines Lebens zu lernen, oder daß ein Überrest von Hoffnung, zu leben, sich im Grunde meiner Seele erhalten hatte, ich fühlte mich, statt daß die Erwartung des Todes mich von der Neigung zu den Wissenschaften hätte abhalten sollen, so sehr durch diese zu ihnen hingetrieben, daß ich mich anstrengte, einen kleinen Schatz für die andere Welt zu sammeln, gerade als wenn ich geglaubt hätte, dort nichts zu besitzen als was ich mitbrächte. Der Laden eines Buchhändlers namens Bouchard, wo sich dann und wann einige Gelehrten einfanden, ward mir ein Lieblingsaufenthalt, und als der Frühling, den ich nicht geglaubt hatte wiederzusehen, herankam, so versah ich mich mit einigen Büchern für mein Leben zu Charmettes, im Falle, daß ich so glücklich wäre, wieder dahin zu kommen.

Ich hatte dies Glück und benutzte es so gut als nur möglich. Die Freude, mit der ich die ersten Knospen sah, ist nicht auszudrücken. Den Frühling wiedersehen hieß bei mir im Paradiese auferstehen. Kaum fing der Schnee zu schmelzen an, als wir unseren Kerker verließen, und wir waren früh genug zu Charmettes, um das erste Lied der Nachtigall zu hören. Von dem Augenblick an glaubte ich nicht mehr zu sterben, und es ist in der Tat wahr, daß ich auf dem Lande nie eine heftige Krankheit ausgestanden habe. Ich habe viel auf dem Lande gelitten, aber ich bin nie bettlägerig gewesen. Oft, wenn ich mich schlimmer als gewöhnlich fühlte, habe ich gesagt: „Wenn Ihr mich im Begriff zu

sterben seht, so tragt mich in den Schatten einer Eiche, und ich verspreche euch, ich komme davon."

Ich erwähnte schon, daß ich Bücher mitgenommen hatte. Ich machte auch Gebrauch davon, aber weniger um mich zu unterrichten als vielmehr mich zu überlasten. Die falschen Begriffe, die ich von den Dingen hatte, überredeten mich, daß, um ein Buch mit Nutzen zu lesen, man alle die Kenntnisse haben müsse, die es voraussetzte, ohne daß ich daran dachte, der Schriftsteller habe sie oft selbst nicht gehabt und sie aus anderen Büchern, je nachdem er ihrer bedurfte, geschöpft. Durch diese törichte Meinung wurde ich jeden Augenblick im Lesen aufgehalten, weil ich mich genötigt sah, von einem Buche zum anderen zu laufen, und bisweilen hätte ich ganze Bibliotheken erschöpfen müssen, noch ehe ich die zehnte Seite des Buches, das ich eigentlich lesen wollte, erreichte. Indessen hielt ich mich so fest an diese ausschweifende Methode, daß ich unendlich viele Zeit dabei verlor und mir beinahe den Kopf so verwirrt hatte, daß ich gar nichts mehr behalten konnte. Glücklicherweise sah ich es ein, daß ich eine falsche Bahn betreten hätte, daß sie mich in ein unermeßliches Labyrinth führte, und ich verließ sie, bevor ich mich ganz verirrt hatte.

Wenn man erst ein wenig Geschmack an den Wissenschaften gefunden hat, so ist das erste, was man gewahr wird, ihr genauer Zusammenhang untereinander, wodurch sie sich wechselseitig vereinen, unterstützen und aufklären, so daß eine ohne die andere nicht bestehen kann. Obgleich der menschliche Geist nicht hinreicht, sie alle zu fassen, und sich daher immer eine als die vornehmste vor allen übrigen auswählen muß, so findet man doch überall in der seinigen Dunkelheiten, wenn man nicht einen Begriff von den übrigen hat. Anstatt aber wie zuvor den ganzen Umfang der Wissenschaften mir vorzunehmen und in seinen verschiedenen Ästen zu verfolgen, so sah ich ein, daß ich gerade das Gegenteil tun müßte: eine von der anderen abgesondert vor mich zu nehmen und jede einzelne bis auf den Punkt zu verfolgen, wo sie sich miteinander vereinigen. Das Nachdenken ersetzte mir die Stelle der Kenntnisse und eine natürliche Überlegung half mir, sicher zu gehen. Da ich nicht wußte, wann

mein Schicksal oder der Tod meinen Eifer unterbrechen würde, so wollte ich auf jeden Fall mir Begriffe von allem verschaffen, sowohl um meine natürlichen Fähigkeiten zu prüfen, als auch selbst beurteilen zu können, welches Fach vornehmlich meines Fleißes wert sei.

Ich muß wohl nicht zum Studieren geboren sein, denn eine fortgesetzte Anstrengung ermüdet mich so sehr, daß ich nicht imstande bin, mich eine halbe Stunde hintereinander mit einerlei Gegenstand zu beschäftigen, zumal wenn ich den Ideen eines anderen folgen muß. Wenn ich etliche Seiten hindurch einen Schriftsteller, den man mit Aufmerksamkeit lesen muß, verfolgt habe, so versagt mein Geist und verliert sich in Nebeln. Folgen aber verschiedene Gegenstände, sogar ohne Zwischenraum aufeinander, so erhole ich mich bei dem einen von dem andern und selbst ohne der Ruhe zu bedürfen folge ich ihnen leichter. Diese Bemerkung benützte ich bei dem Plan meines Studierens und nun wechselte ich so oft ab, daß ich mich den ganzen Tag beschäftigte, ohne zu ermüden. Allerdings, die ländlichen und häuslichen Mühewaltungen unterbrachen mich oft sehr heilsam. Je mehr aber mein Eifer wuchs, desto mehr fand ich auch das Mittel, ihnen einige Zeit für die Wissenschaften abzubrechen und mich mit zwei Dingen zugleich zu beschäftigen, ohne daran zu denken, daß eine von beiden schlecht geschah.

Hier erinnere ich mich mit großem Vergnügen aller der verschiedenen Versuche, meine Zeit so zu verteilen, daß ich zugleich so viel Annehmlichkeiten und Nutzen genoß, als möglich war, und ich darf sagen, daß diese Zeit, die ich in der Einsamkeit und fortwährend kränklich zubrachte, diejenige in meinem Leben war, wo ich die wenigste Muße und Langeweile hatte. Zwei bis drei Monate verfloßen auf die Art, daß ich die Neigungen meines Geistes erforschte. In der schönsten Jahreszeit, in einer bezaubernden Gegend genoß ich die Reize des Lebens, deren Wert ich jetzt richtig schätzte, die Freuden einer freien und angenehmen Gesellschaft, wenn man eine so vollkommene Vereinigung Gesellschaft nennen kann, und die Annehmlichkeiten der Wissenschaften, die ich mir zu eigen machen wollte. Es war mir so, als hätte ich sie schon besessen, oder vielmehr es war mir noch besser als

Besitz, weil das Vergnügen des Lernens einen großen Anteil an meinem Glücke hatte.

Ich stand alle Morgen vor Sonnenaufgang auf und erstieg durch ein nahes Gesträuch einen angenehmen Weg, der über den Weinbergen ging und längs der Berge bis Chambery führte. Hier betete ich im Gehen, nicht bloß mit einem leeren Stammeln der Lippen, sondern mit einer wahren Erhebung des Herzens zu dem Schöpfer dieser schönen Natur, deren Reize vor meinen Augen ausgebreitet lagen. Nie habe ich gerne in meinem Zimmer beten mögen; es ist mir, als wenn die Mauern und alle die kleinen Menschenwerke sich zwischen Gott und mich stellten. Ich betrachte ihn gern in seinen Werken, während mein Herz sich zu ihm erhebt. Von meinem Spaziergang kehrte ich durch einen weiten Umweg zurück und betrachtete mit Teilnahme und Lust die ländlichen Gegenstände, die mich umgaben, die einzigen, an denen sich Auge und Herz nie sättigen kann. Dann spähte ich von weitem, ob Mama schon auf wäre; wenn ich ihre Fensterläden geöffnet fand, so sprang ich vor Freuden und lief zu ihr. Fand ich sie noch geschlossen, so ging ich in den Garten und wartete auf ihr Erwachen, während ich mich entweder mit der Wiederholung dessen, was ich den Tag zuvor gelernt hatte, oder mit Gartenarbeiten beschäftigte. Die Fensterläden gingen auf, ich eilte, sie im Bette, zuweilen noch halb im Schlaf zu umarmen, und diese reine aber zärtliche Umarmung erhielt durch ihre Unschuld selbst einen Reiz, der nie mit sinnlicher Wollust vereint ist.

Wir frühstückten gewöhnlich Kaffee mit Milch. Dies war die ruhigste Zeit des Tages für uns, wo wir am meisten nach unserem Belieben schwatzten. Diese Augenblicke, die meistens sehr verlängert wurden, haben mir eine lebhafte Vorliebe für das Frühstück zurückgelassen, und ich ziehe die Gewohnheit in England und in der Schweiz, wo das Frühstück ein ordentliches Fest ist, bei dem sich alles einfindet, unendlich dem Gebrauch in Frankreich vor, wo jeder auf seinem Zimmer allein und oft wohl gar nicht frühstückt. Nach einem ein- oder auch wohl zweistündigen Geplauder ging ich an meine Bücher bis Mittag. Ich fing mit philosophischen Büchern an, so mit der Logik von Port-Royal, mit Lockes

Versuch, mit Leibniz, Descartes usw. Indem ich einen Schriftsteller las, machte ich mir das Gesetz, seine Ideen anzunehmen und ihnen der Reihe nach zu folgen, ohne irgend etwas Fremdes oder Eigenes damit zu vermischen oder mich in Gedanken mit ihm zu streiten. Ich sagte zu mir selbst: Wohlan, ich will mir ein Magazin von Ideen anlegen, sie mögen wahr oder falsch sein, wenn sie nur klar und bestimmt sind; es wird die Zeit kommen, wo ich ihrer genug habe, um sie in meinem Kopfe zu vergleichen und das bessere zu wählen. Diese Methode hat ihre Unbequemlichkeiten, ich weiß es, aber sie hat mir zu meiner Aufklärung vortreffliche Dienste getan. Nach Ablauf etlicher Jahre hatte ich fast nichts gedacht, als was andere mir vorgedacht hatten, ohne darüber nachzudenken, wenn ich so sagen darf, und beinah ohne meine eigene Vernunft dabei zu gebrauchen, aber nun hatte ich mir auch einen hinlänglichen Schatz erworben, um mir selbst genug zu sein und ohne die Hilfe eines anderen zu denken. Nachher, als Reisen und Geschäfte mir die Mittel, Bücher nachzuschlagen, raubten, beschäftigte ich mich damit, über das, was ich gelesen hatte, die Musterung zu halten, es miteinander zu vergleichen, jedes Ding nach der Wage der Vernunft zu untersuchen und dann und wann über meine Lehrer zu richten.

Nächst diesem trieb ich die Anfangsgründe der Geometrie, und weiter bin ich niemals gekommen, weil ich mir's in den Kopf gesetzt hatte, meinem schlechten Gedächtnis damit zu trotzen, daß ich immer wieder von vorne anfing. Hierauf folgte die Algebra, beides unter Pater Lamis Anleitung. Als ich ein wenig weiter kam, nahm ich die Wissenschaft des Calcul von Pater Reynaud zur Hand, dann seine Demonstrierte Analysis, welche ich bloß obenhin durchlief. Ich bin nie weit genug gekommen, um die Anwendung der Algebra auf die Geometrie zu verstehen. Wohl fand ich Geschmack an der Algebra, weil sie nur allgemeine Größen betrachtet, sobald sie aber auf Raumgrößen angewendet wird, wollte ich die Operationen in Linien dargestellt sehen, sonst begriff ich gar nichts davon.

Hierauf folgte das Latein. Dies Studium wurde mir am sauersten und ich kam nie recht weit damit. Doch lernte

ich die Natur der Konstruktionen hinlänglich, um mit Hilfe eines Wörterbuchs einen leichten Autor zu verstehen. Auf diesem Wege fuhr ich fort und befand mich wohl dabei. Durch die Zeit und viele Übung kam ich so weit, daß ich die lateinischen Schriftsteller mit hinlänglicher Leichtigkeit lese, allein zum Sprechen und Schreiben habe ich es in dieser Sprache nie bringen können. Da ich indessen doch wünschte, die Harmonie der Sprache in der Prosa und in Versen empfinden zu können, so habe ich mir auch dies sehr sauer werden lassen, allein ich bin überzeugt, daß es ohne Anweisung fast unmöglich ist. Jedenfalls kostet es eine unglaubliche Mühe, und ich weiß das besser als irgend ein anderer.

Gegen Mittag verließ ich meine Bücher, und wenn das Essen noch nicht fertig war, so besuchte ich meine Freunde, die Tauben, oder arbeitete bis zur Tischzeit im Garten. Wenn ich mich rufen hörte, so war ich dann gar sehr zufrieden und lief mit einem trefflichen Appetit der Schüssel zu, denn das muß ich noch anmerken, daß, so krank ich auch sein mag, es mir nie am Hunger gefehlt hat. Wir speisten mit vielem Vergnügen und schwatzten von unseren Angelegenheiten solange, bis Mama, die sich immer an den Speisegeruch erst gewöhnen mußte, auch gegessen hatte. Zwei- oder dreimal in der Woche, wenn es schön Wetter war, tranken wir unseren Kaffee hinter dem Hause in einer kühlen, schattigen Laube, um die ich Hopfen gepflanzt hatte, der uns die Zeit der Hitze über gute Dienste tat. Dort brachten wir etwa ein Stündchen zu, indem wir zugleich unsere Früchte und Blumen besahen und uns über unsere Lebensart unterhielten, was denn die Annehmlichkeit derselben noch sehr erhöhte. Ich hatte noch eine kleine Familie am Ende des Gartens, das waren Bienen. Selten verfehlte ich, mit Mama ihnen unsern Besuch zu machen, ich fand großen Gefallen an ihrer Arbeit, freute mich, sie mit Beute beladen zurückkommen zu sehen und ihre kleinen Beine bisweilen so belastet zu finden, daß sie nicht gehen konnten. Die ersten Tage machte meine Neugierde mich unvorsichtig und sie stachen mich zwei- oder dreimal, aber in der Folge wurden wir so bekannt miteinander, daß sie mich ruhig ließen, ich mochte ihnen noch so nahe kommen

und ihre Körbe mochten zur Zeit des Schwärmens noch so voll sein.

Nun kehrte ich zu meinen Büchern zurück. Aber meine Nachmittagsbeschäftigung verdiente weniger den Namen der Arbeit und des Studierens als der Erholung und des Zeitvertreibs. Ich habe niemals den Fleiß auf dem Zimmer nach dem Essen ertragen können, und überhaupt wird mir jede Anstrengung während der Hitze sauer. Ich beschäftigte mich indessen doch, aber ohne Zwang und ohne Regel. Ich las, ohne zu studieren. Worauf ich mich dann am meisten legte, war die Geschichte und Geographie, und da diese keine Spannung des Geistes erforderten, so kam ich darin so weit, als es mein schwaches Gedächtnis zulassen wollte. Ich würde selbst an der Astronomie Geschmack gefunden haben, wenn ich Instrumente gehabt hätte, allein ich mußte mich mit einigen Grundsätzen, die ich aus Büchern entlehnen konnte, begnügen und mit einigen unvollkommenen Beobachtungen, die ich durch ein Perspektiv machte, um doch die Gestalt des Himmels im allgemeinen kennen zu lernen; ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit einer Geschichte, über die ich oft habe lachen müssen. Ich hatte mir eine Himmelskarte gekauft, um die Sternbilder zu studieren. Ich hatte meine Karte in einen Rahmen gespannt und des Nachts, wenn der Himmel heiter war, ging ich in den Garten, pflanzte meinen Rahmen auf vier Pfähle, die so hoch waren als ich, so daß die Karte nach unten gekehrt lag; um sie nun zu erleuchten, ohne daß der Wind mir das Licht auslöschte, stellte ich es in einen Eimer auf die Erde zwischen den Pfählen, und dann sah ich bald mit den Augen auf die Karte, bald mit dem Perspektiv nach dem Himmel, um die Konstellationen mir einzuprägen. Mich dünkt, ich habe erwähnt, daß der Garten des Herrn Noiret am Abhang eines Berges lag, so daß man ihn vom Wege aus ganz übersehen konnte. Eines Abends erblickten mich einige Bauern, die spät noch vorbeigingen, mit meiner grotesken Zurüstung so beschäftigt. Der Glanz auf meiner Karte, dessen Ursache sie nicht einsahen, weil das Licht ihnen durch die Wände des Eimers versteckt war, die vier Pfähle, das große Papier, auf dem Figuren standen, der Rahmen und das Spiel meines

Perspektivs, das bald erschien, bald verschwand, gab der ganzen Sache ein schauderhaftes Aussehen und setzte sie in die äußerste Bestürzung. Mein Anzug war nicht gemacht, sie zu beruhigen. Ein über meine Schlafmütze heruntergeschlagener Hut und ein wattiertes Frauenmäntelchen von Mama, das sie mir aufgedrungen hatte, gaben ihnen das wahre Bild eines Zauberers, und da es beinahe Mitternacht war, so zweifelten sie keinen Augenblick, daß dies der Anfang des Hexentanzes sei. Die Neugierde, mehr davon zu sehen, verging ihnen, sie entflohen in der größten Angst ihres Herzens, weckten ihre Nachbarn, um ihnen ihr Gesicht zu erzählen und schon am folgenden Tage wußte die ganze Nachbarschaft, daß im Garten des Herrn Noiret Teufelsbeschwörungen getrieben würden. Ich weiß nicht, was dies Gerücht schließlich für eine Folge gehabt hätte, wenn nicht einer von den Bauern, die meine Zauberei angesehen hatten, noch den nämlichen Tag bei zwei Jesuiten darüber geklagt hätte. Diese besuchten uns, und ohne zu wissen, was es eigentlich gegeben hätte, beruhigten sie die Bauern schon im voraus. Nachher erzählten sie uns die Geschichte, ich erklärte ihnen den Zusammenhang der Sache und wir lachten herzlich darüber.

Dies war meine Lebensart in Charmettes, wenn ich nicht irgend eine ländliche Beschäftigung hatte; denn diese hatten jederzeit bei mir den Vorzug, und bei denen, die meine Kräfte nicht überstiegen, arbeitete ich wie ein Bauer; es ist freilich auch wahr, daß meine außerordentliche Schwäche mir nicht viel mehr als das Verdienst des guten Willens ließ. Überdies wollte ich zwei Arbeiten zugleich tun und deswegen tat ich keine recht. Ich hatte mir in den Kopf gesetzt, mein Gedächtnis zu stärken, ich wollte mit Gewalt viel auswendig können. In dieser Absicht trug ich beständig etliche Bücher bei mir, die ich sehr fleißig studierte und mitten unter der Arbeit überdachte. Ich begreife nicht, daß die Hartnäckigkeit dieser eitlen und ununterbrochenen Anstrengung mich nicht mit der Zeit ganz dumm gemacht hat. Ich habe wohl zwanzigmal die Eklogen des Virgil gelernt und wieder gelernt, und weiß kein Wort

davon. Ich verlor eine Menge Bücher und verstreute Teile davon, weil ich die Gewohnheit hatte, überall, auf das Taubenhaus, in den Garten, auf die Wiesen, in die Weinberge welche mit mir zu schleppen. War ich dann beschäftigt, so legte ich mein Buch am Fuß eines Baumes oder auf eine Hecke nieder, überall vergaß ich, es wieder wegzunehmen, und oft fand ich es vierzehn Tage nachher, verfault oder von Ameisen und Schnecken benagt, wieder. Diese Art, auswendig zu lernen, wurde bei mir zu einer Sucht, die mich ganz schwachköpfig machte, indem ich überall etwas zwischen den Zähnen zu murmeln hatte.

Ich möchte wissen, ob in dem Herzen anderer Menschen auch bisweilen solche Kinderstreiche vorgehen wie in dem meinigen. Mitten bei meinem Studieren und bei einem so unschuldigen Leben, als man es nur führen kann, beunruhigte mich die Furcht vor der Hölle gar oft. Ich fragte mich selbst: In welchem Zustande befindest du dich? Wenn du in diesem Augenblick stürbest, würdest du verdammt sein? Meinen Jansenisten zufolge, deren Schriften ich las, war die Sache außer Zweifel, aber nach meinem Gewissen schien sie mir es keineswegs. Immer voll Besorgnis und in dieser grausamen Ungewißheit schwebend, nahm ich, um mich davon zu befreien, zu den allerlächerlichsten Hilfsmitteln meine Zuflucht, wegen deren ich gewiß einen anderen, wenn ich ihn eben das tun sähe, einsperren würde. Als ich einst über diesen traurigen Gegenstand nachdachte, so übte ich mich völlig mechanisch, mit Steinen nach den Stämmen der Bäume zu werfen, und zwar mit meiner gewöhnlichen Geschicklichkeit, das heißt, ohne fast einen einzigen zu treffen. Mitten in dieser schönen Übung fiel es mir ein, daraus eine Art von Vorbedeutung zu machen, um die Unruhe meines Herzens zu stillen. Ich sagte zu mir selbst: Ich will nach dem Baume werfen, der mir gegenüber steht; treffe ich ihn, so ist das ein Zeichen der Seligkeit, fehle ich ihn, so werde ich verdammt. Indem ich dies sagte, warf ich meinen Stein mit zitternder Hand unter dem heftigsten Herzklopfen, aber so glücklich, daß er gerade die Mitte des Stammes traf; was in der Tat nicht schwer war, denn ich hatte mir ihn dick und nahe genug ausgesucht. Von der Zeit an zweifelte ich

weiter nicht an meiner Seligkeit. Ich weiß nicht, indem ich mich dieses Zugs erinnere, ob ich über mich selber lachen oder seufzen soll.

Mein Herz, das gleichsam noch neu war, überließ sich nun allem mit der Freude eines Kindes, oder vielmehr, ich wage es zu sagen, mit der Wollust eines Engels; denn in der Tat, ein solcher ruhiger Genuß hat die Reize des Paradieses. Ein Mittagessen auf dem Rasen, ein Abendbrot in der Laube, das Einsammeln des Obstes, die Weinlese, das Hanf- und Flachsbrechen am späten Abend mit unseren Leuten, alle diese Dinge waren für uns ebensoviel Feste, an denen Mama so großes Vergnügen als ich fand. Einsame Spaziergänge hatten einen noch größeren Reiz, weil sich dabei das Herz mit mehr Freiheit ergießt. Unter anderen machten wir einen, der in meiner Rückerinnerung Epoche bildet; es war am Sankt Ludwigstag, an Mamas Namensfest. Wir gingen beide allein nach der Messe, die uns ein Karmeliter bei Tagesanbruch in einer nahe beim Haus liegenden Kapelle gelesen hatte, aus. Ich hatte den Vorschlag getan, die uns gegenüberliegende Seite des Berges zu durchstreifen, die wir noch gar nicht besucht hatten. Unsere Lebensmittel hatten wir vorausgeschickt, denn wir waren willens, den ganzen Tag dem Spaziergang zu widmen. Mama, die zwar ein wenig rund und fett war, ging doch nicht schlecht zu Fuß, wir wanderten von Hügel zu Hügel, von Busch zu Busch, manchmal in der Sonne und oft im Schatten; von Zeit zu Zeit ruhten wir uns aus und vergaßen uns stundenlang; wir schwatzten von uns, von unserer Verbindung, von unserem glücklichen Leben und taten für seine Fortdauer Wünsche, die unerhört blieben. Alles schien sich zum Glück dieses Tages zu vereinen. Ein kühler Wind strich über die Blätter, die Luft war rein und am Himmel kein Wölkchen, es herrschte Heiterkeit am Horizont wie in unseren Herzen. Unser Mittagsmahl war bei einem Bauern bereitet, seine Familie teilte es mit uns und segnete uns dafür mit aufrichtigem Herzen. Diese armen Savoyardn sind so gar gute Leute! Nach Tisch suchten wir unter großen Bäumen Schatten, wo ich trockene Holzspäne zum Kaffeekochen suchte, während Mama im Ge-

büsch nach Kräutern ausging. Ein Einfall, der mir kam, verdrängte Blumen und Pflanzen. Die Stimmung des Gemüts, worin ich mich befand, alles was wir den Tag über gesagt und getan hatten, alle Gegenstände, die ich wahrgenommen, riefen mir die Art von Traum zurück, den ich wachend sieben oder acht Jahre vorher zu Annecy geträumt hatte und von dem ich an seinem Ort Rechenschaft abgelegt habe. Die Beziehung darauf war allzu auffallend, so daß ich bei dem Andenken daran bis zu Tränen gerührt wurde. In einem Übermaß der Rührung umarmte ich diese geliebte Freundin. „Mama, Mama," sagte ich zu ihr mit Heftigkeit, „dieser Tag war mir seit langer Zeit verheißen und nun verlange ich weiter nichts; mein Glück, dank sei es Ihnen, hat seinen Gipfel erreicht, möchte es nie wieder abwärts steigen! Möchte es so lange fortdauern, als ich Geschmack daran behalten werde; es würde nicht aufhören, als mit mir selber!"

So entflohen meine glücklichen Tage, die umso glücklicher waren, als ich nichts fühlte, was sie hätte trüben können, und in der Tat ihr Ende nicht eher als das meinige vorhersah. Die Quelle meiner Sorgen war zwar nicht ganz vertrocknet, aber ich sah sie einen anderen Lauf nehmen und ich lenkte sie nach meinen besten Kräften auf nützliche Gegenstände, damit sie ihre Heilung mit sich selber führen sollte. Mama liebte von Natur das Land, und diese Neigung erlosch nicht in meiner Gesellschaft. Nach und nach wurden ihr die ländlichen Beschäftigungen wichtig, sie mochte gern das Beackern der Felder anordnen und hatte darin Kenntnisse, die sie mit Vergnügen anwandte. Nicht zufrieden mit dem, was zum Hause gehörte, pachtete sie bald ein Feld, bald eine Wiese dazu. Kurz, indem sie ihren projektierenden Geist auf Gegenstände des Ackerbaus richteten, fing sie nun an, statt daß sie sonst müßig im Hause gesessen hatte, eine große Landwirtin zu werden. Ich sah es nicht gerne, daß sie sich so sehr ausbreitete, und widersetzte mich dem mit allen Kräften. Indessen wünschte ich herzlich, Kraft und Gesundheit genug zur Betreibung ihrer häuslichen Angelegenheiten zu erlangen, damit ich der Anführer ihrer Arbeiter oder vielmehr der Erste unter denselben sein könnte,

und natürlicherweise verursachte die Bewegung, die ich dabei hatte, indem sie mich oft von meinen Büchern abrief und mich hinderte, an meinen Zustand zu denken, daß dieser merklich sich besserte.

Den folgenden Winter kam Barillot aus Italien zurück 1737
und brachte mir etliche Bücher, unter anderen den Bontempi und die Cartella per Musica des Pater Banchieri, die mir Geschmack an der Geschichte der Musik und an den theoretischen Untersuchungen dieser schönen Kunst einflößten. Barillot blieb einige Zeit bei uns, und da ich seit etlichen Monaten majorenn war, so wurden wir eins, daß ich nach Genf gehen und mein Muttergut fordern sollte, oder wenigstens den Teil, der mir davon anheimfiel, solange bis man wüßte, was aus meinem Bruder geworden war. Dies ward ausgeführt, wie es beschlossen war. Ich ging nach Genf und mein Vater erschien ebenfalls daselbst. Ich fürchtete, man würde mir meines Religionswechsels wegen Schwierigkeiten machen, aber man tat es nicht. Das Meinige wurde mir nicht streitig gemacht, aber es fand sich, ich weiß nicht, wie es zuging, daß es nur sehr geringfügig war. Ob man gleich fast gewiß war, daß mein Bruder tot war, so fehlte es doch an gerichtlichen Beweisen. Sobald die Formalitäten vorüber waren und ich mein Geld hatte, legte ich einen Teil desselben in Büchern an und flog, den Überrest Mama zu Füßen zu legen. Das Herz schlug mir unterwegs, und der Augenblick, da ich ihr das Geld auslieferte, war mir tausendmal lieber als der, da ich es ausgezahlt bekam. Sie nahm es mit der Unbefangenheit an, die guten Seelen in solchen Fällen keinen Zwang kostet, weil sie nichts Außerordentliches darin finden. Das Geld wurde mit der gleichen Unbefangenheit größtenteils zu meinem Besten angelegt, und sie würde ebendas getan haben, wenn sie eine andere Einnahme gehabt hätte.

Unterdessen erfolgte nicht eine vollkommene Wiederherstellung meiner Gesundheit, ich nahm vielmehr zusehends ab. Ich war blaß wie ein Toter und mager wie ein Gerippe. Das Schlagen meiner Pulsadern war erschrecklich, das Herzklopfen häufiger, ich war beständig be-

klemmt und meine Schwäche nahm so zu, daß es mir sauer wurde, mich zu bewegen. Allerdings hatte an dem allem die Melancholie ihren Anteil; Melancholie ist die Krankheit der Glücklichen und es war die meinige. Die Tränen, die ich oft ohne Grund zu weinen vergoß, der heftige Schreck über das Geräusch eines Blattes oder eines Vogels, die wechselnden Launen bei der größten Ruhe des Lebens, alles dies zeugte von jenem Überdruß am Wohlsein, das sozusagen die Empfindlichkeit überempfindlich macht. Um vollends das Übel ärger zu machen, hatte ich hier und da etwas über Physiologie gelesen und die Anatomie zu studieren angefangen. Ich bin überzeugt, daß, wäre ich nicht krank gewesen, ich es durch dies unglückliche Studium geworden wäre. Da ich in jeglicher Krankheit Symptome der meinigen fand, so glaubte ich sie alle zu haben, und darüber fiel ich in die allergefährlichste, von der ich eben mich zu befreien geglaubt hatte, nämlich die Meinung, mich kurieren zu können. Da ich überall nachforschte, dachte und verglich, so bildete ich mir endlich ein, daß die Grundursache meiner ganzen Krankheit ein Polyp am Herzen wäre, und Herr Salomon selbst stutzte, als ich es ihm sagte. Ich strengte alle meine Geisteskräfte an, zu erforschen, wie man einen Herzpolypen kurieren könnte, und war willens, diese Wunderkur zu unternehmen. Auf einer Reise, die Anet nach Montpellier gemacht hatte, den botanischen Garten und dessen Aufseher, Herrn Sauvages zu sehen, hatte man ihm erzählt, daß Herr Fizes einen solchen Polypen geheilt hätte. Mama erinnerte sich dessen und sprach mit mir darüber. Mehr bedurfte es nicht, mich zu bewegen, daß ich Herrn Fizes konsultieren wollte. Die Hoffnung auf Heilung gab mir wieder Mut und Kräfte, die Reise zu unternehmen. Mein Genfer Geld setzte mich in den Stand, es zu tun. Mama, anstatt mich davon abzuhalten, redete mir zu, und so war ich auf dem Wege nach Montpellier.

Soweit hatte ich freilich nicht nötig zu reisen, um einen Arzt zu finden. Da mich das Reiten zu sehr ermüdete, so hatte ich mir in Grenoble einen Wagen genommen. Zu Moirans kamen fünf oder sechs andere Wagen hinter dem meinigen. Dieses Zusammentreffen gab ein seltsames Aben-

teuer. Der größte Teil dieser Wagen war die Begleitung einer neuvermählten Dame, namens Frau von Colombier. Bei dieser befand sich auch eine gewisse Frau von Larnage, die weder so jung noch so schön als Frau von Colombier, aber ebenso liebenswürdig war und die von Romans, wo jene blieb, ihre Reise bis nach dem Schlosse Saint Andiol nahe bei Pont Saint Esprit fortsetzte. Bei der Blödigkeit, die man an mir gewohnt ist, wird man erwarten, daß eine Bekanntschaft mit so vornehmen Damen und ihrem Gefolge nicht so bald gemacht sein würde; allein, da wir einerlei Weg hatten, in einerlei Wirtshäusern abstiegen und ich, wenn ich nicht für einen ungehobelten Bären gehalten sein wollte, mich mit ihnen an einer Tafel einfinden mußte, so mußte die Bekanntschaft schließlich doch gemacht sein. Die Neugierde macht die schalkhaften Frauenzimmer so gefällig, daß sie, um einen Mann kennen zu lernen, damit anfangen, ihm den Kopf zu verrücken. Eben das widerfuhr auch mir. Frau von Larnage nahm mich aufs Korn, und nun Gute Nacht, armer Jean Jacques, oder vielmehr, Gute Nacht, Fieber, Hypochondrie und Polyp! Alles verschwand in ihrer Nähe, ein wenig Herzklopfen ausgenommen, das sie mir nicht vertreiben wollte. Meine schlechte Gesundheit gab die erste Gelegenheit zu unserer Bekanntschaft. Man sah mir an, daß ich krank war, man wußte, daß ich nach Montpellier reiste, man ließ sich des Morgens nach meinem Befinden erkundigen, die Damen ließen mich bitten, Schokolade mit ihnen zu trinken, sie erkundigten sich, wie ich die Nacht geschlafen hätte. Sie fingen an, mich auszuforschen und ich hörte, daß Frau von Colombier zu ihrer Freundin sagte: „Es fehlt ihm an Welt, er ist aber liebenswürdig." Dies Wort machte mich dreister und bewirkte, daß ich es wurde. Bei näherer Bekanntschaft mußte ich von mir sprechen, mußte sagen, wer ich wäre und wo ich herkäme. Dies setzte mich in Verlegenheit und ich weiß nicht, wie mir die Torheit einfiel, mich für einen Engländer auszugeben. Ich sagte, ich sei ein Jakobit und hieße Dudding, und man nannte mich fortan Herrn Dudding. Glücklicherweise fragte man mich nicht nach der englischen Sprache, denn ich wußte kein Wort von ihr.

Die ganze Gesellschaft hatte Gefallen aneinander und sah mit Bedauern dem Augenblick der Trennung entgegen. Wir machten Tagereisen wie die Schnecken. Frau von Larnage bemühte sich zusehends um mich und erwies mir so viele Gefälligkeiten, daß ich, weit entfernt, sie auf meine Person zu beziehen, vielmehr glaubte, sie machte sich über mich lustig. In dieser Meinung beging ich jede Art von Torheit. Frau von Larnage hielt aus; sie machte mir so viele Schmeicheleien und sagte mir so viele zärtliche Sachen, daß ein viel kleinerer Tor Mühe gehabt hätte, das alles für Ernst aufzunehmen. Je mehr sie es tat, desto mehr bestärkte sie mich in meiner Meinung, und was mich am meisten ängstigte, war, daß ich ganz treuherzig anfing, in sie verliebt zu werden. Ich sagte zu mir selbst und zu ihr mit tiefen Seufzern: „Ach, daß dies alles nicht wahr ist; ich wäre der Glücklichste aller Menschen!" Meine Schülereinfalt, glaube ich, erregte ihre Phantasie noch mehr und sie wollte um so weniger einen Schritt zurücktun. Zu Romans hatten wir Frau von Colombier mit ihrem Gefolge verlassen. Wir setzten unseren Weg so langsam und so vergnügt als möglich fort, Frau von Larnage, der Marquis von Torrignan und ich. Der Marquis, ob er gleich krank und verdrießlich war, war ein ganz guter Mann, der indessen doch auch nicht mit einem Stück Brot vorlieb nehmen wollte, wo er Braten witterte. Frau von Larnage verbarg ihre Neigung zu mir so wenig, daß er eher als ich sie bemerkte, und seine boshaften Spöttereien hätten mich wenigstens sicher machen sollen, wenn es schon die Güte der Dame selbst nicht vermochte.

Endlich glückte es ihr, sich verständlich zu machen, und es gelang ihr nicht ohne Mühe. Zu Valences waren wir gegen Mittag angekommen und nach unserer löblichen Weise blieben wir den Tag über dort. Wir waren vor der Stadt in St. Jacques abgestiegen; zeitlebens werde ich mich des Gasthofs und des Zimmers der Frau von Larnage erinnern. Nach Tisch wollte sie spazieren gehen, sie wußte, daß der Marquis nicht gut zu Fuße war, und dies war das Mittel, mit mir unter vier Augen zu sein, von dem sie beschlossen hatte, Gebrauch zu machen. Es war freilich keine Zeit mehr zu verlieren, wenn noch welche zu benutzen übrig bleiben

sollte. Wir gingen längs der Gräben um die Stadt. Hier erhob ich weitläufige Klagen über meinen Zustand, worauf sie in einem so zärtlichen Tone antwortete und dabei meinen Arm, den sie genommen hatte, so fest an ihr Herz drückte, daß eine Dummheit, wie die meine dazu gehörte, um nicht die Probe zu wagen, ob sie die Wahrheit spreche. Die Furcht aber, zu beleidigen oder zu mißfallen, und noch mehr die Angst, ausgelacht, verspottet und aufgezogen zu werden, hielten mich so sehr zurück, daß ich über meine törichte Schamhaftigkeit selbst unwillig war und sie doch nicht überwinden konnte, trotzdem ich sie selber mir vorwarf. Ich war wie auf der Folter, ich hatte bereits meine Klagelieder eingestellt, weil ich ihre Unschicklichkeit auf einem so schönen Spaziergang fühlte, und wußte nicht mehr, wie ich mich benehmen oder was ich sagen sollte. Zum Glück wählte Frau von Larnage einen menschenfreundlichen Ausweg. Sie unterbrach ohne alle Vorbereitung das Stillschweigen, indem sie einen Arm um meinen Hals schlang und mit ihrem Munde auf dem meinigen zu deutlich sprach, als daß ich länger im Mißverständnis bleiben konnte. Die Krisis konnte nicht zur gelegeneren Zeit kommen. Ich wurde liebenswürdig und nun war es auch Zeit; sie hatte mir das Zutrauen eingeflößt, dessen Mangel mich fast immer behindert hat, ich selbst zu sein; nun wurde ich's. Nie haben meine Augen, meine Sinne, mein Herz, mein Mund so gut geredet, nie habe ich mein Unrecht so völlig vergütet, und wenn diese kleine Eroberung der Frau von Larnage einige Mühe gekostet hat, so habe ich Grund zu glauben, daß es sie nicht wird gereut haben.

Wenn ich hundert Jahre alt werde, so werde ich mich nie ohne Vergnügen an diese reizende Frau erinnern. Ich nenne sie reizend, obschon sie weder schön noch jung war, aber sie war auch weder häßlich noch alt und sie hatte nichts in ihrer Gestalt, was ihren Verstand und ihre Anmut gehindert hätte, ihre Wirkung zu tun. Gerade im Gegensatz zu anderen Damen war ihr Gesicht am wenigsten blühend an ihr, und ich glaube, daß die Schminke es ihr verdorben hat. Sie hatte recht, ein wenig entgegenkommend zu sein; dies war das Mittel, ihren ganzen Wert geltend zu machen. Man

konnte sie sehen, ohne sie zu lieben, aber nicht sie besitzen, ohne sie anzubeten.

Unser Einverständnis entging dem Herrn Marquis keineswegs. Er stichelte indessen nicht gegen mich deswegen, sondern behandelte mich mehr als zuvor wie einen armen, verzweifelten Liebhaber, der ein Märtyrer an der Sprödigkeit der Dame seines Herzens ist. Ich würde ihn für hintergangen gehalten haben, wenn Frau von Larnage, die schärfer als ich sah, mir nicht gesagt hätte, er sei es nicht, sondern er handle nur als ein galanter Herr. Und in der Tat kann man nicht bescheidener und gefälliger sein als er es, selbst gegen mich, beständig war, seinen Scherz ausgenommen, den ich vornehmlich seit meiner Begünstigung fühlen mußte. Bisweilen erwiderte ich ihm, nicht ohne Glück, stolz, mit meinem Geiste bei Frau von Larnage Ehre einzulegen, den sie selbst mir erst geweckt hatte. Ich war gar nicht mehr derselbe Mensch. Wir reisten in einem herrlichen Lande, es war die trefflichste Jahreszeit. Dank der Fürsorge des Herrn Marquis lebten wir überall gut. Dieses köstliche Leben dauerte vier oder fünf Tage, während deren ich von der süßesten Wollust trunken war. Ich genoß diese rein, lebhaft und ohne irgend einen unangenehmen Gedanken; es war das erste und das einzige Mal, daß ich so die Lust gekostet habe, und ich kann sagen, ich bin es der Frau von Larnage schuldig, daß ich nicht gestorben bin, ohne erfahren zu haben, was Vergnügen ist.

Ich erinnere mich nicht mehr, wo uns der Marquis verließ, der in dieser Gegend zu Hause war, aber wir waren allein, als wir nach Montelimar kamen; und von da an setzte Frau von Larnage ihre Kammerjungfer in meinen Wagen und ich fuhr mit ihr in dem ihrigen. Ich kann versichern, daß uns auf diese Art die Zeit unterwegs nicht lange wurde, und ich wäre sehr verlegen gewesen, wenn ich hätte von der Beschaffenheit des Landes, durch das wir reisten, Rechenschaft ablegen sollen. In Montelimar hatte sie Geschäfte, die sie drei Tage dort aufhielten. Alle Tage gingen wir allein in der schönsten Gegend unter dem köstlichsten Himmel spazieren. Ach, diese drei Tage! ich habe sie mir so oft zurückgewünscht und ich habe niemals ähnliche wieder erlebt.

Liebeshändel auf Reisen sind von kurzer Dauer. Wir mußten uns trennen, und ich gestehe es, es war hohe Zeit. Nicht als wäre ich gesättigt gewesen oder nahe, es zu werden; ich hing mich jeden Tag herzlicher an sie, aber so billig die Dame auch war, so blieb mir doch nicht viel mehr als der gute Wille übrig. Wir verwandelten die Klage über unsere Trennung in Entwürfe zur Wiedervereinigung. Es wurde beschlossen, weil mir dieser Himmelsstrich wohl bekäme, so sollte ich dies benutzen und den Winter unter der Aufsicht der Frau von Larnage auf Saint Andiol zubringen. In Montpellier sollte ich nur fünf oder sechs Wochen bleiben, damit sie Zeit behielte, die Sache so anzuordnen, daß nicht darüber geschwatzt würde. Bis dahin wollten wir aneinander schreiben. Aus meinem Reisegerät schloß sie, daß ich nicht im Überfluß schwämme, und ob sie gleich selbst nicht reich war, so drang sie doch bei unserer Trennung so sehr darauf, ich sollte ihre in Grenoble reich gespickte Börse mit ihr teilen, daß ich Mühe hatte, dies von mir abzuwenden. Endlich verließ ich sie, das Herz voll von ihr, und ließ, wie mich dünkt, auch bei ihr eine wahre Zuneigung für mich zurück.

Ich endigte diese Reise damit, daß ich sie von Anfang an überdachte, und war vorderhand sehr zufrieden, einen bequemen Wagen zu haben, in dem ich nach Gefallen an das Vergnügen, das ich genossen hatte und das mich noch erwartete, denken konnte. Ich dachte an nichts als Saint Andiol und das reizende Leben, das ich dort finden würde. Ich sah nichts als Frau von Larnage und was mit ihr zusammenhing, der ganze Überrest des Weltalls war nichts für mich, selbst Mama hatte ich vergessen. Dies waren die Gegenstände meiner Träume von Pont Saint Esprit bis Remoulin. Hier, hatte man mir gesagt, müßte ich Pont du Gard sehen, und ich tat es. Nach einem Frühstück, das aus trefflichen Feigen bestand, nahm ich einen Wegweiser und ging nach Pont du Gard. Dies war das erste Römerwerk, das ich sah. Diesmal übertraf das Werk meine Erwartung, und das ist auch das einzige Mal in meinem Leben gewesen. Nur den Römern kam es zu, etwas

so Gewaltiges zu errichten. Der Anblick dieses einfachen und edlen Werkes machte einen um so stärkeren Eindruck auf mich, als es mitten in einer Einöde liegt, wo Stille und Einsamkeit den Gegenstand noch auffallender und die Bewunderung desto lebhafter machen; denn diese sogenannte Brücke ist nichts anderes als eine Wasserleitung. Ich lief durch alle drei Stockwerke dieses herrlichen Gebäudes, das ich beinahe aus Ehrfurcht nicht zu betreten wagte. Ich verlor mich wie ein Insekt in dieser Unermeßlichkeit und ich sagte zu mir selbst mit einem Seufzer: Warum ließ mich doch das Schicksal nicht ein Römer sein? So verharrte ich mehrere Stunden in einer entzückten Betrachtung. Zerstreut und nachdenklich kam ich von dort zurück, und dieser Zustand war nicht allzu günstig für Frau von Larnage. Sie hatte zwar dafür gesorgt, mich gegen die Mädchen von Montpellier zu wappnen, aber nicht gegen den Pont du Gard. Man kann seiner Lebtage nicht an alles denken.

Daß ich krank war, hatte ich auf meiner ganzen Reise vergessen und ich dachte nicht eher wieder daran, als bis ich zu Montpellier ankam. Meine Melancholie hatte sich zwar verloren, aber alle meine übrigen Beschwerden dauerten fort, und ob mich gleich die Gewohnheit weniger empfindlich machte, so waren sie doch hinlänglich, jemand, den sie mit einem Male befallen hätten, auf den Gedanken zu bringen, daß er sterben müsse. Da mein Zustand durchaus kein eingebildeter war, so mußte ich wohl wieder an ihn denken, sobald ich bei kaltem Blute war. Ich erinnerte mich daher im Ernst an den Rat der Frau von Larnage und an den Zweck meiner Reise. Ich holte mir also den Rat der berühmtesten Ärzte ein, sonderlich des Herrn Fizes, und aus überflüssiger Vorsicht begab ich mich bei einem Arzt in die Kost. Dieser war ein Irländer namens Fitz-Moris, der eine zahlreiche Gesellschaft von Studenten bei sich am Tische hatte, er übernahm es, die Verordnungen des Herrn Fizes zu besorgen und über meine Gesundheit zu wachen. In Ansehung der Diät verrichtete er sein Amt sehr gut. Man bekam keine Indigestionen bei seiner Kost, indessen verhungerte man auch nicht geradezu, und da alle die jungen Leute sehr aufgeräumt waren, so bekam mir in der Tat diese Lebensart

recht gut und verhinderte mich, in meine Niedergeschlagenheit zurückzufallen. Ich nahm des Morgens meine Medizin und trank, ich weiß nicht welches mineralische Wasser, ich schrieb an Frau von Larnage, des Mittags ging ich mit ein paar von unseren Studenten spazieren. Nach dem Essen zog ich mit ihnen vor die Stadt und versuchte das Mailspiel in ihrer Gesellschaft, so gut es mir gelingen wollte, dann vesperten wir in einem Wirtshaus vor der Stadt, und ich brauche nicht hinzuzusetzen, daß wir dabei sehr lustig waren. Herr Fitz-Moris, der ein Meister im Mailspiel war, präsidierte dabei, und ich muß gestehen, daß trotz des übeln Rufes, in welchem Studenten gewöhnlich sind, man selten so gute Sitten und so viel Gutmütigkeit finden konnte als unter diesen. Unter ihnen waren einige Irländer, von denen ich einige Worte englisch lernte, falls ich dies auf Saint Andiol sollte nötig haben; denn die Zeit, daß ich dahin gehen sollte, näherte sich. Frau von Larnage drang mit jedem Posttag darauf und ich rüstete mich, ihr zu gehorchen. Die Ärzte, die mich für einen eingebildeten Kranken hielten, behandelten mich als einen solchen, begnügten sich, mir Chinin, Mineralwasser und Molken zu verschreiben, und hatten keine andere Absicht, als mir das Geld auszuziehen, was denn ihr Stellvertreter in Saint Andiol ebensogut und auf eine für mich angenehmere Weise besorgen konnte. So reiste ich denn gegen Ende November nach einem Aufenthalt von sechs Wochen bis zwei Monaten von dort ab.

Innerlich voll Unzufriedenheit über meinen Entschluß, dachte ich immer ernstlicher darüber nach, je näher ich nach Pont Saint Esprit kam, das auf der Straße sowohl nach Saint Andiol als nach Chambery lag. Das Andenken an Mama und ihre Briefe, die freilich nicht so häufig als die der Frau von Larnage kamen, weckte in meinem Herzen Vorwürfe, die ich auf meiner Hinreise erstickt hatte. Auf dem Rückweg wurden sie so stark, daß sie der Liebe zum Vergnügen das Gleichgewicht hielten und mich in den Stand setzten, nur noch auf die Stimme der Vernunft zu hören. Offenbar konnte die Rolle des Abenteurers, die ich wieder anfangen wollte, diesmal unglücklicher ablaufen, die Familie der Frau von Larnage konnte mich mit Widerwillen auf-

nehmen und mir nicht gar zu artig begegnen. Ihre Tochter, an die ich, ohne es zu wollen, mehr dachte als nötig war, beunruhigte mich noch obendrein. Ich zitterte vor dem Gedanken, daß ich mich in sie verlieben könnte, und diese Furcht allein überwog die Hälfte meiner übrigen Gründe. Hierzu kamen noch Betrachtungen, die sich auf meinen Zustand bezogen, auf meine Pflichten, auf die gute Mama, die so edelmütig war, die Schulden hatte, die ich durch meine törichte Verschwendung noch mehr darein stürzte, die sich meinetwegen entblößte und die ich so niedrig betrog. Dieser Vorwurf wurde so lebhaft, daß er endlich das Übergewicht bekam. Als ich mich Saint Esprit näherte, faßte ich den Entschluß, an Saint Andiol vorüberzugehen. Ich führte ihn aus, freilich mit einigen Seufzern, ich muß es gestehen, aber auch mit der inneren Genugtuung, die ich das erstemal in meinem Leben empfand, zu mir sagen zu dürfen: Ich verdiene meine eigene Achtung, ich weiß meine Pflicht meinem Vergnügen vorzuziehen. Dies war das erste, was ich dem Studieren zu danken hatte, denn dieses hatte mich nachdenken und Grund und Gegengrund abwiegen gelehrt. Vermöge der reinen Grundsätze, die ich vor kurzem erst mir angeeignet hatte, vermöge der Regeln der Weisheit und Tugend, auf deren Befolgung ich so stolz war, siegte die Scham, mir so wenig gleich zu bleiben und meinen eigenen Maximen so bald und so laut zu widersprechen, über die Sinnenlust. Vielleicht hatte der Stolz so viel Anteil an meinem Entschluß als die Tugend, aber wenn dieser Stolz nicht die Tugend selber ist, so hatte er mit dieser so gleiche Wirkung, daß es sehr verzeihlich war, sich darüber zu täuschen.

Sobald ich meinen Entschluß gefaßt hatte, ward ich ein ganz anderer Mensch, oder vielmehr ich ward wieder, was ich vorher gewesen war und was der Zwischenzustand der Trunkenheit hinweggewischt hatte. Voll von guten Gefühlen und Vorsätzen, verfolgte ich meinen Weg in der festen Absicht, meinen Fehler wieder gut zu machen; ich dachte an nichts, als von nun an mein Leben nach den Gesetzen der Tugend einzurichten, mich ausschließlich dem Dienste der besten aller Mütter zu widmen, ihr eine ebenso

große Treue zu halten als ich Neigung für sie hatte und keine andere Liebe weiter zu hegen als die zu meinen Pflichten. Mein Verlangen, Mama wiederzusehen, vermochte mich, meine Reise mehr zu beschleunigen als ich es mir vorgenommen hatte. Ich hatte ihr von Valences aus den Tag und die Stunde meiner Ankunft geschrieben. Da ich eine halbe Tagereise gewonnen hatte, blieb ich so lange zu Chaparillan, um genau den Augenblick anzukommen, den ich ihr gemeldet hatte.

Zur bestimmten Stunde kam ich an. Schon in weiter Entfernung blickte ich umher, ob ich nichts den Weg entgegenkommen sähe; je näher ich kam, desto heftiger schlug mir das Herz. Ich kam außer Atem ans Haus, denn ich war in der Stadt aus dem Wagen gestiegen; ich sah niemand auf dem Hof, in der Türe, am Fenster; ich fing an, unruhig zu werden, ich fürchtete, es möchte ein Unglück vorgefallen sein. Ich trete ein, alles ist still, in der Küche vespern etliche Arbeiter, im übrigen sah ich nirgends eine Zurichtung. Die Magd schien über meine Ankunft zu stutzen; sie wußte nichts davon, daß ich kommen würde. Ich gehe die Treppe hinauf, ich sehe sie endlich, diese zärtlich geliebte Mama, diese teure, rein und innigst Geliebte, ich laufe zu ihr und werfe mich zu ihren Füßen. „Ah, sieh da, der Kleine!" sagte sie, indem sie mich umarmte. „Hast du eine glückliche Reise gehabt? Wie befindest du dich?" Diese Aufnahme befremdete mich. Ich fragte sie, ob sie meinen Brief nicht bekommen hätte; sie sagte: „Ja." „Ich würde geglaubt haben, Sie hätten ihn nicht bekommen!" sagte ich, und die Sache klärte sich endlich folgendermaßen auf: Es war ein junger Mensch bei ihr, ich hatte ihn bereits vor meiner Abreise im Hause gesehen, aber jetzt schien er darin zu wohnen, und so war es auch wirklich. Kurz, ich fand meine Stelle besetzt.

Dieser junge Mensch war ein Wadtländer. Sein Vater hieß Vintzenried und war Kastellan oder sogenannter Schloßhauptmann zu Chillon. Der Sohn des Herrn Hauptmann war Perückenmachergesell und wanderte in dieser Eigenschaft durch die Welt, als er der Frau von Warens seine Aufwartung machte. Sie nahm ihn freundlich auf, wie sie es jedem Reisenden tat und hauptsächlich ihren Landsleuten.

Er war ein fader, großer Bursche, gut gewachsen, mit einem platten Gesicht und ebensolchem Geist, der wie der schöne Leander sprach und den ganzen Ton und Geschmack seines Standes in die lange Geschichte seiner Schicksale mischte. Eitel, töricht, unwissend, anmaßend, übrigens der beste Junge von der Welt. Dies war der Stellvertreter, der mir während meiner Abwesenheit gesetzt worden war, und die Gesellschaft, die mir nach meiner Rückkehr angeboten wurde.

Der Neuling hatte vielen Eifer, Fleiß und Genauigkeit in allen kleinen Aufträgen, deren er viele bekam, gezeigt; er war der Aufseher ihrer Arbeiter geworden. Er machte ebensoviel Geräusch als ich wenig machte; er ließ sich zugleich auf dem Felde, auf der Wiese, im Walde, im Stall, auf dem Hofe sehen oder wenigstens hören. Es war nichts als der Garten, den er vernachlässigte, denn das war eine zu friedliche Arbeit, die ihm nicht Lärm genug machte. Sein größtes Vergnügen war, Holz aufzuladen, zu fahren, zu sägen, zu spalten, immer hatte er die Art oder die Hacke in den Händen, man hörte ihn laufen, klopfen oder aus vollem Halse schreien. Ich weiß nicht, für wieviel Mann er arbeitete, aber er machte gewiß für ihrer zehn oder zwölfe Geräusch. Alles dies Getümmel betrog meine arme Mama, sie glaubte in diesem jungen Menschen ein Kleinod für ihre Wirtschaft zu finden. Sie wollte sich ihm verbinden und wandte in dieser Absicht jedes Mittel an, das ihr tauglich schien, wobei sie auch das nicht vergaß, worauf sie am meisten rechnete.

Man kennt mein Herz, kennt seine beständigen und wahren Gefühle, besonders diejenigen, welche mich wieder zu ihr zurückgeführt hatten. Welche schnelle und gänzliche Verrückung in meinem ganzen Wesen! Man versetze sich an meinen Platz und urteile dann! In einem Augenblick sah ich auf immer die ganze glückliche Zukunft, die ich mir ausgemalt hatte, verschwinden. Alle die süßen Pläne, die ich so gerne nährte, entflohen, und ich, der ich von meiner Kindheit an mein Dasein nicht ohne das ihrige empfunden hatte, sah mich nun zum ersten Male allein. Der Zustand war schrecklich und alles, was darauf folgte, war traurig. Ich war noch jung, aber das holde Gefühl des Genusses und der Hoffnung, das die Jugend belebt, verließ mich auf immer.

Ich war so einfältig und hatte ein so unbeschränktes Vertrauen zu ihr, daß trotz der Vertraulichkeit des Neulings, die ich als die Folge der Freundlichkeiten Mamas, welche jedermann an sich zog, betrachtete, ich mir's nicht hätte einfallen lassen, den wahren Grund derselben zu argwöhnen, wenn sie ihn mir nicht selbst entdeckt hätte. Allein, sie nahm sich die Mühe, mir das mit einer Freimütigkeit zu sagen, die mich hätte in Wut bringen müssen, wäre mein Herz derselben fähig gewesen. „Ach, Mama," sagte ich zu ihr, mit einem von Schmerz zerrissenen Herzen, „was sagen Sie mir da! Ist das der Lohn für eine Zärtlichkeit wie die meinige? Haben Sie mir bloß deswegen so oft das Leben erhalten, um mir alles zu rauben, wodurch es mir teuer wird? Ich werde sterben vor Gram, aber Sie werden mich beklagen!" Sie antwortete in einem ruhigen Ton, über den ich hätte verrückt werden mögen: Ich sei ein Kind, man stürbe davon nicht sogleich, ich sollte ja gar nichts verlieren, wir wollten deswegen nicht weniger gute Freunde sein und nicht weniger vertraut in jedem Sinne des Worts. Ihre zärtliche Neigung für mich könne nicht abnehmen oder aufhören als nur mit mir selbst. Mit einem Wort, sie gab mir zu verstehen, daß meine Rechte dieselben bleiben und daß ich nichts verlieren sollte, wenn ich sie gleich mit einem anderen teilte.

Nie fühlte ich die Reinheit, die Wahrheit und die Stärke meiner Empfindungen für sie, nie die Aufrichtigkeit und den Edelmut meiner Seele so sehr als diesen Augenblick. Ich stürzte zu ihren Füßen, umfaßte ihre Knie und benetzte sie mit einer Flut von Tränen. „Nein, Mama," sagte ich heftig, „ich liebe Sie zu sehr, um Sie herabzuwürdigen; Ihr Besitz ist mir zu teuer, als daß ich ihn teilen könnte. Ich werde Sie ewig anbeten; seien Sie es beständig wert! Es ist mir mehr Bedürfnis Sie hochzuschätzen als Sie zu besitzen. O, Mama, ich gebe Sie Ihnen selber zurück, der Vereinigung unserer Herzen opfere ich gerne alle meine Freuden auf. Könnte ich tausendmal sterben, lieber wollte ich das als ein Vergnügen kosten, das die herabsetzt, die ich liebe."

Ich habe diesen Entschluß mit einer Standhaftigkeit gehalten, die ich wohl des Gefühls würdig nennen darf, auf das er sich stützte. Von diesem Augenblick an sah ich diese

geliebte Mama nicht anders als mit den Augen eines Sohnes an; das brennende Verlangen, sie um jeden Preis glücklich zu sehen, verschlang alle meine Leidenschaften; sie mochte noch so sehr ihr Glück von dem meinigen trennen, ich hielt es für das meinige, sie mochte es wollen oder nicht. So begannen mit meinem Unglück die Tugenden aufzukeimen, deren Same im Grunde meines Herzens lag, die das Studieren gefördert hatte und die, um hervorzubrechen, nichts als der Gährung der Widerwärtigkeiten bedurften.

Vintzenried ward inzwischen eine so hohe Person im Hause, daß er anfing alles zu werden und ich gar nichts. Wenn ich das Unglück hatte, ihm zu mißfallen, so schalt er nicht mich, sondern Mama, und deswegen tat ich, aus Furcht, sie seinen Grobheiten auszusetzen, alles, was er verlangte; und jedesmal, wenn er Holz spaltete, ein Geschäft, das er mit unglaublichem Stolze tat, mußte ich ein müßiger Zuschauer und Bewunderer seiner Heldentaten sein. Der Bursche hatte indessen doch nicht ein schlechtes Herz, er liebte Mama, denn es war unmöglich, sie nicht zu lieben, er hatte selbst gegen mich keine entschiedene Abneigung. Ich bemerkte indessen etwas anderes, was einen tieferen Eindruck auf mich machte und mich mutloser machte als alles, was bis dahin geschehen war. Das war die zunehmende Kälte Mamas gegen mich. Die Enthaltung, die ich mir selbst auferlegt hatte und die sie zu billigen schien, ist eine Sache, die eine Frau niemals vergibt, sie mögen sich stellen wie sie wollen. Nicht, weil ihnen selbst dabei etwas entgeht, sondern weil sie darin eine Gleichgültigkeit gegen sich finden. Von dieser Zeit an vermißte ich bei ihr die Vertraulichkeit der Herzen, welche dem meinigen jederzeit der süßeste Genuß gewesen war. Kurz, sie nahm nach und nach ein Betragen an, daß ich sah, man rechnete nicht mehr auf mich. Allmählich sah ich mich abgeschnitten und allein in eben dem Hause, dessen Seele ich vorher gewesen war, und wo ich sozusagen doppelt lebte. Ich gewöhnte mich, von allem, was darin vorging, und von denen, die darin wohnten, mich abzusondern. Um mir beständige Kränkungen zu ersparen, schloß ich mich mit meinen Büchern ein oder ich ging in den Wald, um nach Gefallen zu seufzen und zu weinen.

Dies Leben wurde mir in kurzer Zeit unerträglich. Ich fühlte, daß die persönliche Gegenwart und zugleich die innere Entfremdung einer Frau, die mir so teuer war, meinen Schmerz nur erneuerte und daß ich, wenn ich aufhörte, sie zu sehen, mich weniger grausam von ihr getrennt fühlen würde. Ich entwarf den Plan, ihr Haus zu verlassen, ich sagte es ihr, und weit entfernt, sich ihm zu widersetzen, kam sie ihm vielmehr entgegen. Sie hatte in Grenoble eine Freundin namens Madame Deybens, deren Gemahl ein Freund des Herrn von Mably, Oberrichters zu Lyon war. Herr Deybens schlug mir vor, die Erziehung der Kinder des Herrn von Mably zu übernehmen; ich ließ mir's gefallen und reiste nach Lyon ab, fast ohne eine Trennung zu bedauern oder bedauert zu sehen, deren bloßer Gedanke uns früher Todesangst gemacht haben würde.

Die einem Hofmeister nötigen Kenntnisse hatte ich allenfalls, und ich schmeichelte mir, auch das nötige Talent dazu zu haben. Während des Jahres, das ich bei Herrn von Mably zubrachte, hatte ich Zeit, von diesem Irrtum zurückzukommen. Solange ich sah, daß alles gut ging und daß meine Sorgfalt und Mühe den erwünschten Erfolg hatte, sparte ich nichts; ich war wie ein Engel. Wenn es nicht nach Wunsch ging, war ich ein Teufel. Ich hatte zwei Zöglinge, die von einem sehr verschiedenen Naturell waren. Der eine von acht bis neun Jahren hieß Saint Marie, war gut gewachsen, hatte einen offenen Kopf, war lebhaft, leichtsinnig, spielerisch, boshaft, aber mehr mutwillig als böse. Der jüngere, Condillac, schien fast ganz dumm zu sein, war faul, starrköpfig wie ein Maulesel und konnte schlechterdings nichts fassen. Man kann sich vorstellen, daß ich bei diesen beiden Knaben kein leichtes Stück Arbeit hatte. Mit Geduld und kaltem Blut hätte ich vielleicht etwas ausrichten können, da mir aber jene sowohl als dieses fehlte, so fing ich nichts Taugliches an und meine Zöglinge gerieten schlecht. Es fehlte mir nicht an Fleiß, aber desto mehr an Festigkeit und Klugheit. Ich sah alle meine Fehler ein, ich fühlte sie tief, ich studierte meine Zöglinge, ich kannte sie durch und durch, und ich glaube nicht, daß sie mich jemals mit ihrer List hintergangen haben; aber was half es, das Übel zu kennen

ohne die Mittel, die dagegen helfen konnten? Ich durchschaute alles und verhinderte nichts, ich kam nie zum Ziele, und alles, was ich tat, war genau, was ich nie tun sollte.

Ich beging auch im übrigen Torheiten im Hause. Ich verliebte mich nach meiner Gewohnheit in Frau von Mably, ich getraute mir nicht, sie es merken zu lassen, doch ward sie dessen gewahr und nahm es nicht allzu gut auf. Überdies erwachte mein alter Hang zu kleinen Diebereien, den ich bei Mama gänzlich verloren hatte, in diesem Hause aufs neue. Ich ließ es mir einfallen, nach einem gewissen Weißwein von Arbois zu gelüsten, der sehr schön war und von dem ich dann und wann mit vielem Wohlbehagen ein Glas bei Tische getrunken hatte. Da ich vorgab, mich auf das Klären der Weine zu verstehen, so vertraute man mir die Kellerschlüssel an, und ich benutzte die Gelegenheit, dann und wann ein paar Flaschen zu entwenden. Endlich ward aber mein Betrug entdeckt und ich verlor die Aufsicht über den Keller. Bei dem allem betrug sich Herr von Mably wahrhaft edel und klug. Es war dies ein sehr feiner Mann, der bei einem Äußeren, das so rauh wie sein Amt war, einen sehr sanften Charakter und eine seltene Herzensgüte besaß. Da ich seine Nachsicht merkte, gewann ich ihn sehr lieb, und das vermochte mich, den Aufenthalt in seinem Hause mehr zu verlängern als ich es sonst getan haben würde. Endlich aber wurde ich doch einer Bestimmung müde, für die ich mich nicht schickte und die nichts Annehmliches für mich hatte, und nach einer einjährigen Probe, bei der ich meine Sorgfalt nicht gespart hatte, entschloß ich mich, meine Zöglinge zu verlassen, denn ich war fest überzeugt, daß ich sie niemals gut erziehen würde. Herr von Mably sah dies ebensogut ein als ich selbst. Indessen glaube ich, daß er mich nie fortgeschickt haben würde, wenn ich ihm nicht diese Mühe erspart hätte; und eine solche Schonung in einem ähnlichen Falle kann ich nicht einmal billigen.

Was mir meinen Zustand noch unerträglicher machte, war die ununterbrochene Vergleichung mit demjenigen, den ich eben verlassen hatte. Ich dachte immer an das liebe Charmettes, an meinen Garten, an meine Bäume, an meinen

Brunnen, an mein Glück und vornehmlich an die, für die ich geboren war und die dem allem die Seele einhauchte. Endlich konnte ich diesen zärtlichen Rückerinnerungen, die mich zu ihr zogen, mochte es kosten was es wollte, nicht länger widerstehen. Ich machte die schönsten Entwürfe von der Welt, ich brannte vor Begierde sie auszuführen. Ich verließ alles, entsagte allem, eilte, kam mit allem Entzücken meiner ersten Jugend an und lag zu ihren Füßen. Ach, ich wäre vor Freuden daselbst gestorben, wenn ich in ihrer Aufnahme, in ihren Liebkosungen, mit einem Worte in ihrem Herzen den vierten Teil von dem wiedergefunden hätte, was ich einst darin fand und was ich selber mit mir brachte!

Schreckliche Täuschung in allem, was menschlich ist! Sie empfing mich freilich mit ihrer Herzensgüte, die nur mit ihr sterben konnte, ich aber suchte das Vergangene wieder, das dahin war und nicht wiederkommen konnte. Kaum war ich eine halbe Stunde bei ihr, als ich fand, daß mein einziges Glück auf ewig dahin sei. Ich war in eben der verlassenen Lage, die mich vorher zur Flucht gezwungen hatte, und zwar ohne daß ich sagen konnte, es sei irgend jemand schuld daran gewesen. Aber wie konnte ich als ein Fremder in einem Hause leben, dessen Kind ich gewesen war? Was ich ansah, war Zeuge meiner verlorenen Glückseligkeit und machte mir den Vergleich nur noch qualvoller. Eingeschlossen mit meinen Büchern suchte ich bei ihnen eine heilsame Zerstreuung, und da ich gewahr wurde, daß die Gefahr, die ich einst gefürchtet hatte, ganz nahe war, so quälte ich mich von neuem, ein Mittel zu suchen, der Mama beizustehen, wenn sie nirgends mehr eine Zuflucht fände. Ich hatte die Angelegenheiten ihres Hauses auf einen Fuß gebracht, daß es wenigstens nicht schlimmer wurde, allein seit meiner Entfernung hatte sich alles verändert. Das Jahrgeld wurde im voraus aufgezehrt, es war von Vierteljahr zu Vierteljahr schon angewiesen, Miete, Lohn und Zins waren rückständig und das Schuldenmachen ging immer fort. Ich sah voraus, daß dies Jahrgeld würde in Beschlag genommen und vielleicht gar eingezogen werden. Mit einem Wort, ich sah nichts als dem Unglück und Untergang ent-

gegen, und der Zeitpunkt schien mir so nah, daß ich alle seine Schrecken schon im voraus fühlte.

Mein liebes Studierzimmer war meine einzige Zerstreuung. Indem ich hier die Mittel gegen die Unruhe meines Herzens suchte, fiel es mir ein, daß ich sie hier auch gegen die Unglücksfälle, die ich fürchtete, finden könnte. Ich hatte die Musik nicht aufgegeben, ob ich gleich aufgehört hatte, darin zu unterrichten. Ich hatte vielmehr die Theorie derselben hinlänglich studiert, um mich wenigstens in diesem Stück für gelehrt zu halten. Indem ich darüber nachdachte, wieviel Mühe es mir gekostet hatte, die Noten zu begreifen und vom Blatt singen zu lernen, so fing ich an zu vermuten, daß die Schuld ebensowohl an der Sache selbst als an mir liegen könnte, da ich ohnehin wußte, daß die Musik zu erlernen niemandem leicht fiele. Ich untersuchte die Beschaffenheit der Zeichen und sie dünkten mir oft sehr übel erfunden zu sein. Ich hatte seit langer Zeit daran gedacht, das Notensystem mit Ziffern zu bezeichnen, um die Unbequemlichkeit zu vermeiden, jedesmal Linien zu ziehen, wenn man die geringste Arie aufsetzen wollte. Ich hatte damals in der Bezeichnung der Oktaven, des Zeitmaßes und des Wertes der Noten Schwierigkeiten gefunden. Diese alte Idee stellte sich mir jetzt wieder dar, als ich aber mehr darüber nachdachte, fand ich, daß auch jene nicht unübersteiglich wären. Ich war in meiner Erfindung glücklich und ich brachte es dahin, einige Stücke mit meinen Ziffern höchst richtig und ich darf sagen höchst einfach zu bezeichnen. Von diesem Augenblick an hielt ich mein Glück für gemacht, und voll Eifer, dasselbe mit der zu teilen, der ich alles schuldig war, dachte ich an nichts als nach Paris zu gehen, denn ich zweifelte nicht, daß ich eine Umwälzung hervorrufen müßte, wenn ich mein Projekt der Akademie vorlegen würde.

Ich hatte von Lyon etwas Geld mitgebracht, ich verkaufte meine Bücher; in vierzehn Tagen war mein Entschluß gefaßt und ausgeführt. Mit einem Wort: voll von den Ideen, die ich einmal gefaßt hatte, immer noch derselbe wie ehemals, reiste ich von Savoyen mit meinem musikalischen Systeme ab, wie ich einst von Turin mit meinem Heronsbrunnen abgezogen war.

Paris und Venedig.

Man sah, wie meine stille Jugend mir in sanfter Gleich- 1741—49.
förmigkeit dahinfloß; ich kannte die höchste Stufe des Glücks so wenig wie die des Unglücks, und dieses Mittelmaß war großenteils das Werk meines feurigen aber schwachen Temperaments. Ich war ebenso furchtsam als unternehmend, heftige Erschütterungen rüttelten mich zwar aus meinem Gleichgewichte, aber bald kehrte ich wieder aus Müdigkeit und Neigung zur gewohnten Ruhe zurück. Ich war nicht Heiliger und nicht Bösewicht, mein Phlegma versperrte mir den Weg der Tugend und des Lasters, der Ehre und der Schande. Welches verschiedene Gemälde werde ich bald aufstellen müssen! Das Schicksal, welches dreißig Jahre hindurch jede meiner Neigungen begünstigt hatte, quälte mich während der dreißig übrigen unbarmherzig; und dieser ewige Kampf meiner Neigungen mit meiner Lage war für mich eine Quelle ungeheurer Fehler, seltenen Unglücks und gab mir alle Tugenden, die das Elend adeln können, nur die Stärke nicht.

Ich bin in meinem ersten Teile bis dahingekommen, da ich ungern nach Paris reiste, mein Herz zu Charmettes zurückließ und dort mein letztes Luftschloß baute: das Projekt, einst zu Mamas Füßen alle meine erworbenen Schätze niederzulegen, da ich auf mein System der Musik wie auf ein sicheres Glück zählte.

Ich hielt mich einige Zeit in Lyon auf, um meine dortigen Bekannten zu besuchen, mir einige Empfehlungsschreiben nach Paris zu verschaffen und meine geometrischen Bücher, die ich mitgebracht hatte, zu verkaufen. Jedermann nahm mich gut auf. Herr und Frau von Mably bezeugten viel Vergnügen mich wiederzusehen und ich speiste mehrmals bei ihnen. Hier lernte ich den Abbé von Mably kennen (den Abbé von Condillac kannte ich schon von ehemals), die beide auf Besuch bei ihrem Bruder waren. Der Abbé von Mably gab mir Briefe nach Paris mit, unter anderem einen an Herrn

von Fontenelle und einen an den Grafen von Caylus. Die Bekanntschaft mit diesen beiden war mir sehr angenehm, besonders erwies mir der erste bis zu seinem Tode sehr viel Freundschaft und gab mir unter vier Augen manchen Rat, den ich mir besser hätte zunutze machen können. Unter anderen alten Freunden sah ich Herrn Bordes hier, den Musiker David, den edlen und freigebigen Perrichon, den Arzt Parisot und seine geliebte Godefroy, welche seit zehn Jahren bei ihm war.

Ich hatte allen diesen rechtschaffenen Leuten vieles zu danken, aber in der Folge vernachlässigte ich ihren Umgang ganz. Gewiß nicht aus Undank, sondern aus einer unüberwindlichen Trägheit, die oft für Undank angesehen wurde. Nie erlosch das Andenken an ihre Freundschaft in meinem Herzen, aber es würde mir leichter gewesen sein, ihre Gefälligkeiten zu vergelten als für dieselben zu danken. Ein ununterbrochener Briefwechsel war immer über meine Kräfte. Wenn ich einmal angefangen habe in der Unterhaltung desselben lässig zu werden, so vergrößern Scham und Verlegenheit den Fehler, den ich zu verbessern suchen sollte, nur immer mehr.

So sehr ich bei meiner letzten Reise Paris von seiner ungünstigen Seite gesehen hatte, so sehr sah ich es diesmal auf seiner glänzenden, mein Quartier allein ausgenommen, denn ich logierte nach der Anweisung des Herrn Bordes im Hotel Saint Quentin, Rue des Cordiers, nahe bei der Sorbonne: alles war garstig, die Straße, das Hotel und mein Zimmer; und doch hatten Männer von Verdienst hier gewohnt, Männer wie Gresset, Bordes, Abbé von Mably, von Condillac und mehrere andere, von denen ich unglücklicherweise keinen mehr antraf, wohl aber einen Herrn von Bonnefond, einen armen hinkenden, prozeßsüchtigen, schönschwatzenden Schlucker, dem ich jedoch die Bekanntschaft des Herrn Roguin (gegenwärtig der älteste meiner Freunde) und durch diesen die des Philosophen Diderot, von dem ich in der Folge noch oft zu sprechen haben werde, zu danken habe.

Im Herbst 1741 kam ich in Paris an. 15 Louisdor waren meine ganze Barschaft, meine Komödie Narziß und mein System der Musik meine einzige Hoffnung; ich hatte

also wenig Zeit zu verlieren, Nutzen daraus zu ziehen und eilte daher, meine Empfehlungsschreiben anzubringen.

Ein junger Mensch, der nach Paris mit einer leidlichen Figur kommt und sich durch Talente ankündigt, kann sicher auf guten Empfang rechnen; ich wurde überall gut aufgenommen; dies verschaffte mir manches Vergnügen, ohne mir deswegen von bedeutendem Nutzen zu sein. Von allen denen, welchen ich empfohlen war, waren nur drei mir nützlich: Herr Damesin, ein Edelmann aus Savoyen, Stallmeister, und, wie ich glaube, Liebling der Prinzessin von Carignan, Herr von Boze, Sekretär der Académie des Inscriptions und Aufseher über das Medaillenkabinett des Königs, und der Pater Castel, ein Jesuit, der Erfinder des Farbenklaviers.

Herr Damesin sorgte für das Notwendigste durch zwei Bekanntschaften, die er mir verschaffte. Die eine war Herr von Gasc, wirklicher Präsident des Parlaments von Bordeaux, der die Violine recht gut spielte, die andere war Herr Abbé von Léon, der damals in der Sorbonne logierte, ein sehr liebenswürdiger junger Herr, der in der Blüte seiner Jahre starb, nachdem er unter dem Namen des Chevalier von Rohan ein kurzes Aufsehen in der Welt gemacht hatte. Beiden fiel es ein, die Komposition zu lernen. Ich gab ihnen einige Monate Unterricht, was meiner schwindsüchtigen Börse in etwas wieder aufhalf. Der Abbé von Léon liebte mich und wollte mich zu seinem Sekretär haben. Aber er war nicht reich und konnte mir also nicht mehr als 800 Franken anbieten, die ich, wiewohl sehr ungern, ausschlagen mußte, da sie unmöglich für mein Quartier, Nahrung und übrigen Unterhalt hinreichen konnten.

Herr von Boze nahm mich sehr gut auf. Er liebte die Kenntnisse, er besaß selbst welche, aber er war ein wenig Pedant. Er stellte mich seinem Freunde Herrn von Réaumur vor, der alle Freitage (die gewöhnlichen Sitzungstage der Akademie der Wissenschaften) bei ihm zu Mittag speiste. Er sprach mit ihm von meinem Projekt und wie sehr ich wünschte, es dem Urteil der Akademie zu unterbreiten. Herr von Réaumur übernahm, es in Vorschlag zu

bringen, und drang damit durch. An dem bestimmten Tage wurde ich von Herrn von Réaumur eingeführt und vorgestellt, und am nämlichen Tage, dem 22. August 1742, hatte ich die Ehre, meinen hierzu verfertigten Aufsatz der Akademie vorzulesen. Ob mich gleich das öffentliche Auftreten vor einer so berühmten Gesellschaft hätte verlegen machen sollen, so war ich's doch für meine Verhältnisse wenig, ich kam mit der Vorlesung meines Aufsatzes und mit meinen Antworten so ziemlich zustande. Mein Aufsatz gefiel und zog mir Komplimente zu, die mir ebenso überraschend als schmeichelhaft waren, da ich mir kaum vorstellen konnte, wie man vor einer Akademie, deren Mitglied man nicht ist, nur Menschenverstand haben kann. Den Herren von Mairan, Hellot und von Fouchy wurde die genauere Untersuchung übertragen. Alle drei waren gewiß verdienstvolle Männer, aber keiner verstand die Musik, wenigstens nicht genug, um mein Projekt beurteilen zu können.

1742. Während meiner Unterredung mit diesen Herren überzeugte ich mich mit ebensoviel Gewißheit als Erstaunen, daß, wenn oftmals Gelehrte weniger Vorurteile als andere Menschen haben, sie dagegen viel fester an den ihrigen hängen. Denn so schwach, so falsch auch ihre Einwürfe meistens waren, und so entscheidende Gründe, freilich furchtsam und in übel gesetzten Ausdrücken, ich auch vorbrachte, so konnte ich mich ihnen doch kein einziges Mal verständlich machen oder ihnen Genüge tun. Ich erstaunte über die Leichtigkeit, mit der sie mich mit Hilfe einiger klingenden Phrasen widerlegten, ohne mich je verstanden zu haben. Sie entdeckten endlich, ich weiß nicht wo, daß ein Mönch namens Pater Souhaitti schon ehemals angegeben habe, die Tonleiter mit Ziffern zu bezeichnen. Dies war ihnen genug, zu behaupten, daß mein System nicht neu sei. Ich ließ dies gerne gelten, denn, ob ich gleich vom Pater Souhaitti niemals etwas gehört hatte und seine Art, die sieben einfachen Noten zu schreiben, ohne einmal an die Oktaven zu denken, auf keine Weise verdiente, mit meiner einfachen und bequemen Erfindung in Vergleichung gesetzt zu werden, so mußte man doch eingestehen, daß er der erste Erfinder dieser Bezeichnungen bei den sieben einfachen Noten war. Aber außer-

dem, daß sie dieser ersteren Erfindung zu viel Wert beilegten, blieben sie nicht einmal dabei stehen, und sobald sie von dem eigentlichen Grunde meines Systems sprechen wollten, brachten sie baren Unsinn vor.

Nach ihrem Rapport gab mir die Akademie ein mit sehr schönen Komplimenten angefülltes Zertifikat, das aber im Grunde nichts sagen sollte als daß sie mein System weder für neu noch nützlich hielte. Ich fand nicht für nötig, ein Werkchen, das ich hierauf unter dem Titel „Abhandlung über die neuere Musik" herausgab und wodurch ich an das Publikum appellierte, mit dieser zweideutigen Empfehlung zu zieren.

Den einzigen triftigen Einwurf, den man gegen mein System machen könnte, machte mir Rameau. Kaum hatte ich es ihm auseinandergelegt, als er sogleich die schwache Seite desselben entdeckte. Ihre Zeichen, sagte er, sind sehr gut, da sie auf die einfachste und auffallendste Art den Wert bestimmen, da sie die Zwischenzeiten genau darstellen und das Einfache immer im Gedoppelten zeigen; dies alles leistet die gewöhnliche Note nicht. Aber darin taugen Ihre Zeichen weniger, daß sie eine Anstrengung des Geistes erfordern, welche der Schnelligkeit der Ausführung nicht immer folgen kann. Die Lage unserer Noten, fuhr er fort, malt sich dem Auge ohne diese Mühe. Werden zwei Noten, eine sehr hohe und eine sehr niedere, durch eine Reihe Zwischennoten verbunden, so sehe ich auf den ersten Blick den Übergang der einen zu der anderen durch zusammenhängende Grade. Aber um dieses Übergangs bei Ihrem Systeme sicher zu sein, muß ich notwendig vorher alle Ihre Zeichen gleichsam buchstabieren und der erste Anblick kann mir nicht helfen. Ich wußte nichts auf diesen Einwurf zu antworten und gab ihn sogleich zu: aber so einfach und auffallend er an sich ist, so kann ihn bloß eine große praktische Kenntnis der Musik eingeben und es ist nicht zu verwundern, daß er keinem der Herren Akademisten einfiel, wohl aber dies, daß alle diese großen Gelehrten, die so viel wissen, nicht wußten, daß jeder nur über Dinge seines Fachs urteilen soll.

Meine häufigen Visiten bei diesen Abgeordneten der Akademie sowie bei anderen Mitgliedern derselben, brachten

mich in die Bekanntschaft aller der Männer, die in Paris im Fache der Wissenschaften vorzüglich waren, und so war ich keinem unter ihnen fremd, als ich nach der Zeit selbst unter ihre Zahl aufgenommen wurde. Für jetzt einzig mit meinem System der Musik beschäftigt, setzte ich mir in den Kopf, eine Revolution in dieser Kunst zu bewirken und mir dadurch einen Namen zu machen. Eine Sache, die in Paris, besonders in den schönen Künsten, immer das Glück des Unternehmers macht. Ich schloß mich in mein Zimmer ein und arbeitete zwei oder drei Monate mit einem unbeschreiblichen Eifer daran, den Aufsatz, den ich der Akademie vorgelesen hatte, zu einem Werke, würdig, dem Publikum vorgelegt zu werden, umzuschaffen. Es wurde mir schwer einen Verleger zu finden, der mein Manuskript übernahm, indem man einige Unkosten wegen der neuen Zeichen wagen mußte und die Buchhändler bei Anfängern ihre Taler sehr zu Rate halten. Übrigens schien es mir doch ganz billig, daß mein Werk das Brot wieder einbrächte, das ich verzehrt hatte, während ich daran arbeitete.

Endlich verschaffte mir Bonnefond den Buchhändler Quillau, den Vater, der sich mit mir auf halben Profit einließ, ohne das Privilegium zu rechnen, das ich allein bezahlte. Quillau ließ sich die Sache so angelegen sein, daß ich doch das Geld für mein Privilegium wieder erhielt. Weiter aber zog ich keinen Heller von dieser Ausgabe, die wahrscheinlich einen geringen Absatz hatte, obgleich mir der Abbé Desfontaines sie zu unterstützen versprochen hatte, auch die anderen Journalisten ziemlich gut davon sprachen.

Das größte Hindernis, welches meinem Systeme entgegenstand, war die Furcht, daß, im Falle es nicht allgemein angenommen wurde, man die Zeit verlöre, welche man anwenden müßte, um es zu erlernen. Ich antwortete hierauf, daß die Erlernung meiner Noten die Ideen so aufkläre, daß, um die Musik selbst nach den gewöhnlichen Zeichen zu lernen, man immer so viel Zeit gewinnen würde, mit den meinigen anzufangen. Um dies durch die Erfahrung zu beweisen, lehrte ich einer jungen Amerikanerin, Mademoiselle des Roulins, mit der mich Herr Roguin bekannt machte, die Musik unentgeltlich. In drei Monaten war sie imstande

jede Musik, auf meine Art bezeichnet, zu lesen und vom Blatte, besser wie ich, jedes nicht zu schwere Stück zu singen. Dieser Erfolg war auffallend, aber er wurde nicht bekannt. Ein anderer würde die Zeitungen damit angefüllt haben, aber bei einigem Talent, nützliche Dinge zu erfinden, hatte ich nie das, sie geltend zu machen.

So wurde auch dieser zweite künstliche Springbrunnen zerbrochen, aber dieses zweite Mal war ich dreißig Jahre alt und auf dem Pflaster von Paris, wo man unmöglich von nichts leben kann. Der Entschluß, den ich in dieser äußersten Not ergriff, kann nur die in Erstaunen setzen, die den ersten Teil dieses Buches nicht aufmerksam gelesen haben. Ich hatte mir seither so viele und so unnütze Mühe gegeben und mußte wieder Atem schöpfen. Anstatt mich der Verzweiflung zu überlassen, überließ ich mich meiner Trägheit und der gütigen Vorsehung; und um dieser Zeit zu lassen, ihr Werk auszuführen, zehrte ich, ohne mich nach einer Versorgung umzusehen, von den paar Louis d'ors, die mir noch übriggeblieben waren; zwar minderte ich die Ausgaben für meine sorglosen Vergnügungen, aber ich versagte mir diese nicht ganz. Ich ging jetzt nur noch jeden anderen Tag auf das Kaffeehaus und nur zweimal die Woche in die Komödie. Meine galanten Ausgaben brauchte ich nicht einzuschränken, da ich nie in meinem Leben einen Kreuzer hierzu verwendete, außer ein einziges Mal, von dem die Rede sein wird. — Die Sorglosigkeit, die Wollust, die Zuversicht, womit ich mich diesem untätigen und einsamen Leben, das ich jedoch nicht drei Monate fortführen konnte, überließ, ist eine der Sonderbarkeiten meines Lebens und eine Seltsamkeit meiner Laune. Gerade da, als ich's am nötigsten hatte, daß man sich meiner erinnerte, hatte ich nicht den Mut, mich zu zeigen und nichts war mir unausstehlicher als Besuche, gerade deswegen, weil ich welche machen mußte; so sehr, daß ich selbst die Akademisten und andere Gelehrten, mit denen ich in Verbindung stand, zu meiden begann. Marivaux, der Abbé von Mably und Fontenelle waren fast die einzigen, zu denen ich noch zuweilen kam. Dem ersten zeigte ich sogar meine Komödie

Narziß, sie gefiel ihm und er hatte die Gefälligkeit für mich, sie durchzusehen und zu verbessern.

Diderot, jünger als jene, war ungefähr von meinem Alter. Er liebte die Musik, hatte theoretische Kenntnisse von derselben, sie war oft der Gegenstand unseres Gesprächs; ebenso sprach er mit mir von den Plänen seiner Werke. Dies knüpfte bald unter uns die engste Verbindung, die 15 Jahre dauerte und wahrscheinlich noch dauern würde, wenn ich nicht unglücklicherweise, und sogar durch seine eigene Schuld, in eben dem Fache gearbeitet hätte wie er.

Schwerlich werden meine Leser erraten, wie ich die kurze und kostbare Zeit, die mir noch übrigblieb, ehe ich mein Brot betteln mußte, anwandte. — Stellen aus Dichtern, die ich schon hundertmal gelernt und hundertmal wieder vergessen hatte, auswendig zu lernen! Ich erinnerte mich, gelesen zu haben, daß nach der Niederlage des Nikias bei Syrakus die gefangenen Athener damit ihr Brot verdienten, daß sie die Gedichte Homers deklamierten. Daneben hatte ich ein anderes, ebenso sicheres Hilfsmittel in der Kunst, Schach zu spielen, welcher ich gewöhnlich in Maugis Kaffeehause alle Nachmittage widmete, an welchen ich das Schauspiel nicht besuchte. Hier lernte ich Herrn von Legal, einen gewissen Herrn Husson, Philidor und alle großen Schachspieler der damaligen Zeit kennen, aber ihr Umgang machte mich nicht zum Meister. Meine Eigenliebe aber zweifelte nicht, daß ich mit der Zeit sie alle übertreffen würde und von diesem neuen Hilfsmittel hoffte ich alles. Denn, auf welche Narrheit ich auch verfiel, so schloß im immer so: wer in irgend einer Geschicklichkeit es bis zu einem ausgezeichnet hohen Grade gebracht hat, ist immer gewiß, daß man ihn aufsucht: ich werde in dieser oder jener Sache, gleichviel welche, vorzüglich werden, man wird mich suchen, ich werde Gelegenheiten bekommen mich zu zeigen, und mein Verdienst wird schon das übrige tun. So erwartete ich ruhig das Ende meines Geldes und ich glaube, daß ich den letzten Heller ebenso gleichgültig ausgegeben haben würde als den ersten, hätte nicht Pater Castel, den ich zuweilen besuchte, wenn ich in das Kaffeehaus ging, mich aus meiner Schlafsucht geweckt. Der Pater Castel war ein Narr, aber im übrigen

ein guter Mann. Es ärgerte ihn, daß ich so in Untätigkeit mein Geld verzehrte. „Da Musiker und Gelehrte nicht nach Ihrer Pfeife tanzen wollen, so ändern Sie einmal den Ton und halten sich an die Weiber! Vielleicht glückt es Ihnen hier besser; ich habe mit Frau von Beuzenval schon von Ihnen gesprochen, gehen Sie immer in meinem Namen hin. Es ist eine gute Frau, die einen Landsmann ihres Sohnes und ihres Mannes mit Vergnügen sehen wird. Sie werden bei ihr ihre Tochter, Frau von Broglie, eine Dame von vielem Verstande antreffen. Auch habe ich schon mit Frau Dupin Ihretwegen gesprochen: bringen Sie ihr Ihr Werk, sie wünscht schon lange, Sie kennen zu lernen und wird Sie gewiß gut empfangen. Nur durch die Weiber kann man in Paris emporkommen. Sie sind wie gewisse krumme Linien, deren Asymptoten die Klugen sind: sie nähern sich ihnen fortwährend, ohne sie je ganz zu berühren.'"

Nachdem ich lange diesen fürchterlichen Frohndienst von einem Tage auf den anderen verschoben hatte, nahm ich endlich mein Herz in beide Hände und machte der Frau von Beuzenval meine Aufwartung. Sie empfing mich mit vieler Güte; zu Frau von Broglie, die eben zum Zimmer hereinkam, sagte sie: „Meine Tochter, dies ist Herr Rousseau, von dem uns der Pater Castel gesprochen." Frau von Broglie sagte mir einiges Schmeichelhafte über mein Werk und führte mich an ihr Klavier, um mir zu zeigen, daß sie sich damit beschäftigt habe. Da ich an ihrer Standuhr sah, daß es bald ein Uhr wäre, so wollte ich mich empfehlen. Frau von Beuzenval sagte mir: „Bleiben Sie, Sie haben weit bis zu Ihrem Quartier, speisen Sie bei uns!" Ich ließ mich nicht lange bitten. Eine Viertelstunde nachher merkte ich aus einigen Worten, daß sie mir die Ehre, mit ihrem Gesinde zu speisen, zugedacht hatte. Ohne meinen ganzen Ärger merken zu lassen, sagte ich bloß der Frau von Beuzenval, daß mir soeben ein kleines Geschäft beigefallen wäre, wegen dessen ich notwendig nach Hause gehen müßte und ich wollte mich also empfehlen. Frau von Broglie näherte sich ihrer Mutter und sagte ihr einige Worte ins Ohr, welche Wirkung auf sie machten; Frau von Beuzenval stand auf, mich zurückzuhalten und sagte mir: „Ich zähle darauf, daß Sie

uns die Ehre erweisen werden, mit uns zu speisen." Den Stolzen zu machen hielt ich hier für Torheit und ich blieb. Übrigens hatte mich die Güte der Frau von Broglie gerührt und mich an sie gezogen. Ich war froh mit ihr zu speisen und ich hoffte, daß sie mich bei genauerer Bekanntschaft der Ehre, die sie mir verschafft hatte, nicht unwürdig schätzen würde. Der Herr Präsident von Lamoignon, ein großer Freund des Hauses, speiste auch mit uns. Er hatte, wie Frau von Broglie, ganz den Pariser Ton: lauter kurze, witzige Einfälle und feine Anspielungen. Hier konnte also der arme Jean Jacques nicht glänzen; ich hatte auch den glücklichen Einfall, invita Minerva nicht witzig sein zu wollen und schwieg. Ich war wegen meiner Dummheit in Verzweiflung und ärgerte mich, daß ich vor Frau von Broglie die Güte so wenig rechtfertigen konnte, die sie für mich gehabt hatte.

Nach Tisch fand ich endlich Gelegenheit, die Gesellschaft auf meinen Ton zu stimmen und auf meine eigene Art zu unterhalten. Ich hatte meine poetische Epistel in der Tasche, die ich während meines Aufenthaltes in Lyon an Parisot gerichtet hatte. Diesem Gedichte fehlte es nicht an Wärme, welche ich noch durch die Deklamation erhöhte; genug, ich brachte sie alle drei zu Tränen. Vielleicht täuschte mich meine Eitelkeit, aber die Augen der Frau von Broglie schienen mir ihrer Mutter zu sagen: „Nun Mama, hatte ich unrecht, daß dieser Mann eher gemacht sei, mit Ihnen als mit Ihren Mägden zu speisen?" Bis jetzt war mein Herz immer voll gewesen, nachdem ich mich aber gerächt hatte, war ich zufrieden. Frau von Broglie trieb ihre Güte so weit, daß sie behauptete, ich würde Aufsehen in Paris machen und man würde sich noch um mich reißen. Um meine Unerfahrenheit zu leiten, gab sie mir die Bekenntnisse des Grafen von ***. Dieses Buch, sagte sie, ist ein Mentor, dessen Sie in der Welt bedürfen werden: Sie werden wohl daran tun, ihn zuweilen um Rat zu fragen. Ich behielt aus Dankbarkeit für die Person, die mir es gab, dieses Exemplar länger als zwanzig Jahre, mußte aber oft über die Meinung lachen, die diese Dame von meinen galanten Verdiensten zu haben schien. Sobald ich das Buch gelesen hatte, sehnte

ich mich nach der Freundschaft des Verfassers; mein Herz leitete mich hier gut, er wurde der einzige wahre Freund, den ich je unter den Schriftstellern hatte.

Von dieser Zeit an zählte ich darauf, daß, da die Frau Baronin von Beuzenval und die Frau Marquise von Broglie Anteil an mir nähmen, sie mich nicht lange ohne Unterstützung lassen würden, und ich betrog mich nicht. Doch muß ich jetzt auch von meiner Einführung bei Frau Dupin, welche beträchtlichere Folgen hatte, sprechen.

Man weiß, daß Frau Dupin die Tochter des Samuel Bernard und der Frau Fontaine war. Sie hatte noch zwei Schwestern, Grazien wie sie. Die eine war Frau de la Touche, die mit dem Herzog von Kingston nach England ging. Die andere war Frau Darty, die einzige und aufrichtige Freundin des Prinzen von Conti, ein durch die Sanftheit, durch die Güte ihres vortrefflichen Charakters ebensowohl als durch die Feinheit ihres Verstandes und die unzerstörbare Heiterkeit ihrer Laune anbetungswürdiges Weib. Endlich Frau Dupin, die schönste ihrer Schwestern und die einzige, welcher man nie einen Fehltritt in ihrer Aufführung vorwerfen konnte. Sie war der Lohn der Gastfreundschaft des Herrn Dupin, an welchen sie von ihrer Mutter mit der Stelle eines Generalpächters und einem unermeßlichen Reichtum aus Dankbarkeit für das freundschaftliche Betragen, das er in seiner Provinz gegen sie beobachtet hatte, verheiratet worden war. Noch, als ich sie das erstemal sah, war sie eine der schönsten Frauen in Paris. Sie empfing mich an ihrer Toilette mit bloßen Armen, zerstreuten und unordentlich aufgehefteten Haaren. Dieser Anblick war mir neu, mein armer Kopf hielt es nicht aus, ich wurde verwirrt, war im Augenblicke ganz weg, kurz, ich verliebte mich im Nu in Frau Dupin.

Meine Verwirrung schien mir bei ihr nicht zu schaden, sie bemerkte sie nicht: sie nahm den Verfasser und sein Buch gütig auf, sprach mit Sachkenntnis von meinem Projekt, sang, begleitete sich auf dem Klavier, behielt mich zum Mittagessen und setzte mich bei der Tafel neben sich. Sie hätte nicht halb so viel Güte gebraucht, um mich zum Narren zu machen; ich war es schon. Sie erlaubte mir, sie öfters zu

besuchen; ich bediente mich dieser Erlaubnis, ja, ich mißbrauchte sie. Fast alle Tage ging ich hin, speiste alle Wochen zwei-, dreimal bei ihr, ich starb fast vor Ungeduld mich zu erklären und wagte es nie. Mehrere Umstände vermehrten noch meine natürliche Furchtsamkeit. Der Zutritt in ein reiches Haus war für mich ein gebahnter Weg zum Glück, ich durfte in meiner Lage ihn nicht verscherzen. Übermut hätte ganz gewiß meine Wohltäter von mir gescheucht. So liebenswürdig Frau Dupin war, so ernst und kalt war sie auch; ich fand nichts in ihrem Betragen, was mich hätte reizen oder mir mehr Mut geben können. Ihr Haus, prächtig wie eines in Paris, war der Sammelplatz einer Gesellschaft, die nur etwas zu zahlreich war, um in jeder Hinsicht die ausgesuchteste zu sein. Sie versammelte gern jedermann um sich, der Aufsehen erregte, große Herren, große Gelehrte, schöne Frauen. Schreckte ihr Ernst und ihre Zurückhaltung auch gleich viele junge Leute zurück, so prägte ihre um so besser zusammengesetzte Gesellschaft desto mehr Ehrfurcht ein, und der arme Jean Jacques konnte sich nicht schmeicheln in diesem Zirkel glänzen zu dürfen. Ich wagte also nicht zu reden, aber da ich nicht mehr schweigen konnte, so wagte ich es zu schreiben. Sie behielt meinen Brief zwei Tage, ohne davon mit mir zu reden; am dritten gab sie mir ihn zurück und zugleich mündlich einige Ermahnungen in einem so kalten Tone, daß ich schauderte. Ich wollte reden, die Worte starben mir auf den Lippen, meine so plötzlich entstandene Leidenschaft war mit der Hoffnung erloschen, und nach einer förmlichen Erklärung lebte ich mit ihr wie vorher, ohne ihr je etwas, selbst mit den Augen, zu sagen.

Ich glaubte, sie hätte meine Torheit vergessen, doch ich betrog mich. Herr von Francueil, Sohn des Herrn Dupin, ihr Stiefsohn, war ungefähr in ihrem und in meinem Alter. Er hatte Verstand, Figur und konnte Ansprüche auf Glück bei den Damen machen. Er verstand viel von Musik und dieses knüpfte ein Band zwischen uns beiden. So gewann er mich lieb, ich arbeitete mit ihm, wir fingen miteinander die Chemie bei Rouelle zu studieren an. Um näher bei ihm zu sein, verließ ich das Hotel Saint Quentin und logierte mich im Ballhause in der Rue Verdelet, der Rue Platrière,

in welcher Herr Dupin logierte, gegenüber ein. Hier bekam ich durch einen vernachlässigten Schnupfen eine Brustentzündung, die mich an den Rand des Grabes brachte. Während meiner Genesung hatte ich Zeit, an meinen Zustand zu denken und meine Furchtsamkeit, meine Schwachheit und meine Trägheit zu beweinen, die mich trotz jenem Feuer, das ich in mir fühlte, in einem Geistesschlummer schmachten ließen und mich immer dem Elende näher brachten. Den Tag, ehe ich krank wurde, hatte ich eine Oper von Royer, die man damals gab und deren Titel ich vergessen habe, gehört. In meiner Krankheit fiel mir nun die Musik und die Oper wieder ein und in den heftigsten Phantasien komponierte ich Arien, Duos und Chöre. Ich bin überzeugt, zwei oder drei Stücke di prima intenzione gemacht zu haben, welche vielleicht die Bewunderung von Meistern verdienten, wenn sie sie gehört hätten. Könnte man die Träume eines Fieberkranken aufzeichnen, so würde man finden, daß der Wahnsinn oft Dinge hervorbringt, welche der Verstand zu bewundern gezwungen ist.

Die Gedanken über Musik und Oper verließen mich auch nach meiner Wiederherstellung nicht, aber ich beschäftigte mich ruhiger mit ihnen. Eine fixe Idee war inzwischen die Achse geworden, um welche mein ganzer Kopf sich drehte, ich sah, daß sie mich unaufhörlich peinigen würde, wenn ich sie nicht verwirklichte, und so versuchte ich eine Oper, Text und Musik zu machen. Jedoch war dies nicht mein ganz erster Versuch. Schon zu Chambery hatte ich eine französische Oper: „Iphis und Anarарete" gemacht, war aber so klug gewesen, sie ins Feuer zu werfen. Zu Lyon dichtete ich eine andere: „Die Entdeckung der neuen Welt." Ich las sie Herrn Bordes, dem Abbé von Mably, dem Abbé Trublet und anderen vor und verfuhr so mit ihr wie mit jener, ob ich gleich schon die Musik zum Prolog und zum ersten Akte gemacht hatte und mir David, dem ich sie zeigte, versicherte, daß einige Arien eines Buononcini würdig wären.

Dieses Mal nahm ich mir Zeit, meinen Plan zu überdenken, ehe ich die Hand ans Werk legte. Ich wollte in einem heroischen Ballett drei verschiedene Gegenstände in drei abgesonderten Akten, jeden in einer besonderen Gattung

von Musik, darstellen. Der Gegenstand eines jeden sollte die Liebe eines Dichters sein und ich nannte diese Oper „Die galanten Musen." Mein erster Akt, von dem die Musik erhaben sein sollte, war Tasso, der zweite, mit zärtlicher Musik, Ovid und der dritte, Anacreon, sollte dithyrambische Freude atmen. Ich versuchte anfangs bloß den ersten Akt und widmete mich ihm mit einem Feuer, das mich zum ersten Male in meinem Leben die ganze Wollust der musikalischen Begeisterung fühlen ließ. Eines Abends, gerade um die Opernstunde, fühlte ich mich ganz hingerissen und übermeistert von meinen Ideen. Ich steckte das Eintrittsgeld, das ich schon bereitgehalten hatte, wieder in meine Tasche, verschloß meine Türe, ließ die Vorhänge nieder, um dem Tageslicht jeden Eingang zu verwehren, legte mich ins Bett und hier, vom Genius der Poesie und der Musik ganz begeistert, komponierte ich in sieben bis acht Stunden den besten Teil meines ersten Aktes. Meine Phantasie hatte mich der wirklichen Welt entrückt. Ich war nicht mehr ich, ich war ganz Tasso. Liebe zur Prinzessin von Ferrara und stolze, edle Rache an ihrem ungerechten Bruder hatten sich meiner Seele so ganz bemächtigt, daß mir die Nacht hundertmal angenehmer verstrich als wenn ich sie selbst in den Armen der Prinzessin zugebracht hätte. Am Morgen war freilich in meinem Gedächtnisse nur ein sehr kleiner Teil der nächtlichen Komposition übrig und doch trugen selbst diese, durch Müdigkeit und Schlaf fast verlöschten Reste noch Spuren von der Stärke des ersten Feuers an sich.

Fürs erste jedoch konnte ich diese Arbeit nicht weiterführen, weil andere Geschäfte mich von ihr abzogen. Während ich ganz an dem Dupinschen Hause hing, hatten mich die Damen von Beuzenval und von Broglie, denen ich noch zuweilen aufwartete, nicht vergessen. Der Graf von Montaigu, Hauptmann bei der Garde, wurde damals zum Gesandten nach Venedig ernannt. Frau von Broglie wußte, daß der Gesandte einen Sekretär nötig hatte, und schlug mich ihm vor. Wir sprachen deshalb miteinander, ich forderte 50 Louisdor Gehalt, was gewiß auf

einem Platze, wo man Figur machen muß, sehr wenig ist. Er wollte mir nur hundert Pistolen geben, und überdies sollte ich die Reise auf meine Kosten machen. Der Vorschlag war lächerlich, wir konnten nicht einig werden. Herr von Francueil, der sich Mühe gab, mich zurückzuhalten, drang durch. Ich blieb und Herr von Montaigu reiste mit einem anderen Sekretär, namens Follau, ab, welchen man ihm von seiten des Kabinetts der auswärtigen Angelegenheiten beigegeben hatte. Kaum waren sie in Venedig angelangt, so entzweiten sie sich. Follau sah, daß er mit einem Narren zu tun hatte, und verließ ihn schnell. Herr von Montaigu hatte jetzt nur noch einen jungen Abbé, Herrn von Binis, bei sich. Dieser hatte bisher unter dem Sekretär gestanden und war nicht imstande, dessen Stelle zu vertreten. Man nahm seine Zuflucht aufs neue zu mir. Der Ritter, sein Bruder, ein Mann voll Verstand, wußte mir die Annehmlichkeiten und Vorrechte dieser Stelle so gut auszumalen, daß wir endlich über 1000 Franken Gehalt und 20 Louisdor Reisegeld eins wurden, worauf ich sogleich meine Reise antrat.

Von Lyon hätte ich gerne meinen Weg über den Mont
43. Cenis genommen, um meine gute Mama im Vorbeireisen zu sprechen, aber ich fuhr auf der Rhone hinunter und setzte mich in Toulon zu Schiffe, teils wegen des Krieges, teils aus Ökonomie, teils aber auch, um von Herrn von Mirepoix, der damals Gouverneur der Provence und dem ich empfohlen war, einen Paß zu bekommen. Herr von Montaigu konnte mich nicht erwarten und schrieb mir Briefe über Briefe, daß ich doch meine Reise beschleunigen sollte. Ein Zufall hielt mich jedoch auf. Da in Messina die Pest herrschte, so war ich genötigt, nach einer langen und ermüdenden Fahrt vor Genua eine Quarantäne von 21 Tagen durchzumachen. In einem großen, unbewohnten Gebäude hauste ich diese Zeit und durfte mich wie ein anderer Robinson nach meiner Behaglichkeit, doch ohne alle Hilfsmittel behelfen. Herr von Jonville, der französische Gesandte, erlöste mich endlich und kürzte meine Qual um acht Tage ab. In seinem Hause machte ich die Bekanntschaft seines Sekretärs Dupont, mit dem ich lange in Briefwechsel blieb. Mein Weg durch die Lombardei war äußerst angenehm; ich sah Mailand, Verona,

Brescia, Padua und kam endlich, sehnlichst erwartet, in Venedig bei dem Herrn Gesandten an.

Ich fand einen Haufen von Depeschen vor, sowohl vom Hof als von anderen Gesandten, von welchen er nichts Chiffriertes lesen konnte, ob er gleich alle nötigen Schlüssel hatte. Da ich in meinem Leben in keinem Kabinett gearbeitet noch je eine Ministerialchiffre gesehen hatte, so fürchtete ich, anfangs nicht recht damit fortkommen zu können; aber ich fand, daß nichts einfacher ist, und in weniger als acht Tagen hatte ich alles entziffert. Aber es verlohnte sich in der Tat der Mühe nicht. Herr von Montaigu war bis zu meiner Ankunft in großer Verlegenheit, da er weder etwas Lesbares diktieren noch leserlich schreiben konnte. Ich war ihm von großem Nutzen, er fühlte es und behandelte mich gut. Noch eine andere Ursache bewog ihn dazu. Seit Herr von Froulay, seinem Vorgänger, der im Kopfe verrückt wurde, hatte der Konsul von Frankreich, Herr Le Blond, die Geschäfte übernehmen müssen und auch nach der Ankunft des Herrn von Montaigu mußte er sie so lange fortführen, bis dieser mit ihnen bekannt wurde. Herr von Montaigu, so wenig er auch übrigens imstande war selbst etwas zu tun, war eifersüchtig, daß ein anderer seinen Dienst versehen sollte, und haßte den Konsul. Er nahm daher, sobald ich angekommen war, ihm die Verrichtungen eines Gesandtschaftssekretärs ab und gab sie mir. Sie waren unzertrennlich vom Titel; auch diesen hieß er mich annehmen; solange ich bei ihm war, schickte er nur mich mit diesem Titel an den Senat und an seinen Konferenten. Auch war es natürlich, daß er lieber einen ihm ergebenen Menschen in der Stelle eines Gesandtschaftssekretärs sah als einen Konsul oder eine Kreatur des Hofes.

Dies machte meine Lage ziemlich angenehm. Auch fiel es seinen Gesellschaftskavalieren, die wie seine Pagen und der größte Teil seiner Leute Italiener waren, nie ein, mir den Vorrang streitig zu machen. Nun war damals Krieg und also mußte ich manche Pässe ausfertigen. Für einen solchen Paß zahlte man dem Sekretär, der ihn ausfertigte und unterschrieb, eine Zechine. Alle meine Vorgänger hatten sich diese Zechine ohne Ansehen der Person sowohl von Franzosen als

Fremden zahlen lassen. Dies fand ich unbillig und ohne selbst Franzose zu sein schaffte ich die Taxe bei ihnen ab, aber von jedem anderen forderte ich meine Gebühr strenge ein. Ich beging aber die Dummheit, dem Herrn von Montaigu, der von allem diesem nichts wußte, zu erzählen, was ich getan hatte. Das Wort Zechine öffnete ihm die Ohren, und ohne mir seine Meinung über die Abschaffung der Taxe bei den Franzosen zu sagen, forderte er seinen Anteil an den übrigen, versprach mir hingegen andere gleichwertige Vorteile. Mehr erbost über diese Niederträchtigkeit als aus Habsucht verwarf ich seinen Vorschlag in einem ziemlich stolzen Ton. Er drang darauf und ich wurde hitzig: „Nein, Euer Exzellenz, sagte ich lebhaft, behalten Sie was Ihnen gehört und lassen Sie mir das Meinige; ich werde nie eines Kreuzers Wert von meinen Rechten vergeben." Da er sah, daß er auf diese Art nichts bei mir ausrichtete, so schämte er sich nicht, mir zu sagen, daß, da ich die Schreibgebühren bezöge, es auch billig sei, daß ich die Materialien anschaffte. Ich wollte mich nicht weiter mit ihm darüber streiten, und von der Zeit an schaffte ich aus meinem Gelde Tinte, Papier, Siegellack, Licht und Oblaten an, selbst das Siegel ließ ich wieder erneuern, ohne daß er mir je einen Heller daran ersetzt hätte.

Nachdem ich meine Geschäfte hatte kennen lernen, fand ich viel weniger Schwierigkeiten dabei als ich anfangs gefürchtet hatte. Daß aber der Anfang mich verlegen machte, ist wohl natürlich, da ich gar keine und mein Prinzipal sehr wenig Erfahrung hatte, auch überdies die Unwissenheit und der Eigensinn des letzteren das wenige Gute vereitelten, was mir mein Verstand und einige wenige Kenntnisse für seinen und des Königs Dienst eingaben. Sein klügster Streich war seine Verbindung mit dem Marquis Mari, dem spanischen Gesandten. Dieser Mann, voll Erfindungskraft, eine Intrige anzulegen, und voll Geschicklichkeit, sie auszuführen, hätte meinen Herrn Gesandten leicht zum Spiel seiner Feinheit machen können, wenn nicht eben jene freundschaftliche Verbindung der Schutz des Schwächeren gewesen wäre. Überdies war das Interesse der beiden Höfe innig verflochten und der Marquis von Mari gab daher meinem Herrn

meistens gute Ratschläge, welche aber dieser bei der Ausführung immer dadurch wieder verdarb, daß er seine eigenen Ideen darein verweben wollte. Durch den Eigensinn und die Dummheit dieses erbärmlichen Menschen gezwungen, mußte ich manchen Unsinn schreiben und manche Torheit begehen, bloß weil er es so wollte, aber dies machte mir auch meine Stelle oft unerträglich, und manchmal war ich nahe dabei, sie ganz aufzugeben. So wollte er z. B., ich sollte den größten Teil der Depeschen an den König und an den Minister chiffrieren, obgleich weder die einen noch die anderen durchaus etwas enthielten, was diese Vorsicht nötig gemacht hätte. Ich stellte ihm vor, daß die Zeit zwischen dem Freitage, wann wir die Depeschen vom Hofe bekamen, und dem Samstage, an dem die unsrigen abgehen mußten, viel zu kurz sei, als daß ich mit so viel Chiffrieren und dem übrigen starken Briefwechsel, den ich für den nämlichen Kurier ausfertigen mußte, zustandekommen könnte. Gegen diese Unbequemlichkeit erdachte er ein herrliches Auskunftsmittel. Ich mußte nämlich schon Donnerstags die Antwort auf die Depeschen machen, die den anderen Tag ankommen sollten. Er war so verliebt in diese seine Erfindung, daß er von der Ausführung nicht abzubringen war, was ich ihm auch von der Unmöglichkeit und dem Unsinn derselben sagen mochte. Nun waren in der ganzen Zeit, die ich bei ihm zubrachte, einige wenige Worte, die er mir die Woche über im Vorbeigehen sagte, und einige unbedeutende Neuigkeiten, die ich hier oder dort aufgetrieben hatte, meine einzigen Materialien, aus denen ich die Depeschen zusammenstoppelte. Von diesen brachte ich ihm aber richtig alle Donnerstag früh das Brouillon und so wurden sie mit noch einigen Beisätzen oder Verbesserungen, die ich in der Geschwindigkeit auf unsere erhaltenen Depeschen, denen die unsrigen zur Antwort dienen sollten, machte, Samstags fortgeschickt. Wohl zwanzigmal kam ich in Versuchung, aus Liebe für seine Ehre etwas anderes zu chiffrieren als das, was er mir gesagt hatte, aber da nichts eine solche Untreue rechtfertigen konnte, so ließ ich ihn auf Kosten seiner Ehre Unsinn schreiben und war zufrieden, ihm frei meine Meinung zu sagen und meine Pflicht gegen ihn zu beobachten.

Mir selbst überlassen, ohne Freunde, ohne Ratgeber, ohne Erfahrung, in einem fremden Lande, im Dienste einer fremden Nation, umgeben von Schurken, die mich aus Eigennutz und um sich das Ärgernis des guten Beispiels zu ersparen, zu ihrer Nachfolge aufmunterten, blieb ich treu und diente Frankreich, dem ich nichts schuldig war, gut und besser noch dem Gesandten, wie es auch billig war, mit allen meinen Kräften. Ich bekleidete einen Posten, auf welchem ich den Augen aller Welt ausgesetzt war, aber niemand konnte mir einen Vorwurf machen, und so verdiente ich mir die Achtung der Republik und aller Gesandten, mit denen wir im Briefwechsel standen, und die Liebe aller in Venedig sich aufhaltenden Franzosen, selbst den Konsul nicht ausgenommen, den ich von seinen Geschäften wider Willen verdrängt hatte, von Geschäften, die mir in der Tat mehr Ärger als Vergnügen gewährten.

Oft tat ich, was der Gesandte hätte tun sollen, ich erzeigte den Franzosen, die zu ihm oder zu mir ihre Zuflucht nahmen, alle Dienste, die in meinen Kräften standen. In jedem anderen Lande würde ich mehr getan haben, aber da ich niemanden von einigem Gewichte wegen meiner Stelle als Gesandtschaftssekretär besuchen durfte, so mußte ich oft meine Zuflucht zum Konsul nehmen, und der Konsul, der in dem Lande ansässig war und seine Familie hier hatte, konnte nur mit äußerster Vorsicht meine Pläne unterstützen und daher das nicht tun, was er gern gewollt hätte. Inzwischen wagte ich bisweilen, wenn ich sah, daß er gar zu sehr nachgab und nicht reden wollte, einen verwegenen Schritt, der manchmal glückte. Nur einen zur Probe, an den ich ohne Lachen nicht denken kann. Man wird es kaum glauben, daß die Liebhaber des Theaters zu Paris mir Coraline und ihre Schwester Camilla zu danken haben, und doch ist es wahr. Veronese, ihr Vater, hatte sich mit seinen Kindern auf das italienische Theater engagiert, und nachdem er 2000 Franken Reisegeld erhalten hatte, trat er ganz ruhig, ohne an seine Abreise zu denken, zu Venedig auf dem Theater des heiligen Lukas auf, wohin Coraline, so sehr sie damals noch Kind war, sehr viele Zuschauer zog. Der Herzog von Gesvres, als erster Kammerherr, schrieb an den Gesandten und be-

gehrte die Auslieferung von Vater und Tochter. Herr von Montaigu gab mir den Brief und sagte mir zu meiner Instruktion weiter nichts, als: Sehen Sie, was da zu tun ist! Ich ging zu Herrn Le Blond und bat ihn, mit dem Patrizier, dem das Theater gehörte, und der, wie ich glaube, ein Zustiniani war, zu reden, damit er Veroneſe, der für den Dienſt des Königs engagiert ſei, verabſchiede. Le Blond, der ſich nicht viel um dieſen Auftrag bekümmerte, richtete ihn ungeſchickt aus. Zustiniani ſuchte Ausflüchte, und Veroneſe blieb. Ich ärgerte mich; es war gerade Karneval, ich nahm Bahute und Maske und ließ mich in den Palaſt Zustiniani führen. Wer meine Gondel mit der Livree des Geſandten anfahren ſah, erſtaunte. Nie hatte man in Venedig etwas ähnliches geſehen: Ich ſteige aus und laſſe mich unter dem Namen eines Siora Maſchera melden. Sobald ich vorgelaſſen wurde, ziehe ich meine Maske ab und nenne mich. Der Senator erbleicht und ſtaunt. „Mein Herr," rede ich ihn venezianiſch an, „wider meinen Willen muß ich Euer Exzellenz mit meiner Viſite beſchwerlich fallen, aber Sie haben auf Ihrem Theater des heiligen Lukas einen Mann namens Veroneſe, der für den Dienſt des Königs engagiert iſt, man hat umſonſt ihn zurückbegehren laſſen, jetzt fordere ich ihn im Namen Seiner Majeſtät." Meine kurze Anrede tat ihre Wirkung. Kaum war ich abgegangen, ſo lief der gute Mann zu den Staatsinquiſitoren, um ihnen Rechenſchaft über dies Ereignis zu geben. Dieſe gaben ihm einen derben Verweis und Veroneſe wurde den nämlichen Tag abgedankt. Ich ließ ihm ſagen, daß ich, wenn er nicht innerhalb acht Tagen abreiſte, ihn arretieren laſſen würde, und ſo reiſte er ab.

Es wäre gut geweſen, wenn ich, während ich in der vollkommenſten Uneigennützigkeit alles das Gute tat, was ich tun konnte, mehr Ordnung und Aufmerkſamkeit auf die minder wichtigen Dinge verwandt hätte, um nicht am Ende betrogen zu ſein und anderen auf meine Koſten gedient zu haben; aber auf einer Stelle, wie die, die ich bekleidete, wo die geringſten Fehler nie ohne Folgen ſind, erſchöpfte ich alle meine Aufmerkſamkeit, um keine gegen meinen Dienſt zu tun; ebenſo beobachtete ich die größte Ordnung und die ge-

naueste Pünktlichkeit in allem, was meine wesentlichen Pflichten betraf, bis an das Ende. Auch konnte mir nie der Gesandte oder sonst jemand die geringste Nachlässigkeit in irgend einer Verrichtung vorwerfen, einige Fehler abgerechnet, die eine gezwungene Eile mich manchmal in den Chiffern begehen ließ und über die sich einmal die Schreiber des Herrn Amelot beschwerten. Eine Genauigkeit, die bei einem so trägen Menschen, als ich es war, gewiß zu bewundern ist; aber manchmal fehlte es mir bei den besonderen Aufträgen, die ich übernahm, an Gedächtnis und Sorgfalt, doch ließ ich mir den Schaden, der daraus entstand, immer freiwillig gefallen, ehe nur jemand daran dachte, sich zu beklagen.

Das Talent, das ich für diplomatische Geschäfte in mir fühlte, machte, daß ich ihnen mit Vergnügen oblag, und außer der Gesellschaft meines Freundes Carrio und des tugendhaften Altuna, außer den sehr unschuldigen Erholungen des St. Markus-Platzes, des Theaters und einiger Besuche, die wir fast immer zusammen machten, war meine Pflicht mein einziges Vergnügen. Obgleich meine Arbeit, besonders bei der Unterstützung des Abbé Binis, nicht sehr beschwerlich war, so ließen doch der sehr ausgebreitete Briefwechsel und die damaligen Kriegszeiten mich nie müßig. Alle Tage arbeitete ich fast den ganzen Vormittag und an den Kuriertagen oft bis Mitternacht. Den übrigen Teil meiner Zeit widmete ich dem Studium des Berufs, den ich angefangen hatte, indem ich gar nicht zweifelte, daß ich mit der Zeit mein Glück dadurch machen könne. Wenigstens war der Anfang für meine Hoffnungen nicht abschreckend. In der Tat war auch jedermann mit mir zufrieden, mein Gesandter äußerte öffentlich und laut seine vollste Anerkennung meiner Dienste, über die er sich niemals beklagen konnte, und seine Wut in der Folge kam einzig daher, daß ich nach vielen fruchtlosen Beschwerden endlich meinen Abschied forderte. Die Gesandten und Minister des Königs, mit denen wir im Briefwechsel standen, machten ihm über das Verdienst seines Sekretärs Komplimente, die ihm hätten schmeicheln sollen, die aber bei diesem schiefen Kopfe gerade die entgegengesetzte Wirkung hervorbrachten.

Ich gestehe, daß ich keine Gelegenheit vorbeiließ, mich bekannt zu machen, aber nie suchte ich sie zudringlich, und es schien mir sehr billig, da ich die Pflichten meiner Stelle gewissenhaft erfüllte, nach dem natürlichen Lohn guter Dienste, nach der Achtung derer, die darüber urteilen und sie belohnen können, zu ringen. Ich weiß nicht, ob die Genauigkeit in meinem Dienste für den Gesandten ein gerechte Ursache zu Klagen sein konnte, aber das weiß ich, daß sie der einzige Text aller seiner Vorwürfe war.

Sein Haus, das er nie auf einen guten Fuß gesetzt hatte, ward nach und nach ein Sammelplatz elenden Gesindels. Der Haushofmeister, den Herr von Montaigu gewählt hatte, war ein Bandit aus Mantua namens Dominico Vitali. Ihm übertrug der Gesandte die Aufsicht über sein Haus, denn er hatte sich durch Schmeicheln und Speichellecken sein Vertrauen erworben und war zum großen Nachteile der wenigen ehrlichen Leute, die noch da waren, und des Sekretärs, der an ihrer Spitze war, sein Liebling. Das offene Auge des ehrlichen Mannes macht dem Schurken immer Unruhe und mehr hätte es schon nicht bedurft, um mich zu einem Gegenstande seines Hasses zu machen, aber es kam auch noch ein besonderer Umstand hinzu, welcher ihn zu meinem unversöhnlichen Feinde gemacht hatte. Der Niederträchtige war gewiß nicht gemacht, mich ganz zu kennen, aber er hatte doch gerade so viel Kenntnis meines Charakters erhascht, als zu seinen Absichten nötig war. Er wußte, daß ich bis zum Übermaß gut und nachsichtsvoll gegen zufällige Beleidigungen war, aber stolz und auffahrend, wenn ich mich mit Vorbedacht gekränkt glaubte. Er wußte, daß ich Schicklichkeit und Würde in allen Dingen liebte und ebenso streng auf die Ehre hielt, die mir gebührte, als ich aufmerksam war, anderen die ihnen gebührende Ehre zu geben. Auf diese Kenntnis meines Charakters hin unternahm er es, mich zu verdrängen, und es gelang ihm. Er brachte das ganze Haus in Unordnung, die wenigen Reste von Ordnung, von Gehorsam, von Reinlichkeit, welche ich zu erhalten mir Mühe gegeben hatte, suchte er zu zerstören. Ein Haus ohne Frau bedarf einer strengen Ordnung, wenn die von der Würde unzertrennliche Sittsamkeit nicht verloren gehen soll. Bald

hatte er das unsrige zu einem Tummelplatz der niederträchtigsten Ausgelassenheit, zu einem Konventikel aller Spitzbuben und Wüstlinge gemacht. Übrigens wußte man in der Stadt alles, was bei uns im Hause geschah. Die ganze Dienerschaft des Gesandten schrie darüber laut. Dominico, der Urheber von allem, schrie am lautesten, da er wohl wußte, daß die unschickliche Behandlung, die wir erdulden mußten, mir empfindlicher war als allen übrigen. Ich allein ließ mir gegen Fremde nie etwas merken, aber ich beklagte mich lebhaft beim Gesandten über dies alles und über ihn selbst, und er, heimlich von seinem verfluchten Ratgeber aufgehetzt, behandelte mich täglich schnöder. Obgleich ich, um es meinen Kameraden gleich zu tun und meinem Posten Ehre zu machen, viel Aufwand machen mußte, konnte ich doch nie einen Kreuzer von meinem Gehalt herausbekommen, und forderte ich Geld von ihm, so versicherte er mich seiner Achtung und seines Vertrauens, als ob mir dieses meinen Beutel füllen und ich davon hätte leben können.

Ich ertrug sein verächtliches Betragen, seine Grobheiten, seine unartige Behandlung solange geduldig, als ich sie mehr einer üblen Laune als einem besonderen Haß gegen mich zuschrieb; aber sobald ich bemerkte, daß er es darauf angelegt hatte, mich der mir wegen meiner guten Dienste gebührenden Ehre zu berauben, so nahm auch ich mir vor, ihn zu verlassen. Das erstemal, daß er mir seine Ungnade deutlich merken ließ, war bei Gelegenheit eines Mittagessens, das er dem Herzog von Modena und seiner Familie, die damals in Venedig war, geben und wobei er mich von seiner Tafel ausschließen wollte. Etwas empfindlich über die Schmälerung meiner Rechte, aber gar nicht eifersüchtig auf den Genuß dessen, was er mir bei dieser Gelegenheit entzog, versicherte ich ihm, da ich täglich die Ehre hätte, an seiner Tafel zu speisen, so forderten es die Würde seiner Exzellenz und meine Pflicht, nicht darein zu willigen, selbst wenn es dem Herzog von Modena einfallen sollte, mich von derselben ausschließen zu wollen. „Wie," sagte er aufgebracht, „mein Sekretär, der nicht einmal von Adel ist, will mit einem Fürsten speisen, da selbst meine Kavaliere diese Ehre nicht haben?" „Ja, mein Herr," antwortete ich ihm, „der Posten,

womit mich Eur Erzellenz beehrt haben, adelt mich so sehr, solange ich ihn bekleide, daß ich den Rang selbst vor Ihren sogenannten Kavalieren habe und da aufgenommen werde, wo sie nie hinkommen können. Sie wissen selbst, daß am Tage Ihres öffentlichen Einzugs die Etikette und ein unvordenklicher Gebrauch mich berechtigen, im Zeremonienkleide Ihnen zu folgen und mit Ihnen im Palast des heiligen Markus zu speisen. Und ich sehe nicht ein, wie ein Mann, der die Ehre hat, mit dem Dogen und dem Senat von Venedig öffentlich zu speisen, nicht auch mit dem Herzog von Modena essen könnte." Obgleich gegen meinen Einwurf sich nichts sagen ließ, so gab mein Herr Gesandter doch nicht nach. Aber wir hatten keine Gelegenheit, unseren Streit über diesen Punkt zu erneuern, da der Herzog von Modena nicht zum Essen kam.

Von dieser Zeit an hatte ich täglich neue Unannehmlichkeiten und tausend Beeinträchtigungen zu erdulden; jedes kleine Vorrecht, das mit meinem Posten verknüpft war, suchte er mir zu entziehen und sie seinem lieben Vitali zuzuwenden. Er würde ihn, wäre es schicklich gewesen, sogar an den Senat geschickt haben, und der Abbé von Binis mußte seinen Privatbriefwechsel in seinem Kabinette führen. Er wollte mich demütigen seinem Liebling zu Gefallen, aber von sich wollte er mich nicht lassen. Er sah wohl ein, daß er nach mir nicht wieder so leicht einen bekommen würde, als mich nach dem Herrn Follau, der sein Lob schon zu sehr verbreitet hatte. Er mußte notwendig einen Sekretär haben, der wegen der Unterhandlungen mit dem Senat der italienischen Sprache mächtig war, der alle seine Depeschen verfaßte, alle seine Geschäfte so besorgte, daß er sich um nichts zu bekümmern brauchte, und der bei allem Diensteifer noch den Gefälligen gegen seine Schurken von Kavalieren machte. Er wünschte mich zu behalten und mich mürbe zu machen, indem er mich von meinem und seinem Vaterlande entfernt hielt. Aus dem nämlichen Grunde gab er mir kein Geld, weil ich ohne dieses ihn nicht verlassen konnte. Ich aber entschloß mich endlich, meinen Abschied zu fordern und ihm zu bedeuten, daß er sich nach einem anderen Sekretär umsehen solle. Er sagte auf mein Gesuch weder ja noch nein und

blieb im übrigen der Alte. Da ich sah, daß auch dies nichts fruchtete und er sich nach niemandem umsah, so schrieb ich an seinen Bruder und bat ihn unter Darlegung meiner Beweggründe, mir von Seiner Exzellenz meinen Abschied zu bewirken, mit dem Beisatze, daß es mir auf keinerlei Art mehr möglich sei, bei ihm auszuhalten.

Ich wartete lange, ohne Antwort zu erhalten; schon war ich ziemlich in Verlegenheit, als endlich der Gesandte einen Brief von seinem Bruder bekam. Der Inhalt mußte für seine Exzellenz eben nicht sehr erbaulich gewesen sein, denn so bis zur Wut aufgebracht hatte ich ihn nie gesehen, ungeachtet ich Jähzorn an ihm zu sehen gewohnt war. Nachdem er endlich sich satt geschimpft hatte und nun nicht mehr wußte, was er sagen sollte, beschuldigte er mich, seine Chiffern verkauft zu haben. Ich fing an zu lachen und fragte ihn in einem beißenden Tone, ob er wohl glaubte, daß in ganz Venedig jemand einfältig genug wäre, nur einen Taler dafür zu geben. Diese Antwort machte ihn schäumen. Er machte Miene, seine Leute zu rufen, um, wie er sagte, mich zum Fenster hinauswerfen zu lassen. Bis dahin war ich ganz ruhig geblieben, aber bei dieser Drohung übermannten mich endlich Zorn und Unwillen. Ich sprang zur Türe, und nachdem ich den Riegel vorgeschoben hatte, ging ich ernsten Schritts auf ihn zu: „Nein, Herr Graf," sagte ich, „Ihre Leute werden sich in diese Sache nicht mischen, erlauben Sie, daß wir sie ganz allein ausmachen." Diese Handlung und mein Anstand, in welchem Entschlossenheit nicht zu verkennen war, besänftigten ihn auf der Stelle; Schrecken und Furcht zeichneten sich in seiner ganzen Haltung. Da ich ihn von seiner Wut zurückkommen sah, empfahl ich mich ihm in wenigen Worten, öffnete die Türe und ging ganz gelassen im Vorzimmer durch die Mitte seiner Leute, die wie gewöhnlich aufstanden und im Falle der Not eher mir gegen ihn, als ihm gegen mich tätige Hilfe geleistet hätten. Ohne wieder in mein Zimmer zu gehen, ging ich sogleich die Treppe hinunter und verließ auf der Stelle seinen Palast, um ihn nie wieder zu betreten.

Ich ging geraden Wegs zu Herrn Le Blond und erzählte ihm meine ganze Geschichte; sie war ihm gar nicht auf-

fallend, denn er kannte den Mann. Er behielt mich zu Mittag. Dieses Essen, so wenig vorbereitet es auch sein konnte, war glänzend. Alle Franzosen von einiger Bedeutung, die in Venedig waren, fanden sich dabei ein. Bei dem Gesandten erschien keine Seele. Der Konsul erzählte meine Geschichte der Gesellschaft und alle waren einer Meinung, die freilich seiner Exzellenz nicht allzu günstig war. Ich hatte mit dem Gesandten noch nicht abgerechnet, hatte von ihm noch keinen Kreuzer erhalten, und meine ganze Barschaft bestand in einigen Louisdors, die ich bei mir hatte; ich war also in einiger Verlegenheit wegen meiner Abreise. Alle boten mir ihre Börsen an; ich nahm ungefähr 20 Zechinen von Herrn Le Blond und ungefähr ebensoviel von Herrn von Saint-Cyr, den ich nach ihm am genauesten kannte, bedankte mich bei den übrigen und nahm unterdessen bis zu meiner Abreise mein Logis bei dem Konsulatskanzler, um öffentlich zu zeigen, daß die Nation keinen Teil an den Ungerechtigkeiten des Gesandten habe. Dieser, wütend, mich in meinem Unglück von jedermann geehrt und sich verlassen zu sehen, verlor gänzlich den Kopf und betrug sich wie ein Rasender. Er vergaß sich so sehr, daß er dem Senat eine Bittschrift überreichte, in welcher er ersuchte, mich arretieren zu lassen. Auf die Nachricht, die mir der Abbé von Binis davon gab, entschloß ich mich, noch weitere vierzehn Tage in Venedig zu bleiben, ob ich mir gleich anfänglich vorgenommen gehabt, den dritten Tag abzureisen. Jedermann kannte meine Geschichte und billigte mein Verfahren. Ich besaß die allgemeine Achtung. Die Signoria antwortete nicht einmal auf dieses abenteuerliche Ansinnen des Gesandten und ließ mir durch den Konsul sagen, ich könnte mich, solange ich wollte, in Venedig aufhalten, ohne wegen der Schritte eines Narren in Unruhe zu sein. Ich besuchte frei meine Freunde, nahm Abschied vom spanischen Minister, der mich sehr höflich empfing, und von dem Gesandten von Neapel, dem Grafen von Finocchietti, den ich nicht zu Hause antraf und ihm also schrieb, worauf er mir sehr höflich antwortete. Endlich reiste ich ab, ohne andere Schulden gemacht zu haben, so sehr ich auch in Verlegenheit war, als was ich von Herrn Le Blond und Herrn von Saint-Cyr

entlehnt hatte und ungefähr 50 Taler von einem Kaufmann namens Morandi, die mein Freund Carrio zu bezahlen übernahm und die ich nie wieder ersetzt habe, so oft wir uns auch nach der Zeit wieder sahen. Die anderen zwei Posten aber zahlte ich pünktlich, sobald es mir möglich war.

Meine Leser dürfen Venedig nicht verlassen, ohne zuvor ein Wort von den berühmten Vergnügungen dieser Stadt, wenigstens von dem geringen Teil, den ich während meines dortigen Aufenthalts an denselben nahm, zu hören. Man hat schon im Laufe meiner Jugendjahre gesehen, wie wenig ich nach den Vergnügungen dieses Alters oder wenigstens denen, die man so nennt, Verlangen trug. Auch in Venedig änderte ich meinen Geschmack nicht und meine Beschäftigungen, die mich ohnedies daran gehindert hätten, gaben den einfachen Erholungen, die ich mir erlaubte, einen neuen Reiz. Mein liebstes und süßestes Vergnügen war der Umgang mit Leuten von Verdienst, den Herren Le Blond, von Saint-Cyr, Carrio, Altuna und einem Edelmann aus Friaul, dessen Namen vergessen zu haben ich mich recht ärgere und an dessen angenehme Gesellschaft ich nicht ohne Rührung zurückdenken kann. Ich hatte noch von Paris das französische Vorurteil gegen die italienische Musik mitgebracht, aber zugleich hatte mir die Natur jenes feine Gefühl für Wohllaut geschenkt, gegen das kein Vorurteil standhält. Nicht lange, so bekam ich für diese Musik jene Leidenschaft, die sie allen denen einflößt, welche gemacht sind, sie zu beurteilen. Als ich das erstemal ein paar Barcarolen hörte, glaubte ich, ich hätte bisher nie singen gehört, und bald wurde ich in die Opera so verliebt, daß ich während der Vorstellung meine Gesellschaft nicht selten verließ, um anderswo hinzugehen, aus Verdruß, in den Logen immer durch das verhaßte Schwätzen, Spielen oder Essen gerade dann am meisten gestört zu werden, wenn ich so gerne ganz Ohr gewesen wäre. Fand ich einen einsamen Platz, so schloß ich mich in meine Loge ein und überließ mich da, trotz der Länge des Schauspiels, ganz dem Vergnügen, vom Anfang bis zum Ende nur zuzuhören.

Eine Musik, die nach meinem Geschmack der Opera noch

weit vorzuziehen ist und die ihresgleichen weder in Italien noch in der übrigen Welt hat, hört man in den sogenannten Scuole. Diese Scuole sind wohltätige Anstalten zur Erziehung junger, armer Mädchen, welche die Republik nachher entweder für den Ehestand oder fürs Kloster ausstattet. Unter den mancherlei Geschicklichkeiten, in welchen man diesen Mädchen hauptsächlich Unterricht erteilt, hat die Musik den ersten Rang. Alle Sonntage führt man in der Kirche jeder dieser vier Scuole während der Vesper Motetten mit vollem Chor und vollem Orchester auf, die von den größten Meistern Italiens gesetzt und in ihrer Ausführung geleitet und bloß von Mädchen, deren älteste nicht 20 Jahre hat, auf dem vergitterten Chore aufgeführt werden. Ich habe keinen Begriff, wie etwas wollüstiger, etwas rührender sein kann, als diese Musik. Der größte Aufwand von Kunst, der feinste Geschmack im Gesange, die Schönheit der Stimmen, die Richtigkeit der Ausführung, alles trägt in diesen herrlichen Konzerten dazu bei, auf die Zuhörer einen Eindruck zu machen, der freilich nicht allemal der reinste ist, aber dessen sich gewiß kein männliches Herz hätte erwehren können. Kein einziges Mal versäumten Carrio oder ich diese Vespern bei der Mendicanti, und wir waren nicht die einzigen. Immer war die Kirche mit Liebhabern angefüllt und selbst die Opernsänger kamen, um sich nach dem hohen Geschmack dieses Gesanges zu bilden.

Die Musik kostet in Italien so wenig, daß es sich selbst bei geringem Einkommen nicht der Mühe verlohnt, sich dieses Vergnügens zu berauben, wenn man Geschmack daran findet. Ich mietete mir ein Klavier und für einen kleinen Taler kamen vier oder fünf Musiker zu mir, mit welchen ich wöchentlich einmal die Stücke wiederholte, die mir in der Oper am meisten gefallen hatten. Ich probierte mit ihnen auch einige Symphonien aus meinen Galanten Musen; sei es nun, daß sie wirklich so sehr gefielen, oder daß man nur die Absicht hatte, mir ein Kompliment zu machen, genug, der Ballettmeister von St. Johann Chrysostomus bat mich um zwei derselben, die ich dann auch das Vergnügen hatte, von diesem vortrefflichen Orchester aufgeführt zu hören und eine kleine Bettina danach tanzen zu sehen. Diese Bettina

war ein schönes und sehr liebenswürdiges Mädchen, das einer unserer Freunde, ein Spanier namens Fagoaga, unterhielt und bei welcher wir häufig unsere Abende zubrachten.

Aber, könnte man mir sagen, da Sie von anderen ihren Mädchen reden, haben Sie denn über diesen Punkt gar nichts von sich zu berichten? Sollten Sie in einer Stadt wie Venedig immer enthaltsam gewesen sein? — Ich habe immer einen natürlichen Abscheu vor feilen Dirnen gehabt und doch blieb mir in Venedig nichts anderes übrig, da mir fast alle Häuser wegen meiner Stelle verschlossen waren. Ich hatte auch die traurige Gewohnheit noch nicht verloren, meine Bedürfnisse auf eine andere Art zu befriedigen; überdies war ich zu sehr beschäftigt, um den Reiz des heißen Klimas lebhaft zu fühlen, und lebte über ein Jahr ebenso keusch in dieser Stadt wie in Paris, und reiste endlich nach anderthalb Jahren ab, ohne mehr als zweimal mich Personen vom anderen Geschlechte genähert zu haben. Die Umstände der einen Geschichte sind so sonderbar, daß ich sie erzählen muß.

Der Kapitän Olivet, ein französischer Kauffahrer, der mir verpflichtet war, gab mir an Bord seines Schiffes ein Mittagessen, zu dem ich den spanischen Gesandtschaftssekretär mitnahm. Ich erwartete von den Kanonen des Schiffes begrüßt zu werden; das Schiffsvolk war zwar bei unserem Empfange in Reihen gestellt, aber keine Lunte wurde unsertwegen angezündet. Dies ärgerte mich sehr, besonders wegen Carrio, der ein wenig darüber empfindlich wurde; und in der Tat begrüßten sonst Kauffahrteischiffe Leute, die gewiß nicht so viel wert waren als wir. Überdies glaubte ich doch einige Auszeichnung von dem Kapitän verdient zu haben. Nun erwartete ich wenigstens eine allgemeine Salve bei der ersten ausgebrachten Gesundheit; es war wieder nichts. Carrio, der in meiner Seele las, lachte, als er mich wie ein Kind ungebärdig sah. Noch vor der Mitte des Essens näherte sich eine Gondel. „Meiner Seele, Herr," sagte der Kapitän, „nehmen Sie sich in acht, es kommt der Feind!" Ich fragte ihn, was er damit sagen wollte, und er antwortete mit einem Scherz. Die Gondel legt an, und es steigt eine junge Person aus von blendender Schönheit,

wollüstig und leicht gekleidet; mit drei Sprüngen war sie im Zimmer, und ehe ich merkte, daß man für sie ein Couvert neben mich gesetzt hatte, sah ich sie an meiner Seite. Sie war ebenso schön als lebhaft, eine Brünette von höchstens 20 Jahren. Sie sprach nur Italienisch und schon ihr Akzent hätte mir den Kopf wirbeln machen können. Während des Essens, wobei sie keinen Augenblick still war, blickte sie auf mich, sah mich einige Augenblicke starr an und rief auf einmal laut aus: „Heilige Jungfrau, ach lieber Bremond, wie lange habe ich dich nicht gesehen!" Hierauf stürzte sie sich in meine Arme, ihr Mund hing augenblicklich an dem meinigen und ihre wütenden Umarmungen erstickten mich beinahe. Ihre großen, schwarzen, orientalischen Augen trafen mein Herz wie feurige Pfeile. Anfänglich hielt mich mein Erstaunen zurück, aber nicht lange, so durchglühte das Feuer der Wollust alle meine Adern, mein Blut wallte stürmischer, ich ward dringend, ward es so sehr, daß Scham vor den Anwesenden mich nicht mehr zurückhielt, so sehr, daß meine Schöne selbst mich in die Schranken der Ehrbarkeit zurückweisen mußte. Ich war trunken oder besser, ich war ein Rasender. Da sie mich endlich dahin gebracht hatte, wo sie mich haben wollte, so mäßigte sie zwar ihre Liebkosungen, aber nicht ihre Lebhaftigkeit, und als es ihr endlich gefiel, die wahre oder falsche Ursache ihrer Schäkerei zu erklären, so versicherte sie uns, daß ich einem gewissen Herrn von Bremond, dem Zolldirektor von Toskana, täuschend ähnlich sähe, daß sie in diesen Herrn von Bremond zum Närrischwerden verliebt gewesen wäre und noch immer sei, daß sie ihn aber verlassen hätte, weil sie eine Törin wäre; daß sie mich an seiner Stelle annehmen, daß sie mich lieben wolle, weil ich ihr gefiele; daß ich sie aus der nämlichen Ursache auch lieben müßte, solange es ihr gefiele; und daß, wenn sie mich einmal verlassen würde, ich Geduld haben müßte, wie ihr lieber Bremond auch gehabt hätte. Wie gesagt, so getan. Sie nahm Besitz von mir wie von ihrem Leibeigenen, ich mußte ihre Handschuhe, ihren Fächer, ihre Cinda, ihren Schleier aufheben, sie befahl mir dahin und dorthin zu gehen, dies oder jenes zu tun, und ich gehorchte. Sie hieß mich ihre Gondel zurückschicken, weil sie sich der meinigen

bedienen wolle, und ich tat es. Nach dem Mittagessen besahen wir die Glashütten zu Murano, sie kaufte viele Kleinigkeiten ein, die sie uns ohne weiteres bezahlen ließ. Aber überall gab sie Trinkgelder, die das, was wir ausgelegt hatten, noch um Vieles überstiegen. Aus der Gleichgültigkeit, mit welcher sie ihr Geld wegwarf und uns das unsrige wegwerfen ließ, sah man wohl, daß es keinen Wert für sie hatte. Wenn sie sich zahlen ließ, so geschah es gewiß mehr aus Eitelkeit als aus Geiz. Der Wert, welchen sie auf ihre Gunstbezeugungen gesetzt fühlte, war ihre süßeste Belohnung.

Abends führten wir sie nach Hause. Als ich sie verließ, bestimmte sie mir eine Stunde auf den anderen Tag; ich ließ nicht auf mich warten. Ich traf sie in vestito di convidenza, in einem Morgenkleid, das etwas mehr als galant war und das man bloß unter den heißen Himmelsstrichen kennt. Ich will mich hier nicht damit aufhalten, es zu beschreiben, obwohl ich mich dessen sehr gut erinnere; besonders gefielen mir die rosenfarbenen Seidenmuster, womit ihre Ärmel und ihr Halskragen garniert waren, ausnehmend wohl. Es stand zu ihrer schönen Haut ganz vortrefflich. Ich fand nachher, daß dies die gewöhnliche Mode in Venedig ist, und die Wirkung davon ist so schön, daß ich nicht begreife, warum sie nicht schon lange in Frankreich aufgekommen ist. Ich hatte keinen Begriff von der Wollust, die mich bei ihr erwartete. Ich habe schon von Frau von Larnage mit dem Entzücken, das ihr Andenken noch manchmal in mir erregt, gesprochen. Aber wie alt, wie häßlich, wie kalt war sie gegen meine Zulietta! Umsonst würde sich die glühendste Einbildungskraft bemühen, die Reize und die Schönheiten dieses zauberischen Mädchens sich vorzustellen, ihre größte Anstrengung müßte doch weit hinter der Wahrheit zurückbleiben. Die jüngste Nonne gleicht ihr nicht an Frischheit, die Schönheiten des Serails sind weniger lebhaft, und selbst die Huris des Paradieses sind nicht so reizend. Nie empfand das Herz oder die Sinne eines Sterblichen süßere Wollust. Nie hätte ich geglaubt, daß Empfindungen, wie sie mir sie einflößte, von Achtung und Ehrfurcht zertrennlich wären. Kaum hatte ich aus den ersten Gunstbezeugungen, welche sie

mir erteilte, und den Freiheiten, welche ich mir nahm, den Wert ihrer Reize und ihrer Liebkosungen kennen gelernt, als ich, aus Furcht, die Frucht noch unreif zu verlieren, eilte, sie zu brechen — aber auf einmal fühlte ich statt der Flammen, die mich vorher verzehrt hatten, einen tödlichen Frost mir durch alle Adern zucken. Meine Knie bebten unter mir und, einer Ohnmacht nahe, setzte ich mich nieder und weinte wie ein Kind.

Julietta, für welche unter ähnlichen Umständen Tränen gewiß ein neues Schauspiel waren, verlor auf einen Augenblick ihre Fassung. Nachdem sie einige Male in dem Zimmer auf und ab gegangen war und einige Blicke in ihren Spiegel getan hatte, sah sie wohl, und meine Augen bekräftigten es ihr deutlich, daß der Ekel keinen Teil an dieser sonderbaren Laune habe. Es war ihr leicht, mich davon zu heilen und die Reste meiner Scham auszutilgen. Aber in dem Augenblick, da ich auf einer Brust, die zum erstenmal den Druck und den Kuß eines Mannes zu fühlen schien, in Wollust dahinsinken wollte, merkte ich, daß die eine von ihren Brüsten keine Warze habe. Voll Erstaunen untersuche ich und finde, daß diese Brust nicht so gemacht ist wie die andere. Ich gab mir Mühe, zu begreifen, wie man eine Brust ohne Warze haben könne, und überzeugt, daß dieses seinen Grund in irgend einem beträchtlichen Naturfehler haben müsse, war mir's, nachdem ich diesen Gedanken lange herum gewälzt hatte, so deutlich wie der Tag, daß ich, anstatt der schönsten Person, die ich mir je denken konnte, eine Art von Ungeheuer, den Auswurf der Natur, der Menschen und der Liebe in meinen Armen hielt. Ich trieb meine Tollheit so weit, daß ich diese Bemerkung auch ihr mitteilte. Anfangs nahm sie die Sache als Scherz auf und schäkernd, wie sie war, überschüttete sie mich aufs neue mit tausendfachen Liebkosungen und riß mich so in ihrer Schwärmerei mit sich fort, daß ich vor Liebe hätte sterben mögen. Aber da ich ihr meine immer wiederkehrende Unruhe doch nicht verbergen konnte, so errötete sie endlich, brachte ihren Anzug wieder in Ordnung, stand auf und setzte sich, ohne ein Wort zu reden, ans Fenster. Ich wollte mich neben sie setzen; sie stand auf und setzte sich auf ein Ruhebett, stand auch hier wieder auf, und indem

sie, sich fächelnd, im Zimmer auf und ab ging, sagte sie mit einem kalten und verächtlichen Ton: Zanetto, lascia le Donne, e studia la matematica!" (Hänschen, laß die Frauen, und lern die Mathematik!)

Ehe ich sie verließ, bat ich sie, mir auf den anderen Tag eine Stunde zu bestimmen, sie verschob sie aber bis auf den dritten Tag, indem sie mit einem spöttischen Lächeln hinzusetzte, daß ich wohl der Ruhe bedürfte. Ich brachte diese Zeit unmutig hin, ich dachte mit vollem Herzen an ihre zauberischen Reize, bedauerte die so übel angewandten Augenblicke, die ich doch zu den süßesten meines Lebens hätte machen können, erwartete mit der lebhaftesten Ungeduld die Stunde, in der ich für diesen Verlust mich würde entschädigen können und nichtsdestoweniger konnte ich, wie sehr ich mir auch Mühe geben mochte, die Vollkommenheiten dieses göttlichen Mädchens nicht mit der Niedrigkeit ihres Standes vereinigen. Ich eilte also, ich flog zu ihr. Der Gondolier, den ich bei meiner Ankunft zu ihr schickte, brachte mir die Nachricht zurück, daß sie den Tag zuvor nach Florenz abgereist wäre. Hatte ich meine Liebe zu ihr nicht ganz gefühlt, während ich sie besaß, so fühlte ich jetzt erst die ganze Größe derselben, als ich sie verlor, und noch heute hat mich eine tolle Sehnsucht nach ihr nicht verlassen. So schön, so reizend sie auch war, so konnte ich mich doch bald über ihren Verlust trösten, aber der Gedanke, daß sie mit Verachtung an mich denken sollte, das, ich gestehe es, ist mir unerträglich.

Dies ist alles, was ich über diesen Punkt zu erzählen habe. Ich komme jetzt wieder auf meine Reise zurück.

Mein erster Entschluß nach meiner Trennung von Herrn von Montaigu war, mich nach Genf zurückzuziehen und dort so lange zu warten, bis ein günstigeres Schicksal die Hindernisse, die mich von meiner Mama trennten, wegräumen würde. Aber der allgemeine Lärm, den mein Zank erregt hatte, und die Tollheit des Gesandten, die ganze Geschichte nach Hofe zu schreiben, bewogen mich, selbst dahin zu gehen, um dort von meinen Handlungen Rechenschaft abzulegen und mich über die eines Unsinnigen

zu beklagen. Ich meldete Herrn Dutheil, der seit dem Tode des Herrn Amelot die auswärtigen Angelegenheiten besorgte, meine Entschließung noch von Venedig aus und reiste zugleich mit meinem Briefe ab. Ich nahm meinen Weg über Bergamo, Como, Domodossola und über den Simplon. Zu Sitten erwies mir Herr von Chaignon, der französische Geschäftsträger, tausend Höflichkeiten, in Genf begegnete mir Herr de la Closure ebenso artig. Ich erneuerte hier die Bekanntschaft mit Herrn von Gauffecourt, von dem ich einiges Geld zu erheben hatte. Durch Nyon reiste ich, ohne meinen Vater zu sprechen. So sauer mich dies ankam, so konnte ich mich doch nicht entschließen, in meiner gegenwärtigen Lage mich meiner Stiefmutter zu zeigen, die mich gewiß ungehört verdammt haben würde. Der Buchhändler du Villard, ein alter Freund meines Vaters, machte mir über diesen Mangel kindlicher Aufmerksamkeit lebhafte Vorwürfe. Ich sagte ihm meine Gründe und, um meinen Fehler wieder gut zu machen, ohne mich doch dem Anblick meiner Stiefmutter auszusetzen, nahm ich eine Kutsche; wir reisten miteinander nach Nyon zurück und stiegen im Wirtshause ab. Du Villard ging hin meinen Vater zu holen, er kam eilends mich zu umarmen. Wir speisten miteinander zu Nacht und brachten einen meinem Herzen sehr angenehmen Abend miteinander zu; des anderen Tags reiste ich mit du Villard nach Genf zurück. Ich werde dem guten Manne ewig dafür danken, daß er mich auf meine Pflicht aufmerksam machte.

Das Gerücht von meiner Geschichte kam vor mir in Paris an, und bei meiner Ankunft fand ich in allen Kabinetten, im ganzen Publikum nur eine Stimme über die Torheiten des Gesandten, die des Unwillens. Aber ungeachtet des allgemeinen Geschreies in Venedig, ungeachtet der unwidersprechlichen Beweise, die ich vorlegte, konnte ich kein Recht erlangen. Von irgendeiner Genugtuung oder einem Wiederersatz war keine Rede, sogar die Auszahlung meines Gehalts wurde der Willkür des Gesandten überlassen, aus dem einzigen Grunde, weil ich als Ausländer keinen Anspruch auf den Schutz der Nation machen konnte und die ganze Sache Privatangelegenheit zwischen ihm und mir war. Jedermann gestand mir zu, daß ich beleidigt, unterdrückt, verfolgt, daß

der Gesandte ein Narr, ungerecht und grausam sei, daß die Geschichte ihn auf ewig entehre, aber was konnte mir das helfen? Er war der Gesandte und ich bloß sein Sekretär. Die Ordnung, oder was man so zu nennen beliebt, erlaubte nicht, daß ich recht behielte, und ich bekam es auch nicht. Ich vermutete, daß man mir Stillschweigen auferlegen würde, wenn ich diesen Narren öffentlich so behandelte, wie er es verdiente, und dies war es gerade, was ich wollte. Auf diesen Fall war es mein unwandelbarer Entschluß, nicht eher zu schweigen, als bis man in unserer Sache gesprochen haben würde. Aber es gab damals keinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Man ließ mich schreien, man tat noch mehr, man munterte mich auf, es zu tun, man stimmte mit mir ein, aber die Sache blieb immer beim Alten, bis ich endlich, müde, immer recht zu haben und nie welches zu bekommen, den Mut verlor und die ganze Sache auf sich beruhen ließ.

Nun nur noch ein paar Worte von dem Herrn von Montaigu und dann keine Silbe weiter. Bei Gelegenheit eines Wortwechsels, dergleichen zwischen ihm und mir so häufig vorfielen, sagte ich ihm einst, daß er sich keinen Sekretär, sondern einen Schreiber halten solle. Er folgte meinem Rat und nahm, als ich abging, einen echten Advokatenschreiber an, der in weniger als einem Jahr ihn um 20—30 000 Livres bestahl. Er jagte ihn aus seinem Dienste, ließ ihn in Verhaft nehm, schickte seine Kavaliere mit Schimpf und Schande fort, bekam mit jedermann Verdruß, er duldete schimpfliche Behandlungen, wie sie kein Bedienter ungeahndet läßt, und trieb endlich seine Torheiten so lange und so weit, daß man ihn zurückrufen und auf seine Güter verweisen mußte, seinen Kohl zu pflanzen. Wahrscheinlich war bei den Vorwürfen, die er von Hofe bekam, meine Affäre mit ihm nicht vergessen worden, wenigstens schickte er mir einige Zeit nach seiner Zurückberufung seinen Haushofmeister, um mit mir abzurechnen und mich auszubezahlen. Ich hatte gerade kein Geld und meine venetianischen Schulden, Ehrenschulden, wenn je welche es waren, lagen mir schwer auf dem Herzen. Ich ergriff diese Gelegenheit, nahm an, was man mir gab und bezahlte sie. Nun war ich wieder ohne einen

Kreuzer wie vorher, aber von einer unerträglichen Last befreit. Von dieser Zeit an hörte ich nichts mehr von Herrn von Montaigu, bis an seinen Tod, den ich aus den öffentlichen Blättern vernahm. Gott habe ihn selig, den armen Mann, er taugte zum Gesandten wie ich in meiner Jugend in die Schreibstube. Jedoch, es würde nur von ihm abgehangen haben, sich durch meine Dienste zu erhalten und mich auf der Bahn, zu welcher mich der Graf von Gouvon schon in meiner Jugend bestimmt, und zu der ich in einem reiferen Alter mich ohne fremde Beihilfe allein tüchtig gemacht hatte, schnell vorwärts zu bringen.

Da ich das Unangenehme der Abhängigkeit gefühlt hatte, so nahm ich mir fest vor, mich ihr nicht wieder auszusetzen. Der Zufall hatte mich, so schien es wenigstens, auf eine sehr ehrenvolle Laufbahn geführt, der Zufall hatte mich auch wieder von derselben verdrängt. Alle meine ehrgeizigen Projekte waren gescheitert, meine Erfahrungen waren kurz, aber sehr belehrend gewesen, und so entschloß ich mich, von niemanden mehr abzuhängen und in dieser Unabhängigkeit meine Talente zu gebrauchen, deren Wert ich bisher zu bescheiden beurteilt hatte, aber nachgerade zu fühlen anfing. Ich nahm meine Oper wieder vor, die ich seit meiner Abreise nach Venedig liegen gelassen hatte, und um mich diesem Geschäfte mit mehr Muße widmen zu können, zog ich wieder in mein altes Quartier, in das Hotel St. Quentin, welches wegen seiner einsamen Lage und der Nähe des Luxembourg mir zu meinen Arbeiten bequemer war als die geräuschvolle Straße zu St. Honoré. Hier sollte ich endlich den einzigen echten Trost finden, den der Himmel mir in meinem Elende gönnte und durch welchen allein mir dieses noch erträglich wird. Es ist hier nicht die Rede von einer vorübergehenden Bekanntschaft, deswegen werde ich in der Geschichte ihrer Entstehung etwas weitläufiger sein müssen.

Wir hatten eine neue Hauswirtin aus Orleans; sie hatte eine Näherin, ihre Landsmännin, ein Mädchen von 22 bis 23 Jahren bei sich, die so wie unsere Wirtin an einem Tisch mit uns speiste. Dieses Mädchen hieß Therese Levasseur

und war von guter Familie. Ihr Vater war bei der Münze zu Orleans angestellt gewesen und ihre Mutter hatte ein Geschäft. Sie hatten viele Kinder. Da die Münze zu Orleans einging, so sah sich ihr Vater ohne Brot, ihre Mutter kam durch einige Bankerotte sehr zurück, schloß ihren Laden und zog mit ihrem Manne nach Paris. Die Tochter, welche Vater und Mutter durch ihre Handarbeit ernähren mußte, begleitete sie dorthin. Gleich das erstemal, als dieses Mädchen an unserer Tafel erschien, fiel mir ihr bescheidener Anstand und mehr noch ihr lebhafter und sanfter Blick, der für mich nie seinesgleichen gehabt hat, auf. Unsere Tischgesellschaft bestand außer Herrn von Bonnefond aus mehreren irländischen und gaskonischen Abbés und anderen Leuten ähnlichen Gelichters. Unsere Kostfrau mochte selbst noch gerne eins mitmachen, ungeachtet sie längst abgeblüht war, nur ich allein redete und betrug mich anständig. Man neckte die Kleine, ich verteidigte sie; sogleich fielen alle über mich her. Hätte mir das gute Mädchen auch vorher nicht gefallen, so würde das Mitleiden und der Geist des Widerspruchs mir Geschmack für sie eingeflößt haben. Von jeher habe ich alle Unanständigkeiten und Zoten gehaßt, besonders wenn sie in Gegenwart der Frauen vorgebracht wurden. Ich erklärte mich öffentlich für ihren Verfechter. Sie war mir für meine Aufmerksamkeit verbunden und ihre Blicke, belebt durch die Dankbarkeit, die sie nicht in Worten ausdrücken durfte, wurden dadurch nur noch eindringlicher.

Sie war sehr schüchtern; ich war's auch. Man hätte glauben sollen, daß diese uns gemeinschaftliche Anlage jede nähere Verbindung unter uns erschweren würde, und doch näherten wir uns bald. Sie glaubte, in mir einen rechtschaffenen Mann gefunden zu haben, und betrog sich nicht. Ich glaubte, in ihr ein gefühlvolles Mädchen ohne Koketterie zu finden, und auch ich betrog mich nicht. Ich erklärte ihr zum voraus, daß ich sie nie verlassen, aber nie sie heiraten würde. Die Liebe, die Achtung und eine naive Aufrichtigkeit dieses guten Mädchens erleichterten meinen Sieg. Sie unterlag, nicht sowohl mir als ihrem guten, zärtlichen Herzen, in welchem kein Arges war. Ich war glücklich, ohne unternehmend gewesen zu sein.

Anfangs hatte ich in ihrem Umgang nur einen Zeitvertreib gesucht, bald aber überzeugte ich mich, daß ich in ihr die Gefährtin meines Lebens gefunden hätte. Ein kurzes Zusammenleben mit diesem vortrefflichen Mädchen, ein wenig Nachdenken über meine Lage ließen mich bald fühlen, daß ich mein Glück gegründet hatte, während ich bloß für mein Vergnügen zu sorgen glaubte. Mein Herz bedurfte an der Stelle des unterdrückten Ehrgeizes einer anderen lebhaften Leidenschaft, die es ganz ausfüllen konnte. Kurz, ich mußte jemanden haben, der Mamas Stelle einnahm, jemanden, der mit ihrem Zögling lebte und bei dem ich jene Einfalt und jene Gelehrigkeit des Herzens fände, welche sie an mir gefunden hatte. Die Reize des häuslichen Lebens mußten mich für das glänzende Los, auf das ich Verzicht getan hatte, entschädigen. Wenn ich ganz allein war, so war mein Herz leer, aber schon Einer war genug, es ganz auszufüllen. In Theresen fand ich die Ergänzung, welche ich suchte und wurde auch durch sie so glücklich, als ich es nach dem Lauf der Dinge nur sein konnte.

Anfangs wollte ich ihren Geist bilden, aber meine Mühe war umsonst. Ihr Verstand blieb, wie ihn ihr die Natur gegeben hatte, er war für Ausbildung durchaus nicht empfänglich. Ich erröte nicht, zu gestehen, daß sie nie richtig lesen konnte, ob sie gleich artig schreibt. Als ich noch in der neuen Straße des Petits-Champs logierte, hatte ich eine Sonnenuhr meinem Fenster gerade gegenüber, auf der ich mir einen Monat hindurch alle nur ersinnliche Mühe gab, sie die Stunden unterscheiden zu lehren. Kaum aber kennt sie die Ziffern gegenwärtig. Sie kann weder Geld zählen noch kennt sie den Wert irgendeiner Sache. Ehemals hatte ich ein Diktionär ihrer Ausdrücke zur Belustigung der Frau von Luxemburg aufgesetzt und ihre Quid pro quo wurden in dem Zirkel, wo ich lebte, zur Mode. Aber der Rat dieser so eingeschränkten oder, wenn man will, so dummen Person, kam mir in verwickelten Fällen manchmal trefflich zu statten; und bei Damen von erstem Range, bei den Größten des Staates, bei Prinzen erwarben ihre Gesinnungen, ihr schlichter Menschenverstand, ihre Antworten und ihre Aufführung ihr die allgemeine Achtung, und ich bekam wegen

des Besitzes einer Person von ihrem Werte die aufrichtigsten Komplimente von allen Seiten. Bei Frauen, die man liebt, gewährt die Empfindung dem Verstande so viel Nahrung als dem Herzen, und man hat nicht nötig, sich anderwärts nach Stoff zum Denken umzusehen. Ich lebte mit meiner Therese so vergnügt als mit dem ersten Genie der Erde.

Wir machten miteinander einsame Spaziergänge aufs Land, wo wir denn hier und dort kleine Mahlzeiten hielten, an welche ich mit Vergnügen zurückdenke. Ich sah, daß sie mich aufrichtig liebte und dies verdoppelte meine Zärtlichkeit. Diese sanfte, innige Verbindung ersetzte mir alles. Die Zukunft kümmerte mich nicht. Ich sah in ihr nur die verlängerte Gegenwart und hatte keinen Wunsch als den, ihre Dauer zu sichern. Diese Anhänglichkeit an sie machte mir jede andere Zerstreuung überflüssig und unschmackhaft. Ich ging nur aus, um zu Theresen zu gehen, ihre Wohnung war beinahe die meinige. Dieses eingezogene Leben war dem Fortgang meiner Arbeit so günstig, daß ich in weniger als drei Monaten mit meiner Oper, Text und Musik ganz fertig war. Es war nur noch einiges von der Begleitung und Ausfüllung zu machen. Dieser Handlangerarbeit war ich überdrüssig, ich schlug Philidor vor, es über sich zu nehmen, indem ich ihm einen Teil von meinem Gewinnste versprach. Er kam zweimal, machte im Akt Ovid einige Ausfüllungen, konnte sich aber an diese Arbeit um eines entfernten und vielleicht ungewissen Profits willen nicht fesseln. Er kam also nicht wieder und ich mußte den Überrest selber besorgen.

Als ich damit fertig war, so kam es darauf an, meine Oper anzubringen, und das war schwerer noch als sie zu machen. Ohne Protektion kann man in Paris nichts zustandebringen. Ich wandte mich deshalb an Herrn de la Poplinière, bei dem mich Gauffecourt nach meiner Zurückkunft von Genf eingeführt hatte. Herr de la Poplinière war Rameaus Mäcen und Madame seine untertänige Schülerin. Von ihm hing in diesem Hause alles ab. In

der Hoffnung, daß er die Arbeit eines seiner Schüler gerne unterstützen würde, wollte ich ihm die meinige zeigen. Er entschuldigte sich, daß er unmöglich Partituren lesen könnte, da ihn dieses zu sehr ermüde. La Poplinière sagte hierauf, daß man sie ihn ja hören lassen könnte, und versprach mir, einige Musiker kommen zu lassen, um ein paar Stücke aufzuführen. Das war's, was ich wünschte. Rameau willigte endlich brummend ein und wiederholte immer, daß es etwas Schönes um die Komposition eines Menschen sein müsse, der nur Dilettant sei und die Musik für sich allein ohne Lehrmeister gelernt habe. Ich eilte, fünf oder sechs ausgewählte Stücke für Stimmen zu setzen. Man gab mir ungefähr zehn Musikanten und die Sänger Albert, Berard und Mademoiselle Bourbonnais. Schon bei der Ouvertüre zeigte Rameau deutlich durch seine übertriebenen Lobsprüche, daß er sie nicht für meine Arbeit hielte. Kein Stück wurde aufgeführt, bei dem er nicht seine Ungeduld merken ließ; aber bei einer Alt-Arie von durchaus männlichem und schönem Gesange und glänzender Begleitung konnte er sich nicht länger halten. Er redete mit einer Unverschämtheit, welche jedermann aufbrachte, mich an und behauptete, daß ein Teil dieser Arie von einem Meister und der andere von einem Stümper wäre, der nicht einmal die ersten Anfangsgründe der Musik erfaßt hätte. Es ist auch wahr, meine Arbeit war ungleich und unregelmäßig, bald erhaben und bald sehr platt, wie die Arbeit eines jeden sein muß, der sich nur durch einige auflodernde Flammen seines Genius erhebt und der Unterstützung genauer Kenntnisse entbehrt. Rameau behauptete mir ins Gesicht, ich wäre bloß ein unwissender und geschmackloser Zusammenstoppler von guten und schlechten Gedanken, wie der Zufall sie mir zuführte. Die übrige Gesellschaft und besonders der Herr des Hauses waren nicht Rameaus Meinung. Der Herzog von Richelieu, der damals oft zu Herrn de la Poplinière kam, hörte von meiner Oper reden und wollte sie ganz hören, um sie, wenn er damit zufrieden sein würde, bei Hofe aufführen zu lassen. Sie wurde also mit vollem Orchester auf Kosten des Königs bei Herrn von Bonneval, dem Intendanten der kleineren Ausgaben, aufgeführt. Francoeur machte dabei den Kapellmeister. Die

Wirkung war außerordentlich: der Herzog konnte nicht aufhören die Musik zu loben und am Ende eines Chors im Akt Tasso stand er auf, kam auf mich zu, drückte mir die Hand und sagte: „Herr Rousseau, das ist von einer hinreißenden Harmonie, ich habe nie etwas Schöneres gehört, ich werde Ihre Oper in Versailles aufführen lassen."

Madame de la Poplinière war zugegen, sagte aber nicht ein Wort. Man hatte Rameau auch eingeladen, aber er kam nicht. Den anderen Tag empfing mich Madame de la Poplinière bei ihrer Toilette sehr hart, suchte meine Oper herabzusetzen und sagte mir: Der Herzog von Richelieu hätte sich zwar anfänglich durch den falschen Schimmer meiner Musik blenden lassen, aber er wäre von seiner zu vorteilhaften Meinung bereits zurückgekommen und sie rate mir, nie daran zu denken, daß meine Oper würde aufgeführt werden. Der Herzog kam bald hernach selbst und sprach aus einem ganz anderen Tone mit mir, sagte mir vieles Schmeichelhafte über meine Talente und schien noch immer geneigt, meine Oper vor dem Könige geben zu lassen. „Nur Ihr Akt Tasso," sagte er, „kann bei Hofe nicht gegeben werden. Sie müssen einen anderen machen." Auf dieses einzige Wort hin schloß ich mich zu Hause ein und in drei Wochen hatte ich statt des Tasso einen anderen Akt fertig. Der Gegenstand war Hesiod, von einer Muße begeistert. Ich wußte in diesem neuen Akt einen Teil der Geschichte meiner Talente und der Eifersucht, womit Rameau sie beehrte, zu verweben. Das Erhabene in demselben war weniger riesenmäßig und besser unterhalten als im Tasso, auch die Musik war edel und um vieles besser, und wenn die zwei übrigen Akte diesem gleichgekommen wären, so würde die ganze Oper gewiß jede Aufführung zu ihrem Vorteile ausgehalten haben; aber während ich sie ins Reine setzen wollte, unterbrach ein neues Unternehmen die Vollendung des ersten.

Während des Winters nach der Schlacht von Fontenoy gab man viele Feste zu Versailles, unter anderem mehrere Opern auf dem Theater des kleinen Marstalls. Unter ihnen war das Drama von Voltaire: „Die Prinzessin von Navarra", welches von Rameau in Musik gesetzt war und jetzt

unter dem Namen „Ramirens Feste" gänzlich umgeformt gegeben werden sollte. Zu diesem Behuf mußten hauptsächlich die Divertissements, Poesie sowohl als Musik, verändert werden. Voltaire und Rameau waren mit anderem beschäftigt; Herr von Richelieu dachte an mich und ließ mir vorschlagen, ob ich die Sache nicht übernehmen wolle, und Voltaire schrieb mir einen äußerst schmeichelhaften Brief, in dem er mich bat, die Arbeit auf mich zu nehmen. Er glaubte mich bei Herrn von Richelieu ganz besonders in Gnaden und als gewandter Höfling mußte er notwendig gegen einen Menschen, den er nicht kannte, solange besondere Rücksichten gebrauchen, bis er mit der Art seines Kredits besser bekannt war. Ich machte mich sogleich an meine Arbeit und in zwei Monaten war ich damit fertig. Im Texte brauchte ich nur wenig Veränderungen zu machen. Die Musik hielt mich länger auf und machte mir mehr Mühe, denn außer dem, daß ich mehrere kleine Anfangsstücke und unter anderem die ganze Ouvertüre machen mußte, so hatte ich in der Komposition des ganzen Rezitativs, welche recht eigentlich mein Geschäft war, tausend Schwierigkeiten zu überwinden. Ich war gezwungen, Symphonien und Chöre aus den entferntesten Tonarten aufeinanderfolgen zu lassen und konnte sie nur durch ein paar Verse und durch die schnellsten Modulationen verbinden. Mein Rezitativ glückte mir vollkommen, es war gut deklamiert, voll Kraft und besonders voll Melodie. Der Gedanke an die zwei großen Männer, neben welche man mich gestellt hatte, hatte meinen Geist erhoben und ich darf sagen, daß ich in dieser undankbaren und ruhmlosen Arbeit, von der das Publikum nicht einmal unterrichtet werden konnte, fast nie hinter meinen Originalen zurückblieb.

Das Stück wurde hierauf so, wie ich es umgearbeitet hatte, auf der großen Oper geprobt. Von drei Autoren war nur ich allein da, aber ich hatte eine große Partei gegen mich und es wurde mir angedeutet, daß manches an meiner Arbeit zu ändern sei, worüber ich mich des Rats des Herrn Rameau bedienen solle. Diese Entscheidung ward mir statt der Lobeserhebungen, die ich erwartete und die ich gewiß auch verdiente. Man kann sich denken, daß sie mich schmerzlich

niederbeugte; ich kam mit blutendem Herzen nach Hause. Erschöpft von der vorangegangenen Anstrengung, gefoltert von meinem Unmut fiel ich sogleich in eine Krankheit und war sechs Wochen lang nicht imstande aus dem Hause zu gehen.

Rameau bekam den Auftrag, die Veränderungen vorzunehmen, welche Madame de la Poplinière angegeben hatte. Er ließ die Ouvertüre meiner großen Oper von mir begehren, um sie an die Stelle der neugemachten zu setzen. Glücklicherweise merkte ich die Falle und gab sie nicht. Da das Stück in fünf oder sechs Tagen aufgeführt werden sollte, so hatte er nicht mehr Zeit ein eigene zu machen und mußte die meinige lassen. Sie war im italienischen Stile gesetzt, der damals in Frankreich gänzlich neu war. Indessen gefiel sie doch, und Kenner versicherten mich, daß meine Musik den Beifall dre Kunstverständigen erhalten hätte, das Publikum hätte keinen Unterschied zwischen meiner und Rameaus Arbeit gemerkt. Auf den Büchern freilich, die man gewöhnlich den Zuschauern austeilt und auf welchen der Sitte nach die Autoren genannt werden, wurde diesmal bloß Voltair genannt, und Rameau wollte seinen Namen lieber gar nicht als mit dem meinigen bekannt gemacht sehen.

Sobald ich ausgehen konnte, wollte ich dem Herzog von Richelieu aufwarten, aber es war nicht mehr Zeit. Er war soeben nach Dünkirchen abgereist, wo er das Kommando der Flotte übernahm, welche zur Landung in Schottland bestimmt war. Bei seiner Zurückkunft entschuldigte ich meine Faulheit gegen mich selbst damit, daß es jetzt ohnehin zu spät wäre. Da ich ihn nach der Zeit nicht wieder sah, so verlor ich dadurch die Ehre, die meine Arbeit verdiente, und das Ehrengehalt, das sie mir hätte einbringen sollen. Nun war mein Aufwand von Zeit und Mühe vergeblich gewesen, vergebens hatte ich Verdruß gehabt, vergebens war eine schwere Krankheit die Folge dieses Verdrusses gewesen. Ich erhielt für alles dies keinen Heller Entschädigung, geschweige denn etwas, was man hätte Belohnung nennen können.

Gauffecourt erwies mir um diese Zeit einen sehr wichtigen Dienst. Ich hatte soeben meinen rechtschaffenen Vater ungefähr in seinem 60. Jahre verloren. Ich fühlte diesen Ver-

lust weniger, als ich ihn gewiß gefühlt haben würde, hätte mich meine eigene verwickelte Lage nicht so sehr beschäftigt. Ich hatte bei seinen Lebzeiten den Rest von dem Vermögen meiner Mutter, wovon er ein kleines Zinsgeld bezog, nicht zurückfordern mögen. Nach seinem Tode machte ich mir kein Gewissen mehr, es zu tun. Da ich aber von dem Tode meines Bruders keine rechtsgültigen Beweise hatte, so versprach mir Gauffecourt, diese Schwierigkeit zu heben, und behob sie auch in der Tat mit Hilfe des Advokaten de Lolme. Da mir diese kleine Hilfe sehr nötig und der Ausgang zweifelhaft war, so erwartete ich die entscheidende Antwort mit der lebhaftesten Ungeduld. Eines Abends fand ich beim Nachhausekommen einen Brief, der diese Nachricht enthalten sollte, und wollte ihn eben mit zitternder Ungeduld, der ich mich innerlich schämte, öffnen. „Wie," unterbrach ich mich selbst verächtlich, „Jean Jacques, willst du dich so sehr von Eigennutz und Neugierde überwältigen lassen?" Auf der Stelle legte ich den Brief wieder auf das Kamin nieder, ich kleidete mich aus, legte mich ruhig zu Bett, schlief besser, länger als gewöhnlich und stand den anderen Tag wieder auf, ohne an meinen Brief zu denken. Während ich mich ankleidete, sah ich ihn liegen, öffnete ihn geduldig ohne Hast und fand einen Wechsel darin. Das war nun viel der Freude auf einmal, aber ich kann beteuern, daß der Gedanke, mich selbst besiegt zu haben, mir die größte aller Freuden gewährte.

Die Zeit schwand dahin und mit ihr mein Geld. Wir waren unser zwei, ja vier, oder besser zu sagen, wir waren unser sieben oder acht. Denn obgleich Therese die Gabe einer seltenen Uneigennützigkeit hatte, so war ihre Mutter nicht wie sie. Sobald ihr durch mich etwas aufgeholfen war, ließ sie ihre ganze Familie kommen, um sie daran teilnehmen zu lassen. Schwestern, Söhne, Töchter, Enkelinnen, alles kam, außer ihrer ältesten Tochter, die in Angers an den dortigen Direktor der Posten verheiratet war. Alles, was ich für Theresen tat, wurde von ihrer Mutter diesen Hungerleidern zugewendet. Da ich es mit keiner eigennützigen Person zu tun und für sie keine blinde Leidenschaft hatte, so beging ich auch, von ihr veranlaßt, keine Torheiten. Zu-

frieden, Thereſen artig aber ohne Pracht zu kleiden und ſie vor Mangel ſchützen zu können, ſah ich es gerne, wenn ſie alles, was ſie durch ihre Arbeit gewann, ihrer Mutter zukommen ließ, für welche ich überdies noch alles tat, was mir möglich war; aber mein Schickſal mußte mich auch hier verfolgen. Mama wurde von den Beutelſchneidern, welche ſie umringten, ausgezogen, und Thereſen ging es mit ihrer Familie nicht beſſer. Ich konnte für keine von beiden etwas tun, was derjenigen, für die ich es beſtimmt hatte, allein zugut gekommen wäre. Es war ſonderbar, daß die jüngſte Tochter der Frau Levaſſeur, die einzige, die nicht ausgeſteuert worden war, die bisher Vater und Mutter erhalten hatte und lange Zeit von ihren Brüdern, ihren Schweſtern, ja ſelbſt ihren Nichten geſchlagen worden war, jetzt von ihnen beraubt wurde und ſich ihrer Diebſtähle ſo wenig erwehren konnte wie ihrer Schläge. Eine einzige von ihren Nichten namens Goton war ziemlich liebenswürdig und von einem ſanften Charakter, obgleich das Beiſpiel und der Unterricht der anderen bereits in ihrem Herzen Wurzel gefaßt zu haben ſchien. Da ich ſie oft bei Thereſen antraf, ſo gab ich ihnen die Namen, die ſie ſich ſelber gaben, ich nannte die Nichte meine Nichte und die Tante meine Tante. Beide nannten mich ihren Onkel; daher der Name Tante, wie ich immer Thereſen nannte und den für ſie meine Freunde im Scherze beibehielten.

Man ſieht, ich hatte keinen Augenblick zu verlieren, um mich aus dieſer verdrießlichen Lage zu ziehen. Da ich vermuten mußte, daß Herr von Richelieu mich vergeſſen habe, und von Hofe aus nichts mehr erwartete, ſo machte ich einige Verſuche, meine Oper in Paris anzubringen. Man legte mir Hinderniſſe in den Weg, welche ich zu überſteigen ſuchte; aber dies koſtete Zeit, und doch ſtieg meine Not täglich höher. Ich hatte den Einfall, meine kleine Komödie Narziß dem italieniſchen Theater vorzulegen. Man nahm ſie an und ich bekam ein ſtändiges Freibillet, das mir viel Vergnügen machte, aber dies war auch alles. Ich konnte ſie nie dazu bringen, mein Stück aufzuführen, und überdrüſſig, Komödianten den Hof zu machen, ließ ich ſie ſtehen. Ich ergriff endlich das letzte Mittel, das mir übrig blieb, und das ich

zuerst hätte ergreifen sollen. Als ich häufig in das Haus des Herrn de la Poplinière kam, hatte ich mich von Frau Dupin entfernt; die beiden Damen waren zwar verwandt, standen aber nicht gut miteinander und sahen sich nie. Es war keine Gemeinschaft zwischen beiden Häusern und Thieriot allein kam in beide. Er sollte mich bei Herrn Dupin wieder einführen. Herr von Francueuil wollte ein naturwissenschaftliches Werk schreiben und glaubte, daß ich ihm dabei von einigem Nutzen sein könne. Madame Dupin wollte gleichfalls ein Buch schreiben und rechnete wie er auf meine Beihilfe. Sie hätten mich gerne gemeinschaftlich zu einer Art von Sekretär gehabt und deswegen hatte Thieriot mich einladen müssen. Ich forderte vorläufig, daß Herr von Francueuil in Verbindung mit Jelyot seinen Kredit anwenden sollte, daß meine Oper zur Probe zugelassen würde, und er versprachs. Meine „Galanten Musen" wurden mehrere Male zuerst im Magazin und dann auf dem großen Theater probiert. Bei der Hauptprobe waren viele Zuschauer zugegen und mehrere Partien fanden allgemeinen Beifall. Indessen fühlte ich während der Aufführung, welche Rebel ungeschickt genug leitete, selbst, daß sie fallen müßte und ohne merkliche Verbesserungen nicht gegeben werden könnte. Ich nahm sie also in der Stille zurück, ohne mich einer Zurückweisung auszusetzen, aber ich sah aus einigen Anzeichen deutlich, daß sie, wäre sie auch vollkommen gewesen, sich nie gehalten haben würde.

1747. Dieser letzte unglückliche Ausgang benahm mir vollends allen Mut, ich tat auf alle ehrsüchtigen Pläne, die mich emporbringen sollten, Verzicht, und ohne je wieder an meine wahren oder falschen Talente, die mir so wenig Glück brachten, zu denken, widmete ich meine Zeit und meine Mühe einzig der Sorge, mir und meiner Therese so viel Unterstützungen zu verschaffen als denen, die meinen Unterhalt auf sich nahmen, gefallen konnte. Ich hielt mich also ganz an Frau Dupin und an Herrn von Francueil. Freilich versetzte mich diese Verbindung eben nicht in den größten Überfluß, denn 8 oder 900 Franken jährlich — so viel hatte ich

in den zwei ersten Jahren — reichten kaum hin, die dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen. Man wollte mich in der Nähe haben, ich mußte daher in einem sehr teuren Viertel der Stadt ein möbliertes Zimmer für mich mieten und den Mietzins für ein anderes Logis am äußersten Ende von Paris, ganz oben in der Rue St. Jacques, bezahlen. Eben dorthin ging ich, das Wetter mochte sein wie es wollte, fast alle Abende zum Essen. Bald war ich an meine neue Beschäftigung völlig gewöhnt und fand sogar Geschmack daran. Ich legte mich auf die Chemie und studierte sie mit Herrn von Francueil bei Herrn Rouelle; wir verschmierten zusammen manches Papier mit Abhandlungen über diese Wissenschaft, von der wir kaum die ersten Anfangsgründe kannten. Den Herbst 1754 brachten wir in der Touraine auf dem königlichen Lustschloß Chenonceaux am Cher zu, das Heinrich II. für Diana von Poitiers, deren Wappen noch hier zu sehen ist, erbaut hatte und das jetzt der Generalpächter, Herr Dupin, besitzt. Wir genossen an diesem schönen Ort vieles Vergnügen, besonders waren unsere Mahlzeiten vortrefflich und ich wurde fett wie ein Mönch. Wir machten oft Musik; ich setzte mehrere Trios für den Gesang, die ziemlich harmonisch waren. Wir spielten auch Komödie und ich machte in 14 Tagen eine von drei Akten unter dem Titel „Die leichtsinnige Verbindung", die man unter meinen Papieren finden wird. Ihr einziges Verdienst ist viele komische Laune. Ich verfaßte hier noch einige andere kleine Werke, darunter ein Gedicht: „Die Allee Sylviens", nach dem Namen einer Allee des Parks, die an den Cher stieß, und bei all diesen Beschäftigungen vernachlässigte ich meine chemischen Arbeiten und meine Geschäfte bei Frau Dupin nicht.

Während ich zu Chenonceaux dick wurde, war meine arme Therese in Paris auf eine andere Art auch dick geworden, und bei meiner Zurückkunft fand ich mein Geschäft besser gediehen als ich vermutet hatte. Ich wäre hierüber in die äußerste Verlegenheit gekommen, hätten nicht einige Tischkameraden mir das einzige Mittel an die Hand gegeben, mich daraus zu ziehen. Ich kann diese wichtige Erzählung nicht einfach genug machen, denn wollte ich weitschweifend sein, so müßte ich mich entweder entschuldigen oder mir auch

zuviel aufbürden, und weder das eine noch das andere darf ich hier tun. Es war die Rede davon, das Kind, wie andere es taten, im Findelhause niederzulegen. Ganz wohlgemut beschloß ich, mich dieser Auskunft zu bedienen und hatte nicht den geringsten Skrupel dabei. Aber Therese war gewissenhafter, und ich hatte alle Mühe der Welt, ihr dieses einzige Mittel zur Rettung ihrer Ehre einzureden. Endlich kam mir die Mutter zu Hilfe. Sie fürchtete, einen neuen Kostgänger zu bekommen, diese Rücksicht verstärkte ihre Überredungskraft und so ging es durch. Wir wählten eine kluge und sichere Hebamme namens Fräulein Gouin, und beschlossen, ihr dieses Pfand anzuvertrauen. Als die Zeit der Niederkunft sich näherte, wurde Therese von ihrer Mutter zu der Gouin geführt, um dort die Geburt zu erwarten. Ich besuchte sie hier einige Male und brachte ihr eine Namensschiffre, die ich auf zwei Karten doppelt gemalt hatte, die eine wurde in das Kindeszeug gewickelt, und so wurde mein Kind durch die Hebamme im Findelhause nach der gewöhnlichen Art abgegeben. Im folgenden Jahre fand sich wieder die nämliche Verlegenheit und wurde das nämliche Auskunftsmittel ergriffen, außer daß diesmal die Namensschiffre vergessen wurde. Diesmal, wie vor einem Jahre, bei mir der nämliche Leichtsinn, bei der Mutter des armen Geschöpfs die nämliche Mißbilligung. Auch diesmal gehorchte sie seufzend. Man wird in der Folge nach und nach die Veränderungen erfahren, welche diese unglückliche Aufführung in meiner Denkart sowie in meinem Schicksal hervorgebracht hat. Bleiben wir jetzt bloß bei dieser ersten Epoche stehen! Jene so grausamen wie unvorhergesehenen Folgen werden mich nur zu bald zwingen darauf zurückzukommen.

Ich will hier von der Zeit meiner ersten Bekanntschaft mit Frau von Epinay, deren Namen noch oft in dieser Schrift vorkommen wird, erzählen. Sie hieß als Fräulein von Clavelles und hatte soeben den Herrn von Epinay, den Sohn des Generalpächters de la Livelle de Bellegarde, geheiratet. Ihr Mann liebte die Musik wie Herr von Francueil, sie liebte sie auch, und die Leidenschaft für diese Kunst brachte diese drei Personen in die engste Verbindung. Herr von Francueil führte mich bei Frau von Epinay ein und ich speiste

einige Male in seiner Gesellschaft bei ihr zu Abend. Sie war liebenswürdig, hatte Verstand, Talente, ihre Bekanntschaft wäre sehr gut gewesen, aber sie hatte eine Freundin, Fräulein von Ette, die mit dem Chevalier von Valory lebte. Man hielt sie für böse und ihn nicht für gut. Ich glaube, daß der Umgang mit diesen zwei Personen der Frau von Epinay nachteilig war. Zwar hatte sie von Natur ein äußerst feuriges Temperament, aber zugleich entbehrte sie keiner der Eigenschaften, welche die Ausbrüche dieses Temperaments zügeln oder wenigstens die Fehltritte desselben wieder gutmachen konnten. Herr von Francueil teilte ihr einen Teil der Freundschaft, die er für mich fühlte, mit und vertraute mir seine Verbindungen mit ihr an, von welchen ich eben deswegen hier nicht sprechen würde, wenn sie nicht so allgemein bekannt geworden wären, daß sie selbst dem Herrn von Epinay nicht mehr verborgen waren. Herr von Francueil sagte mir noch überdies betreffs dieser Dame Dinge im Vertrauen, die sie mir selbst nie sagte und von denen sie mich nie unterrichtet glaubte. Denn weder sie noch irgend jemand hat, noch wird jemals etwas davon erfahren. Dieses von beiden Teilen in mich gesetzte Vertrauen machte meine Lage ziemlich kritisch, besonders der Frau von Francueil gegenüber, die mich genug kannte, um kein Mißtrauen in mich zu setzen, ob ich gleich in Verbindung mit ihrer Nebenbuhlerin war. Ich hörte diese drei Personen wechselsweise und bewahrte ihre Geheimnisse mit der größten Gewissenhaftigkeit, ohne daß je eine von den dreien mir irgendein Geheimnis der zwei anderen entreißen konnte und ohne einer jeden von den beiden Damen meine Anhänglichkeit an ihre Nebenbuhlerin zu verhehlen.

Durch die Bekanntschaft der Frau von Epinay wurde ich auch mit ihrer Schwägerin, Fräulein von Bellegarde, nachheriger Gräfin von Houdetot, bekannt. Am Tage vor ihrer Hochzeit sah ich sie das erstemal. Sie sprach lange mit mir in dem reizenden vertraulichen Ton, der ihr natürlich ist. Ich fand sie sehr liebenswürdig; wie wenig konnte ich damals voraussehen, daß sie einst das Schicksal meines Lebens entscheiden und mich, wiewohl ganz unschuldig, in den Abgrund hinunterziehen würde, in dem ich jetzt bin.

Ich habe seit meiner Zurückkunft von Venedig weder von Diderot noch von meinem Freunde Roguin gesprochen, aber ich hatte sie bisher nicht vernachlässigt; besonders wurde meine Verbindung mit dem ersten von Tag zu Tag inniger. Er hatte eine Nanette wie ich eine Therese. Dies war denn eine Ähnlichkeit mehr, die wir miteinander hatten. Aber der Unterschied war, daß meine Therese, so schön wie seine Nanette, einen sanften und liebenswürdigen Charakter besaß, der sie der Liebe eines jeden rechtschaffenen Mannes würdig machte, dahingegen Nanette bei einem störrischen und zänkischen Charakter keine Eigenschaften hatte, welche ihre schlechte Erziehung hätten vergessen lassen. Er heiratete sie jedoch; er tat recht daran, wenn er es versprochen hatte. Ich, der ich nichts dergleichen versprochen hatte, eilte gar nicht, es ihm nachzutun.

Ich war auch in einiger Verbindung mit dem Abbé von Condillac, der damals so wenig als ich Aufsehen in der Gelehrtenwelt machte, aber dazu geschaffen war, das zu werden, was er jetzt ist. Ich bin vielleicht der erste, der seinen Aufflug sah und seinen wahren Wert zu schätzen wußte. Er schien auch Gefallen an meinem Umgang zu finden, und während ich in der Straße Jean St. Denis bei dem Opernhaus in meinem Zimmer eingeschlossen meinen Akt Hesiod machte, ließ er manchmal sein Essen zu mir bringen. Er arbeitete damals an seinem „Versuch über den Ursprung der menschlichen Kenntnisse", der sein erstes Werk ist. Als er damit fertig war, wußte er keinen Verleger zu finden, der ihm sein Manuskript abnehmen wollte. Ich sprach mit Diderot von Condillac und seinem Werke, ich machte sie miteinander bekannt. Sie waren geschaffen, sich wechselseitig zu gefallen, und sie gefielen sich. Diderot vermochte den Buchhändler Durand, dem Abbé sein Manuskript abzunehmen; und dieser große Metaphysiker bekam für sein erstes Buch gleichsam noch aus Gnade hundert Taler, die er vielleicht ohne mich nicht bekommen hätte. Da unsere Quartiere zu entfernt voneinander lagen, so versammelten wir uns alle drei einmal die Woche im Palais Royal und speisten dann zusammen im Blumenkorb zu Mittag. Diderot muß wohl besonders viel Geschmack an diesen wöchentlichen Diners

gefunden haben, denn er, der fast alle Rendezvous versäumte, fehlte bei keiner von diesen Partien. Ich machte hier das Projekt einer periodischen Schrift unter dem Titel „Der Spötter", die wir beide, Diderot und ich, abwechselnd schreiben wollten. Ich entwarf das erste Blatt und dies verschaffte mir die Bekanntschaft D'Alemberts, mit welchem Diderot davon gesprochen hatte. Unvorhergesehene Hindernisse kamen dazwischen und das Projekt blieb liegen.

Diese zwei Schriftsteller hatten das enzyklopädische Wörterbuch übernommen, das anfangs nichts als eine Art von Übersetzung des Chambers werden sollte, ungefähr wie das Wörterbuch der Medizin von James, womit Diderot eben fertig geworden war. Dieser wollte, ich sollte bei diesem zweiten Unternehmen Mitarbeiter werden, und schlug mir für mein Fach den musikalischen Teil vor. Ich übernahm diesen Artikel und arbeitete ihn aus, sehr schnell und sehr schlecht. Es waren mir, so wie jedem Mitarbeiter, drei Monate Zeit gegeben worden und ich war der einzige, der sein übernommenes Stück Arbeit in der vorgeschriebenen Zeit geliefert hat.

Das Unternehmen der Enzyklopädie wurde durch Diderots Gefangennehmung unterbrochen. Seine „Philosophischen Gedanken" hatten ihm schon einigen Verdruß zugezogen, der aber weiter keine Folgen hatte; allein wegen seines Briefes „Über die Blinden", der außer einigem Persönlichen, durch welches sich Madame du Pré de St. Maur und Herr von Réaumur getroffen fühlten, nichts Tadelswürdiges enthielt, wurde er in den Turm zu Vincennes gesetzt. Nichts gleicht meiner Todesangst, als ich die Nachricht von seinem Unglück erfuhr. Meine traurige Einbildungskraft, die in jedem Übel gleich das Übelste sieht, wurde heftig aufgeregt. Ich glaubte ihn auf Lebenslang im Gefängnis, und wenig fehlte, daß ich den Verstand verloren hätte. Ich schrieb an Frau von Pompadour, ich beschwor sie, es dahin zu bringen, daß er entweder frei oder ich mit ihm eingesperrt würde. Ich bekam keine Antwort auf meinen Brief; er war zu unsinnig gewesen, um von Wirkung zu sein, und ich schmeichle mir nicht, daß er etwas zu der besseren Behandlung, welche der arme Diderot einige Zeit nachher in seiner Gefangen-

schaft genoß, beigetragen habe. Aber hätte diese noch einige Zeit mit der nämlichen Strenge fortgedauert, so würde ich gewiß am Fuße dieses unglücklichen Turmes vor Verzweiflung gestorben sein. Hatte übrigens mein Brief nichts gefruchtet, so tat ich mir auch nichts darauf zugute, daß ich ihn geschrieben. Wenige Leute erfuhren es, Diderot selbst sagte ich hiervon keine Silbe.

Die ersten Werke.

Ich mußte am Ende des vorigen Buchs eine Pause machen. Mit diesem fängt in ihrem ersten Ursprung die lange Kette meines Unglücks an. Da ich in zwei der besten Häuser von Paris lebte, so machte ich trotz meiner Blödigkeit einige Bekanntschaften; unter anderem lernte ich bei Madame Dupin den jungen Erbprinzen von Sachsen-Gotha und den Baron von Thun, seinen Hofmeister, kennen. Ebenso machte ich bei Herrn de la Poplinière die Bekanntschaft des Herrn Seguy, eines Freundes des Barons von Thun, der in der literarischen Welt durch die schöne Ausgabe von Jean-Baptiste Rousseaus Werken bekannt ist. Der Baron lud Herrn Seguy und mich ein, daß wir ein oder zwei Tage in Fontenay-sous-Bois, wo der Prinz ein Landhaus hatte, zubringen sollten. Wir reisten hin. Als wir bei Vincennes vorbeikamen, preßte mir der Anblick des Turmes das Herz so zusammen, daß der Baron es in meinem Gesichte bemerkte. Über dem Abendessen sprach der Prinz von Diderots Gefangenschaft, der Baron, um mich zum Reden zu bringen, beschuldigte den Gefangenen der Unvorsichtigkeit. Ich nahm mich seiner an und beging selbst die Unvorsichtigkeit, ihn in einem sehr heftigen Ton zu verteidigen. Allein man verzieh diese Unklugheit dem Eifer für einen unglücklichen Freund und brachte die Rede auf andere Gegenstände. Noch waren zwei Deutsche aus dem Gefolge des Prinzen gegenwärtig. Herr Klüpffel, ein Mann von vielem Verstande, damals Hofprediger des Prinzen, späterhin, nachdem er den Baron ausgestochen hatte, sein Hofmeister. Herr Grimm, ein junger Mann, welcher auf eine Anstellung wartete und inzwischen als Vorleser bei dem Prinzen besoldet war; seine dürftige Kleidung zeigte deutlich, daß er ein Amt oder eine Versorgung sehr nötig habe. Von diesem selben Abend an begann zwischen Herrn Klüpffel und mir eine Bekanntschaft, die bald zur Freundschaft heranwuchs. Mit Herrn Grimm ging es nicht ganz so geschwind. Er hielt

1749—56.

sich damals noch zurück und hatte noch nicht den stolzen Ton, den er in der Folge annahm, nachdem er erst einmal in bessere Umstände gekommen war. Den anderen Tag über dem Mittagessen sprach man von Musik und Grimm sprach mit Kenntnis davon. Ich war ganz entzückt, als ich hörte, daß er das Klavier spiele. Den ganzen Tag brachten wir am Klavier des Prinzen zu, und so fing unsere Freundschaft an, die mich anfangs entzückte, aber späterhin so traurige Folgen für mich hatte. Ich werde noch oft von dieser Verbindung sprechen müssen.

Bei meiner Rückkehr nach Paris erfuhr ich die angenehme Neuigkeit, daß Diderot nicht mehr auf dem Turm gefangen säße und daß sein Arrest auf sein gegebenes Ehrenwort insoweit gemildert worden wäre, daß er nunmehr im Schloß und im Park von Vincennes herumgehen und die Besuche seiner Freunde annehmen dürfe. Ach, daß ich nicht sogleich zu ihm hineilen konnte! Aber ich hatte für Frau Dupin noch einige höchst nötige Geschäfte zu vollenden, ich mußte noch zwei oder drei ewig lange Tage, welche mir ebensoviele Jahrhunderte dünkten, warten. Man denke sich meine Ungeduld und die Gefühle, mit welchen ich in der lange entbehrten Umarmung an die Brust meines Freundes dahinsank. Unaussprechlicher Augenblick! Diderot war nicht allein, D'Alembert und der Schatzmeister der Sainte-Chapelle waren bei ihm. Ich sah nur ihn: ein Sprung, ein Aufschrei der Freude, und ich hing an seinem Halse, und in der engsten Umarmung konnte ich kein Wort hervorbringen. Tränen und Seufzer waren meine einzige Sprache. Beinahe erstickte mich das Gefühl meiner Zärtlichkeit und meiner Freude. Sobald er sich aus meinen Armen gewunden hatte, wandte er sich gegen den Geistlichen und sagte: „Sie sehen mein Herr, wie meine Freunde mich lieben!" Ganz in meine Gefühle versunken, achtete ich damals gar nicht auf die Art, wie er den Ausbruch derselben aufnahm. Aber wenn ich nach der Zeit manchmal daran dachte, glaubte ich immer, daß an Diderots Stelle mein erster Gedanke nicht gerade dieser gewesen wäre.

Seine Gefangenschaft hatte ihm sehr zugesetzt und der Turm einen fürchterlichen Eindruck bei ihm zurückgelassen.

Zwar war sein Aufenthalt auf dem Schlosse sehr angenehm, innerhalb des Parkes konnte er nach Belieben spazieren, soviel und soweit er mochte, dieser Park war sogar nicht einmal mit Mauern umgeben: man sollte glauben, daß er hätte vergessen sollen, daß er gefangen saß, da kein äußerer Umstand ihn daran erinnerte. Aber der erste Eindruck war zu tief und ließ sich nicht so schnell verwischen; es bedurfte sehr des Trostes, den ein Umgang mit Freunden gewährt, wenn er sich seiner schwarzen Laune nicht überlassen sollte. Da ich gewiß den meisten Anteil an seinen Leiden nahm, so glaubte ich auch, daß ihm mein Anblick der tröstendste sein würde. Ich besuchte ihn daher jeden anderen Tag in Gesellschaft seiner Frau und brachte meist den ganzen Nachmittag bei ihm zu.

Der Sommer 1749 war außerordentlich heiß. Von Paris nach Vincennes rechnet man zwei Stunden. Da ich nicht imstande war, immer einen Fiaker zu zahlen, ging ich, wenn ich allein war, nachmittags um 2 Uhr zu Fuß und ging schnell, um bälder anzukommen. Die Bäume an der Straße waren wie gewöhnlich beschnitten und gaben fast gar keinen Schatten. Oft mußte ich mich, wenn ich nicht mehr weiter konnte, von Hitze und Ermüdung niedergedrückt, auf die Erde niederlegen. Um nicht mehr so schnell zu gehen, kam ich auf den Einfall, immer ein Buch mit mir zu nehmen. So nahm ich eines Tages den Mercure de France mit, und während ich ihn so im Gehen durchblätterte, stieß ich auf die Preisfrage der Akademie von Dijon für das künftige Jahr: „Ob die Fortschritte der Wissenschaften und der Künste zur Verschlimmerung oder zur Veredelung der Sitten beigetragen hätten?“ Kaum hatte ich dies gelesen, so war ich plötzlich in einer ganz neuen Welt und ward ein ganz anderer Mensch. Ob ich mich gleich des Eindrucks, welchen ich empfand, lebhaft erinnere, so habe ich doch die besonderen Umstände desselben vergessen, seit ich sie in einem meiner vier Briefe an Herrn von Malesherbes auseinandergesetzt habe. Dies ist eine der Sonderbarkeiten meines Gedächtnisses, die bemerkt zu werden verdient. Solange ich mich einzig auf dasselbe verlasse, so dient es mir, aber sobald ich irgend etwas dem Papier anvertraut habe, so verläßt es mich, und wenn ich

etwas einmal aufgeschrieben habe, so darf ich sicher darauf rechnen, es zu vergessen.

Nur dessen erinnere ich mich noch ganz bestimmt, daß ich in einer Bewegung, die an Wahnsinn grenzte, zu Vincennes ankam. Diderot bemerkte es, ich sagte ihm die Ursache und las ihm die Prosopopöie des Fabricius, die ich mit Bleistift unter einer Eiche geschrieben hatte, vor. Er munterte mich auf, den freien Flug meiner Gedanken nicht zu hemmen und um den Preis mich zu bewerben. Ich tat es, und von diesem Augenblick an war ich verloren. Der ganze Überrest meines Lebens und meines Unglücks war die unausbleibliche Folge dieses Augenblicks der Verirrung.

Meine Empfindungen nahmen mit einer unbegreiflichen Schnelligkeit den Ton meiner Ideen an. Alle meine kleinen Leidenschaften wurden durch den Enthusiasmus für Wahrheit, für Freiheit und Tugend unterdrückt, und was gewiß zu verwundern ist, diese Wärme erhielt sich über vier oder fünf Jahre in meinem Herzen, in einem so hohen Grade als sie vielleicht nie in dem Herzen eines Menschen geglüht hat. Ich arbeitete diese Schrift auf eine ganz besondere Art, die ich nachher bei allen meinen übrigen Werken befolgte, aus. Ich weihte ihr meine schlaflosen Nächte. In meinem Bette sammelte ich bei geschlossenen Augen meine Gedanken und drehte mit unglaublicher Mühe in meinem Kopfe meine Perioden unzählige Male herum; konnte ich endlich damit zufrieden sein, so legte ich sie in meinem Gedächtnis zurück, um sie zu Papier bringen zu können, aber während des Aufstehens und Ankleidens vergaß ich alles wieder; so war beinahe alles weg, was ich mit so vieler Mühe gedacht hatte. Endlich kam ich auf den Einfall, Frau Levasseur als Sekretär zu gebrauchen. Ich hatte für sie, ihre Tochter und ihren Mann ein Quartier in meiner Nachbarschaft gemietet. Sie kam alle Morgen und ersparte mir einen Bedienten, indem sie mir Feuer anmachte und andere kleine Dienste tat. Bei ihrer Ankunft diktierte ich ihr von meinem Bett aus, was ich in der Nacht gedacht hatte, und dieses Verfahren, dessen ich mich lange Zeit bediente, rettete manchen Gedanken vor der Vergessenheit. Als meine Abhandlung fertig war, zeigte ich sie Diderot, der mit ihr zufrieden war und mir noch einige

Verbesserungen anriet. Jedoch fehlte es diesem Werke trotz seinem Feuer und seiner Stärke durchaus an Logik und Ordnung; von allem, was ich je schrieb, ist es das schwächste in Gedanken, das ärmste und das unharmonischste. Meine Leser, die mit mir übereinstimmen, mögen bedenken, daß, mit welchen Talenten man auch geboren sei, man die Kunst des Schreibens nicht auf einmal lernt.

Ich ließ diese Schrift abgehen, ohne jemandem etwas davon zu sagen, außer, wie ich glaube, Grimm, mit dem ich, seit er zu dem Grafen von Friese kam, anfing in der größten Vertraulichkeit zu leben. Er hatte ein Klavier, das uns zum Vereinigungspunkt diente, und an welchem ich alle meine freien Augenblicke dabei zubrachte, mit ihm italienische Arien und Barkarolen ohne Unterlaß von Morgens bis Abends oder vielmehr von abends bis morgens zu singen. Wenn man mich nicht bei Madame Dupin antraf, so war ich sicher bei Herrn Grimm oder wenigstens mit ihm entweder auf der Promenade oder im Schauspiel. Ich ging nicht mehr in die italienische Komödie, ob ich gleich freien Eintritt hatte, weil er sie nicht liebte; dagegen zahlte ich meinen Platz in der französischen Komödie, weil er in diese verliebt war. Kurz, ich fühlte mich so unwiderstehlich an diesen jungen Mann gezogen und wurde so unzertrennlich von ihm, daß selbst die arme Tante darunter leiden mußte, das heißt, daß ich sie weniger besuchte; denn niemals wurde einen Augenblick meines Lebens meine Liebe für sie geschwächt.

Diese Unfähigkeit, die wenige Zeit, welche ich hatte, zwischen meinen Lieben zu teilen, erregte in mir aufs neue und mit verdoppelter Lebhaftigkeit den längst gehegten Wunsch, mit Theresen zusammen zu wohnen. Ihre zahlreiche Familie, deren Versorgung alsdann ganz auf mir lag, und besonders der Mangel an Geld, um Möbel kaufen zu können, hatte mich bisher zurückgehalten. Endlich zeigte sich eine Gelegenheit, dies zu bewerkstelligen, und ich bediente mich ihrer. Herr von Francueil und Madame Dupin sahen ein, daß ich mit acht- bis neunhundert Franken jährlich unmöglich auskommen könne, und erhöhten aus eigenem Antrieb meinen Gehalt bis auf 50 Louisdor. Madame Dupin

tat noch mehr. Als sie erfuhr, daß ich um Möbel verlegen war, ging sie mir auch hierin an die Hand. Ich nahm die Möbel, die Therese schon hatte, zu den meinigen, mietete ein kleines Logis im Hotel von Languedoc in der Straße Grenelle St. Honoré bei recht braven Leuten und richtete mich hier, so gut ich konnte, ein. Hier wohnten wir sieben Jahre ruhig und im Frieden zusammen, bis ich die Einsiedelei bezog.

Ich habe schon gesagt, daß der Prediger Klüpffel ein liebenswürdiger Mann war. Meine Verbindung mit ihm war fast ebenso genau als mit Grimm und wir wurden gleich vertraut. Sie aßen einige Male bei mir. Bei diesen Mahlzeiten, die etwas mehr als einfach waren, wurden wir durch die feinen und ausgelassenen Schwänke Klüpffels und durch die komischen Germanismen Grimms, der noch nicht rein französisch sprach, ungemein belustigt.

Zwar führte die Sinnlichkeit bei unseren kleinen Orgien den Vorsitz nicht, aber die Heiterkeit vertrat ihre Stelle und wir waren so vergnügt miteinander, daß wir uns nicht leicht verlassen konnten. Klüpffel hielt sich ein kleines Mädchen, das nichtsdestoweniger noch immer feil war, weil er sie nicht allein unterhalten konnte. Eines Abends, da wir aufs Kaffeehaus gingen, trafen wir ihn gerade, wie er von da zu ihr zum Nachtessen gehen wollte.

Wir machten uns über ihn lustig. Er rächte sich auf die artigste Art, indem er uns alle zum nämlichen Nachtessen mitnahm und sich dann auch wiederum über uns lustig machte. Dieses arme Mädchen schien mir von einem guten, sanften Charakter und gar nicht zu dem Handwerk gemacht, zu welchem eine alte Hexe, die sie bei sich hatte, sie mit möglichstem Fleiß abrichtete. Scherz und Wein machten uns bald so lustig, daß wir uns vergaßen. Der gute Klüpffel wollte die Ehre des Hauses nicht halb machen, und wir verfügten uns, einer nach dem anderen mit der guten Kleinen, welche in der Tat nicht wußte, ob sie weinen oder lachen sollte, in die anstoßende Kammer. Grimm behauptete gegen uns, daß er sie nicht angerührt hätte. Wenn er nicht log, so kann ich mir sein langes Verweilen bei dem Mädchen nur dadurch erklären, daß er unsere Geduld auf die Probe setzen wollte. Enthaltsamkeit war wohl nicht seine Sache, denn

ehe ihn der Graf von Friese in sein Haus aufnahm, hatte er in dem nämlichen Quartier Saint-Roch bei Mädchen gewohnt. Ich verließ die Straße des Moineaux, wo dieses Mädchen wohnte, mit ebensoviel Scham als Saint-Preux das Haus, wo man ihn betrunken gemacht hatte, und ich hatte meine Geschichte vor Augen, da ich die seinige schrieb. Therese merkte an einigen Zeichen und besonders an meiner bestürzten Miene, daß ich mir einen Vorwurf zu machen hätte, ich verminderte aber meinen Fehler durch ein schnelles und aufrichtiges Bekenntnis. Ich hatte wohl daran getan, denn gleich den anderen Morgen kam Grimm triumphierend zu ihr, um ihr mein Verbrechen mit vergrößerten Umständen zu erzählen, und von da an war er boshaft genug, sie immer daran zu erinnern. Es war um so unschicklicher von ihm, da ich mich ihm freiwillig und mit gutem Herzen vertraut hatte und von seiner Diskretion keinen Mißbrauch hätte sollen erwarten dürfen. Nie fühlte ich mehr als bei dieser Gelegenheit die Herzensgüte meiner Therese, denn Grimms Betragen brachte sie mehr auf, als meine Untreue sie beleidigte; sie machte mir bloß rührende und zärtliche Vorwürfe, in welchen ich auch nicht die geringste Spur des Unwillens entdeckte.

Im folgenden Jahre 1750, als ich meine Abhandlung schon 1750
ganz vergessen hatte, erfuhr ich, daß sie den Preis zu Dijon davongetragen habe. Diese Neuigkeit erweckte in meiner Seele alle die Ideen wieder, welche mir jene Schrift in die Feder diktiert hatten, beseelte sie mit einer neuen Kraft und brachte den Funken von Heroismus und Tugend, den mein Vater und meine Heimatstadt und Plutarch in mein jugendliches Herz gelegt hatten, zur vollen Flamme. Nichts schien mir mehr groß und schön als Freiheit und Tugend, als die Geistesstärke, welche uns lehrt, uns über die Mißhandlungen des Glücks, über die tausend Albernheiten menschlicher Meinungen zu erheben und uns selber genug zu sein. Von diesem Zeitpunkt datiert sich mein Entschluß, meine Handlungen diesen Grundsätzen gemäß einzurichten und kühnen Schritts den herrschenden Vorurteilen meines Jahrhunderts entgegenzutreten. Aber es bedurfte alles des Widerspruchs, der mir entgegengesetzt wurde, um meine falsche Scham und Furcht

vor Verspottung zu überwinden und meinen Entschluß seinem Siege über die Schwachheiten und Torheiten der Menschen näher zu bringen.

Während ich so über die Pflichten des Menschen philosophierte, lehrte mich ein Zufall besser über die meinige nachzudenken. Therese war zum drittenmal schwanger. Zu aufrichtig gegen mich selbst, zu stolz, meine Grundsätze durch meine Handlungen zu verleugnen, untersuchte ich die Bestimmung meiner Kinder und mein Verhältnis zu ihrer Mutter nach den Gesetzen der Natur, der Gerechtigkeit, der Vernunft und jener reinen, heiligen und gleich ihrem Urheber ewigen Religion, welche die Menschen, statt sie zu reinigen, verunreinigt und durch Formeln zu einer bloßen Wortreligion gemacht haben. Freilich ist es leicht, unmögliche Dinge zu gebieten, wenn man sich selbst von der Befolgung ausnimmt.

Nach allen solchen Überlegungen schien es mir noch immer das beste, zu handeln, wie ich vorher gehandelt hatte. Mein drittes Kind wurde also, wie die ersten, im Findelhaus abgegeben, und eben dies ließ sich bei den zwei folgenden beobachten, denn im ganzen hatte ich fünf. Diese Einrichtung schien mir so gut, so verständig, so gesetzmäßig zu sein, daß mich bloß die Rücksicht auf die Ehre der Mutter abhalten konnte, es öffentlich zu erzählen; aber ich sagte es allen, denen ich unsere Verhältnisse erklärt hatte, ich sagte es Diderot, Grimm, in der Folge Frau von Epinay, später Frau von Luxemburg, und zwar freiwillig und offenherzig, ohne von irgend einer Notwendigkeit gedrungen zu sein. Ich hätte es ebensogut vor jedermann verhehlen können, denn die Gouin war eine rechtschaffene und sehr verschwiegene Frau, auf die ich vollkommen zählen durfte. Der einzige meiner Freunde, dem ich mich anvertrauen mußte, war der Arzt Thierry, der meine arme Tante im Wochenbett besuchte, als sie einst nach einer Niederkunft sich sehr übel befand. Mit einem Worte, ich machte nicht das geringste Geheimnis aus meinem Verfahren, nicht allein deswegen, weil ich meinen Freunden nichts verbergen kann, sondern weil ich in der Tat nichts übles darin sah. Alles wohl erwogen, wählte ich für meine Kinder das Beste oder das, was ich dafür hielt. Ich habe

immer gewünscht und wünsche es noch, wie sie auferzogen und ernährt worden zu sein. Andere haben das Vorgefallene ausgeschwatzt und mir ein Verbrechen daraus machen wollen. Ich will mich nicht rechtfertigen, aber lieber ertrage ich den Vorwurf, der mich, als den, welcher die Bosheit dieser Leute trifft. Mein Fehler ist groß, aber er war ein Irrtum. Ich habe meine Pflichten vernachlässigt, aber die Begierde zu schaden, kam nie in mein Herz, und die Natur kann nie laut für Kinder sprechen, die man nie gesehen hat. Jedoch die Geheimnisse seines Freundes verraten, den heiligsten aller Verträge verletzen, das Vertrauen des Freundes mißbrauchen, ihn betrügen, ein teuflisches Vergnügen darin finden, die Ehre eines Mannes anzutasten, der auch nach dem Bruch uns noch hochschätzt, das sind keine Fehler, das sind schwarze, niederträchtige Verbrechen. Ich hatte meine Bekenntnisse, nicht meine Rechtfertigung versprochen; also nichts weiter hierüber! Ich will wahr, der Leser soll gerecht sein. Mehr fordere ich nicht.

Seit ich bei Madame Dupin lebte, hatte ich mich immer mit meinem Lose begnügt, ohne je einen Wunsch nach Verbesserung meiner Lage zu hegen. Einzig aus eigenem Antrieb vermehrte sie in Verbindung mit Herrn von Francueil meinen jährlichen Gehalt. Für dieses Jahr wollte mich Herr von Francueil, der mir von Tag zu Tag mehr gewogen ward, in bessere Umstände und in eine minder abhängige Lage versetzen. Er war Generaleinnehmer der Finanzen. Herr Dudoyer, sein Kassier, war alt, reich und wollte sich zur Ruhe begeben. Herr von Francueil bot mir diese Stelle an, und um sie versehen zu lernen, ging ich einige Wochen hindurch zu Herrn Dudoyer, den nötigen Unterricht zu bekommen. Ohne eben das feinste der Sache gelernt zu haben, kannte ich bald den Lauf der Geschäfte gut genug, um eine Rechnung so ziemlich führen zu können. Ich fing sogar an, mein Amt zu verwalten, ich führte die Register und hatte die Kasse unter den Händen. Sobald ich aber für mich selber die Geschäfte übernommen hatte, fand ich keine ruhige Stunde mehr, ich überzeugte mich rasch und mit der größten Zuverlässigkeit, daß ich zum Kassier nicht geboren wäre. Die unaufhörlichen Unruhen und Sorgen mußten den Keim der

Krankheit, wo nicht erzeugt, so doch genährt haben, in die ich bald darauf verfiel.

Ich habe schon in meinem ersten Teil gesagt, daß ich äußerst schwach zur Welt kam. Ein Fehler in meiner Blase verursachte mir in den ersten Jahren fast beständige Harnverstopfungen, und meine Tante Suson, die mich aufzog, hatte unglaubliche Mühe, mich am Leben zu halten. Doch glückte es ihr; meine starke Konstitution gewann endlich die Oberhand und meine Gesundheit befestigte sich während meiner Jugend so sehr, daß ich, jene Schwachheit, deren Geschichte ich erzählt habe, und ein häufiges Brennen in der Blase, eine jedesmalige Folge der geringsten Erhitzung ausgenommen, dreißig Jahre alt wurde, ohne daß mich das geringste Nachgefühl an meine ehemalige Schwächlichkeit erinnert hätte. Zu dem Zeitpunkt, von welchem ich hier rede, hatte vielleicht die widerliche Arbeit, welche die vermaledeiten Kassen mir verursachten, mich so angegriffen, oder was sonst die Ursache sein mochte, genug, ich war übler daran als jemals und mußte fünf oder sechs Wochen in dem traurigsten Zustand, den man sich denken kann, in meinem Bett zubringen. Madame Dupin schickte mir den berühmten Morand, der mir trotz seiner Geschicklichkeit und der Leichtigkeit seiner Hand unglaubliche Schmerzen verursachte. Er gab mir den Rat, Daran rufen zu lassen, der mir endlich auch Erleichterung verschaffte. Madame Dupin hatte Morand gefragt, was er von meinem Zustand hielte, und dieser hatte erklärt, daß ich über sechs Monate nicht mehr leben könne. Sein Ausspruch kam mir zu Ohren. Ich fing an, über meine Lage ernsthaft nachzudenken und fand, daß es eine unverzeihliche Torheit wäre, wenn ich die noch übrigen wenigen Tage meines Lebens einem Dienste aufopfern, gegen den ich einen unbegreiflichen Widerwillen fühlte, wenn ich das drückende Joch abgeschmackter Geschäfte bis an den Rand des Grabes schleppen wollte. Wie sollte ich überdies die strengen Grundsätze, welche ich kaum angenommen hatte, mit einem Stande vereinigen, mit welchem sie sich so wenig vertrugen? War's nicht zum Lachen, daß der Kassier eines Generaleinnehmers Uneigennützigkeit und Armut predigte? Diese Ideen gährten während meines Fiebers so stark in meinem Kopf und präg-

ten sich ihm so kräftig ein, daß nichts nachher diesen Eindruck zu tilgen vermochte. Während meiner Wiederherstellung prüfte ich mich über das, was während meiner Krankheit in mir vorgegangen war und hatte Ursache, die Entschlüsse, welche Fieberwahnsinn mich hatten fassen lassen, bei kaltem Blute gerecht zu heißen. Ich tat Verzicht für immer auf Glück und Emporkommen. Fest entschlossen, die wenige Zeit, die mir noch zu leben übrig bliebe, in Unabhängigkeit und Armut zuzubringen, strengte ich alle Kräfte meiner Seele an, die Ketten des Vorurteils zu zerbrechen und alles, was mir gut deuchte, mutig zu tun, ohne mich um das Reden der Menschen zu bekümmern. Während ich aber die unsinnigen Urteile der sogenannten Großen und der sogenannten Weisen mit Füßen trat, ließ ich mich von meinen sogenannten Freunden unterjochen und gängeln wie ein Kind. Es ärgerte diese Leute, mich eine eigene neue Bahn betreten zu sehen und unter dem Anschein, mich glücklich machen zu wollen, arbeiteten sie daran, mich lächerlich zu machen. Sie untergruben meine Würde, um meinen guten Namen zu stürzen. Sie würden mir vielleicht verziehen haben, daß ich als Schriftsteller glänzte, aber das konnten sie mir nicht vergeben, daß ich durch meine Aufführung ein Beispiel gab, das einen Vorwurf für sie zu enthalten schien. Die Folge dieser Schrift wird ihren schändlichen Plan enthüllen; ich zeige hier nur den Anfang, bald wird man seine ersten Wirkungen sehen.

In der Unabhängigkeit, in welcher ich leben wollte, mußte ich freilich zu leben haben. Ich ersann hierzu ein sehr einfaches Mittel, nämlich Musik blattweise für Geld abzuschreiben. Hätte ich durch irgend eine wichtigere Beschäftigung die nämliche Absicht erreichen können, so würde ich diese ergriffen haben. Aber da diese Beschäftigung so ganz nach meinem Geschmack war und zugleich den Vorzug hatte, daß ich durch sie in keine persönliche Abhängigkeit versetzt wurde und doch mein tägliches Brot verdienen konnte, so blieb ich bei ihr. Da ich für keine Zukunft mehr glaubte sorgen zu müssen, so brachte ich die Eitelkeit des Kassiers eines Finanzmannes zum Schweigen und wurde Notenabschreiber. Ich glaubte bei dieser Wahl gewonnen zu haben

und auch in der Folge bereute ich sie so wenig, daß ich vielmehr diesen Beruf nur gezwungen verließ und baldmöglichst wieder ergriff.

Die Aufnahme meiner ersten Abhandlung erleichterte mir die Ausführung meines Entschlusses gar sehr. Als sie den Preis davongetragen hatte, nahm Diderot es auf sich, sie drucken zu lassen. Während ich in meinem Bette lag, schrieb er mir ein Billett, um mir die Herausgabe und die Wirkung derselben zu melden: sie ist außerordentlich, schrieb er mir, man hat kein Beispiel von einer ähnlichen Aufnahme. Dieser ungesuchte Beifall, einem ganz unbekannten Schriftsteller erteilt, überzeugte mich zum erstenmal von meinem Talent, an dem ich bis dahin trotz meines inneren Gefühls noch immer gezweifelt hatte. Ich fand, daß ich aus der glücklichen Stimmung des Publikums für meine neugewählte Lebensart Vorteile ziehen könnte. Es war vorauszusehen, daß ein Kopist von einigem literarischen Ruf keinen Mangel an Arbeit leiden konnte.

In allen äußeren Dingen des Lebens befleißigte ich mich von nun an der allergrößten Einfachheit, und als ich auf diese Art meine Reform vollendet hatte, so dachte ich bloß noch daran, ihr eine bleibende Dauer zu verschaffen, indem ich aus meinem Herzen vollends mit den Wurzeln alles das ausriß, was noch von der Meinung der Menschen zu sehr abhing und durch die Furcht vor der Lächerlichkeit von dem, was an sich gut und vernünftig war, hätte abbringen können. Meine Schrift machte Aufsehen und mein Entschluß nicht weniger; beides verschaffte mir viele Kunden, so daß ich meinen Beruf mit ziemlich gutem Erfolge anfing. Doch ging die Sache noch weit nicht so gut als wohl unter anderen Umständen geschehen wäre, und zwar aus mehreren Ursachen. Erstens war ich kränklich. Der Anfall, von dem ich mich soeben erholte, hatte Folgen, bei denen ich meine vorige Gesundheit nie wieder erlangte und ich glaube, daß die Ärzte, die mich behandelten, mir ebensoviel schadeten als die Krankheit.

Eine andere Abhaltung waren die literarischen Beschäftigungen, die mich nicht weniger an meiner täglichen Arbeit verhinderten. Kaum erschien meine Abhandlung, so stürm-

ten die Verteidiger der Wissenschaften alle auf einmal, wie auf ein gegebenes Zeichen, auf mich los. Es verdroß mich, daß so manche erbärmlichen Kunstjüngerchen sich anmaßten, in dem übermütigen Ton eines Meisters mit mir zu sprechen und eine Frage entscheiden zu wollen, von der sie nichts verstanden. Ich ergriff die Feder und behandelte einige so, daß sie gewiß die Lacher nicht auf ihrer Seite hatten. Diese Federkriege machten mir viele Mühe und raubten mir viele Zeit, welche ich zum Notenschreiben hätte benützen sollen; die Wahrheit gewann dabei wenig und mein Beutel noch weniger. Pisot, damals mein Verleger, gab mir stets nur ein Geringes und oft wohl gar nichts für meine Broschüren, so bekam ich zum Beispiel keinen Heller für meine erste Abhandlung. Diderot hatte sie ihm unentgeltlich überlassen; das wenige, was er mir gab, mußte ich durch Warten verdienen und kreuzerweise von ihm ziehen; unterdessen ging das Notenschreiben nicht vorwärts, ich trieb zweierlei Gewerbe und trieb beide schlecht.

Sie vertrugen sich auch noch überdies wegen der verschiedenen Lebensart, zu der sie mich zwangen, nicht miteinander. Die gute Aufnahme meiner ersten Schriften hatte mich in die Mode gebracht. Meine Lebensart erregte allgemeine Neugierde, man wollte den sonderbaren Mann kennen lernen, der sich um niemanden bekümmerte und nichts suchte, als frei und zufrieden nach seiner Art leben zu können: das war genug, dem armen Anachoreten seine Glückseligkeitspläne zu vereiteln. Mein Zimmer wurde nie leer von Leuten, die unter verschiedenen Vorwänden über meine Zeit nach ihrem Gutdünken verfügten. Die Damen wandten tausend Kunstgriffe an, um mich zu ihren Diners zu bekommen. Je schnöder ich die Leute behandelte, desto hartnäckiger waren sie, und ich konnte doch nicht jedermann abweisen. Auf der einen Seite machte ich mir durch meine abschlägigen Antworten Feinde, auf der anderen wurde ich ein Sklave meiner Nachgiebigkeit, und wie ich die Sache auch angreifen mochte, so hatte ich doch den ganzen Tag nicht eine Stunde für mich.

Jetzt erst fühlte ich, daß es nicht so leicht ist, arm und unabhängig zu sein, als ich mirs anfangs vorgestellt hatte. Ich hatte mir vorgenommen, von meiner Arbeit zu leben;

das Publikum wollte es nicht. Man erdachte tausend kleine Schleichwege, mir die Zeit zu vergüten, um die man mich brachte. Bald hätte es not getan, mich wie ein Hanswurst um Geld sehen zu lassen. Ich kenne kein ermüdenderes und härteres Joch als dieses und ich wußte kein anderes Mittel dagegen, als alle großen und kleinen Geschenke auszuschlagen und bei niemandem, wer es auch sein mochte, hiervon eine Ausnahme zu machen.

Man kann leicht erraten, daß die Lebensart, welche ich ergriffen hatte, und das System, das ich befolgen wollte, den Beifall der Frau Levasseur nicht besaß. Immer hatte sie mit meinen Freunden etwas zu zischeln, alles in meiner Haushaltung hielt man vor mir geheim und verborgen, und um mich nicht immer neuen Störungen auszusetzen, mochte ich zuletzt nach gar nichts mehr fragen. Ich hätte mehr Festigkeit haben müssen, als ich hatte, um mich diesem Gewirre zu entziehen. Ich konnte wohl schreien, aber nicht handeln; man ließ mich reden und tat, was man wollte. Dieser ewige häusliche Krieg und die tägliche Überlast, der ich ausgesetzt war, verleideten mir endlich meine Wohnung und den Aufenthalt in Paris. So oft meine kränklichen Zustände mir erlaubten zu gehen, so oft ich mich der Aufdringlichkeit meiner Bekannten, welche mich da oder dort hinziehen wollten, erwehren konnte, ging ich spazieren, dachte hier meinem großen Systeme nach und entwarf einiges davon auf dem Papier, zu welchem Ende ich immer ein weißes Buch und Bleistift bei mir trug. Auf diese Art wurde ich, während ich mich von den tausend Unannehmlichkeiten meines neuen selbstgewählten Standes zu erholen und zu zerstreuen suchte, vollends ganz in das Gebiet der Literatur gezogen, welchem ich zu entgehen gesucht hatte. Und eben deswegen tragen auch alle meine früheren Werke das Gepräge der üblen Laune, mit der ich sie ausarbeitete.

Noch ein anderer Umstand trug dazu bei, meinen Schriften jene auszeichnende Bitterkeit zu geben. Mein feindliches Schicksal hatte mich in die große Welt geworfen, aber es hatte mir die Gabe versagt, den Ton der großen Welt anzunehmen, und die Nachsicht, ihn an anderen zu dulden. Ich schuf mir also meinen eigenen. Ich verzweifelte daran, meiner

einfältigen Furchtsamkeit je Herr zu werden, meine Schüchternheit zu überwinden, welche jeden Augenblick gegen die Gesetze des üblichen Anstands mich anstoßen ließ; um beherzt zu werden fing ich an, diese Gesetze mit Füßen zu treten. Um nicht ungerecht mich verachten zu lassen, ward ich selbst zum Verächter, ich ward ein Zyniker aus Scham und ich affektierte die Mißachtung einer Höflichkeit, die ich nur nicht auszuüben verstand.

Der Dorfwahrsager vollendete meinen Ruf und bald war in ganz Paris kein Mensch gesuchter als ich. Die Geschichte dieses Stücks, das Epoche machte, hängt aufs engste mit meinen damaligen Bekanntschaften zusammen. Ich muß mich etwas weitläufiger dabei aufhalten, um in dem Folgenden verständlich zu werden. Ich hatte eine ziemliche Menge von Bekannten, aber zwei einzige ausgewählte Freunde, Diderot und Grimm. Ich wünsche, immer alles, was ich liebe, zu vereinigen, und war zu sehr der Freund dieser beiden, als daß sie nicht bald auch untereinander Freunde geworden wären. Ich brachte sie zusammen, sie gefielen und verbanden sich bald inniger miteinander als mit mir. Diderot hatte unzählige Bekanntschaften, aber Grimm, als neuangekommener Fremdling, mußte erst welche machen. Ich gab mir alle Mühe, ihm solche zu verschaffen. Ich hatte ihn schon mit Diderot bekannt gemacht und tat das nämliche mit Gauffecourt. Ich führte ihn bei Frau von Chenonceaux, bei Frau von Epinay, bei dem Baron von Holbach, mit dem ich fast wider meinen Willen in Verbindung stand, ein. Alle meine Freunde wurden die seinigen: das war ganz natürlich; aber keiner der seinigen wurde je der meine: dies war es weniger. Während er beim Grafen von Friese wohnte, speisten wir einige Male bei ihm. Aber nie zeigte mir der Graf von Friese oder der Graf von Schomberg, Verwandter des vorigen, mit welchem Grimm sehr genau bekannt und sogar vertraut war, noch irgend eine der männlichen oder weiblichen Bekanntschaften, die sich Grimm durch jene gewann, die geringste Freundschaft oder nur Wohlwollen. Ich nehme hier bloß den Abbé Raynal aus, der, obgleich Grimms Freund, auch der meinige war und

mir bei Gelegenheit seine Börse mit einer seltenen Großmut anbot. Aber ich kannte den Abbé Raynal lange, bevor ich Grimm kennen lernte, und war immer sein Freund, seit er einst bei einer zwar geringen Gelegenheit, die ich ihm aber nie vergessen werde, sich auf eine edle und schöne Art für mich verwandt hat.

Dieser Abbé von Raynal ist gewiß ein warmer Freund. Er gab fast um die nämliche Zeit, von der ich rede, bei eben diesem Grimm, mit dem er eng verbunden war, mir einen Beweis davon. Grimm ließ sich, nachdem er einige Zeit als guter Freund bei Mademoiselle Fel verkehrt hatte, auf einmal einfallen, sich sterblich in sie zu verlieben und Cahusac verdrängen zu wollen. Die Schöne setzte ihren Stolz darein, die Beständige zu spielen, und wies ihren neuen Liebhaber ab. Dieser nahm die Sache tragisch auf und kam auf die Idee, daran sterben zu wollen. Er verfiel auf einmal in die sonderbarste Krankheit, von der man vielleicht je gehört hat. Er brachte Tag und Nacht in einer beständigen Schlafsucht zu, seine Augen waren zwar offen, sein Puls schlug gut, aber er sprach nicht, aß nicht, rührte sich nicht; manchmal schien er wohl zu hören, aber er antwortete nicht, selbst nicht durch Zeichen; im übrigen lag er ohne Konvulsionen, ohne Schmerzen, ohne Fieber, immer wie ein Toter da. Der Abbé Raynal und ich wachten wechselweise bei ihm. Meine Angst für meinen Freund ließ mich die Miene des Arztes genau beobachten und ich sah, daß er beim Weggehen lächelte. Unterdessen blieb der Kranke noch einige Tage unbeweglich liegen, nahm weder Bouillon noch sonst etwas zu sich, außer einigen eingemachten Kirschen, die ich ihm von Zeit zu Zeit auf die Zunge legte und die er sehr gut verschluckte. Dann, eines schönen Morgens, stand er auf, kleidete sich an und setzte seine gewöhnliche Lebensart wieder fort, ohne daß er nachher jemals weder mit mir noch, soviel ich weiß, mit dem Abbé Raynal noch mit sonst jemandem von dieser sonderbaren Schlafsucht oder von der Mühe, die wir während derselben mit ihm gehabt hatten, sprach.

Diese Geschichte machte Aufsehen, und in der Tat wäre der Tod eines Mannes aus Verzweiflung über die Grausamkeit eines Opernmädchens eine äußerst wunderbare Begeben-

heit gewesen. Diese schöne Leidenschaft machte Grimm bekannt; jedermann hielt ihn für ein Wunder der Liebe, der Freundschaft, der Anhänglichkeit jeder Art. Diese Meinung machte ihn in der großen Welt gesucht und angesehen, und sobald er war, wo er wollte, entfernte er sich von mir. Ich war, wie man zu sagen pflegt, nur sein Notnagel gewesen. Bald war er ganz für mich verloren und richtete sich so ein, daß ich ihn nachher nie wieder anders als in Gesellschaft unserer gemeinschaftlichen Freunde sah.

Eine andere Bekanntschaft, welche zur Freundschaft sich auswuchs, sobald ich Ansprüche darauf machen konnte, war die mit Herrn Duclos. Ich hatte ihn schon vor mehreren Jahren in Chevrette bei Frau von Epinay, mit der er sehr gut stand, das erstemal gesehen. Da er damals am nämlichen Tage wieder abreiste, so sah ich ihn nur beim Mittagessen, doch sprach ich nach demselben einige Augenblicke mit ihm. Frau von Epinay hatte ihm von mir und meiner Oper gesprochen. Duclos war ein Mann von zu großen Talenten, als daß er nicht diejenigen hätte lieben sollen, die selber welche besaßen. Er faßte eine günstige Meinung von mir und bat mich, ihn zu besuchen. So sehr ich vorher schon für den Mann eingenommen war, so sehr diese Gesinnung durch die persönliche Bekanntschaft an Stärke gewonnen hatte, so hielten mich doch meine Blödigkeit und meine Trägheit so lange zurück, wie ich kein anderes Recht auf seinen Umgang hatte, als das seine Güte mir gab. Aber aufgemuntert durch den Beifall, den meine erste Schrift erhielt, und durch sein Lob, das mir zu Ohren kam, ging ich endlich hin, ihn zu besuchen, er kam zu mir und so fing unter uns die Verbindung an, welche ihn mir ewig teuer machen wird. Seine Bekanntschaft und das Zeugnis meines eigenen Herzens überzeugten mich, daß Biederkeit und Rechtschaffenheit zuweilen mit der Pflege der Wissenschaft sich vertragen.

Eine Menge neuer Bekanntschaften waren die Folge des Beifalls, welchen meine ersten Versuche erhielten. Sie vergingen mit der Neugierde, deren Wirkung sie gewesen waren, und das war kein Wunder. Für einen Notenschreiber, der vom Morgen bis an den Abend mit seinem Handwerk beschäftigt sein muß, wenn er etwas erwerben will, hatte ich zu

viele Zerstreuungen. Es war also mein Tagewerk auf diese Art nicht sehr einträglich, weil ich noch überdies das, was ich schrieb, unter den tausend Störungen nicht mit Aufmerksamkeit, folglich nicht gut schreiben konnte. Das Ausstreichen und Radieren meiner Fehler, oder wenn ich gar einen Bogen neu anfangen mußte, raubte mir vollends über die Hälfte der Zeit, die ich noch frei behielt. Diese Unannehmlichkeit machte mir Paris von Tag zu Tag unerträglicher und ich sehnte mich mit Begierde nach dem Lande. Ich brachte mehrere Male einige Tage zu Marcoussis zu, wo Frau Levasseur den Pfarrer kannte, bei welchem wir uns dann alle so einrichteten, daß es ihm nicht zur Last fiel.

Näher bei Paris hatte ich noch einen anderen Aufenthalt, der sehr nach meinem Geschmack war. Herr Mussard, mein Landsmann, mein Verwandter und mein Freund, hatte zu Passy sich einen artigen Landsitz angelegt, wo ich manche vergnügten Augenblicke zubrachte. Der gute alte Mussard lebte als wahrer, praktischer Philosoph ohne Sorgen in einem schönen Garten, welchen er mit eigener Hand angelegt hatte. Ach wie viele angenehme Stunden habe ich in dem Kreise seiner auserlesenen Freunde zugebracht! An ihre Spitze setze ich den Abbé Prévost, einen liebenswürdigen und einfachen Mann, dessen lebendiges Herz seinen unsterblichen Schriften ihr Leben gab und der weder in seiner Laune noch in seinem Umgang etwas von der düsteren Farbe zeigte, die er seinen Werken verlieh; den Arzt Procope, einen kleinen liebenswürdigen Äsop, der ein ziemliches Vermögen hatte; Boulanger, den berühmten Verfasser des erst nach seinem Tode herausgekommenen Werks „Über den morgenländischen Despotismus". Unter den Frauen Madame Denis, die Nichte Voltaires, welche damals nur ein gutes Weib war und noch nicht angefangen hatte, den Schöngeist zu machen; Madame Vanloo, zwar nicht schön, aber reizend, sie sang wie ein Engel —; endlich Frau von Valmalette, die gleichfalls sang und, obgleich ein wenig mager, doch sehr hübsch gewesen wäre, wenn sie weniger geglaubt hätte, es zu sein.

Mussard hatte immer behauptet, daß der Gesundbrunnen von Passy für meinen Zustand bekömmlich sein würde, und ermunterte mich, ihn bei ihm zu trinken. Um mich ein wenig dem Gewühl der Stadt zu entziehen, brachte ich zu Passy acht oder zehn Tage zu und befand mich recht gut darauf, aber ich verdankte dies nicht dem Mineralwasser, sondern der Landluft. Mussard spielte das Violoncell und liebte die italienische Musik leidenschaftlich. Eines Abends sprachen wir vor dem Schlafengehen lange von ihr und besonders von den Opere buffe. Wir hatten beide sie in Italien selbst gehört und genossen das Andenken daran mit neuem Entzücken. Weil ich diese Nacht gerade nicht schlafen konnte, so dachte ich darüber nach, wie man den Franzosen die Idee eines solchen Schauspiels geben könnte, denn „Ragondens Liebe" war dazu nicht ausreichend. Morgens auf dem Spaziergang, während ich meinen Brunnen trank, machte ich in der Schnelligkeit einige Arien, die ich während des Dichtens auch in Musik setzte. Ich schmierte dies alles in einer Art von gewölbtem Saal, der am äußersten Ende des Gartens lag, so hin, und beim Tee konnte ich mich nicht enthalten, mein neues Machwerk Mussard und Fräulein Duvernois, seiner Haushälterin, einem sehr guten und liebenswürdigen Mädchen, zu zeigen. Die drei Stücke, die ich skizziert hatte, waren der erste Monolog: J'ai perdu mon serviteur, die Arie des Wahrsagers: L'amour croît, s'il s'inquiète, und das letzte Duo: A jamais, Colin, je t'engage. Ich dachte so wenig daran, daß es der Mühe wert sein würde, den Gedanken auszuführen, daß ich ohne den Beifall und die Aufmunterung des einen und der anderen meinen Entwurf ins Feuer geworfen und nicht mehr daran gedacht haben würde, wie ich schon so oft mit Sachen, die wenigstens ebenso gut waren, getan hatte; aber diese beiden Leute trieben mich so an, daß ich in sechs Tagen mit meinem Schauspiel bis auf einige Verse fertig war und die ganze Musik entworfen hatte. In Paris brauchte ich nur noch etwas Weniges an dem Rezitativ und einige Ausfüllungen auszuarbeiten, was ich denn auch vollends mit einer solchen Schnelligkeit tat, daß in drei Wochen alle Szenen ins Reine geschrieben waren und das Stück gegeben werden

konnte. Nur fehlte noch das Divertissement, das ich aber erst lange Zeit nachher verfaßte.

1752. Ich war von der Komposition dieses Dramas erhitzt und wünschte recht sehr es zu hören. Was hätte ich nicht gegeben, wenn ich wie einst Lulli seine „Armide" es bei verschlossenen Türen nach meiner Phantasie hätte aufführen lassen können. Aber ich mußte dies Vergnügen notwendig mit dem Publikum teilen und so gab ich denn, weil ich doch nicht fürs Pult gedichtet und gesetzt haben wollte, mein Stück aufs Operntheater. Unglücklicherweise war es in einem ganz neuen Stil, an welchen die Ohren noch gar nicht gewöhnt waren, und überdies ließ mir die schlechte Aufnahme meiner „Galanten Musen", die des „Wahrsagers im Dorfe" voraussehen, wenn ich ihn unter meinem Namen antrug. Duclos zog mich aus der Verlegenheit und nahm es auf sich, das Drama proben zu lassen, ohne den Verfasser zu nennen. Um mich nicht zu erkennen zu geben, fand ich mich nicht bei dieser Probe ein und die Kleinen Geiger — so nannte man Rebel und Francoeur —, welche die Vorstellung leiteten, wußten selbst nicht, wer der Verfasser sei, bis der allgemeine Beifall die Güte des Werks außer Zweifel gesetzt hatte. Wer es gehört hatte, war so sehr entzückt, daß den andern Tag in allen Gesellschaften von nichts anderem gesprochen wurde. Herr von Cury, Intendant der kleineren Ausgaben, war bei der Probe gegenwärtig und verlangte das Werk, um es bei Hofe vorstellen zu lassen. Duclos kannte meine Gesinnung, und weil er vermutete, daß ich bei Hofe nicht so wie in Paris Herr über mein Drama bliebe, schlug er es ab. Cury forderte es mit Nachdruck, Duclos ließ sich nicht abschrecken, und ihr Streit wurde so lebhaft, daß sie einst in der Oper miteinander hinausgehen wollten, wenn man sie nicht getrennt hätte. Man wollte sich nun an mich wenden, ich überließ die Entscheidung der Sache Herrn Duclos und wies sie an diesen zurück. Der Herzog von Aumont mischte sich darein; Duclos glaubte endlich der Macht weichen zu müssen und überließ mein Werk zur Aufführung in Fontainebleau.

Mein Rezitativ hat mir die meiste Arbeit gemacht. Ich war bei der Setzung desselben ganz von dem gewöhnlichen Stil abgegangen und hatte es in einer neuen Manier gesetzt.

Es hielt mit dem Gewichte der Worte gleichen Schritt. Man wagte es nicht, diese entsetzliche Neuerung stehen zu lassen, weil man befürchtete, die Ohren der Schafsköpfe zu beleidigen. Ich willigte ein, daß Francueil und Jelyotte ein anderes Rezitativ machten, aber ich wollte mich nicht damit abgeben.

Nachdem alles fertig und der Tag zur Aufführung bestimmt war, schlug man mir vor, nach Fontainebleau zu reisen, um wenigstens die letzte Probe zu sehen. Ich fuhr mit Fräulein Fel, Grimm und, wenn ich mich nicht irre, dem Abbé Raynal in einem Hofwagen hin. Die Probe ging an, ich war zufriedener damit, als ich erwartet hatte. Das Orchester war zahlreich, es war aus der Oper und der königlichen Kammermusik zusammengesetzt. Jelyotte spielte die Rolle Colins, Mademoiselle Fel machte Colette und Cuvilier den Wahrsager. Die Sänger in den Chören waren die gewöhnlichen der Oper. Ich nahm mir vor, nichts dareinzureden; Jelyotte hatte alles eingerichtet, ich mochte das, was er gemacht hatte, nicht tadeln und trotz meines Stolzes war ich in der Mitte all dieser Leute wie ein Schüler verlegen.

Am folgenden Tage fand die Aufführung statt. Mein Aufzug war der gewöhnliche: mein Bart lang, die Perücke unfrisiert. Ich hielt diese Unschicklichkeit für eine mutige Tat und trat so in den Saal, in welchen bald nachher der König, die Königin, die königliche Familie und der ganze Hof kommen sollte. Ich setzte mich in die Loge, in welche mich Herr von Cury führte und die zugleich die seinige war. Es war dies eine große Loge auf dem Theater, einer kleinen, erhabeneren, wohin sich der König gewöhnlich mit Frau von Pompadour begab, gegenüber. Da ich ganz von Damen umgeben und die einzige Mannsperson vorne in der Loge war, so mußte ich glauben, daß man mich mit Fleiß dahin gestellt hätte, damit ich besser zu sehen wäre. Als die Lichter angezündet waren und ich mich in der Mitte so vieler äußerst sorgfältig geputzter Leute sah, kam ich zuerst in Verlegenheit. Ich begann, mich selber zu fragen, ob ich an meinem Platz, ob mein Aufzug wohl schicklich sei. Nach einigen unruhigen Augenblicken beantwortete ich mir meine Frage mit Ja, wohl mehr aus einer Art trotziger Verzweiflung, vor mir selbst

mein unschickliches Betragen nicht leugnen zu können, aus einem Hang, mir die Reue über meinen Fehler zu verhehlen als aus vernünftigen Gründen. „Ich bin auf meinem Platz", sprach ich zu mir selbst, „weil ich mein Stück sehen will und dazu eingeladen bin, weil ich es nur deswegen gemacht habe und überdies niemand so viel Recht hat als ich selbst, die Früchte meiner Arbeit und meiner Talente zu genießen. Ich bin wie gewöhnlich angezogen, weder besser noch schlechter. Ich habe bisher den leeren Vorurteilen über den Anstand den Krieg angekündigt, soll ich sie zu Siegern über mich machen und bedürfte es mehr als eines Schrittes, um wieder ganz unter ihre Herrschaft zu geraten? Will ich mir immer gleich bleiben, so darf ich nirgends erröten, dem Stande, den ich mir erwählt habe, gemäß angezogen zu sein. Mein Äußeres ist einfach und nachlässig, aber nicht schmutzig und unsauber; der Bart ist es an sich selber nicht, weil ihn uns die Natur gibt und ihn manchmal Zeit und Sitte zur Zierde machen. Man wird mich lächerlich und grob finden, aber was kümmert mich dies; ich muß das Lächerliche und den Tadel ertragen lernen, aber ich muß mich hüten, sie zu verdienen." Nach diesem kurzen Selbstgespräch faßte ich mich so gut, daß ich unerschrocken gewesen wäre, wäre ich dazu genötigt gewesen. Aber war es Wirkung der Gegenwart des Herrn oder natürliche Gesinnung der Herzen, ich sah nichts als Gefälligkeit und Höflichkeit in der Neugierde, deren Gegenstand ich war. Dies rührte mich so, daß ich aufs neue wieder anfing, unruhig über mich selber zu werden, indem ich das günstige Vorurteil der Zuhörer, das für mich so vorteilhaft war, zu verlieren fürchtete. Gegen Spott war ich gewappnet, aber diese gütigen, liebreichen Mienen, die ich nicht erwartet hatte, brachten mich so außer Fassung, daß ich wie ein Kind zitterte, als man anfing.

Bald aber bekam ich meine Fassung wieder. Die Schauspieler agierten sehr schlecht, aber Gesang und Musik wurden gut aufgeführt. Gleich bei der ersten Szene, die in der Tat von einer rührenden Naivetät ist, entstand in den Logen ein Murmeln des Erstaunens und des Beifalls, der bis dahin bei dieser Art von Stücken unerhört gewesen war. Die Gärung teilte sich bald allen Zuhörern mit und vermehrte,

wie Montesquieu sagen würde, ihre Wirkung durch ihre Wirkung selbst. In der Szene der beiden guten Kleinen stieg diese Wirkung aufs höchste. Man klatscht nicht vor dem Könige; dies machte, daß man alles hören konnte; das Stück und der Verfasser gewannen dadurch. Um mich herum flüsterten Damen, die mir schön wie Engel schienen, und sagten untereinander halblaut: „Das ist herrlich, das ist entzückend schön, jeder Ton rührt das Herz!" Das Vergnügen, so viele liebenswürdige Personen in eine sanfte Rührung zu versetzen, rührte auch mich bis zu Tränen, ich konnte sie beim ersten Duo nicht zurückhalten und sah, daß ich nicht der einzige war, der weinte. Das Andenken an das Konzert des Herrn von Treytorens brachte mich einen Augenblick zu mir selbst. Diese Erinnerung war für mich demütigend, ich kam mir vor wie der Sklave, der die Krone dem Triumphator über das Haupt hielt, aber sie war kurz und ich überließ mich bald ganz und ohne Zerstreuung dem Vergnügen, meinen Ruhm auszukosten. Ich bin jedoch überzeugt, daß sinnliche Wollust in diesem Augenblick größeren Anteil an meinem Genusse hatte als die Eitelkeit des Schriftstellers, und gewiß hätte mich die Begierde, die kostbaren Tränen, die ich fließen machte, mit meinen Lippen aufzutrinken, nicht so verzehrt, wenn nur Männer zugegen gewesen wären. Andere Stücke erregten wohl schon lebhaftere Ausbrüche der Bewunderung, aber nie sah ich eine so volle, so süße, so rührende Trunkenheit ein ganzes Schauspiel hindurch und besonders bei Hofe, am Tag der ersten Aufführung, so allgemein herrschen. Wer diese gesehen hat, muß sich ihrer noch erinnern, denn ihre Wirkung war einzig.

Noch am nämlichen Abend ließ mir der Herzog von Aumont sagen, daß ich mich am anderen Tage um 11 Uhr im Schloß einfinden solle, wo er mich dem König vorstellen wolle. Herr von Cury, der mir diese Botschaft brachte, setzte hinzu, daß er glaube, ich würde eine Pension bekommen und daß mir der König dies selber sagen wolle.

Wird man wohl glauben, daß die Nacht, die einem so glänzenden Tage folgte, für mich eine Nacht voll Kummers und Todesangst wurde? Es war nicht diese Vorstellung vor dem König allein, was mich in Verlegenheit setzte, sondern

mehr noch ein häufiges Bedürfnis, meine Blase zu erleichtern, welches mir auch heute abend im Schauspiel sehr beschwerlich gewesen war. Wie leicht konnte mich's morgen in der Galerie oder in den Zimmern des Königs unter den Großen, während ich da Seine Majestät erwartete, ankommen! Schon der Gedanke an den Zustand, in welchen mich dieses Bedürfnis setzen konnte, war hinlänglich, mir das Bedürfnis selbst in einem Grade zu geben, daß ich ohnmächtig werden konnte, wenn ich nicht ein Aufsehen machen wollte, was ich mehr als den Tod scheute. Jeder, der meinen Zustand aus Erfahrung kennt, kann beurteilen, wie ich mich vor diesem Gedanken entsetzen mußte. Und dann, was sollte ich dem Könige sagen, wenn ich, von ihm angeredet, auf irgend eine glückliche und geistvolle Antwort hätte kommen müssen? Ich wußte im voraus, daß ich in seiner Gegenwart keinen Gedanken mehr würde auffinden können. Was würde in diesem Augenblick vor den Augen des ganzen Hofes aus mir geworden sein, wäre mir irgendeine meiner gewöhnlichen Tölpeleien in meiner Verwirrung entwischt? Alle diese Schwierigkeiten schienen mir so schrecklich, daß ich mich auf alle Gefahr entschloß, mich ihnen nicht auszusetzen.

Wahr ist's, ich verlor dadurch die Pension, die mir gleichsam schon angetragen war, aber ich befreite mich auch von dem Joch, das sie mir auferlegt haben würde. Um Wahrheit, Freiheit und Mut wäre es dann getan gewesen. Ich glaubte also, wenn ich darauf Verzicht täte, meinen Grundsätzen gemäß zu handeln und den Schein für die Wirklichkeit dahinzugeben. Ich sagte meinen Entschluß Grimm, welcher nichts daran aussetzte. Bei den anderen entschuldigte ich mich mit meinen Gesundheitsverhältnissen und reiste am nämlichen Morgen ab, an welchem ich hätte sollen vorgestellt werden.

Zwei Tage darauf, da ich eben abends um neun Uhr zu Frau von Epinay ging, bei der ich zu Nacht essen sollte, begegnete mir am Tor ein Fiaker. Jemand, der darin saß, winkte mir, einzusteigen; ich stieg ein, es war Diderot. Er sprach mit mir von der Pension mit einem Feuer, das ich bei einer ähnlichen Gelegenheit von keinem Philosophen erwartet hätte. Daß ich mich dem König nicht hatte wollen vorstellen lassen, daraus machte er mir kein Verbrechen, mehr aber aus

meiner Gleichgültigkeit gegen die Pension. Er sagte, wenn ich auch für meinen Teil uneigennützig genug wäre, daß ich es wegen Frau Levasseur und ihrer Tochter nicht sein dürfte, daß es meine Pflicht sei, kein mögliches und ehrliches Mittel zu vernachlässigen, um ihnen Brot zu schaffen, und da man überdies nicht sagen könnte, daß ich die Pension ausgeschlagen hätte, so behauptete er, daß ich darum bitten und sie um jeden Preis erhalten müßte. Ob mich gleich sein Eifer rührte, so konnte ich doch seine Grundsätze nicht zugeben und wir hatten deswegen einen lebhaften Streit, den ersten, den ich je mit ihm gehabt hatte. Überhaupt rührten alle unsere Streitigkeiten, bedeutende sowohl als unbedeutende, daher, daß er von mir Gehorsam forderte und ich ihn verweigerte, er, weil er glaubte, daß ich etwas tun, ich, daß ich es unterlassen müßte. Es war schon spät, als wir uns verließen. Ich wollte ihn mit mir zum Nachtessen bei Frau von Epinay führen, aber er wollte nicht. Überhaupt gab ich mir öfters viele Mühe, ihn zu vermögen, daß er diese Frau besuchen möchte, bloß weil ich immer wünschte, alle diejenigen zu vereinigen, welche ich liebte, aber er war nie dahin zu bringen. Ich führte sie selbst einmal an seine Tür, aber er ließ uns nicht vor und sprach von ihr immer nur in sehr verächtlichen Ausdrücken. Erst nachdem ich mit ihr und ihm entzweit war, kamen sie in Verbindung und erst dann sprach er gut von ihr.

Von dieser Zeit an schienen Diderot und Grimm es sich zum Geschäft zu machen, die Gouvernantinnen — so nannten sie Theresen und Frau Levasseur — von mir abzubringen, indem sie ihnen zu verstehen gaben, daß, wenn es ihnen nicht besser ginge, ich allein daran schuld wäre, und daß sie bei mir nie zu etwas kommen würden. Sie gaben sich alle Mühe, sie zu vermögen, daß sie mich verlassen sollten, versprachen ihnen einen Salz- und Tabakhandel und ich weiß nicht was noch mehr durch die Unterstützung der Frau von Epinay zu verschaffen. Sogar Duclos sowie den Baron von Holbach wollten sie in ihre Verbindung ziehen, aber der erstere hat sich dessen immer geweigert. Ich hatte schon damals einigen Wind von diesen Anschlägen, aber erst lange nachher erfuhr ich sie bestimmt und hatte oft Ursache, den blinden und unvorsichtigen Eifer meiner Freunde zu beweinen, die mich,

kränklich wie ich war, in die traurigste Einsamkeit versetzen wollten und mich ihrer Meinung nach durch die nämlichen Mittel, die mich durchaus unglücklich machen mußten, glücklich zu machen gedachten.

Im Karneval 1753 wurde der Wahrsager in Paris gegeben und ich gewann inzwischen Zeit, die Ouvertüre und das Divertissement dazu zu machen. Dieses Divertissement, so wie es gestochen ist, sollte eigentlich von einem Ende zum andern eine fortgesetzte Handlung werden, die wenigstens nach meiner Meinung voll angenehmer Gemälde war. Aber da ich diese Idee den Schauspielern vortrug, so verstanden sie mich nicht einmal, und ich mußte wie gewöhnlich Gesang und Tanz daran flicken. Dies war die Ursache, warum dieses Divertissement, obgleich voll artiger Gedanken, die sich auf dem Theater gut ausnahmen, doch nur einen mittelmäßigen Erfolg hatte. Jetzt nahm ich Jelyottens Rezitativ wieder weg und setzte das meinige, so wie ich es anfangs gemacht hatte und wie es gestochen ist, wieder an dessen Stelle. Dieses Rezitativ, freilich ein wenig französiſiert (d. h. durch die Schauspieler gedehnt), mißfiel nicht nur niemandem, sondern wurde ebensogut wie die Arien aufgenommen, und selbst das Publikum setzte es mit ihnen wenigstens in den gleichen Rang. Ich widmete dieses Stück Herrn Duclos, der es in seinen Schutz genommen hatte, und erklärte zugleich, daß dieses meine einzige Zueignung sein würde. Ich habe mit seiner Genehmigung eine zweite gemacht, aber diese Ausnahme war von der Art, daß sie ihm mehr schmeicheln mußte als wenn ich keine gemacht hätte.

Einige Zeit, ehe man den Wahrsager im Dorfe gab, kamen zu Paris einige Komödianten aus Italien an, denen man die Erlaubnis gab, ihre Opere buffe auf dem Operntheater aufzuführen, ohne die Wirkungen vorauszusehen, die sie machen würden. Ob sie gleich sehr schlecht waren und das Orchester, lauter sehr unwissende Spieler, jedes Stück, das sie gaben, verstümmelte, so gaben sie doch der französischen Oper einen Stoß, von dem sie sich nie wieder erholt hat. Die Vergleichung dieser beiden Gattungen von Musik, die man an einem Tage auf dem nämlichen Theater hörte, öffnete den

Franzosen die Ohren. Niemand, der den lebhaften und markierten Gang der italienischen Musik gehört hatte, konnte mehr das Schleppende der französischen aushalten. Sobald die Buffe zu Ende waren, stand das Opernhaus leer. Endlich mußte man die Ordnung ändern und die Buffe nach den französischen Stücken geben. Man spielte Egle, Pygmalion, den Sylphen, nichts wollte mehr gefallen. Der einzige Wahrsager im Dorf hielt die Vergleichung aus und gefiel auch nach der Serva Padrona. Als ich mein Zwischenspiel komponierte, hatte ich den Kopf von italienischer Musik voll, aber ich konnte mir nicht vorstellen, daß es mit ihr in Vergleichung kommen würde! — Diese Buffe verschafften der italienischen Musik sehr zahlreiche Anhänger. Ganz Paris teilte sich in zwei Parteien, welche ihre Meinungen hartnäckiger verfolgten als sie es bei einer Staats- oder Religionsangelegenheit getan haben würden. Die eine, die Partei der französischen Musik, war mächtiger, zahlreicher und bestand aus den Großen, den Reichen und dem Frauenzimmer. Die andere war stolzer, lebhafter, schwärmerischer und bestand aus echten Kennern, Leuten von Kopf und Talenten. Die kleinere Zahl dieser letzteren versammelte sich in der Oper unter der Loge der Königin, jene Partei füllte das übrige Parterre und die Logen, aber ihr Hauptsammelplatz war unter der Loge des Königs. Daher die damals so bekannten Namen vom Eck des Königs und vom Eck der Königin. Der Streit wurde lebhafter und man schrieb gegeneinander Broschüren. Das Eck des Königs wollte sich lustig machen; der Kleine Prophet machte es lächerlich. Es wollte endlich Gründe vorbringen, aber der Brief über die französische Musik schlug sie zu Boden. Diese zwei kleinen Schriften, jene von Grimm, diese von mir, sind die einzigen, welche diese Streitigkeiten überlebten, alle übrigen sind längst vergessen.

Der Kleine Prophet, den man mir lange Zeit wider meinen Willen zuschreiben wollte, wurde als Scherz aufgenommen und machte seinem Verfasser nicht den geringsten Verdruß; der Brief über die französische Musik wurde übel angesehen, er brachte die ganze Nation gegen mich auf, die in ihrer Musik ihre Ehre angegriffen glaubte. Die Beschreibung der unglaublichen Wirkung dieser Broschüren wäre der Feder

eines Tacitus würdig. Es scheint ein Traum zu sein, wenn man liest, daß diese Broschüre vielleicht eine Staatsrevolution verhindert hat. Jedoch ist es die ausgemachteste Wahrheit, welche ganz Paris bezeugen kann, da seit dieser Geschichte kaum 15 Jahre verflossen sind.

Übrigens brachte mir meine Oper so viel Geld ein, daß ich mehrere Jahre damit haushalten konnte. Es diente mir vortrefflich als Zuschuß zu dem geringen Einkommen, das ich mir durch Notenschreiben verdiente, ob ich gleich nicht den vierten Teil von dem bekam, was jeder andere Verfasser bekommen haben würde. Ich bekam 100 Louisdor vom König, 50 von Frau von Pompadour für die Vorstellung zu Bellevue, wo sie selbst die Rolle Colins übernahm, 50 von der Oper und 500 Franken von Pisot, dem ich sie zum Stechen übergab. Dieses Zwischenspiel, welches mich im ganzen nur fünf oder sechs Wochen Arbeit gekostet hatte, trug mir trotz meines Unglücks und meiner Tölpelei fast ebensoviel Geld ein als späterhin mein Emile, der mich 20 Jahre Nachdenken und 3 Jahre Arbeit kostete. Aber ich mußte den Ertrag dieses Stückes durch den unendlichen Verdruß, welchen es mir zuzog, teuer genug erkaufen. In ihm lag der Keim jener heimlichen Eifersucht, deren Wirkungen erst lange Zeit nachher sichtbar wurden. Seit der glücklichen Aufnahme desselben behandelte mich weder Grimm noch Diderot noch irgend einer der Gelehrten von meiner Bekanntschaft so herzlich und offen wie vorher, keiner bezeugte mehr das Vergnügen mich zu sehen, das ich vorher bei ihnen entdeckt zu haben glaubte. Duclos allein war über diesen Neid erhaben, er schien sogar seine Freundschaft gegen mich zu vermehren und führte mich bei Fräulein Quinault ein, bei welcher ich ebenso viele zuvorkommende Höflichkeit und freundschaftliches Betragen fand, als ich dies alles bei Herrn von Holbach wenig gefunden hatte.

Bald bekam ich jetzt Gelegenheit, meine Grundsätze in einem wichtigen Werk völlig auseinanderzusetzen. Denn in diesem Jahre, 1753, wenn ich recht weiß, erschien das Programm der Akademie von Dijon: Über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen. Diese große

Frage fiel mir auf; ich erstaunte, daß diese Akademie es gewagt hatte, sie vorzulegen, aber da sie diesen Mut gehabt hatte, so durfte ich wohl den haben, sie zu beantworten, und ich übernahm es. Um diesem bedeutenden Gegenstand mit Muße nachdenken zu können, machte ich eine Reise von sieben oder acht Tagen mit Theresen, unserer Wirtin, die ein gutes Weib war, und einer ihrer Freundinnen nach St. Germain. Ich zähle diese kleine Partie für eine der angenehmsten meines Lebens. Das Wetter war vortrefflich; die guten Weiber übernahmen die Sorgen und die Ausgaben, welche unser Unterhalt erforderte. Therese belustigte sich mit ihnen, und ich überließ mich einer gänzlichen Sorglosigkeit und kam nur um die Essenszeit zu ihnen, mich ohne Zwang bei ihnen aufzuheitern. Den übrigen Teil des Tages begab ich mich tief in den Wald, suchte und fand hier das Bild jener ersten Zeiten, deren Geschichte ich kühn hinzeichnete. Ich schonte nun keine der kleinen Lügen der Menschen, wagte es, ihre Natur in ihrer Nacktheit zu zeigen, verfolgte den Fortgang der Zeiten und der Dinge, welche diese Natur entstellt haben, verglich den Menschen des Menschen mit dem Menschen der Natur und zeigte so in seiner vorgeblichen Vervollkommnung die eigentliche Quelle seines Elends. Meine durch diese erhabenen Betrachtungen erhöhte Seele hob sich bis zur Gottheit empor, sah von hier aus meine verführten Mitgeschöpfe auf der finsteren Bahn ihrer Vorurteile den Weg des Irrtums, des Unglücks, des Lasters wandeln und schrie ihnen mit einer schwachen Stimme, die sie nicht hören konnten, zu: „Törichte, die ihr euch immer über die Natur beklagt, lernt, daß all euer Unglück von euch selber kommt!"

Aus diesen Betrachtungen entstand meine Abhandlung Über die Ungleichheit, ein Werk, das mehr als alle meine übrigen Schriften nach Diderots Geschmack war und wobei ich mich seines Rates mit dem meisten Vorteil bediente. Meine Schrift fand in ganz Europa nur wenige Leser, die mich verstanden, und noch wenigere, die davon sprechen wollten. Da ich sie als Antwort auf eine Preisfrage gemacht hatte, so schickte ich sie hin, aber ich war zum voraus überzeugt, daß sie den Preis nicht erhalten würde, weil ich wohl wußte, daß für Schriften der Art keine akademischen Preise

gestiftet sind. Die Lustreise und diese Beschäftigung bekamen meiner Laune und meiner Gesundheit gleich gut. Schon seit einigen Jahren war ich immer von meinem Zustand geplagt gewesen und hatte mich ganz den Ärzten überlassen. Diese hatten mich nicht erleichtert, wohl aber erschöpft und mein Temperament zugrunde gerichtet. Bei meiner Rückkehr von St. Germain fand ich in mir weit mehr Kräfte und fühlte mich überhaupt besser. Ich folgte diesem Wink der Natur und entschloß mich, ohne Ärzte und ohne Mittel zu genesen oder zu sterben. Ich verabschiedete alle und fing nun an in den Tag hineinzuleben, blieb zu Hause, wenn ich nicht gehen konnte, und ging aus, sobald ich die Kräfte dazu hatte. Das Leben zu Paris unter Leuten mit so vielen Ansprüchen war so wenig nach meinem Geschmack. Die Kabalen der Gelehrten, ihre schimpflichen Streitigkeiten, der Mangel an Rechtschaffenheit in ihren Büchern, ihr schneidender Ton in Gesellschaften war mir so verhaßt, ich fand so wenig Sanftheit, Offenheit des Herzens, Vertraulichkeit selbst in dem Umgang meiner Freunde, daß ich endlich dieses unruhigen Lebens überdrüssig mich nach dem Aufenthalt auf dem Lande sehnte. Zwar sah ich, daß meine Geschäfte mir nicht erlaubten, mich dort ganz niederzulassen; deswegen wollte ich doch wenigstens jede freie Stunde dort zubringen. Mehrere Monate hindurch ging ich gleich nach dem Mittagessen im Gehölz von Boulogne allein spazieren, dachte hier über Gegenstände zu neuen Werken nach und kam erst mit der Nacht zurück.

1754. Um diese Zeit reiste Gauffecourt in Geschäften nach Genf und tat mir den Vorschlag, ihn zu begleiten. Gauffecourt und ich waren damals vertraute Freunde, ich nahm also den Vorschlag an. Ich war nicht wohl genug, um die Wartung der Gouvernantin entbehren zu können; es wurde also ausgemacht, daß sie mitreisen und die Mutter unterdessen das Haus hüten sollte. Nachdem alle Vorkehrungen getroffen waren, reisten wir endlich alle drei den 1. Juni 1754 miteinander ab.

Zu Lyon verließ ich Gauffecourt, um meinen Weg nach Savoyen zu nehmen, da ich mich nicht entschließen konnte

noch einmal so nahe bei Mama vorbeizureisen ohne sie zu sehen. Ich sah sie wieder — in welchem Zustande! Mein Gott, welche Erniedrigung! Wie wenig, wie gar nichts war ihr noch von ihrer früheren Vollkommenheit übriggeblieben. War dies noch die nämliche, einst so glänzende Frau von Warens, an welche mich der Pfarrer Pontverre empfohlen hatte? Wie verwundete ihr Anblick mein Herz! Ich sah für sie keine andere Auskunft als aus dem Lande zu gehen. Ich wiederholte ihr lebhaft aber immer umsonst die dringendsten Bitten, die ich schon so oft in meinen Briefen an sie getan hatte, ihre Tage ruhig bei mir hinzuleben; ich wollte mein und Theresens Leben, versprach ich ihr, nur ihrem Glücke weihen. Da sie ihre Pension nicht verlieren wollte, von der sie, so genau sie auch bezahlt wurde, schon lange nichts mehr bezog, so gab sie mir kein Gehör. Ich gab ihr noch einen kleinen Teil meiner Börse, viel weniger als meine Pflicht gewesen wäre, viel weniger als ich ihr gegeben hätte, wenn ich nicht vollkommen gewiß gewesen wäre, daß ihr kein Kreuzer davon zugute kommen würde. Während meines Aufenthalts in Genf machte sie eine Reise nach Chablais und kam, mich in Grange-Canal zu besuchen. Sie hatte nicht genug Geld, um ihre Reise vollenden zu können, und ich hatte nicht so viel bei mir als sie brauchte; eine Stunde nachher schickte ich es ihr durch Theresen.

Vor meiner Abreise nach Paris hatte ich die Vorrede meiner Abhandlung über die Ungleichheit entworfen. Ich vollendete sie zu Chambery und datierte sie von da, denn ich glaubte, um jeder Schikane auszuweichen, sei es besser, sie weder von Frankreich noch von Genf aus zu datieren. Nach meiner Ankunft in dieser Stadt überließ ich mich ganz dem republikanischen Enthusiasmus, der mich hingeführt hatte; dieser Enthusiasmus vermehrte sich noch durch meinen Empfang. Geehrt, geliebkost von allen Ständen, füllte meine ganze Seele patriotischer Eifer; ich schämte mich, von den Rechten eines Bürgers durch meine Abwendung von dem Glauben meiner Väter ausgeschlossen zu sein, und entschloß mich, ihn wieder anzunehmen. Ich glaubte, daß ein vernünftiger Mensch nicht auf zweierlei Art ein Christ sein könne, und daraus folgerte ich ganz natürlich, daß alles, was bloß

die äußerliche Formel und Kirchenzucht betrifft, von den Gesetzen jedes Landes abhänge. Aus diesem so vernünftigen, so geselligen, so friedfertigen Grundsatz, der mir jedoch so grausame Verfolgungen zuzog, schloß ich weiter, daß, da ich einmal Bürger sein wollte, ich Protestant sein und wieder zu dem in meinem Vaterland eingeführten Gottesdienste zurückkehren müßte. Ich entschloß mich hierzu. Ich unterwarf mich selbst dem Unterricht des Pfarrers des Kirchspiels, in welchem ich logierte und das vor der Stadt lag. Ich bat mir nur aus, nicht vor dem Konsistorium erscheinen zu müssen. Zwar verlangten dies die Kirchengesetze und Observanz, aber mir zulieb wollte man doch davon abgehen und ernannte eine Kommission von fünf oder sechs Mitgliedern, um in der Stille mein Glaubensbekenntnis anzunehmen. Ich war so gerührt von der Güte, welche Rat und Konsistorium mir bei dieser Gelegenheit erwiesen, und von dem höflichen und gefälligen Betragen des Magistrats, der Geistlichkeit und der Bürger, daß ich, von dem guten Deluc, der mich immer dazu aufmunterte, aber mehr noch von meiner eigenen Neigung aufgefordert, nach Paris zurückkehren, meine Haushaltung aufgeben, meine kleinen Angelegenheiten in Ordnung bringen, Frau Levasseur und ihren Mann anstellen oder sonst versorgen und mit Theresen wieder zurückkommen wollte, um mich in Genf für den Rest meiner Tage niederzulassen.

Da ich diesen Entschluß einmal gefaßt hatte, so legte ich alle ernsthaften Geschäfte beiseite, um mich bloß mit meinen Freunden bis zur Zeit meiner Abreise zu vergnügen. Unter allen diesen kleinen Belustigungen gefiel mir eine Reise, die ich zu Schiff mit dem älteren Deluc, seiner Schwiegertochter, seinen zwei Söhnen und meiner Therese rund um den See machte, am meisten. Wir brachten sieben Tage bei dem schönsten Wetter der Welt auf dieser Reise zu. Ich prägte die Aussichten, welche mir am entgegengesetzten Ufer des Sees am meisten aufgefallen waren, meinem Gedächtnisse lebhaft ein, oder besser, sie prägten sich mir ein, und einige Jahre nachher verwob ich die Schilderung derselben in die Neue Heloise.

Unter all diesen Zerstreuungen verlor ich weder den Geschmack noch die Gewohnheit meiner einsamen Spaziergänge

und machte manchmal ziemlich große an den Ufern des Sees, während welcher mein an die Arbeit gewöhnter Kopf nicht müßig blieb. Ich arbeitete den Plan meiner Politischen Institutionen, von dem ich bald sprechen werde und welchen ich schon vorher entworfen hatte, vollends aus. Ich entwarf eine Geschichte des Walliser Landes, den Plan einer Tragödie in Prosa, deren Gegenstand nichts Geringeres als Lukretia war; trotzdem der Stoff schon unzählige Male behandelt ist, hoffte ich, des Beifalls nicht zu verfehlen. Zu gleicher Zeit versuchte ich mich am Tacitus und übersetzte das erste Buch seiner Geschichte, das man unter meinen Papieren finden wird.

Ich hielt mich vier Monate in Genf auf und reiste im Monat Oktober nach Paris zurück. Da ich nicht vor dem Frühling nach Genf zurückkehren wollte noch nach den Einrichtungen, die ich getroffen, zurückkehren konnte, so setzte ich den Winter hindurch meine gewöhnliche Lebensart und meine Arbeiten fort. Die vorzüglichste der letzteren war der Druck meiner Abhandlung über die Ungleichheit. Ich hatte in Genf die Bekanntschaft des holländischen Buchhändlers Rey gemacht und ihm meine Schrift in Verlag gegeben. Da ich sie der Republik zugeeignet hatte und diese Zueignung dem Rate leicht mißfallen konnte, so wollte ich vorher die Wirkung, die sie in Genf hervorbringen würde, abwarten, ehe ich dahin zurückkehrte. Diese Wirkung war mir nicht günstig und meine Zueignung, vom reinsten Patriotismus mir diktiert, zog mir bloß Feindschaft unter den Ratsgliedern und Eifersucht unter der Bürgerschaft zu. Der einzige Vorteil, den mir dieses Werk außer der Befriedigung meines Herzens brachte, war der Ehrenname eines Bürgers, welchen mir zuerst meine Freunde, nachher nach ihrem Beispiel auch das Publikum gaben und den ich in der Folge wieder verlor, nachdem ich ihn nun zu wohl verdient hatte.

Dieser üble Erfolg würde mich jedoch nicht abgehalten haben, mich nach Genf zurückzuziehen, wären nicht einige für mein Herz wichtigere Beweggründe dazugekommen. Frau von Epinay wollte einen noch fehlenden Flügel am Schloß von Chevrette aufführen lassen und ver-

wandte ungeheure Summen auf diesen Bau. Als ich eines Tages mit ihr die Arbeiten besah, gingen wir noch ungefähr eine Viertelstunde weiter spazieren bis zum Wasserbehältnis des Parkes, das an den Wald von Montmorency stieß, wo ein artiger Küchengarten mit einer ziemlich verfallenen Hütte angelegt war. Dieser einsame und angenehme Ort und diese Hütte, welche man die Einsiedelei nannte, war mir schon, als ich sie das erstemal vor meiner Reise nach Genf sah, aufgefallen. Ich hatte damals in der Entzückung, in der ich war, die Worte fallen lassen: „Ach, Madame, welche herrliche Wohnung, wie ganz gemacht, mir zu einem Zufluchtsorte zu dienen!" Frau von Epinay schien nicht viel auf diese Rede zu achten, aber bei diesem zweiten Besuch war ich sehr erstaunt, statt der alten baufälligen Hütte ein kleines, fast ganz neues, sehr gut eingerichtetes und für eine kleine Haushaltung von drei Personen sehr bequemes Haus anzutreffen. Frau von Epinay hatte dieses Häuschen in der Stille und mit sehr geringen Kosten erbaut. Arbeiter und Materialien waren ohnedies wegen des Schloßbaues in der Nähe und brauchten nur zu diesem Plan verwendet zu werden. Bei diesem zweiten Ausflug sagte sie zu mir, als sie mein Erstaunen bemerkte: „Lieber Bär, dies sei Ihre Höhle; Sie haben sie selbst gewählt, die Freundschaft bietet sie Ihnen an, ich hoffe, sie soll Ihnen den abscheulichen Gedanken benehmen, sich von mir zu entfernen!" Nie in meinem Leben, glaube ich, war ich angenehmer und lebhafter gerührt. Ich benetzte mit meinen Tränen die wohltätige Hand meiner Freundin, und gab ich auch in diesem Augenblick nicht gleich nach, so war ich doch außerordentlich erschüttert. Frau von Epinay wollte diesen Plan nicht aufgeben und drang so sehr in mich, wandte so viele Mittel an, schickte mir so viele Leute, mich dazu zu überreden, nahm selbst Frau Levasseur und ihre Tochter für diesen Gedanken so ein, daß sie endlich über meine Entschlüsse siegte. Ich entsagte dem Aufenthalt in meinem Vaterlande, ich entschloß mich und versprach die Einsiedelei zu bewohnen, und während ich die völlige Austrocknung des Gebäudes abwartete, übernahm Frau von Epinay die Sorge für die Möbel, so daß alles fertig war und ich meine neue Wohnung im folgenden Frühjahr beziehen konnte.

Noch ein Umstand trug viel dazu bei, mich vollends zu diesem Entschluß zu vermögen. Dies war Voltaires Aufenthalt in der Gegend von Genf. Ich sah zum voraus, daß dieser Mann dort Revolution machen würde, daß ich in meinem Vaterland den Ton, die Lebensart und die Sitten wiederfinden würde, die mich aus Paris verjagten, daß ich in ewigen Streitigkeiten leben und die unangenehme Wahl haben würde, entweder ein unausstehlicher Pedant oder ein feiger und schlechter Bürger zu heißen. Der Brief, welchen mir Voltaire über mein letztes Werk schrieb, gab mir Gelegenheit, die Furcht, die ich deswegen hatte, in meine Antwort einfließen zu lassen, und die Wirkung, welche diese Antwort hervorbrachte, bestätigte mir meine Furcht. Nun hielt ich Genf für verloren, und ich habe mich nicht getäuscht.

Ehe ich Paris verließ, hatte ich den Winter, bevor ich die Einsiedelei bezog, ein Vergnügen, das recht nach meinem Herzen war und das ich in seiner ganzen Fülle genoß. Palissot, ein Mitglied der Akademie zu Nancy, dessen Namen durch einige Schauspiele bekannt ist, hatte soeben zu Luneville vor dem König von Polen eines aufführen lassen. Er glaubte wahrscheinlich, ihm den Hof zu machen, wenn er einen Mann aufs Theater brächte, der sich mit dem König, die Feder in der Hand, hatte messen wollen. Der großmütige Stanislaus, abgesagter Feind jeder Satire, wurde böse darüber, daß man es wagte, in seiner Gegenwart Persönliches aufs Theater zu bringen. Der Graf von Tressan schrieb auf Befehl dieses Fürsten an D'Alembert und mich, um mir zu melden, daß Seine Majestät gesonnen seien, den Herrn Palissot aus seiner Akademie zu jagen. In meiner Antwort bat ich den Herrn von Tressan inständigst, sein Möglichstes anzuwenden, um dem Herrn Palissot wieder Verzeihung bei dem König von Polen zu erwirken. Er wurde begnadigt, und Herr von Tressan, der mir dies im Namen des Königs schrieb, setzte hinzu, daß diese Geschichte in den Registern der Akademie aufgezeichnet werden sollte. Ich antwortete wieder, dies hieße nicht sowohl Gnade erweisen als die Strafe verewigen. Endlich erreichte ich durch inständiges Bitten, daß keine Meldung davon in den Registern der Akademie geschehen und kein öffentliches Andenken dieser Geschichte übrig

bleiben sollte. Alles dieses wurde sowohl von seiten des Königs als des Grafen von Tressan mit Zeichen der Achtung begleitet, die mir äußerst schmeichelten, und ich fühlte bei dieser Gelegenheit, daß die Achtung verehrungswürdiger Menschen in der Seele ein angenehmeres und edleres Gefühl hervorbringen kann als bloße Eitelkeit.

Ich sehe wohl ein, daß, wenn jemals dieses Buch auf die Nachwelt kommt, ich dadurch eine Geschichte verewige, deren Andenken ich austilgen wollte. Aber ich schreibe manche andere wider meinen Willen auf. Würde mein Gedächtnis mit mir vergehen, so würde ich, ehe ich jemand ins Spiel brächte, lieber eine ungerechte und vorübergehende Schande ohne Murren ertragen; aber da einmal mein Name leben soll, so muß ich mit ihm das Andenken des unglücklichen Mannes, der ihn trug, so, wie er in der Tat war, und nicht wie ihn ungerechte Feinde unablässig zu schildern sich bemühen, an die Nachwelt überliefern.

Die Einsiedelei.

Meine Ungeduld, die Einsiedelei zu beziehen, ließ mich die schöne Jahreszeit nicht abwarten. Sobald meine neue Wohnung eingerichtet war, reiste ich dahin ab unter großem Geschrei aller Mitglieder des Holbachschen Kränzchens. Man glaubte und sagte allgemein, daß ich die Einsamkeit nicht drei Monate würde aushalten können, man wettete sogar auf meine baldige Rückkehr; ich würde, sagten sie, mich anfangs vielleicht ein wenig schämen, aber bald würde ich mich wieder an Paris und an ihren Ton gewöhnen. Mich kümmerten ihre Spöttereien wenig. Ich hatte die Einsamkeit fünfzehn ganze Jahre entbehren müssen, wie hätten mich seichte Witzeleien abhalten sollen, mich wieder in mein Element zu begeben! Der Zeitpunkt, da ich mich hatte wider meinen Willen in die Welt werfen müssen, war auch der Anfang meiner ununterbrochenen Reue, meiner nicht zu stillenden Sehnsucht nach dem reizenden Aufenthalt in Charmettes gewesen. Ich fühlte mich für die ländliche Einsamkeit geschaffen; wo ich auch sonst leben mochte, war ich unglücklich. In Venedig war ich es im Strudel der öffentlichen Geschäfte, bei der Würde, die mir meine Stelle gab, welche mich gewissermaßen zum Repräsentanten der französischen Nation machte, war es mitten unter meinen ehrsüchtigen Projekten. In Paris, im Wirbel der Gesellschaften, im Rausch der Sinnlichkeit der üppigen Mahlzeiten, unter dem übertäubenden Eindruck der Schauspiele, dem Zuklatschen, Bravorufen und Weihrauchopfern der Menge; überall verfolgte mich das Andenken an meine Lauben, meine Bäche, meine Spaziergänge, und dies Andenken machte mich zerstreut, traurig, entriß mir manchen Seufzer und kostete mich manchen vergeblichen Wunsch. Alle Arbeiten, welche ich bisher meiner Trägheit hatte abkämpfen können, alle meine hochfliegenden Pläne, welche bisweilen meinen Willen bis zur Tat entflammt hatten, waren so viele Wege, auf welchen ich das glänzende Ziel, die ländliche Ruhe zu erreichen hoffte. Von dem, was der Wahrsager im Dorfe und einige andere

1756—57.

Schriften mir eingetragen hatten, waren mir noch 2000 Frank übrig geblieben, welche mich vorderhand außer Gefahr der Dürftigkeit setzten, und mehrere Werke, deren Pläne ich mir entworfen hatte, versprachen mir für die kommende Zeit eine ganz artige Unterstützung und ein anständiges Auskommen, ohne daß ich dabei die Buchhändler zu übernehmen oder mich mit Arbeit zu überladen brauchte. Hingegen konnte ich auf diese Art selbst aus meinen einsamen Spaziergängen Nutzen ziehen. Meine kleine Haushaltung bestand aus drei Personen, alle arbeiteten und kosteten daher nicht viel zu unterhalten. Meine Hilfsquellen waren meinen Bedürfnissen und selbst meinen Wünschen so genau angemessen, daß ich mir ein dauerhaftes und glückliches Leben bei der Lebensart, die ich mir erwählt hatte, versprechen durfte.

Ich hätte mein schriftstellerisches Talent ausschließlich zu meiner Nahrungsquelle machen, hätte, anstatt meinen Kiel zum Notenschreiben zu verdammen, ihn Schriften weihen können, welche bei dem Fluge, den ich einmal genommen hatte und den zu unterhalten ich mich fähig fühlte, mir Überfluß, Reichtum sogar bringen mußten, wenn ich es nur mir hätte abgewinnen können, bei allem Eifer, gute Bücher zu liefern, auch den literarischen Scharlatan zu machen. Aber ich wußte ganz gut, daß ums Brot schreiben meinen Geist ersticken und den Flug meines Genies lähmen hieße. Mein Talent war in meinem Herzen, nicht in meiner Feder, meine hohe und stolze Denkart vertrug sich nicht mit den Kniffen des Schriftstellerhandwerks. Mein Notenschreiben nährte mich auch dann, wenn meine Schriften Makulatur wurden, und gerade dies war der Grund, warum sie es nicht geworden sind.

Am 9. April 1756 verließ ich die Stadt, um nie wieder dort zu wohnen; denn einen Aufenthalt von wenigen Tagen, dergleichen ich später in Paris, in London und anderen Städten bei Gelegenheit einer Durchreise oder wenigstens nur gezwungen nahm, heiße ich nicht wohnen. Frau von Epinay holte uns alle drei in ihrem Wagen ab, ihr Pächter brachte alle meine Sachen hinaus, und noch am nämlichen Abend richtete ich mich in meiner neuen Wohnung ein. Ich fand sie ganz in Ordnung, mit einfachem, niedlichem, sogar geschmackvollem Hausrat versehen. Diese Sorgfalt erhielt

durch die Frau, von welcher sie rührte, für mich einen neuen Wert; der Gedanke, Gast meiner Freundin in einem Hause, das ich selbst mir gewählt und das sie eigens für mich erbaut, zu sein, war mir entzückend.

Es war noch kalt, an einigen Stellen war sogar der Boden noch mit Schnee bedeckt. Aber dessenungeachtet fing alles an zu treiben; man sah schon Schlüsselblumen und Veilchen, die Augen der Bäume drängten sich zwischen der kalten Rinde hervor, und in der Nacht nach meiner Ankunft ließ sich in dem Wäldchen, welches an mein Haus stieß, eine Nachtigall zum ersten Male hören. Ich hatte in einem leichten Schlafe gelegen und meine Verpflanzung vergessen, so daß ich beim Erwachen mich noch in Paris in der Rue Grenelle glaubte. Auf einmal ertönte der Gesang, ich zitterte vor Freude und rief in meiner Begeisterung: „Endlich sind doch alle meine Wünsche erfüllt!" Mein erstes war, mich dem Eindruck der ländlichen Gegenstände, von welchen ich umgeben war, ganz zu überlassen. Statt mich in meiner Wohnung einzurichten, richtete ich mich auf meine Spaziergänge ein und bald war kein Fußsteig, sein Dickicht, keine Laube, kein stiller, verborgener Winkel um meine Wohnung mehr, mit dem ich mich nicht vom andern Tage an bekannt gemacht hätte. Je mehr ich diesen herrlichen Aufenthalt untersuchte, desto mehr fand ich ihn ganz für mich geschaffen. Die Gegend, mehr einsam als wild, versetzte mich in Gedanken an ein ganz anderes Ende der Welt. Sie hatte Schönheiten, die man in der Nähe der Städte nie findet; wenn man auf einmal, ohne den Weg zu bemerken, hierher versetzt würde, man könnte es unmöglich glauben, daß man nur vier Meilen von Paris entfernt sei.

Einige Tage überließ ich mich meiner ländlichen Schwärmerei, dann fing ich an, meine Handschriften zu ordnen und die Zeit für meine Beschäftigungen einzuteilen. Meine Morgenstunden widmete ich wie bisher dem Notenabschreiben, die Zeit nach dem Mittagessen den Spaziergängen. Auf diesen begleitete mich immer ein kleines Büchlein von weißem Papier und Bleistift; ich hatte von jeher nicht anders, als unter freiem Himmel bequem schreiben und denken können und hier fand ich vollends nicht rätlich, mich anders zu gewöhnen. Der Wald von Montmorency war vor meiner

Türe und diesen bestimmte ich zu meinem Studierzimmer. Mehrere Schriften hatte ich angefangen, welche ich jetzt musterte. Meine Entwürfe waren von jeher weitausblickend gewesen, aber unter dem Lärm der Stadt hatte die Ausführung langsame Fortschritte gemacht; ich hoffte immer, fleißiger sein zu können, wenn ich einst weniger Zerstreuung hätte. Ich glaube hierin mir selbst Wort gehalten zu haben, denn in der Tat, für einen Mann, der oft krank, oft in Chevrette, in Epinay, in Eaubonne, auf dem Schloß von Montmorency zu Besuche war, welchen zu Hause ein Haufen neugieriger Müßiggänger belagerte, welcher noch überdies die Hälfte jedes Tages aufs Notenschreiben verwandte, habe ich ziemlich vieles geschrieben. Man zähle die Schriften, welche ich während meines sechsjährigen Aufenthalts in der Einsiedelei sowohl als in Montmorency ausgearbeitet habe, und man wird finden, daß, wenn ich meine Zeit verlor, ich sie doch gewiß nicht durch Müßiggang verloren habe.

Unter mehreren Werken, welche ich seit langer Zeit auf dem Amboß liegen hatte, arbeitete ich mit der größten Vorliebe an meinen Institutions Politiques. Ich hatte mir vorgesetzt, mein Leben auf die Ausarbeitung dieses Werkes zu verwenden, es sollte meinen Ruf entscheiden, sollte mein Privilegium zum Schriftsteller werden. Schon vor dreizehn bis vierzehn Jahren hatte ich die erste Idee dazu. Ich war damals in Venedig und hatte dort Gelegenheit, die Fehler dieser so gerühmten Regierungsform kennen zu lernen; in der Folge hatte ich die Geschichte der Moral vorgenommen, und das Studium dieser Wissenschaft hatte meine Ansichten über meine Lieblingsidee erweitert. Ich fand, daß das erste Förderungsmittel der Moral die Politik sei, daß, man möchte die Sache auch angreifen, wie man wollte, der Charakter eines Volks sich immer nach der ihm eigenen Regierungsform bilden würde. In dieser Hinsicht schien mir die große Frage nach der besten Staatsform sich zurückführen zu lassen auf diese: wie muß eine Regierungsform beschaffen sein, um ein Volk zum tugendhaftesten, aufgeklärtesten, weisesten, mit einem Worte besten, im vollsten Sinne besten Volke zu bilden? Diese zweite Frage schien mir, obwohl verschieden von ihr,

nahe an eine dritte zu grenzen: Welche Staatsform, d. h. Praxis der Gesetze in einem Staat, entfernt sich am wenigsten von eben diesen Gesetzen? Und aus dieser floß mir dann ungezwungen die weitere Frage: Was ist das Gesetz? nebst vielen anderen von gleicher Wichtigkeit. Alle diese Überlegungen führten mich auf große Wahrheiten, wichtig und nützlich für das Glück des Menschengeschlechts und besonders meines Vaterlands. Auf meiner letzten Reise nach Genf hatte ich selbst die Begriffe von Gesetz und Freiheit weder gehörig berichtigt noch gereinigt gefunden. Ich glaubte die Eigenliebe meiner Landsleute am besten zu schonen, wenn ich ihnen zeigte, was hierzu gehörte, ohne zu sagen, daß es ihnen fehlte.

Einer fünfjährigen Arbeit ungeachtet war dieses Werk doch nicht sonderlich vorgerückt. Bücher dieser Art wollen mit Nachdenken, mit Muße, in der Ruhe geschrieben sein. Überdies tat ich mit diesem geheim, wie ein Verliebter mit den Schäferstunden bei seiner Geliebten, so sehr, daß auch Diderot nichts davon erfuhr. Ich fürchtete, es möchte für unser Zeitalter und das Land, wo ich schrieb, zu kühn scheinen und die Ängstlichkeit meiner Freunde möchte mich an der Ausführung hindern. Ich war noch ungewiß, ob Vollendung und Geist des Buchs mir erlauben würden, es bei meinen Lebzeiten erscheinen zu lassen. Ich wünschte über meinen Gegenstand ohne Zwang alles das sagen zu können, was dieser heischte, hingegen floh ich alles, was von ferne einer Satire glich, weil ich den Vorwurf der Anzüglichkeit fürchtete und das Lob einer untadelhaften Billigkeit verdienen wollte. Als geborener Bürger eines freien Staates wollte ich das Recht, frei zu denken, in seinem ganzen Umfang benutzen, ohne deshalb die Achtung vor der Regierungsform des Staates zu verletzen, unter welchem ich lebte, ohne seine Gesetze zu übertreten, ohne mich gegen das Völkerrecht zu vergehen. Ebensowenig aber wollte ich aus Furcht die Vorteile meiner Lage unbenützt lassen.

Eine andere Unternehmung, mit den Institutions Politiques beinah in eine Klasse gehörend, beschäftigte mich gegenwärtig noch mehr. Dies war ein Auszug der Werke des Abbé St. Pierre; die Idee dazu hatte mir nach meiner

Rückkehr von Genf der Abbé von Mably gegeben. Er hatte mich hierzu nicht unmittelbar, sondern durch Madame Dupin, welche ein gewisses Interesse dabei hatte, aufgefordert. Sie war eine der drei oder vier hübschen Frauen, deren Liebling der Abbé von St. Pierre gewesen war, sie hatte dem Andenken des wackeren Mannes eine Achtung und eine Anhänglichkeit bewahrt, welche dem Günstling wie der Gönnerin Ehre machten. Seine Schriften hatten das Glück, geschätzt zu werden, mit dem Verfasser gemein und es schmeichelte ihrer Eigenliebe, die totgeborenen Geisteskinder ihres Freundes durch ihren Sekretär wieder auferwecken zu lassen. Diese Schriften enthielten nun freilich viel schöne Sachen, aber so schlecht gesagt, daß man sie ohne Überdruß nicht lesen kann. Ich schränkte mich nun bei dieser Arbeit nicht darauf ein, meinen Schriftsteller aus dem schlechteren Stil in den besseren zu übersetzen, ich verwob vielmehr, so wie ich auch durfte, meine eigenen Gedanken mit den fremden, ich borgte von St. Pierre Namen und Ruf, um manche wichtigen Wahrheiten mit größerem Erfolg in Umlauf zu bringen. Das Unternehmen war keines von den leichtesten. Es kam dabei auf nichts Geringeres an, als 23 Bände zu lesen, durchzudenken, auszuziehen, und alle 23 Bände waren weitschweifig und verwirrt, voll langweiliger Stellen und Wiederholungen hingeworfener, einseitiger oder falscher Sätze. Aus diesem Mischmasch sollte ich die großen und schönen Ideen, welche allenfalls noch den einzigen Mut zu einer so verdrießlichen Arbeit geben konnten, herausfischen. Hundertmal stand ich im Begriff, die ganze Arbeit aufzugeben, wenn ich's auf gute Art hätte tun können, aber ich hatte einmal die Manuskripte des Abbé von seinem Neffen, dem Grafen von St. Pierre, auf die Fürsprache des Herrn von St. Lambert erhalten und, indem ich sie erhielt, mich einigermaßen verbindlich gemacht, sie zu gebrauchen; nun mußte ich freilich entweder arbeiten oder das Ganze zurückgeben. Ich entschloß mich zum ersten und nahm in dieser Absicht die Handschrift nach der Einsiedelei mit, wo ich meine ersten müßigen Stunden ihrer Umarbeitung zu widmen gedachte.

Noch ging ich mit einem dritten Werke schwanger. Den ersten Gedanken zu ihm hatten gewisse eigene und über mich

selbst gemachte Beobachtungen mir gegeben; und die Hoffnung, ein Werk zu liefern, das für die ganze Menschheit nützlich, vielleicht das nützlichste sein könnte, was je zu ihrem Besten geschrieben worden ist, wenn die Ausführung meinem Plan entspräche — diese Hoffnung gab mir Mut. Es ist nämlich eine schon oft gemachte Bemerkung, daß die meisten Menschen im Laufe ihres Lebens sich selbst unähnlich werden; kaum glaubt man noch den nämlichen Menschen zu sehen. Ich untersuchte mich selbst, ich beobachtete andere und fand, daß diese verschiedenen Veränderungen, welchen der Charakter des Menschen unterworfen ist, großenteils von den ersten Eindrücken der äußeren Gegenstände auf uns herrühre, daß wir, unaufhörlich gestimmt durch unsere Sinne, unsere Sinneswerkzeuge, diese Stimmung auf unsere Ideen, unsere Gesinnungen, unsere Handlungen übertragen. Klima und Jahreszeit, Töne und Farben, Dunkelheit und Licht, Elemente und Nahrungsmittel, Geräusch und Stille, Bewegung und Ruhe, alles wirkt auf unsere Maschine und folglich auch auf unsere Seele, an tausend Enden kann man uns anfassen und die kaum entstandenen Keime unserer Empfindungen und Begierden, welche uns beherrschen, so leiten, daß sie von uns beherrscht werden können. Dies war mein Grundgedanke zu meinem Werk. Den Entwurf dazu hatte ich bereits aufs Papier geworfen und von der Ausführung versprach ich mir Vergnügen für mich, Vergnügen und Nutzen für alle gut gearteten Menschen, welche die Tugend lieben und sich selber mißtrauen. Indessen habe ich an diesem Werke, welches den Titel führen sollte: Die Sittenlehre der Sinne, oder Materialismus des Weisen, sehr wenig gearbeitet. Zerstreuungen, deren Veranlassung dem Leser nicht lange unbekannt bleiben wird, hinderten mich, ihm mich zu widmen. Das Schicksal des angefangenen Entwurfs, welches mit meinem eigenen näher zusammenhängt, als man glauben sollte, werde ich unten erzählen.

Ein viertes Werk, mit welchem ich umging, war ein System der Erziehung. Frau von Chenonceaux war um ihren Sohn und über die Art, wie ihr Gemahl diesen erzog, sehr besorgt und hatte mich gebeten, diese Arbeit zu übernehmen. Sie war meine Freundin und ihre Bitten hatten bei mir so viel

Gewicht, daß ich mich mit diesem Gegenstande, für mich sonst durchaus nicht dem angenehmsten, sehr gerne und von ganzer Seele beschäftigte. So ist also diese unter allen meinen Arbeiten die einzige, mit welcher ich zum Ziele gekommen bin.

Alle diese schriftstellerischen Projekte gaben mir hinlänglichen Stoff zum Nachdenken für meine Spaziergänge. Denn, wie ich schon gesagt zu haben glaube: ich kann nur im Gehen denken; wenn ich stillstehe, so denke ich nicht mehr, und mein Kopf geht nur mit meinen Füßen. Für die Regentage hatte ich mich wohlweislich mit einem Stück Zimmerarbeit versorgt. Dies war mein musikalisches Wörterbuch, zu welchem ich die zerstreuten, verstümmelten, unförmlichen Materialien sammeln, ergänzen, zustutzen, kurz ganz wie von neuem umarbeiten mußte. Ich befand mich bei dieser Einteilung so gut, daß ich sie während meines ganzen Aufenthalts in der Einsiedelei, später in Montmorency und sogar noch in Motiers beibehielt. Am letzteren Orte vollendete ich diese Arbeit, während ich andere vornahm, und fand, daß Abwechslung in der Arbeit eine wahre Erholung gewährt.

Einige Zeit band ich mich genau an diesen Tagesplan, den ich mir vorgeschrieben hatte, und befand mich sehr wohl dabei, aber als die schöne Jahreszeit Frau von Epinay nach Epinay oder nach Chevrette lockte, fand ich, daß manche Rücksichten, die von mir nicht in Anschlag gebracht worden waren, auch anfänglich mich nicht beschwerten, meine übrigen Projekte nicht wenig zu stören begannen. Frau von Epinay machte mir einen Vorschlag, welcher mir Bequemlichkeit versprach und ihr welche verschaffte. Sie wollte mir nämlich — dies war unsere Abrede — immer sagen lassen, wann sie allein oder in kleiner, ungezwungener Gesellschaft wäre. Ich willigte ein, weil ich nicht voraussah, wohin das führen würde. Die Folge war, daß ich sie von nun an nicht mehr besuchte, wenn ich, sondern wenn sie wollte, und daß kein einziger Tag mehr mein war. Dieser Zwang störte das Vergnügen, sie zu sehen, welches bisher alle meine Besuche gewürzt hatte. Sie hatte mir völlige Freiheit versprochen, daß ich auf ihre Einladung kommen oder nicht kommen könnte, wie es mir beliebte, aber, wie ich bald fand, nur unter

der stillschweigenden Bedingung, daß ich mich derselben nicht bedienen würde. Als ich einige Male einen Versuch machen wollte, nicht zu kommen, so veranlaßte das eine solche Menge Botschaften, Handbriefchen, Lärmen um mein Wohlbefinden, daß ich wohl sah, es würde, außer ich wäre bettlägerig, nichts mich entschuldigen, wenn ich nicht auf den ersten Wink zu ihr flöge. Ich konnte nicht umhin, mich diesem Joch zu unterwerfen, ich tat's und tat's noch so ziemlich freiwillig für einen so abgesagten Feind alles dessen, was von fern einen Schein von Abhängigkeit hatte. Allein meine aufrichtige Ergebenheit ließ mich größtenteils die Kette, an die ich gefesselt war, nicht einmal fühlen. Frau von Epinay füllte auf diese Art die leeren Stunden, welche der Kreis ihrer Anbeter ihr unbesetzt ließ, so gut aus, als sich's tun lassen wollte. Der Ersatz war gering, aber doch immer noch mehr wert als eine gänzliche Einsamkeit, welche sie nie hat ertragen können. Ich sah sie gern und schwatzte gerne mit ihr. Ihr Gespräch, sehr angenehm in einem größeren Zirkel, gewährte freilich im kleineren wenig Unterhaltung; ich war nicht belebter als sie und war also für sie keine große Unterstützung. Wenn ich dann bei ihr war, so schämte ich mich doch, gar zu lange nicht zu sprechen, und wie sauer mir's auch werden mochte, sie zu unterhalten, so hielt ich doch die Langweile fern. Ich erwies ihr gern kleine Aufmerksamkeiten, gab ihr mitunter einen ganz brüderlichen Kuß, der ihre Sinnlichkeit so wenig reizte als die meinige. Sie war sehr mager, sehr weiß und hatte eine tellerflache Brust. Dieser einzige Mangel wäre ausreichend gewesen, mich gegen sie so kalt zu machen wie Eis: in einem Menschen ohne Busen habe ich niemals die Frau erblicken können. Für ein solches Weib oder Mädchen sprach in meinem Herzen keine Stimme; auch bei dieser Dame vergaß ich aus tausend Gründen, die ich nicht alle anführen kann, ihr Geschlecht.

Da ich nun einmal mir vorgenommen hatte, mich in meine so unumgänglich nötige Unterwerfung zu finden, so ergab ich mich ohne Widerstreben und fand in der Tat, wenigstens im ersten Jahre, meine Lage weniger lästig, als ich erwartet hatte. Frau von Epinay pflegte sonst sich beinahe den ganzen Sommer über auf dem Lande aufzuhalten, diesmal blieb sie

nur einen Teil desselben in Chevrette. Ich benutzte die Zwischenzeit, wenn sie abwesend war oder wenn sie vielen Besuch hatte, mich so recht von Herzen meiner Einsamkeit mit meiner guten Therese und ihrer Mutter zu erfreuen. Zwar hatte ich schon seit einigen Jahren das Land häufig besucht, aber ohne die ganze Wollust des Lebens auf dem Lande zu schmecken. Meine kleinen Ausflüge hatte ich bisher immer in Gesellschaft gemacht, meine Begleiter waren Leute von Ansprüchen, verdorben durch städtischen Zwang gewesen, und die Wirkung dieser Partien in dieser Gesellschaft auf mich war nur eine gesteigerte Vorliebe für die ländlichen Vergnügungen und eine geschärftere Sehnsucht nach dem, dessen Mangel ich umso deutlicher fühlen lernte. Ich war der Gartensäle, der Wasserfälle, der Lauben, der Blumenbeete und der langweiligen Cicerones von Herzen satt, mir ekelte vor allen Broschüren, dem Klavier, den Trios, dem Filet, den einfältigen Witzeleien und den faden Ziereien, den kleinen Schwätzern und den großen Gastmählern. Wenn ich dagegen verstohlenen Blicks ein einfaches kleines Gebüsch von Dornen, wenn ich eine Hecke, eine Scheuer, eine Wiese sah, wenn ich beim Durchwandeln eines Dorfs den Geruch von frischem Eierkuchen einsog, wenn ich von ferne den bäuerlichen Singsang eines Feierabendliedes hörte, so wünschte ich Schminke und Falbeln und Parfüm zum Teufel.

Endlich war ich nun bei mir zu Hause, in einer angenehmen, einsamen Freistatt, konnte, wenn ich's wünschte, meine Tage in einem unabhängigen, gleichförmig stillen Leben hinbringen, konnte sein, wie es meiner Stimmung gemäß war. Ehe ich beschreibe, welche Wirkung dieser neue Zustand auf mein Herz machte, muß ich die geheimen Regungen desselben dem Leser aufs neue zeichnen, damit er imstande sei, den Fortgang dieser neuen Einwirkungen rückwärts zu seinen Ursachen zu verfolgen. Von dem Tage an, welcher mich mit Theresen vereinigte, habe ich immer die Befestigung meines Charakters datiert. Mir hatte eine Liebschaft gefehlt, nachdem die, welche für mein ganzes Leben mir genug sein sollte, so grausam zerrissen worden war.

Der sanfte Charakter dieses guten Mädchens schien mir so sehr zu dem meinigen zu passen, daß ich mich mit einer Zuneigung an sie hing, welche keine Zeit und keine kleinen Verdrießlichkeiten, die zuweilen zwischen uns vorfielen, stören konnten, welche durch alles das, was sie hätte schwächen sollen, nur verstärkt wurde. Die junge Person, in der ich endlich meine Geliebte zu finden hoffte, war durch tausend herrliche Eigenschaften, damals sogar noch durch den Reiz ihrer Gestalt liebenswert, ihre reine, spiegelklare Seele trübte kein Schatten von Kunst zu gefallen und Sucht zu gefallen; mein ganzes Wesen, mein ganzes Dasein würde sich auf sie begrenzt haben, wenn ihr so, wie ich wünschte, auch an mir hätte genügen dürfen oder können. Von Nebenbuhlern hatte ich nichts zu fürchten, ich bin überzeugt, daß ich der einzige bin, den sie je wirklich geliebt hat, daß ihre gar nicht begehrliche Sinnlichkeit selbst dann nach keinem anderen Liebhaber gelüstet hat, als ich aufhörte es zu sein. Ich hatte keine Familie, aber sie hatte welche, und alle ihre Verwandten, von denen kein einziger ihr ähnlich war, waren so beschaffen, daß sie nie die meinigen werden konnten. Dies war der erste Keim meines Unglücks. Theresens Mutter verfolgte immer ihr eigenes, dem meinigen und Theresens, welche schon eins mit mir war, sogar entgegenlaufendes Interesse für sich. Sie nebst ihren übrigen Kindern und Kindeskindern waren ebenso viele Blutsauger und der geringste Schaden, den sie Therese zufügten, war der, daß sie sie bestahlen. Ich versuchte es, sie von ihrer Mutter loszumachen, sie widersetzte sich aber beständig. Mir war ihr Widerstand ehrwürdig, ich schätzte sie deswegen nur noch mehr, aber ihr Sträuben war für sie selbst von ebenso nachteiligen Folgen als für mich. Sie war nun an ihre Mutter und ihre Anverwandten gleichsam verraten und verkauft und gehörte ihnen mehr an als mir, sogar mehr als sich selbst. Und noch war die Habsucht ihrer Angehörigen ihr weniger schädlich als die schlimmen Ratschläge dieser Leute. Ihrer Liebe zu mir, ihrer natürlichen Gutartigkeit hatte ich es zu danken, daß sie nicht ganz unterjocht wurde, aber sie war es mehr als genug, um die guten Grundsätze, welche ich ihr einzuflößen gesucht hatte, großenteils unwirksam zu machen; sie war's mehr als zuviel,

um, wie ich wünschte, mit mir ganz eins zu sein. Ich mochte mich benehmen, wie immer ich wollte, wir blieben zwei.

So kam es denn, daß bei der aufrichtigsten wechselseitigen Zuneigung, in die ich alle Zärtlichkeit legte, deren mein Herz fähig war, die Leere dieses Herzens doch nicht ausgefüllt wurde. Da ich mein Ideal liebevoller Verbindung, deren ich so bedürftig war, nicht verwirklichen konnte, so sah ich mich nach etwas um, was nicht zwar die Leere meines Herzens ausfüllen könnte, aber doch mich dieselbe weniger fühlen ließe. Weil ich keinen Freund hatte, der mein eigen war, so mußte ich Freunde haben, deren Lebhaftigkeit mich wenigstens aus meiner Trägheit aufjagte; aus dieser Rücksicht pflog ich Freundschaft und schloß sie aufs neue enger mit Diderot, mit dem Abbé von Condillac, verband mich mit Grimm, und zwar näher als mit einem der vorgenannten, aus dieser Rücksicht schrieb ich meine unglückliche Abhandlung, deren Geschichte ich bereits erzählt habe, und wurde durch eben diese in das Gebiet der Literatur, das ich für immer verlassen zu haben glaubte, zurückgestoßen.

Mein erstes Auftreten in der Gelehrtenwelt führte mich auf einem ganz neuen Wege in eine andere intellektuelle Welt, deren einfache und erhabene Haushaltung ich nicht ohne Begeisterung betrachten konnte. Weil ich mich beständig mit diesem Gegenstand beschäftigte, so kam ich bald dahin, eitel Narrheit und Irrtum in den Lehren unserer Weisen, eitel Unterdrückung und Elend im System unserer bürgerlichen Gesellschaft zu finden. Getäuscht von meinem törichten Stolz glaubte ich mich fähig, alle diese Blendwerke aufzulösen. Bisher war ich gut gewesen; von nun an ward ich tugendhaft, wenigstens begeistert für die Tugend. Diese Begeisterung hatte in meinem Kopfe begonnen, war aber von da zum Herzen gedrungen. Auf den Trümmern der entwurzelten Eitelkeit keimte der edelste Stolz. Ich spielte keine fremde Rolle, ich ward wirklich das, was ich zu sein schien, und in einem Zeitraum von wenigstens vier Jahren, solange dieses Aufbrausen dauerte, gab es nichts Großes und Schönes, was ein Mensch denken konnte, dessen ich nicht mit des Himmels Hilfe fähig gewesen wäre. Daher meine plötzlich erlangte Beredsamkeit, daher das wirklich himmlische Feuer, das mich

durchglühte und in meine ersten Schriften in seiner ganzen Stärke überging, und von welchem sich vierzig Jahre lang nicht der kleinste Funken gezeigt hatte, weil es noch nicht entfacht worden war.

Ich war wirklich umgewandelt; meine Freunde, meine Bekannten erkannten mich nicht mehr. Ich war nicht mehr der furchtsame und mehr verschämte als bescheidene Mann, der es nicht wagte, sich zu zeigen und zu reden, welchen ein einziges scherzhaftes Wort aus der Fassung brachte, der Blick einer Frau zu erröten zwang. Ich war voll Muts, stolz, unerschrocken; eine gewisse Sicherheit im Betragen, eine gewisse selbstgebildete, ungezwungene Lebensart begleitete mich überall; sie war umso unerschütterlicher, als sie ganz ungekünstelt war und mehr in meinem Herzen als in der äußeren Haltung sich zeigte. Welche Veränderung! Ganz Paris wiederholte die stachligen, beißenden Sarkasmen des nämlichen Mannes, der zwei Jahre vorher und zehn Jahre nachher nicht wußte, was noch wie er etwas sagen sollte, welchem Stoff und Ausdruck gerade dann fehlten, wenn er etwas zu sagen hatte. Man suche einen Zustand, der meinem Naturell so ganz entgegengesetzt war, als gerade der, in welchem ich mich damals befand! Und es dauerte diese Exaltation nicht sechs Tage, nicht sechs Wochen, sondern sechs ganze Jahre lang, und sie würde vielleicht noch jetzt fortdauern, hätten nicht besondere Umstände ihr ein Ziel gesetzt und mich meiner Natur wiedergegeben, über die ich mich hatte erheben wollen.

Die Veränderung ging in mir vor, sowie ich den Fuß außer Paris gesetzt hatte, sowie das empörende Schauspiel der Laster der Hauptstadt meinen Unwillen nicht mehr erregte. Als ich die Menschen nicht mehr sah, hörte ich auf, sie zu verachten, als ich die Schlechten nicht mehr sah, hörte ich auf, sie zu hassen. Mein Herz, ohnehin zum Haß nicht geschaffen, bedauerte jetzt nur ihr Elend und ihre Bosheit, die ich von jenem nicht mehr unterschied. Dieser weit angenehmere, aber weniger erhabene Zustand ertötete bald den brennenden Enthusiasmus, der mich so lange über mich selbst hinaufgehoben hatte; mir selbst und anderen unbemerkt, ward ich wieder argwöhnisch, gefällig, furchtsam, mit einem Worte:

ward wieder der alte Jean Jacques, der ich zuvor gewesen war.

Hätte meine Umwandlung sich nur darauf begrenzt, mich mir selbst wiederzugeben, wäre ich nicht tiefer gesunken, als ich vorher gestiegen war, so wäre alles ganz gut gewesen; aber unglücklicherweise wurde ich unter meinen vorigen Zustand herunter bis zum entgegengesetzten Ende gerissen. Von da an war meine Seele immer erschüttert: wie ein geschwungener Pendel berührte sie kaum auf Augenblicke ihren Ruhepunkt, die immer erneuerte Bewegung ließ sie immer nur durchgehen, nie in demselben stille sein. Ich muß mich auf das einzelne dieser zweiten Veränderung einlassen, die Geschichte dieses schrecklichen entscheidenden Zeitpunkts durchlaufen, mit welchem für mich ein Schicksal begann, das unter den Sterblichen einzig dasteht.

Wir waren nur zu dreien in unserer Einsamkeit, und so war es kein Wunder, daß wir uns immer inniger aneinander gewöhnten; wenigstens war dies die Wirkung unseres Aufenthalts bei Theresen und mir. Wir verlebten zusammen Stunden, so süß, wie ich bis dahin keine verlebt hatte, sie selbst schien das Anziehende derselben mehr als je bisher zu fühlen. Sie öffnete mir ihr Herz und entdeckte mir Dinge von ihrer Mutter und ihrer Familie, welche sie die bisherige lange Zeit mir zu verschweigen die Stärke gehabt hatte. Therese sowie ihre Mutter hatten von Madame Dupin um meinetwillen eine Menge Geschenke erhalten, welche die Alte, vielleicht um mir keine Unruhe zu machen, Therese entzogen und sich nebst ihren übrigen Kindern angeeignet hatte, natürlich nicht, ohne ihr aufs schärfste zu verbieten, daß sie mir je ein Wort davon sagte, was denn auch das arme Ding mit einem unglaublichen Gehorsam befolgt hat. Was aber in der Tat mich noch weit mehr überraschte als dies, war, zu hören, daß außer den vielen Versuchen, welche Diderot und Grimm häufig bei Mutter und Tochter gemacht hatten, in der Absicht, sie von mir abzuziehen, welche alle durch Theresens Widerstand fruchtlos geblieben waren, daß, sage ich, jene beiden Männer seither häufige heimliche Unterredungen mit der Alten hielten, ohne daß Therese hatte erfahren können, worüber sie miteinander brüteten.

Ich glaubte, daß der Gegenstand aller dieser Verhandlungen das alte Projekt sein müßte, in welches man die Tochter durch allerhand Versprechungen, z. B. ihnen eine Salzpacht, einen Tabakhandel durch Frau von Epinay zu verschaffen, mit einem Worte, durch die Vorspiegelung des Gewinns hatte mit hineinziehen wollen. Man hatte ihnen vorgestellt, daß ich nicht nur nicht für sie, sondern sogar, weil ich doch sie versorgen wollte, nicht einmal etwas für mich selber tun könnte. Allein dies geheimnisvolle Wesen verdroß mich, besonders an der Alten, welche täglich ohrenbläserischer und listiger sich gegen mich benahm, dessen ungeachtet aber unaufhörlich der Tochter insgeheim Vorwürfe machte, daß sie mich zu sehr liebte, daß sie mir alles wiedersage, daß sie ein dummes Tier wäre und am Ende noch mit mir in die Patsche geraten würde. Dieses Weib besaß im höchsten Grade die Kunst, aus einem Sack zehnerlei Mehl herauszulangen, jedem das, was sie von anderen bekam, und mir alles und über alle zu verbergen. Ihre Habsucht hätte ich ihr gerne vergeben, aber ihre Verstellung nicht. Therese hatte lange Zeit sie durch ihre Arbeit ernährt und ernährte sie jetzt von meinem Brote. Von dieser Tochter, für welche sie nichts getan hatte, hatte sie alles, und ihre übrigen Kinder, welche sie ausgestattet, um welcher willen sie ihr Vermögen verschleudert hatte, zehrten ihren und meinen Unterhalt auf. Ich überlegte, daß in dieser Lage sie mich als ihren einzigen Freund und sichersten Beschützer betrachten mußte, daß sie, anstatt mir aus dem, was mich betraf, aus meinen eigenen Angelegenheiten ein Geheimnis zu machen, anstatt mein eigenes Haus gegen mich aufzuwiegeln, mir vielmehr alles, was mir hätte wichtig sein können, hätte berichten sollen, wenn sie es eher als ich erfuhr. Mit welchen Augen mußte ich nun ihr falsches und geheimnisvolles Betragen ansehen? Was muß ich von den Gesinnungen denken, welche sie ihrer Tochter einzuimpfen suchte, wie ungeheuer mußte ihre Undankbarkeit sein, da sie sich Mühe gab, sie dieser einzuflößen!

Alle diese Betrachtungen zogen endlich mein Herz von diesem Weibe ab, so sehr, daß ich sie nicht mehr ohne Unwillen anblicken konnte. Indessen hörte ich nie auf, der

Mutter meiner Gefährtin mit Achtung zu begegnen und ihr beinah in allen Stücken die Rücksichten und die Aufmerksamkeit eines Sohnes zu beweisen, aber wahr ist, daß ich nicht gerne lang um sie war, weil ich nicht dazu geschaffen bin, mir im Umgang fortwährend Gewalt anzutun.

Frau Levasseur sah, daß ich im Herzen ihrer Tochter gestiegen und sie gefallen war, und gab sich viele Mühe, das Verlorene wieder zu gewinnen; statt aber durch mich an sie zu kommen, versuchte sie vielmehr, sie ganz von mir abzuwenden. Ein Mittel, das sie zu diesem Zweck anwendete, war, ihre Familie zu Hilfe zu rufen. Ich hatte Therese gebeten, niemand von diesen Leuten nach der Einsiedelei kommen zu lassen; sie hatte mir's versprochen. Nun ließ man das ganze Gezücht in meiner Abwesenheit herkommen, ohne sie darüber zu fragen, und dann drang man ihr das Versprechen ab, daß sie nichts davon sagen wollte. Da der erste Schritt einmal getan war, ging das übrige leicht; hat man einmal vor einer geliebten Person ein Geheimnis, so macht man sich in der Folge kein Gewissen, ihr alles zu verbergen. Therese teilte sich und ließ mich bisweilen fühlen, daß ich allein stand. Eine dreiteilige Gesellschaft war für mich so gut wie keine. Damals bereute ich, den Anfang unserer Bekanntschaft und die Gelehrigkeit, welche ihr die Liebe gab, nicht besser benutzt zu haben. Ich hätte können und sollen ihren Geist mit Geschicklichkeiten und Kenntnissen zieren, diese würden uns in unserer Einsamkeit näher zusammengehalten, würden ihre und meine Zeit ausgefüllt haben, ohne uns jemals die Langeweile des Alleinseins fühlen zu lassen. In der Einsamkeit lernt man das Glück schätzen, mit einem Menschen zu leben, welcher denken kann. Bei mir bedurfte es dessen nicht, um gerne um sie zu sein; aber sie hätte dessen bedurft, sich in meiner Gesellschaft zu gefallen. Daß wir Liebesleute waren, schadete unserer Freundschaft; wir lebten sehr innig zusammen, ohne als innig Vertraute zu leben.

Seit ich bemerkte, daß Therese beflissen war, kleine Vorwände zu suchen, um sich von unseren Spaziergängen, zu welchen ich sie einlud, loszumachen, lud ich sie nie mehr ein, doch ich verdachte es ihr nicht, daß sie nicht so viel Gefallen daran fand als ich. Das Vergnügen hängt nicht von unserem

Willen ab. Ich war gewiß, daß ihr Herz mein war, und dies genügte mir. Wenn meine Vergnügungen zugleich die ihrigen waren, so genoß ich sie mit ihr, war dies nicht der Fall, so galt ihre Zufriedenheit mir mehr als die meinige.

So war ich denn in meinen Hoffnungen zur Hälfte betrogen und so kam es, daß ich bei einem Leben ganz nach meinem Geschmack, in einem Aufenthalt, den ich mir selbst gewählt, in der Gesellschaft einer mir teuren Person mich dennoch einsam fühlte. Das, was mir fehlte, vergällte oder raubte mir vielmehr den Genuß an dem, was ich besaß. Was Glück und Genießen angeht, so muß ich alles oder gar nichts haben. Man wird in der Folge sehen, warum die Aufzählung aller dieser einzelnen Umstände nötig war, ich nehme jetzt den Faden meiner Erzählung wieder auf.

Ich beschäftigte mich zunächst mit den Schriften des Abbé von St. Pierre. Als erste gab ich den Versuch über den ewigen Frieden heraus, die bedeutendste und ausgearbeitetste von allen in der ganzen Sammlung. In sie verflocht ich alles, was der Abbé über diesen Gegenstand niedergeschrieben hatte, ohne jedoch meine eigenen Meinungen in dieser Sache zugleich auszusprechen, die ich mir vornahm in einer besonderen Schrift späterhin nachfolgen zu lassen. Hierauf wandte ich mich zu der Polysynodie oder Über die Ratsversammlungen, mit deren Auszug ich ebenso wie mit der vorhergehenden zustande kam. Hier jedoch mußte ich bemerken, daß meine Arbeit nicht ganz ohne Gefahr für mich war. Denn in Wahrheit enthielt der größte Teil der Schriften des Abbé eine Kritik über einzelne Teile der französischen Staatsverfassung, die zwar zu ihren Zeiten, da sie wenige Leser fand, bei der Regierung wenig Beachtung gefunden hatte, die aber in meinen Tagen mir, dem Fremdling, der sie öffentlich vor aller Welt auszubreiten gedachte, mit einigem Recht hätte Verfolgungen zuziehen können. Ich nahm also Abstand von diesem Unternehmen und habe es seither nicht wieder aufgenommen.

Als ich mich von des Abbé von St. Pierre Werken losgemacht hatte, war ich eine Zeitlang ungewiß, was ich nach denselben vornehmen sollte, und dieser Zwischenraum ohne

Beschäftigung war mein Verderben. Ich bekam Muße, mich selbst zum Gegenstand meines Nachdenkens zu machen, weil ich außer mir keine Beschäftigung fand, und raubte mir dadurch für die Zukunft ein Spielzeug meiner Einbildungskraft, das ich in dem Entwerfen eines neuen Planes hätte finden können. Ja, es wurde mir unmöglich, welche zu entwerfen. Meine gegenwärtige Lage befriedigte alle meine früheren Wünsche; ich hatte nun keinen mehr, und doch fand mein Herz sich leer. Dieser Zustand war für mich um so peinlicher, weil ich mir keinen besseren noch zu erlangenden denken konnte. Meine zärtlichste Zuneigung hatte ich einer Person zugewandt, welche ganz nach meinem Herzen war und meine Gesinnungen erwiderte. Ich lebte mit ihr ohne Zwang, frei sozusagen und nach meinem Gutdünken. Indessen engte ein unbekanntes Gefühl mein Herz beständig ein, ich mochte ihr nahe oder ferne sein. Ihr Besitz selbst ließ mich fühlen, daß sie mir noch fehlte, und der Gedanke, ihr nicht alles zu sein, machte, daß sie für mich beinahe nichts war.

Ich hatte Freunde von beiden Geschlechtern, an welchen ich mit der reinsten Freundschaft, mit der vollkommensten Achtung hing. Dennoch aber machte diese Freundschaft mir mehr unangenehme als vergnügte Stunden, weil alle meine Freunde ihren Kopf darein setzten und öfters nur zu setzen scheinen wollten, allen meinen Liebhabereien und Anhänglichkeiten, meinen Neigungen, meiner Art zu leben, sich entgegenzusetzen. Ich hatte eine einzelstehende Wohnung in einer entzückend schönen, einsamen Gegend, war Herr in meinem Hause und konnte darin nach meiner Weise leben, ohne daß jemand Fug und Macht gehabt hätte, mit mir über meine Handlungen Rechnung zu führen. Aber diese Wohnung legte mir Pflichten auf, süß zu erfüllen, doch unerläßlich. Alle meine Freiheit war mir aus Gnaden verliehen, ich war enger eingeschränkt durch die Dankbarkeit als durch ausdrückliche Befehle, ich sollte in keiner Dienstbarkeit sein, aber ich sollte darin sein wollen. Von keinem einzigen Tage konnte ich morgens beim Aufstehen sagen: er ist mein. Wenn ich am wenigsten daran dachte, wurde ich am unbarmherzigsten überfallen, und selten habe ich mir einen schönen Plan gemacht, den nicht irgendein Ankömmling mir verdorben hätte.

Kurz, mitten im Besitze von Gütern, nach welchen ich am meisten gestrebt hatte, fand ich keinen reinen Genuß an ihnen. Da flog ich auf den Schwingen der Einbildungskraft zurück in die heiteren Tage meiner Jugend und rief seufzend aus: Ach wie ganz anders war's in Charmettes!

Wie kam es denn, daß ich mit einer der Mitteilung so fähigen und so bedürftigen Seele, für die Leben nichts anderes hieß als Lieben, daß ich bisher noch keinen Freund, der ganz mein war, keinen wahren Freund gefunden hatte? Ich, der ich mich so ganz für Freundschaft gemacht fühlte? Wie kam es, daß ich mit der reizbarsten Sinnlichkeit, mit einem von Liebe durchdrungenen Herzen nicht wenigstens einmal von der Flamme dieser Leidenschaft gegen einen bestimmten Gegenstand brannte? Verzehrt von dem Bedürfnis, zu lieben, ohne je es ganz befriedigt zu haben, sah ich mich an den Pforten des Alters im Begriff zu sterben, ohne gelebt zu haben.

Diese traurigen, aber rührenden Betrachtungen leiteten mich auf mich selbst zurück, mit einem Schmerz, dem jedoch das Süße nicht fehlte. Mir schien es, als ob das Schicksal mir noch etwas schuldig wäre, das es mir nicht gegeben hatte. Sollte ich mit den ausgesuchtesten Fähigkeiten geboren und gleichwohl verdammt sein, sie bis ans Ende meiner Tage unbenützt zu lassen? Das Gefühl meines innerlichen Wertes hatte das Gefühl der Ungerechtigkeit des Schicksals in mir aufgeregt, aber es entschädigte mich auch für dieses. Ich vergoß Tränen, aber ich weinte sie gerne.

Ich hing diesen Betrachtungen in der schönsten Zeit des Jahres, im Monat Juni, im kühlen Schatten der Bäume, beim Gesang der Nachtigall, beim Gemurmel der Bäche nach. Alles traf zusammen, mich wieder in jene weiche verführerische Seelenstimmung zurückzuwiegen, für welche ich geboren war, welche aber, man hätte es wenigstens glauben sollen, von dem rauhen ersten Ton, zu dem eine lange Berauschung mich hinaufgehoben hatte, hätte sollen verdrängt worden sein. Unglücklicherweise kam jenes Mittagessen im Schloß zu Toune und wie ich jenen beiden herzigen Mädchen zu der nämlichen Jahreszeit und in einer Gegend, welche mit der, wo ich mich jetzt befand, viele Ähnlichkeit hatte, begegnete,

alles dies kam in mein Gedächtnis zurück. Diese Erinnerung und die Vorstellung von der Unschuld jenes Vergnügens brachte andere Vorfälle ähnlicher Art in mein Gedächtnis. Mein Blut entzündete sich und zitterte glühend durch meine Adern, mein Kopf fing trotz seiner grauen Haare zu wirbeln an, und siehe da, der ernsthafte Bürger von Genf, der strenge Jean Jacques, der bald ein Fünfziger wird, ist ein seufzender, schwärmender Schäfer geworden. Wieweit übrigens mein verliebter Wahnsinn auch gehen mochte, so kam ich doch nie dahin, daß ich mein Alter oder meine Lage vergessen, daß ich mir geschmeichelt hätte, noch jetzt Gegenliebe erwecken zu können, oder daß ich versucht hätte, dieses fressende, aber unfruchtbare Feuer, von welchem seit meiner Kindheit mein Herz verzehrt wurde, einem geliebten Gegenstand mitzuteilen.

Was tat ich denn nun? Die Leser, welche dem Gang meiner Geschichte bis hierher mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt sind, müssen es schon erraten haben. Ich sah die Unmöglichkeit, meine Wünsche in der wirklichen Welt zu befriedigen, und suchte also mein Glück im Reiche der Einbildung. Weil kein Wesen unterm Monde mit meinen erhabenen Phantasien im Einklang stand, so schuf ich mir zur Nahrung für sie durch den Zauberstab der Einbildungskraft eine idealische Welt, die ich bald mit Wesen, so wie ich sie mir wünschte, bevölkerte. Ich schwebte so gerne unter diesen herrlichen Geschöpfen, mit welchen ich mich umgeben hatte, in meinem Himmel einher, daß ich Stunden und Tage so hinschwärmte, ohne den Lauf der Zeit zu gewahren. Ich vergaß alles andere; kaum hatte ich in der Eile einige Bissen verschlungen, so brannte ich schon wieder vor Sehnsucht, meine geliebten Baumgruppen wiederzusehen. Wenn dann mitten im Aufschwung in meine zauberische Welt unglückliche Erdensöhne kamen, meinen Aufflug zu hemmen, so konnte ich freilich meinen Verdruß nicht mäßigen und nicht verbergen, ich war nicht mehr Herr meiner selbst und empfing sie so rauh, daß man mein Betragen wohl brutal nennen konnte. Dies befestigte meinen Ruf als Menschenhasser; hätte man in meinem Herzen immer lesen können, man würde mir wegen desselben Betragens den entgegengesetzten eines Menschenfreundes gegeben haben.

Sonst hatte ich um diese Zeit noch häusliche Verdrießlichkeiten, die meinen Kummer vermehren halfen. Frau Levasseur erwies mir ins Gesicht tausend Höflichkeiten und suchte inzwischen ihre Tochter soviel als möglich von mir abzuziehen. Ich erhielt Briefe aus meiner alten Nachbarschaft, welchen ich entnahm, daß die brave Alte hinter meinem Rücken viele Schulden auf Theresens Namen gemacht hatte, daß Therese davon wußte und mir nie etwas erzählt hatte. Das Kränzchen bei Holbach fing auch im Ernst an, zu fürchten, daß ich Gefallen am Landleben finden und Narr genug sein möchte, dort zu bleiben, weil man sah, daß ich keine Besuche in Paris mehr machte. Nun fingen also die Quälereien an, durch welche ich wieder an die Stadt erinnert werden sollte. Diderot mochte sich nicht selber zeigen und fing seine Machenschaften damit an, daß er Deleyre an mich abschickte, welcher die Eindrücke aufnahm und mir übermittelte, die ihm Diderot eingab, ohne daß er selber ihr wahres Ziel eingesehen hätte. Endlich fiel in diese Zeit die Veranlassung zu einem Briefe, den ich an Voltaire schrieb und in welchem ich diesen, der von der Schlechtigkeit alles Seienden überzeugt war, von der angeborenen Güte alles menschlichen und irdischen Wesens überzeugen zu können wähnte. Voltaire hat später die Antwort, die er mir senden wollte, aber nie sandte, öffentlich bekannt gemacht. Es ist sein Roman „Candide", von dem ich nicht sprechen kann, weil ich ihn nicht gelesen habe.

Alle diese Zerstreuungen hätten mich von meinen phantastischen Liebschaften gründlich heilen sollen; vielleicht waren sie ein Wink des Himmels, mich von einem Wege abzuleiten, der mich in lauter Kummer führte, aber mein böses Schicksal wollte es anders. Kaum hatte ich wieder angefangen, auszugehen, so nahm mein Herz, mein Kopf und meine Füße die alten Wege. Ich sage die alten, aber dies ist doch nur in gewisser Beziehung wahr. Meine Ideen waren ein wenig zum gewöhnlichen Gange herabgestimmt, blieben gleichsam der Erde näher, aber ich war in ihrer Wahl noch ebenso sorgfältig wie vorher, und auch jetzt war das Liebenswürdige aller Art der Stoff meines Nachdenkens, so daß dieses Aus-

sondern der Gegenstände nicht weniger chimärisch war als die Phantasiewelt, welche ich verlassen hatte.

Ich dachte mir die Liebe, die Freundschaft, diese zwei Götzen meines Herzens, unter den reizendsten Bildern. Ich fand ein Vergnügen daran, sie mit aller Anmut des Geschlechts, das ich anbetete, auszuschmücken; zwei Freundinnen dichtete ich mit gutem Vorbedacht, nicht zwei Freunde; zwar sind jene seltener, aber wegen eben dieser Seltenheit um so liebenswürdiger. Ich begabte sie mit zwei analogen, aber doch verschiedenen Charakteren, mit zwei Gestalten, nicht vollkommen schön, doch nach meinem Geschmack, belebt von Wohlwollen und Empfindsamkeit. Die eine malte ich braun, die andere blond, die eine lebhaft, die andere sanft, klug und weise die eine, schwach die andere, und diese Schwachheit schilderte ich so rührend, daß die Tugend bei ihr noch zu gewinnen schien. Der einen von beiden gab ich einen Liebhaber, dessen zärtlichste Freundin, vielleicht etwas mehr noch, die andere war, aber da gab's keinen Zwist, keine Eifersucht, weil schon die Vorstellung einer peinlichen Empfindung mir peinlich ist und weil ich dieses heitere Gemälde durch nichts verdunkeln wollte, was der menschlichen Natur Schande macht. Meine beiden herrlichen Geschöpfe entzückten mich, ich übernahm die Person des Liebhabers und des Freundes, so sehr mir möglich war, ich gab ihm die Tugenden und zum Überfluß auch die Fehler, welche ich an mir selber wahrnahm.

Um auch am Aufenthalt meinen Geschöpfen nichts fehlen zu lassen, durchwandelte ich in Gedanken die schönsten Gegenden, die ich auf meinen Reisen gesehen hatte. Einen See brauchte ich notwendig und wählte endlich den, um welchen meine Seele unaufhörlich irrte; ich ließ mich an den Ufern des Genfer Sees nieder, an denen ich schon seit langer Zeit im Geiste meine Wohnung aufgeschlagen hatte, ich nahm sie gleichsam in den Traum meines Glücks, auf welchen mein Schicksal mich eingeschränkt hat, mit auf. Die Kontraste der verschiedenen Lagen, der Reichtum und die Mannigfaltigkeit der Aussichten, die Pracht, die Majestät des Ganzen, welche die Sinne ergötzt, das Herz rührt und die Seele erhebt, bestimmten mich vollends und so wählte ich denn Vevey zum Wohnplatz für meine jungen Zöglinge. Soweit ungefähr

ging mein erster Entwurf, das übrige kam in der Folge hinzu. Lange blieb es bei diesem weiten, unbestimmten Plan, weil er zu dem Zweck, meine Einbildungskraft mit angenehmen Gegenständen und mein Herz mit Empfindungen, die ihm süße Nahrung wären, zu erfüllen ausreichend war. Meine Dichtungen bekamen nach und nach, sowie ich mich mehr mit ihnen beschäftigte, mehr Zusammenhang und Festigkeit und nahmen in meinem Gehirn eine bestimmtere Form an. Jetzt kam es mir in den Sinn, einige Situationen, welche meine kleine Welt mir darbot, auf dem Papier zu entwerfen. Ich rief mir die Gefühle meiner Jugend zurück und machte auf diese Art jener Sehnsucht nach Liebe, welche ich nie hatte stillen können und welche gleichwohl mein Innerstes verzehrte, Luft.

Zunächst entwarf ich einige Briefe, hier einen und dort einen, ohne Ordnung und Verbindung. Als ich sie zusammenreihen wollte, war ich bisweilen in nicht geringer Verlegenheit. Es ist kaum glaublich, aber wahr, daß die zwei ersten Teile beinahe ganz in dieser Manier geschrieben worden sind, ehe ich einen gehörigen Plan dafür entworfen hatte, sogar ehe ich wußte, daß ich einst ein regelrechtes Werk daraus zusammensetzen wollte. Auch tragen diese zwei ersten Teile die Spuren ihrer Entstehungsart an sich: man sieht, daß die Materialien nicht für den Platz, welchen sie einnehmen, zugeschnitten worden sind, und daß das Gebäude vor dem Grundriß vollendet wurde. Sie sind voll von wortreichen Ausfüllungen, die man in den anderen nicht findet.

Als ich am tiefsten in meinen Träumen war, bekam ich einen Besuch von Frau von Houdetot. Es war der erste in meinem Leben, aber zu meinem Unglück nicht auch der letzte. Die Gräfin von Houdetot war eine Tochter des verstorbenen Generalpächters Herrn von Bellegarde, Schwester des Herrn von Epinay und der Herren von Live und de la Briche, die beide in der Folge Zeremonienmeister geworden sind. Ich habe erwähnt, daß ich sie kennen lernte, als sie noch nicht verheiratet war. Nach ihrer Vermählung sah ich sie nur bei den Festen in Chevrette bei Frau von Epinay, ihrer Schwägerin. Ihre Verbindung mit dem Herrn

von Saint-Lambert, mit welchem ich auch kürzlich Bekanntschaft gemacht hatte, machte mir sie besonders interessant. Dieser, mein Freund, war damals, wenn ich nicht irre, in Mahon, und um mir von ihm Nachrichten zu bringen, war sie in die Einsiedelei gekommen.

Dieser Besuch sah dem Anfang eines Romans nicht sehr unähnlich. Sie verirrte sich unterwegs. Die Ursache hiervon war ihr Kutscher, welcher einen Umweg abschneiden und von Clairvaux querfeldein geradenwegs nach der Einsiedelei hatte fahren wollen und über diesem Kunststückchen den Wagen in den Morast geführt hatte, wo er stecken blieb. Sie stieg aus, um den Rest des Weges zu Fuß zu machen, ihre niedlichen Schuhe waren bald mit Kot gefüllt, sie sank ein im Morast und ihre Leute hatten viele Mühe, sie wieder herauszuziehen. Endlich kam sie in der Einsiedelei an, bis an die Knie beschmutzt. Ihr erstes war, daß sie aus vollem Halse lachte, ich erblickte sie und lachte mit. Sie mußte sich vom Fuße auf umkleiden. Therese besorgte das nötige dazu und ich lud sie ein, ihres Ranges zu vergessen und eine Erfrischung einzunehmen, wie man sie auf dem Lande haben kann; sie gewährte meine Bitte und befand sich wohl dabei. Es war schon spät und sie eilte mit der Heimkehr, aber wir waren so lustig zusammen gewesen, daß sie Geschmack an uns fand und nicht übel Lust zu haben schien wiederzukommen. Sie kam erst im folgenden Jahre wieder, aber für mich noch immer zu früh.

Den Herbst brachte ich mit einer Beschäftigung hin, die man wohl nicht von mir vermuten sollte: ich hütete das Obst im Garten der Frau von Epinay. Die Einsiedelei versah den Park von La Chevrette mit Wasser, es war ein großer Garten da, mit einer hohen Mauer umgeben und mit vielen Zwerg- und hochstämmigen Bäumen, von welchen Frau von Epinay mehr Früchte bekam als aus ihrem Gemüsegarten in La Chevrette, wenn schon die genäschigen Diebe ihr kaum ein Viertel dessen übrigließen, was die Bäume trugen. Ich wollte kein ganz unnützer Gast sein und nahm die Aufsicht über den Garten und Gärtner auf mich. Durch fortgesetzte Sorgfalt und Wachsamkeit gelang mir's, den Garten so gut zu verwahren, daß unerachtet des diesjährigen fast allgemeinen

Mißwachses aller Früchte der Ertrag den von den vorigen Jahren um zwei Drittel überstieg, und es ist wahr, daß ich mir keine Mühe verdrießen ließ, um ihn zu sichern. Ich begleitete die Sendungen von Früchten, welche ich nach Chevrette bringen ließ, ja ich selbst trug Körbe dahin, unter anderem einst mit der Tante einen so schweren, daß wir unter der Last beinahe erlagen und ihn immer von zehn zu zehn Schritten niedersetzen mußten, um auszuruhen, wobei wir ganz von Schweiß durchnäßt ankamen.

Als die schlimme Jahreszeit mich wieder in mein Zimmer einschloß, wollte ich meine Stubenhockerarbeiten wieder vornehmen, aber es ging nicht an. Überall verfolgte mich das Bild der zwei reizenden Freundinnen, ihres Freundes, der Gegenstände, welche meine Einbildungskraft für diese Leutchen geschaffen oder verschönert hatte. Ich war keinen Augenblick bei mir selbst, der schwärmerische Wahnsinn verließ mich nicht mehr. Nach vielen vergeblichen Bemühungen, alle diese Dichtungen mir vom Halse zu schaffen, gewannen sie endlich die Übermacht, und nun dachte ich nichts mehr, als wie ich sie ordnen und in eine Folge bringen wollte, damit sie eine Art von Roman vorstellen könnten.

Nachdem mein Entschluß gefaßt war, stürzte ich mich mit ganzer Seele in meine Träumereien, und über dem ewigen Hin- und Herwenden derselben in meinem Kopfe entstand endlich eine Art von Plan, dessen Ausführung das Publikum kennt. Das war noch die beste Folge, welche aus meinen Narrheiten entstehen konnte; die Liebe zum Guten, welche mein Herz nie verlassen hat, hat auch diese Torheit zum Guten gewendet. Die Moral konnte bei meinem Unternehmen nur gewinnen; meine wollüstigen Schilderungen hätten allen ihren Reiz verloren, wenn das sanfte Kolorit der Unschuld ihnen nicht die Haltung gegeben hätte.

Ein Mädchen, welches schwach gewesen ist, kann ein Gegenstand unseres Mitleidens sein, ihre Liebe gibt ihr Interesse und macht sie öfters sogar liebenswert. Vollkommene Wesen gibt es nicht in der Natur, ihre Lehren sind für uns zu hoch. Aber daß das Bild einer jungen Person, geboren mit einem Herzen voll Zärtlichkeit und Reinheit, welche sich als Mädchen von der Liebe überwinden läßt und als Frau so viel

Kräfte hat, sie wiederum zu überwinden und tugendhaft zu werden, wer sagt, daß dies Bild ärgerlich und nicht sogar nützlich sei, der ist ein Lügner und Heuchler, man höre ihn nicht! Außer diesem Gemälde der Sitten und der ehelichen Rechtschaffenheit, welche die Grundfeste aller gesellschaftlichen Ordnung ist, hatte ich noch ein anderes geheimes Ziel und dies war Einigkeit und öffentlicher Frieden, ein weit größerer vielleicht, wenigstens für den Zeitpunkt, in welchem wir damals lebten, weit wichtigerer Gegenstand. Das Ungewitter, das von der Enzyklopädie war angefacht worden, hatte sich nicht verteilt, sondern wütete gerade damals am stärksten. Beide Parteien gingen mit dem äußersten Grimm aufeinander los und glichen beinahe mehr tollen Wölfen, die voll Blutdurst sich zerreißen wollten, als Christen und Philosophen, die vorhaben, sich wechselseitig aufzuklären, zu überzeugen und auf den Weg der Wahrheit zurückzuführen. Ich hasse alle Parteisucht von ganzem Herzen und hatte dem einen wie dem anderen Teil mit Freimut Wahrheiten gesagt, aber niemand hatte auf mich gehört. Ich erdachte ein anderes Hilfsmittel, von welchem mir meine Einfalt außerordentliche Wirkung versprach. Ich wollte nämlich ihren wechselseitigen Haß dadurch besänftigen, daß ich ihre Vorurteile zerstörte und jedem Teil das Verdienst und das Gute des anderen zeigte. Dieses freilich nicht sehr vernünftig ausgedachte Projekt, welches, um ausführbar zu sein, Wahrheitsliebe und Haß des Vorurteils bei den Menschen voraussetzte, und durch welches ich in den Fehler des Abbé von St. Pierre verfiel, hatte gerade den Erfolg, welchen es haben mußte: es brachte die Parteien einander nicht näher, es vereinigte sie nur, um mir tausend Unruhen zu machen. Ich wollte durchaus von der Erfahrung belehrt sein, daß ich eine Narrheit beging, und widmete mich der Ausführung meines Planes mit einem Eifer, ganz würdig des Beweggrundes, der mir ihn eingeflößt hatte. So entwarf ich denn die beiden Charaktere Wolmars und Juliens in einer Entzückung, welche mich hoffen ließ, beide, und zwar eines durch das andere liebenswürdig zu machen.

Als ich die rohen Umrisse meines Planes gezeichnet hatte, kam ich auf die einzelnen Situationen, die ich entworfen hatte,

und aus der Ordnung, in die ich sie stellte, entstanden die zwei ersten Teile der Julie, die ich mit unaussprechlichem Vergnügen im Laufe dieses Winters ins Reine schrieb. Alle Abende setzte ich mich mit meinen Heften ans Kamin und las diese zwei Teile den Gouvernantinnen vor, und wenn ich fertig war, fing ich wieder von vorne an. Die Tochter sagte nichts, sie schluchzte nur mit mir vor Rührung; die Mutter verstand von allem nichts, weil's keine Komplimente waren, sie blieb also ruhig und begnügte sich, wenn ich etwa auf einen Augenblick mit Lesen innehielt, zu sagen: Ach, wie schön, mein Herr!

Frau von Epinay war unruhig darüber, mich im Winter mitten im Walde in einem einzelstehenden Hause zu wissen und schickte öfters zu mir, um sich nach mir zu erkundigen. Nie zeigte sie mir so unverkennbar ihre Freundschaft für mich, und nie kam die meinige dem Eifer der ihrigen näher. Als es einst sehr kalt war, bekam ich von ihr ein Paket, bei dessen Eröffnung ich neben einer Menge von Dingen, welche sie mir zu besorgen die Güte gehabt hatte, einen Unterrock von englischem Flanell fand, von dem sie mir schrieb, daß sie ihn schon getragen hätte und verlangte, ich sollte mir ein Wams daraus machen lassen. Ich nahm ihr Geschenk so an, als wenn sie sich beraubt hätte, um mich zu kleiden. Therese glaubte, ich sei zum Narren geworden. Es ist sonderbar, daß von allen Beweisen der Freundschaft, welche Frau von Epinay an mich verschwendet hat, nie etwas so wie dies mich rührte und daß selbst nach dem Bruche mit ihr ich nie ohne Rührung daran zurückdenken konnte.

Obgleich mein altes Übel mir damals im Winter wenig Ruhe ließ, obgleich ich einen Teil dieser Jahreszeit mit einer Kur beschäftigt war, so war doch alles zusammengenommen, dies der Zeitraum, den ich in der meisten Zufriedenheit und Ruhe in Frankreich zugebracht habe. Vier oder fünf Monate lang, solange nämlich die schlechte Witterung mir die Überlast der Besuche vom Leibe hielt, schmeckte ich mehr als jemals zuvor oder nachher die Wollust eines unabhängigen, gleichförmigen und einsamen Lebens, dessen Wert der Genuß viel-

mehr erhöhte als verminderte, ohne andere Gesellschaft als der zwei Gouvernantinnen in der Wirklichkeit, und in der Einbildung meiner zwei Freundinnen. Damals vorzüglich wünschte ich jeden Tag mir aufs neue Glück, meinem guten Geiste gefolgt und mich ohne Rücksicht auf das Geschrei meiner Freunde, die mich ungern aus ihren tyrannischen Fesseln entschlüpfen sahen, in die Einsamkeit gezogen zu haben. Mit Vergnügen erwähne ich hier der letzten ruhigen Augenblicke, die mir beschieden waren. Der Frühling, welcher auf diesen so stillen Winter folgte, sah mit der wiedergeborenen Natur auch die Keime meines Unglücks sich entwickeln. Ich will die Geschichte desselben schreiben und in ihrem Verlaufe wird man keinen Zeitraum mehr antreffen, in welchem ich hätte zu Atem kommen können.

Die Rückkehr des Frühlings hatte mir auch meine zärtlichen Schwärmereien wieder zurückgebracht, und in meinen liebevollen Verzückungen hatte ich für die letzten Teile der Julie mehrere Briefe geschrieben, in welchen der Rausch des Vergnügens, mit dem ich sie schrieb, nicht zu verkennen ist. Unter anderem gehört hierher der Brief vom Elysium und von der Spazierfahrt auf dem See, welche, wenn ich mich recht erinnere, am Ende des vierten Teils sich befinden. Wessen Herz beim Lesen dieser beiden Briefe nicht weich wird und ins Gefühl zärtlicher Wonne, in welchem ich sie schrieb, dahinsinkt, der schließe mein Buch, er ist nicht auf der Welt, um über Dinge der Empfindung zu urteilen.

Gerade um die nämliche Zeit bekam ich von Frau von Houdetot einen zweiten unverhofften Besuch. In Abwesenheit ihres Mannes, welcher Hauptmann bei den Gensd'armes war, und ihres Liebhabers, der gleichfalls in Kriegsdiensten stand, war sie nach Eaubonne, das mitten im Tal von Montmorency gelegen ist, gezogen und bewohnte da ein schönes Haus, das sie für einige Zeit gemietet hatte. Von hier aus machte sie einen neuen Ausflug nach der Einsiedelei. Sie war zu Pferde und in Mannskleidern. Ich mag sonst Maskeraden dieser Art nicht gerne leiden, aber diesmal machte das Romanhafte des Abenteuers Eindruck auf mich und — ich liebte. Es war das erste und das einzige Mal in meinem Leben; die Folgen meiner Leidenschaft werden meinem Ge-

dächtnis ewig denkwürdig bleiben, man wird mir also verzeihen, wenn ich über diesen Punkt ein wenig ins einzelne gehe.

Die Gräfin von Houdetot war nahe an den Dreißigern, war nicht schön, etwas von den Blattern verdorben, ihre Farbe gehörte nicht zu den feinsten, sie hatte ein schwaches Gesicht und ihre Augen waren ein wenig zu rund; aber sie hatte lange schwarze Haare, welche in natürlichen Locken fielen und ihr bis an die Kniekehle reichten, ihr Wuchs war niedlich, in all ihren Bewegungen war linkisches Wesen mit Anmut vermischt. Sie besaß vielen natürlichen Verstand und war im Umgang sehr angenehm. Fröhlichkeit, Unbesonnenheit und Naivetät waren bei ihr aufs glücklichste gemischt, sie strömte über von witzigen Einfällen, welche sie nicht gesucht, und von anderen, welche sie nicht hätte sagen wollen. Sie besaß viele angenehme Geschicklichkeiten, spielte Klavier, tanzte gut und machte artige Verse. Ihr Charakter war von einer engelgleichen Güte, Sanftheit war ein Grundzug desselben, außer Klugheit und Stärke fehlte keine Tugend in ihrem Herzen. Was aber die Reinheit und Aufrichtigkeit ihres herrlichen Wesens am besten beweist, ist, daß selbst in der entsetzlichen Zerstreutheit und in den lächerlichsten Unbesonnenheiten, welchen sie häufig unterworfen war und während deren sie manches sagte, womit sie sich selber schadete, ihr nie etwas entfuhr, was für andere hätte beleidigend sein können.

Man hatte sie sehr jung und gegen ihre Neigung an den Grafen von Houdetot verheiratet. Er war aus altem Geschlecht, ein guter Soldat, aber Spieler, Zänker, unliebenswürdig, wie sie ihn denn auch nie geliebt hat. In Herrn von Saint Lambert fand sie alles das Gute, was ihr Mann besaß, auch vereinigt und noch andere schöne Eigenschaften, welche jenem fehlten: Geist, Rechtschaffenheit und die seltensten Talente. Wenn wir den Sitten unseres Zeitalters etwas vergeben dürfen, so ist es gewiß diese Neigung, welche durch ihre Dauer gerechtfertigt und durch ihre Wirkungen geadelt wird und deren stärkster Halt die gegenseitige Hochachtung war.

Ihr Besuch bei mir war vielleicht ein wenig ihr eigener Wille, aber noch weit mehr ward er von ihr Saint Lambert zu Gefallen gemacht. Er hatte sie gebeten, meinen Umgang zu suchen, weil er mit Grund glaubte, daß unsere aufkeimende Freundschaft den Verkehr für uns alle drei versüßen würde. Sie wußte, daß ich ihr Verhältnis kannte, und da sie ohne Scheu mit mir davon reden konnte, so war's natürlich, daß sie gerne bei mir war. Sie kam, ich sah sie, schon zuvor war ich trunken von einer Liebe, welcher nur ein Gegenstand fehlte, diese Trunkenheit bezauberte meine Augen, ich schob meiner begehrlichen Phantasie einen Gegenstand unter, und so war es sie. In ihr sah ich meine Julie, und bald sah ich nur noch sie, aber geziert mit allen Vollkommenheiten, mit welchen ich den Abgott meines Herzens begabt hatte. Um ihren Sieg und meine Niederlage zu vollenden, mußte sie mit mir von Saint Lambert in einem Tone sprechen, welchen die feurigste Leidenschaft ihr eingab. Allmacht der Liebe, die du wie der elektrische Funke von Körper zu Körper, so von Seele zu Seele fliegst, alles, was sich dir nähert, mit deinem Feuer belebst! Als ich sie hörte und so traulich an ihrer Seite saß, durchfuhr mich im Nu ein wollüstiges Zittern, wie ich es noch neben niemandem empfunden hatte. Jedes ihrer Worte setzte meine Seele in die lebhafteste Bewegung, ich Selbstbetrogener glaubte nur an dem Feuer fremder Liebe mich zu wärmen und wußte nicht, daß eine eigene Flamme meinen Busen durchglühte, in langen berauschenden Zügen leerte ich den vergifteten Becher bis auf den letzten Tropfen und empfand nichts als seine Süßigkeit. Kurz, ohne daß sie und ohne daß ich es wahrnahm, hauchte sie mir alles das ein, was sie für ihren Geliebten empfand. Ach, es war zu spät, es war zu hart, noch jetzt von der Glut einer ebenso starken als unglücklichen Leidenschaft verzehrt zu werden und für ein Weib zu brennen, deren Herz die Liebe zu einem anderen erfüllte!

Die außerordentliche Bewegung, welche, gleichsam um mich zu warnen, vorausgegangen war, hatte ich gefühlt, aber die Ursache dieser Bewegung hatte ich nicht aus ihr geschlossen. Erst nach ihrer Abreise entdeckte ich meine Veränderung. Ich wollte an Julien denken und war nicht wenig erstaunt, daß alle meine Gedanken immer nur auf Frau von Houdetot

zurückkamen. Da fiel's wie Schuppen von meinen Augen, ich begriff mein Unglück, ich seufzte darüber, aber ich sah noch nicht alle seine Folgen voraus.

Lange war ich über die Art meines Betragens in ihrer Gesellschaft unschlüssig. Freilich bedachte ich wohl nicht, daß ein Liebender gerade so viel Vernunft übrig behält, um zu überlegen, aber nicht, um mit Überlegung zu handeln. Ich war noch nicht entschlossen, als sie wiederkam und mich ganz unvorbereitet überfiel. Für den damaligen Augenblick war ich noch so ziemlich gefaßt. Die Scham, beständige Gefährtin des Übeltuns, machte mich stumm, ich zitterte vor ihr, ich wagte nicht den Mund zu öffnen oder die Augen aufzuschlagen, ich war in einer unbeschreiblichen Verwirrung, welche sie bemerken mußte. Ich verhehlte ihr nicht, wie mir's ging, aber ich ließ sie die Ursache erraten; dies hieß denn doch die Sache so ziemlich deutlich gemacht.

Wäre ich damals jung und liebenswürdig und wäre Frau von Houdetot in der Folge schwach gewesen, so würde ich die Art, wie sie sich hier gegen mich betrug, tadeln müssen. Aber alles dies fand nicht statt und deswegen kann ich sie nur loben und bewundern. Sie handelte großmütig und klug. Sie konnte, ohne ihrem Geliebten die Ursache zu entdecken, sich nicht plötzlich von mir entfernen, weil Saint Lambert selbst ihr empfohlen hatte, mich zu besuchen, und ihm diese Enthüllung machen hieße an der Trennung zweier Freunde arbeiten, welche dann miteinander brechen mußten; dies wollte sie vermeiden. Sie fühlte für mich Achtung und Wohlwollen, sie bemitleidete meine Torheit; ohne mich darin zu bestärken, beklagte sie mich und suchte mich zu heilen. Sie fand Vergnügen an dem Gedanken, sich selbst und ihrem Geliebten einen Freund zu erhalten, welchen sie schätzte, von nichts sprach sie mit so großem Vergnügen als von der innigen, herzlichen Freundschaft, welche uns alle drei verbinden könnte, wenn ich nur wieder vernünftig geworden wäre. Oft begnügte sie sich nicht, mir freundschaftliche Ermahnungen zu geben, im Notfall sparte sie die heftigsten Verweise nicht, welche ich freilich wohl verdient hatte.

Ich selbst war mit Vorwürfen gegen mich selber nicht sparsam; sobald ich allein war, kam ich zu mir; wenn ich

mein Herz durch Reden erleichtert hatte, so war ich ruhig. Die Liebe wird erträglicher, wenn der geliebte Gegenstand sie kennt. Ich war Verbrecher ohne Reue und ward's bald ohne Maß und Ziel. Lassen meine Leser sich's gefallen, dem Gange meiner Leidenschaft zu folgen, um zu sehen, wie sie sich in jeden Zug meines Naturells schmiegte und mich so endlich in den Abgrund riß! Anfangs war sie klein, schüchtern, ängstlich sogar, und wie leicht zu bändigen, aber sie war es nur so lange, bis sie mich kühner gemacht hatte. Frau von Houdetot fuhr fort, mich zu besuchen und ich tat desgleichen. Sie ging gerne zu Fuß, ich auch, wir machten in der bezaubernden Landschaft lange Spaziergänge. Mir genügte es, lieben und meine Liebe gestehen zu dürfen, und so hätte ich sehr glücklich sein können, hätte nicht meine Torheit meiner Lage das Angenehme geraubt. Ich ward zudringlich; ihre Lage wurde sehr schwierig. Es ist erstaunend und vielleicht einzig in seiner Art, daß eine Frau bis zu Zugeständnissen komme und nicht zuviel zugestehe. Sie verweigerte mir nichts, was irgend eine zärtlichste Freundin dem Freunde erlauben, aber sie erlaubte mir nichts, was sie untreu machen konnte. Und ich erfuhr die Demütigung, zu sehen, daß von der Flamme, welche ihre kleinsten Gunstbezeugungen in mir entzündeten, kein Funken ihre Sinnlichkeit erwärmte.

Ich habe irgendwo gesagt, daß man den Sinnen nichts zugeben darf, wenn man ihnen etwas verweigern will. Um ganz zu sehen, wie falsch dieser Grundsatz bei Frau von Houdetot war und wie sehr sie mich in ihrer Gewalt hatte, müßten meine Leser mit mir ins einzelne unserer häufigen langwierigen Zusammenkünfte unter vier Augen eingehen, müßten unsern viermonatlichen, ohne Beispiel einzigen, innigeren Umgang minutenweise verfolgen, welcher viel inniger war als je zwei Freunde verschiedenen Geschlechts miteinander gepflogen haben, sobald sie sich in gewisse Grenzen einschließen, die auch von uns nicht überschritten wurden. Ach, ich lernte so spät erst wahre Liebe kennen, warum mußten Herz und Sinnlichkeit diese verspätete Wollust so teuer bezahlen! Welches Entzücken muß eine Liebe begleiten, welche durch Gegenliebe versüßt wird, wenn schon eine einseitige Leidenschaft so sehr beseligt!

Doch ich tue Unrecht, meine Liebe war nicht ganz einseitig. Sie war von beiden Seiten gleich stark, aber gegenseitig war sie nicht. Wir waren beide von Liebe trunken, sie für ihren Geliebten und ich für sie, unsere Seufzer, unsere süßen Tränen stiegen zusammen auf und vermischten sich. Wir waren eines des anderen zärtliche Vertraute, unsere Empfindungen hatten so viele Beziehungen zueinander, daß sie sich einigermaßen vereinigen mußten, und doch, selbst mitten in dieser entzückenden Trunkenheit vergaß sie sich nie einen Augenblick, und ich schwöre und beteure, daß, wenn auch bisweilen meine Sinne sich verirrten und ich versuchte, sie zur Untreue zu bewegen, daß selbst dann ich es nie von Herzen gewünscht habe. Meine Leidenschaft war wirklich zu verzehrend, um unbändig zu sein. Die Pflicht der Enthaltsamkeit hatte meine Seele erhöht. Ein Glanz von allen Tugenden zierte in meinen Augen den Abgott meiner Seele. Ich liebte sie zu sehr, um sie besitzen zu wollen.

Von der Einsiedelei nach Eaubonne beträgt der Weg eine Meile. Auf meinen öfteren Gängen dahin geschah es zuweilen, daß ich dort über Nacht bleiben mußte; an einem Abend gingen wir nach Tisch beim Mondschein im Garten spazieren. Im Hintergrunde des Gartens war ein ziemlich großes Gehölz, in welchem wir eine schöne Laube aufsuchten. Bei ihr fiel ein Wasserfall herab, zu dem ich den Plan und sie die Ausführung hergegeben hatte. Unauslöschliches Andenken an unschuldige Wonnen! In dieser Laube saß ich auf einer Rasenbank neben ihr unter einem blühenden Akazienbaum, und hier fand ich endlich für den Ausdruck meiner Gefühle eine derselben ganz würdige Sprache. Es war das erste und einzige Mal in meinem Leben, aber ich war auf einen ganz erhabenen Ton gestimmt, wenn man anders den Ausdruck alles dessen, was die zärtlichste, feurigste Liebe Liebenswürdiges und Verführerisches in ein menschliches Herz legt, erhaben nennen darf. Welche berauschenden Tränen vergoß ich auf ihren Knien! Wieviele entquollen auch ihr wider ihren Willen! Wir hatten unter vier Augen zu Nacht gespeist, waren allein in einer monderhellten Laube — und nach einer zweistündigen, lebhaftesten und zärtlichsten Unterhaltung ging sie um Mitternacht aus der Laube und den Armen ihres

Freundes, so unberührt, so rein an Körper und Seele als sie hereingekommen war. Leser, nimm alle diese Umstände zusammen, ich habe nichts hinzuzusetzen.

Man glaube ja nicht, daß meine Sinnlichkeit ruhte, wie bei Theresen und Mama. Ich habe schon gesagt, daß es Liebe war, was ich jetzt fühlte, und zwar Liebe in all ihrer Kraft und Wut. Die Einsiedelei ist, wie schon erwähnt, von Eaubonne etwas entfernt, ich machte den Weg dahin über die Felsen von Andilly; er ist bezaubernd. Unter dem Gehen dachte ich an meine Geliebte, die zu besuchen ich im Begriffe war, an den liebkosenden Empfang, den ich zu erwarten hätte, an den Bewillkommnungskuß. Dieser Kuß, dieser traurige Kuß allein war, noch ehe ich ihn erhielt, hinreichend, mein Blut so zu durchglühen, daß mein Kopf sich verwirrte; alles schwamm vor meinen Blicken, ich erblindete, meine zitterenden Knie vermochten nicht mehr mich zu tragen, ich mußte stille stehen, mich setzen; meine ganze Maschine war in einer unbegreiflichen Unordnung, ich war nahe dabei, ohne Bewußtsein umzusinken. Da ich nun einmal die Gefahr kannte, so suchte ich mich in der Folge zu zerstreuen und an etwas anderes zu denken. Aber kaum hatte ich zwanzig Schritte getan, so überfielen die nämlichen Erinnerungen und alle Zufälle, die jenen zu folgen pflegten, mich so unausweichbar, daß ich auch nicht ein einziges Mal den Weg zu ihr ohne diese Zufälle, denen ich auf tausend Arten zuvorzukommen suchte, machen konnte. Wenn ich dann in Eaubonne ankam, so war ich schwach, erschöpft, dahin, und konnte kaum mich aufrecht halten. In dem Augenblick, da ich sie sah, war ich geheilt; ich fühlte nichts mehr als die Überlast einer unerschöpflichen, ungebrauchten und unnützen Kraft. Auf dem Weg, im Angesicht von Eaubonne, war ein Absatz am Berge (wir nannten ihn den Olympus), wo wir bisweilen nach vorheriger Verabredung, jedes von seiner Seite, zusammenkamen. Ich war der erste am Platze; ich war immer gleichsam bestimmt, auf sie zu warten; aber dieses Warten kam mich teuer zu stehen. Um mich zu zerstreuen, versuchte ich, mit Bleifeder kleine Handbriefchen zu schreiben, welche ich mit meinem Blute hätte schreiben mögen, aber ich konnte keine leserliche Zeile zustande bringen. Dieser Zustand

und seine Dauer von drei Monaten, in welcher Zeit ich unaufhörlich gereizt war und unaufhörlich darbte, zog mir eine Erschöpfung zu, von welcher mehrere folgende Jahre mich nicht heilen konnten. Das Ende desselben war eine Erschlaffung, welche ich oder vielmehr welche mich ins Grab mitnehmen wird. In diesen Leiden bestand mein ganzer Genuß in der Liebe, das Liebesglück eines Menschen, geboren mit dem feurigsten, aber zugleich dem furchtsamsten Temperament, welches die Natur je einem ihrer Kinder mitgegeben haben mag. Dies waren die letzten schönen Tage, die hienieden mir zugezählt sind.

Man hat im Lauf meines ganzen Lebens öfters bemerken können, daß mein Herz, durchsichtig wie Kristall, nie eine lebhafte Empfindung auch nur minutenlang zu verbergen vermochte. Nun urteile man, ob meine Liebe zu Frau von Houdetot lange ein Geheimnis bleiben konnte! Unsere Vertraulichkeit fiel jedermann in die Augen, wir verhehlten sie nicht, noch suchten wir sie zu verbergen. Auch war unser Verhältnis so beschaffen, daß es keine geheimnisvolle Hülle nötig hatte. Wir gingen beide nach Chevrette, wir fanden uns oft dort zusammen, bisweilen sogar nach einer Verabredung. Wir lebten dort ohne uns Zwang anzutun, gingen täglich zusammen spazieren und sprachen während dem Gehen von unseren Liebschaften, unseren Pflichten, unserem Freunde, unseren unschuldigen Plänen. Dies alles geschah im Park der Frau von Epinay, ihrem Zimmer gegenüber, von wo aus sie uns immer beobachtete, und da sie sich durch dieses Betragen Trotz geboten glaubte, so füllte auf dem Weg durch ihre Augen ihr Herz sich mit Wut und Entrüstung.

Alle Frauen besitzen die Kunst, ihren Zorn zu verbergen, besonders wenn er sehr lebhaft ist, und Frau von Epinay, eine Frau vom heftigsten Temperament, aber zugleich von vieler Besonnenheit, besitzt sie in einem sehr hohen Grade. Sie stellte sich, als wenn sie nichts sähe noch hörte, nichts argwöhnte, und gerade dann, wenn sie ihre Aufmerksamkeiten, ihre Sorgfalt, fast zu sagen ihre Buhlerkünste gegen mich verdoppelte, gerade dann suchte sie gewöhnlich alles auf, um

ihrer Schwägerin höchst beleidigend und verachtungsvoll zu begegnen, und alles mit einer gewissen stillschweigenden Beziehung auf mich. Die engelsgleiche Geduld der letzteren hielt alle diese Behandlung ohne Klagen, sogar ohne sonderlichen Unwillen aus. Sie war überdies öfters so zerstreut, und überhaupt immer so wenig für Beleidigungen empfindlich, daß sie diese meist gar nicht bemerkte.

Einst besuchte ich Frau von Houdetot in Eaubonne, unmittelbar nachdem sie von Paris, wohin sie bisweilen zu gehen pflegte, zurückgekehrt war; ich fand sie traurig und sah, daß sie geweint hatte. Ich konnte die Ursache ihres Weinens nicht ergründen, viel weniger sie selbst darum fragen, weil Frau von Blainville, die Schwester ihres Gemahls, auf Besuch bei ihr war, aber sobald diese sich wegbegeben hatte, entdeckte ich ihr meine Unruhe über das, was ich bemerkte. „Ach," erwiderte sie mir seufzend, „Ihre Torheiten werden mich die Ruhe meines Lebens kosten! Saint Lambert ist von allem unterrichtet. Er läßt mir zwar Gerechtigkeit widerfahren, aber er ist unwillig und, was mich am meisten schmerzt, er verbirgt mir einen Teil seiner Empfindlichkeit; zum Glück habe ich ihm aus unserer freundschaftlichen Verbindung, welche ohnehin eigentlich sein Werk ist, kein Geheimnis gemacht. Meine Briefe wie mein Herz waren voll von Ihnen, ich verbarg ihm nur Ihre unsinnige Liebe, von der ich Sie noch immer zu heilen hoffte, und aus der er mir jetzt, ohne sich einen Vorwurf gegen mich entschlüpfen zu lassen, ein Verbrechen macht. Irgend einer unserer Feinde hat hierin unredlich an uns gehandelt. Man hat mir Unrecht getan; mag es immerhin sein! Aber nun — entweder müssen wir ganz miteinander brechen, oder Sie müssen gegen mich in keinem anderen Verhältnis stehen, als die Pflicht erlaubt. Ich mag durchaus meinem Geliebten nichts zu verbergen haben."

Wir waren lange ungewiß, woher uns dieser Schlag käme. Wir wußten beide, daß Frau von Epinay mit Saint Lambert Briefe wechselte. Es war nicht das erstemal, daß sie Frau von Houdetot ein Ungewitter zugezogen hatte. Überdies war Grimm, welcher, soviel ich mich erinnere, Herrn von Castries zur Armee gefolgt war, ebenso wie Saint Lambert damals in

Westfalen, wo sie bisweilen zusammenkamen. Grimm hatte auf das Herz der Gräfin von Houdetot einige fruchtlose Versuche gemacht; ihn verdroß das, und von nun an blieb er weg. Man schließe, ob Grimm mit kaltem Blut es vernehmen konnte, daß ich, der ich doch gleichwohl um so viel älter war als er, ich, welchen er, seit er mit lauter Großen umging, als seinen Klienten ansah, glücklicher als er sein sollte.

Mein Verdacht auf Frau von Epinay bestätigte sich und wurde zur Gewißheit, als ich erst erfuhr, was im Innern meiner eigenen Wohnung geschehen war. Wenn ich in Chevrette war, kam Therese öfters zu mir, bisweilen um mir Briefe zu bringen, bisweilen um mir bei meiner immer schwankenden Gesundheit die nötige Pflege zu geben. Frau von Epinay hatte sie gefragt, ob Frau von Houdetot und ich Briefe aneinander schrieben. Als sie dies bejahte, drang Frau von Epinay in sie um Auslieferung der Briefe von Frau von Houdetot; sie wollte, setzte sie hinzu, um Theresen vollends alle Zweifel zu nehmen, solche so fein wieder zusiegeln, daß eine Entdeckung unmöglich wäre. Therese verbiß ihren Unwillen über diesen erniedrigenden Antrag und verschwieg auch mir denselben; für die Zukunft beschloß sie, die Briefe, welche sie mir brächte, nur umso besser zu verbergen. Da Frau von Epinay sah, daß sie Therese nicht verführen konnte, bemühte sie sich, ihre Eifersucht aufzureizen, indem sie ihr zu große Nachgiebigkeit und Verblendung vorwarf. „Wie ist es möglich," sagte sie, „daß Sie nicht bemerken, wie die beiden miteinander in einem strafbaren Verhältnisse leben? Wenn Sie auch Ihren Augen zum Trotz noch andere Beweise von seiner Untreue verlangen sollten, so greifen Sie doch wenigstens nach denen, welche Sie bekommen können! Sie sagen, daß er ihre Briefe zerreiße, wenn er sie gelesen hat; nun denn, so sammeln Sie einmal die Stücke sorgfältig auf und geben sie mir! Ich will sie schon zusammenordnen." — Solche guten Lehren gab meine Freundin meiner Gefährtin.

Therese hatte so viel Schonung für mich, von allen diesen Versuchungen mir lange Zeit nichts zu entdecken; endlich aber tat ihr's doch zu weh, meine Unruhe so mit ansehen zu müssen. Sie glaubte sich verbunden, mir alles zu sagen, damit ich wüßte, mit wem ich zu tun hätte, meine Maßregeln ergreifen

und für die Zukunft mich vor ihren Verrätereien wahren könnte. Mein Unwillen, meine Wut waren über alle Beschreibung. Anstatt nun nach dieser Entdeckung wie Frau von Epinay zu heucheln und List gegen List zu gebrauchen, überließ ich mich ganz der Eingebung meines heftigen Temperaments und schlug mit meiner gewöhnlichen Unbesonnenheit öffentlich los.

Eines Tages flogen Briefe hin und her, in welchen Frau von Epinay ein geheucheltes Erstaunen und besorgtes Fragen immer wieder äußerte, während ich in den meinigen meiner Entrüstung und meinem Schmerz über alles, was vorgefallen war, den unverblümtesten Ausdruck gab. Ich machte ihr die bittersten Vorwürfe; und folgendes war die letzte Antwort, die sie mir gab:

„Ich hatte Ihren Brief von diesem Morgen nicht verstanden; das sagte ich Ihnen, weil es wahr war. Ich verstehe den von heute abend; aber fürchten Sie nicht, daß ich ihn je beantworten werde; ich eile zu sehr, ihn zu vergessen, wiewohl ich selbst bei allem Mitleiden für Sie mich der Bitterkeit, welche er in meine Seele goß, nicht ganz erwehren konnte. Ich soll niedriger List und Ränke mich gegen Sie bedienen! Ich! Soll hören, wie ich der niedrigsten aller Niederträchtigkeiten beschuldigt werde! Leben Sie wohl, ich beklage, daß Sie . . . Leben Sie wohl! Ich weiß nicht, was ich sage . . . Leben Sie wohl, ich werde mich bemühen, ihnen bald zu vergeben. Kommen Sie, wann Sie wollen, Sie sollen eine bessere Aufnahme finden, als Ihr Argwohn wohl verdient hätte. Nur der einzigen Mühe, meine notleidende Ehre zu retten, will ich Sie überheben. Was kümmert mich die, welche man mir zuschreibt; mein Betragen ist gut und das ist mir genug. Nur zum Überfluß noch eins: ich habe schlechterdings nicht gewußt, was sich zwischen zwei Personen, welche mir so lieb sind wie Ihnen, zugetragen haben möge."

Dieser letzte Brief riß mich aus einer fürchterlichen Verlegenheit, versetzte mich aber in eine neue, nicht minder große. Die Briefe und die Antworten waren zwar alle im Verlauf eines einzigen Tages mit außerordentlicher Schnelligkeit gewechselt worden. Doch war diese Zwischenzeit hinreichend

gewesen, auch meinen Zorn zu begrenzen und mich über meine entsetzliche Unklugheit nachdenken zu lassen. Frau von Houdetot hatte mir nichts so sehr empfohlen als Stillschweigen, hatte mich gebeten, ihr die Entwicklung der Sache allein zu überlassen, um im gegenwärtigen Zeitpunkt besonders allen öffentliches Aufsehen erregenden Bruch zu vermeiden; und ich häufte die schrecklichsten Beleidigungen und Beschimpfungen auf Beleidigungen und Beschimpfungen und brachte ein Weib, welches ohnehin nur zu sehr dazu geneigt war, auf den höchsten Grad der Wut. Ich konnte von ihr nichts anderes erwarten als eine ganz stolze, ganz hochfahrende und verächtliche Antwort, und wenn ich diese erhielt, so mußte ich, wollte ich kein Niederträchtiger sein, ihr Haus auf der Stelle verlassen. Glücklicherweise besaß sie mehr Schlauheit, als ich aufbrausende Hitze besaß, und ließ mir durch die Wendung ihrer Antwort noch Raum übrig, diesem unangenehmen Äußersten auszuweichen. Nun mußte ich notwendig eines von beiden wählen: entweder mußte ich ausziehen oder auf der Stelle hingehen, sie zu besuchen. Ich ergriff das letztere, obwohl mir nicht wenig bange war, wie ich bei der leicht vorauszusehenden Erklärung würde an mich halten können. Wie sollte ich mich aus der Sache ziehen, ohne weder Frau von Houdetot noch Theresen darein zu verwickeln? Und wehe derjenigen von beiden, welche ich genannt hätte! Ich mußte von der Rache eines unversöhnlichen, verschlagenen Weibes für den armen Gegenstand derselben alles befürchten. Deswegen hatte ich auch in meinen Briefen immer nur von einem Verdacht gesprochen, um aller Beweise überhoben zu sein. Freilich, meine aufbrausende Hitze verlor dadurch an Entschuldbarkeit, da kein bloßer Verdacht mich berechtigen konnte, eine Frau, und besonders eine Freundin so zu behandeln, wie ich soeben Frau von Epinay behandelt hatte. Aber hier beginnt die große, edle und von mir würdig erfüllte Pflicht, meine Fehler und meine verborgenen Schwachheiten wieder dadurch gut zu machen, daß ich viel größere Fehler, welche ich nie begangen hatte und deren ich ganz unfähig war, auf mich nahm.

Es ging leichter als ich geglaubt hatte, und ich kam so ziemlich mit der bloßen Angst davon. Als ich ankam, fiel

Frau von Epinay mit tränenden Augen mir um den Hals. Dieser unerwartete Empfang, noch dazu von einer alten Freundin, setzte mich in die äußerste Bewegung; auch ich weinte heftig. Ich sagte einige Redensarten zu ihr, in welchen nicht sonderlich viel Sinn war, sie antwortete mir darauf mit anderen, welche dessen noch weniger besaßen, und damit war die Sache abgetan. Die sichtbare Verlegenheit, in welcher ich war, hätte ihr Mut geben sollen, aber sie mochte wohl nicht viel Lust haben, das Abenteuer zu bestehen: die Erklärung erfolgte nach dem Essen so wenig wie vorher. So blieben die Sachen auch den zweiten und dritten Tag, und wenn wir dann unter vier Augen beisammen waren, so betraf unser Gespräch gleichgültige Dinge; von meiner Seite liefen etwa ein paar Worte mit unter, durch die ich mit möglichster Artigkeit zu verstehen gab, daß ich über den Grund oder Ungrund meines Verdachts noch nichts sagen könne. Zugleich versicherte ich ihr mit der vollsten Beistimmung meines Herzens für den Fall, daß mein Argwohn sich unbegründet erweisen würde, sollte mein ganzes Leben dazu geweiht sein, meine Ungerechtigkeit wieder gut zu machen. Sie ließ keine Neugierde blicken, meinen Verdacht, oder wie ich auf denselben verfallen wäre, genau zu erfahren; unsere Versöhnung bestand sowohl von ihrer als meiner Seite einzig in der ersten Umarmung. Da sie, der Form nach wenigstens, allein der beleidigte Teil war, so dünkte es mir ihre, nicht meine Sache zu sein, eine Aufklärung zu suchen, und so ging ich wieder wie ich gekommen war. Da ich im übrigen mit ihr wie vorher lebte, so vergaß ich den ganzen Handel bald völlig und war einfältig genug, zu glauben, daß auch sie ihn vergessen hätte, weil sie sich seiner nicht mehr zu erinnern schien.

Dies war, wie man bald sehen wird, nicht der einzige Kummer, den meine Schwachheit mir zuzog. Es peinigten mich noch manche andere nicht minder empfindliche Leiden, welche ich mir nicht zugezogen hatte, sondern alle aus der unglücklichen Wut meiner Freunde, mir durch Quälereien meine Einsamkeit verleiden zu wollen, entsprangen. Diderot und die Holbachianer waren meine Plagegeister.

Seit ich in die Einsiedelei gezogen war, hatte mich Diderot unaufhörlich geneckt, entweder unmittelbar oder mittelbar durch Deleyre. Die Spöttereien des letzteren über meine Spaziergänge durch Feld und Hain zeigten mir, mit welchem Vergnügen sie den Eremiten in einen liebeklagenden Schäfer verwandelten. Davon freilich war in meinen Zänkereien mit Diderot die Rede nicht; sie hatten weit wichtigere Ursachen zum Grunde. Als sein Natürlicher Sohn heraus war, hatte er mir ein Exemplar geschickt und ich hatte es mit all dem Interesse und der Aufmerksamkeit gelesen, mit welchem man Werke eines Freundes wohl immer zu lesen pflegt. Er hatte dem Werkchen eine Art von Poetik in der Form von Gesprächen angehängt. Ich war überrascht, sogar ein wenig betrübt, unter vielen sehr wenig verbindlichen, aber doch noch einigermaßen erträglichen Ausfällen gegen die Liebhaber der Einsamkeit auch die rauhe, harte Sentenz ohne den mindesten mildernden Zusatz zu finden: Nur der Schurke ist wahrhaft einsam. Der Satz ist, wie mir scheint, zweideutig und läßt sich, wie ich glaube, in einem doppelten Sinne nehmen, in einem sehr wahren und einem sehr falschen. Es ist nämlich unmöglich, daß ein Mensch, der allein ist und allein sein will, einem Menschen sollte schaden wollen oder mit anderen Worten, daß ein solcher Mensch sollte können ein Schurke sein. Der Satz an sich bedurfte also einer Auslegung und dies umsomehr, als der Verfasser, da er ihn hinschrieb und drucken ließ, einen Freund in der Einsamkeit hatte. Es war anstößig und niederträchtig, entweder: bei Bekanntmachung dieser Schrift diesen Freund in der Einsamkeit vergessen zu haben, oder: wenn er sich desselben erinnert hatte, nicht zugleich wenigstens von seinem Satze auch diejenige ehrenvolle und gerechte Ausnahme gemacht zu haben, welche er nicht nur diesem Freunde, sondern so vielen geehrten und verständigen Männern, die zu allen Zeiten die Einsamkeit und in derselben die Ruhe und den Frieden gesucht haben, schuldig war. Statt dieser Ausnahme fand nun ein Schriftsteller für gut, zum ersten Male seit die Welt besteht alle jene Weisen mit einem Federzuge für Schurken zu erklären.

Ich liebte Diderot zärtlich, schätzte ihn aufrichtig und lebte zugleich der festen Überzeugung, daß er meine Gesinnung er-

widerte. Aber sein unbeugsamer Eigensinn, meinem Geschmack, meinen Neigungen, meiner Art zu leben mit einem Wort, allen meinen Eigentümlichkeiten, welche niemanden als nur mich allein interessieren konnten, entgegenzuarbeiten, hatte mich aufgebracht; es empörte mich, daß ein Mann, jünger als ich, mit aller Gewalt mich wie ein Kind regieren wollte. Ich war seiner Leichtigkeit zu versprechen und seiner Nachlässigkeit zu halten überdrüssig, ich war es müde, daß er sich immer auf einen Besuch ansagte und niemals kam, und daß er seinen Kopf darein setzte, immer wieder neue Zusammenkünfte auszumachen und immer wieder dabei zu fehlen; es war für mich ein unleidlicher Zwang, drei- oder viermal im Monat an Tagen, die er selbst bestimmt, endlich am späten Abend allein zu Mittag essen zu müssen, nachdem ich ihm bis St. Denis entgegengegangen war und ihn den ganzen Tag erwartet hatte. Genug, mein Herz war ohnedies von seinen gehäuften Mißhandlungen mehr als zu voll, aber diese letzte fiel mir am härtesten auf und nagte mich am meisten. Ich beklagte mich in einem Schreiben an ihn darüber, aber mit so viel Sanftmut und Zärtlichkeit, daß mein Papier von Tränen überschwemmt wurde; mein Brief war rührend genug, um auch ihm welche in die Augen zu locken. Wollte man jahrelang raten, so würde man doch seine Antwort über diesen Punkt nicht erraten. Hier ist sie buchstäblich:

„Es freut mich, daß mein neues Werkchen Ihren Beifall, daß es Sie gerührt hat. Sie sind über die Einsiedler nicht meiner Meinung; sagen Sie immer so viel Gutes von ihnen, als Ihnen beliebt, Sie sind unter der Zahl derselben der einzige, von welchem ich Gutes denken würde. Ich könnte Ihnen hierüber vieles sagen, wenn man zu Ihnen reden könnte, ohne Sie zu betrüben oder zu beleidigen usw."

Ich weiß noch heute nicht, wie ich so einfältig sein konnte, ihm zu antworten und mich über ihn zu erbosen, da ich statt aller Antwort ihm hätte ins Gesicht lachen können. Indessen hatte das Betragen der Frau von Epinay und das Geschrei des Holbachschen Kränzchens die Augen aller so zu seinen Gunsten gleichsam bezaubert, daß überall für eine ausgemachte Wahrheit galt, ich hätte in dieser Sache Unrecht, und daß Frau von Houdetot selbst, eine große Verehrerin

Diderots, von mir verlangte, ich solle nach Paris gehen und zu der Aussöhnung zuerst die Hände reichen. Dies mußte denn freilich eine unnütze Mühe sein, weil die Aussöhnung, so aufrichtig und vollkommen sie auch von meiner Seite sein mochte, doch von keiner Dauer sein konnte. Der kräftigste und wirksamste Grund von allen, die sie mir angab, war, daß Diderot gegenwärtig im Unglück wäre. Außer dem Ungewitter, das gegen die Enzyklopädie ausgebrochen war, tat sich noch ein anderes aus Veranlassung seines neuen Stückes gegen ihn auf, indem man behauptete, es sei dies ganz aus dem Goldoni genommen, der kleinen Geschichte, welche er vorangesetzt hätte, unerachtet. Diderot konnte noch weniger als Voltaire Tadel ertragen und daher machte diese Kritik ihm vieles zu schaffen. Frau von Graffigny beging sogar die Niederträchtigkeit, das Gerücht auszustreuen, als hätte ich bei dieser Gelegenheit ganz mit ihm gebrochen. Ich glaubte, daß Gerechtigkeit und Großmut den öffentlichen Beweis des Gegenteils von mir heischten, und deswegen brachte ich zwei Tage nicht nur in seiner Gesellschaft, sondern in seinem Hause zu; dies war seit meinem Aufenthalt in der Einsiedelei meine zweite Reise nach Paris. Meine erste hatte ich dem armen Gauffecourt zuliebe gemacht, welcher einen Schlaganfall bekommen hatte. Er erlangte zwar nie seine vollkommene Gesundheit wieder, doch verließ ich sein Bett nicht, bis er außer Gefahr war.

Diderot empfing mich gut. Wie viele Beleidigungen kann nicht die Umarmung eines Freundes wettmachen! Kann nach derselben noch ein Rest von Widerwillen im Herzen zurückbleiben? — Wir sprachen uns wenig gegeneinander aus. Erklärungen sind überflüssig, wenn man sich wechselseitig gekränkt hat. Man hat in diesem Falle nur ein Mittel, nämlich das Vorgefallene zu vergessen. Es waren zwischen uns nicht viele heimliche Machenschaften vorgefallen, wenigstens war keine derselben mir bekannt geworden, mein Verhältnis zu Diderot war also ganz anders als das zu Frau von Epinay. Er zeigte mir den Plan zu seinem Hausvater. „Dies ist," sagte ich zu ihm, „die beste Verteidigung Ihres Natürlichen Sohnes; arbeiten Sie dieses Stück in der Stille aber mit Vorteil aus, aber dann werfen Sie es auf einmal

statt aller Federfechterei mitten unter Ihre Feinde!" Er tat's und befand sich wohl dabei. — Schon vor sechs Monaten hatte ich ihm die zwei ersten Teile der Julie geschickt, damit er mir sein Urteil darüber sagen sollte. Er hatte sie noch nicht gelesen. Wir lasen ein Heft zusammen, er nannte meine Arbeit allzu üppig, dies war sein Ausdruck, nämlich überladen mit Worten und Abschweifungen. Ich hatte das schon selbst gefühlt, aber es war einmal im Fieber geschrieben, ich konnte es nachher nie verbessern. Die letzten Teile haben diesen Fehler nicht, der vierte besonders und der sechste sind Meisterstücke des Ausdrucks.

Während ich in Paris war, kam auch Saint Lambert von der Armee dahin zurück. Da ich von seiner Ankunft nichts gewußt hatte, so sah ich ihn erst, nachdem ich schon wieder aufs Land zurück war: zuerst in Chevrette und dann in der Einsiedelei, wohin er mit Frau von Houdetot kam und sich mit ihr auf ein Mittagessen einlud. Man denke, ob ich sie mit Vergnügen aufnahm! Aber mehr als ihr Besuch freute mich ihr wechselseitiges, gutes Einverständnis. Ich war zufrieden, ihr Glück nicht gestört zu haben, und war darüber selbst glücklich; ich kann schwören, daß ich nie, weder während der heftigsten Glut meiner törichten Liebe, noch in diesem Augenblick meinem Freunde seine geliebte Sophie geraubt haben oder nur in Versuchung gekommen sein würde, es zu tun, selbst wenn ich's gekonnt hätte. Ich fand sie in ihrer Liebe zu Saint Lambert so liebenswürdig, daß ich mir sie kaum ebenso vorstellen konnte, hätte sie mich geliebt; ich wollte nie ihre Ruhe stören noch ihr Band zerreißen; alles, was ich wirklich während meines Wahnsinns gewünscht habe, war, daß sie mir erlauben möchte, sie zu lieben. Noch mehr, wie heftig meine Leidenschaft auch immer für sie sein mochte, so fand ich's doch ebenso süß, der Vertraute als der Gegenstand ihrer Liebe zu sein, und nie betrachtete ich ihren Geliebten als meinen Nebenbuhler, sondern immer als meinen Freund. Man wird mir einwenden, meine Leidenschaft sei nicht Liebe gewesen; nun dann, ich gebe es zu, aber wenn sie nicht Liebe war, so war sie mehr als Liebe.

Saint Lambert betrug sich als ein Mann von Ehre und Verstand: da ich allein der schuldige Teil war, so wurde auch ich allein, wiewohl mit Nachsicht, bestraft. Er behandelte mich hart aber immer noch freundschaftlich, ich sah, daß ich von seiner Achtung etwas verloren hatte, aber seine Freundschaft noch unvermindert besaß. Ich tröstete mich darüber, weil ich wußte, daß ich jene leichter wiedergewinnen könne als diese, und daß er zu vernünftig wäre, um eine unwillkürliche, vorübergehende Schwachheit mit einer bleibenden Neigung zum Bösen zu verwechseln. Wenn ich in dem Vorgefallenen gefehlt hatte, so war mein Fehler wenigstens nicht groß. Hatte ich seine Geliebte aufgesucht, hatte nicht vielmehr er sie zu mir geschickt? Hatte nicht sie mich aufgesucht? Konnte ich's vermeiden, sie zu empfangen? Was hätte ich tun sollen? Sie beide hatten den Fehler gemacht, und ich hatte darunter gelitten.

Nach seiner Abreise fand ich Frau von Houdetot gegen mich sehr verändert. Ich war hierüber so erstaunt, als wenn ich dies nicht zu erwarten gehabt hätte, ich war tiefer berührt davon, als ich es hätte sein sollen, und das war für mich nicht gut. Überhaupt schienen alle Mittel, welche ich zu meiner Genesung anwandte, nur das Übel ärger zu machen, den Pfeil, welchen ich zuletzt ohnehin mehr abbrach als herausriß, nur immer tiefer mir ins Herz zu drücken. Ich war jedoch fest entschlossen, mich zu überwinden und nichts zu sparen, um meine törichte Neigung in eine reine und dauerhafte Freundschaft umzugestalten. Ich machte zu diesem Ende die herrlichsten Pläne von der Welt, zu deren Ausführung ich freilich der Mitwirkung der Frau von Houdetot bedurfte. Wenn ich nun mit ihr reden wollte, fand ich sie zerstreut, in Verlegenheit, ich fühlte, daß sie nicht mehr gerne um mich war, und sah deutlich, daß etwas vorgegangen sein mußte, was sie mir nie sagen wollte und ich auch nie erfahren habe. Diese Veränderung, über welche sie sich nie gegen mich erklärte, war mir peinlich. Sie forderte ihre Briefe wieder zurück, ich gab sie ihr alle so getreu und vollständig, als ich sie erhalten hatte, und sie — war so beleidigend, hieran einen Augenblick zu zweifeln.

Der Schmerz, welchen mir die Kälte der Frau von Houde-

tot verursachte, und die feste Überzeugung, diese Behandlung nicht verdient zu haben, brachten in mir den sonderbaren Entschluß zuwege, mich darüber bei Saint Lambert selbst zu beklagen. Während ich seine Antwort erwartete, warf ich mich in Zerstreuungen, was ich freilich früher hätte tun sollen. In Chevrette wurden Feste gefeiert, für welche ich die Musik komponierte. Es machte mir Vergnügen, vor Frau von Houdetot ein Talent zu beweisen, das sie schätzte; dies und die Begierde zu zeigen, daß der Verfasser des Wahrsagers im Dorf die Musik verstünde, reizten meinen Ehrgeiz um so mehr auf, als ich seit einiger Zeit wahrnahm, daß jemand heimlich sich Mühe gab, das Publikum glauben zu machen, ich verstünde zum mindesten nichts von Komposition. Mein erstes Auftreten in dieser Kunst in Paris, die mancherlei Proben, welche ich verschiedene Male sowohl bei Madame Dupin als bei Herrn de la Poplinière bestehen mußte, eine Menge von mir im Laufe von vierzehn Jahren in der Mitte der berühmtesten Künstler und unter ihren Augen gesetzter Musikstücke, die Opern: die Galanten Musen und der Wahrsager im Dorfe, ein Motett, das ich für Mademoiselle Fel gesetzt und das sie im Concert Spirituel gesungen hatte, so viele Unterredungen über diese Kunst mit den größten Meistern: alles schien einem solchen Zweifel entgegenzuarbeiten oder ihn zerstören zu müssen. Und doch hegte man eben diesen Zweifel selbst in Chevrette und Frau von Epinay selber war nicht ganz frei davon. Ich stellte mich, als bemerkte ich von alledem nichts und übernahm es, ein Motett für das Einweihungsfest der Kapelle in Chevrette zu komponieren, zu dem ich den Text von der Wahl der Frau von Epinay erwartete. Sie trug de Linant, dem Hofmeister ihres Sohnes, auf, einen zu machen. De Linant verfaßte einen passenden Text, und acht Tage nachdem ich ihn erhalten hatte, war das Motett fertig. Diesmal war der Ingrimm mein Apoll und nie floß eine gedankenreichere Musik aus meiner Feder. Der Text fängt mit den Worten an: „Ecce sedes hic tonantis." Die Pracht des Anfangs entspricht dem Feierlichen der Worte und das ganze Motett ist durchaus von einem so schönen Gesang, daß alle Welt erstaunte. Ich hatte für ein großes Orchester gearbeitet, Frau

von Epinay versammelte die besten Musikanten. Madame Bruna, eine italienische Sängerin, sang das Motett und wurde gut begleitet. Das Stück fand so vielen Beifall, daß es in der Folge im Concert Spirituel gegeben wurde, wo es der Kabale, die es zu stürzen trachtete, und der schlechten Aufführung ungeachtet zweimal gleich stark beklatscht wurde. Ferner gab ich für den Namenstag des Herrn von Epinay die Idee zu einem Stück von neuer Gattung, halb Drama, halb Pantomime, Frau von Epinay dichtete es und ich machte auch zu diesem die Musik. Als Grimm ankam, hörte er von meinem musikalischen Ruhm. Eine Stunde nachher war von nichts mehr die Rede; aber wenigstens warf man nicht mehr zweifelnd die Frage auf, ob ich den musikalischen Satz verstünde.

So viel gutes Vorurteil ich auch von älteren Zeiten her für diesen Mann hatte, so sehr dasselbe durch seine wirklichen Verdienste unterstützt wurde, so mußte es doch seiner unausgesetzten Bemühung, meine gute Meinung von ihm zu zerstören, endlich weichen. Sein Empfang gegen mich war im Tone des Grafen von Tuffière gehalten, kaum erwiderte er meine Begrüßung, nicht ein einziges Mal redete er mich an, und tat ich's, so wies er mich sogleich dadurch zurecht, daß er mir nicht antwortete. Überall ging er voran, nahm überall den ersten Platz, ohne mich nur der geringsten Aufmerksamkeit zu würdigen. Er behandelte mich nicht einmal als seinen Untergebenen, sondern er betrachtete mich, als wäre ich gar nicht da. Ich hatte Mühe, in ihm den kleinen Schreiber wieder zu erkennen, der bei dem Prinzen von Sachsen-Gotha sich durch meinen Blick geehrt fühlte, und noch schwerer war es mir, dieses tiefe Stillschweigen und diesen beleidigenden Übermut mit der Freundschaft zu reimen, die er bei allen denen, von welchen er wußte, daß sie selbst welche für mich hatten, vorgab. Es ist wahr, er bewies mir dieselbe auf keine andere Art als dadurch, daß er mich wegen meiner Armut bemitleidete, über welche ich nicht zu klagen Ursache zu haben glaubte, daß er mich wegen meines Schicksals bejammerte, mit welchem ich zufrieden war, daß er sich unwillig stellte, wenn ich, wie er es nannte, die wohl-

tätige Fürsorge eines Freundes, womit er sich meinte, auf eine schroffe Weise zurückwies. Alle diese Künste wendete er an, um seine zärtliche Großmut ins gehörige Licht und meinen undankbaren Menschenhaß in den gehörigen Schatten zu stellen. Unvermerkt erreichte er denn auch so viel, daß jedermann glaubte, zwischen einem erhabenen Gönner wie er, und einem Unglücklichen wie ich, könnten nicht wohl andere Verbindungen bestehen als durch Wohltaten auf der einen und Verpflichtung auf der anderen Seite, ohne nur der Möglichkeit einer Freundschaft gleich gegen gleich zu gedenken. Ich für meine Person konnte freilich nichts finden, wofür ich diesem nagelneuen Patron Verbindlichkeit schuldete. Nie hat er mir irgend einen Dienst erwiesen oder auch nur angeboten. Wie konnte er also mein Mäzen sein, wie ich sein Klient? Dies ist für mich zu hoch, ich habe es nie begreifen können und kann es noch nicht.

Freilich, er war gegen jedermann mehr oder minder übermütig. Das Widerliche seines von Natur schneidenden Tones erhöhte er noch durch allen Hochmut des aufgeschossenen Glückssohnes, und seine eigene Unverschämtheit machte ihn lächerlich. Der Umgang mit Großen hatte ihn verführt, sich das Betragen der größten Narren unter dieser Klasse von Leuten zu eigen zu machen. Abgeschmackt und eitel im gleichen Maße, machte er mit seinen großen trüben Augen und seiner lendenlahmen Gestalt Anspruch auf die Gunst der Frauen, und seit seiner Komödie mit Mademoiselle Fel galt er bei vielen von ihnen für einen Mann von großem Gefühl. Dies hatte ihn in Mode gebracht und hatte ihm den Geschmack für den Putz des Frauenzimmers eingegeben, er legte es darauf an, den Schönen zu spielen und seine Toilette wurde ihm ein wichtiges Geschäft. Jedermann wußte, daß er weiße Schminke auflegte und ich, der nichts davon glauben wollte, mußte es endlich doch bemerken, nicht nur an der Verschönerung seiner Farbe, sondern weil ich die Tassen mit Schminke auf seinem Putztisch gesehen hatte und weil ich ihn eines Morgens, wie ich in sein Zimmer trat, seine Nägel abschaben sah; er hatte damit in meinem Beisein ganz ruhig fortgefahren. Allerdings waren dies nur Lächerlichkeiten, aber der Grundlage meines ganzen Charakters zu-

wider, und zuletzt ward mir der seinige dadurch verdächtig. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß es mit dem Herzen eines Mannes, welchem der Kopf so schief stand, richtig sein konnte. Auf nichts tat er sich so viel zugut als auf sein gefühlvolles Herz und die Stärke seiner Empfindungen. Wie stimmte dies zu Fehlern, welche nur kleinen Seelen eigen sind? Die lebhaften und ununterbrochenen Ausbrüche eines gefühlvollen Herzens, wie könnten sie so vielen ärmlichen Sorgen für unsere unbedeutende Person Raum lassen? Ach, mein Gott, wer in seinem Busen diese himmlische Flamme brennen fühlt, der will sie aushauchen, will der Welt sein Inneres zeigen! Gerne würde ein solcher sein Herz auf seinem Gesichte tragen. Ein solcher würde auf keine Schminke denken.

Mir kam der kurze Auszug seiner Moral wieder in den Sinn, von welchem Frau von Epinay mir einst gesprochen und dessen Inhalt sie selbst zur Regel ihrer Handlungen gemacht hatte. Dieser kurze Auszug bestand in einem einzigen Artikel, nämlich: Die alleinige Pflicht des Menschen ist, in allen Dingen den Neigungen seines Herzens zu folgen. Diese Moral gab mir, als ich zuerst von ihr hörte, entsetzlich viel zu denken, ungeachtet ich die ganze Sache damals für nichts mehr als ein bloßes Spiel des Witzes hielt. Aber ich sah bald, daß dieser Grundsatz in der Tat die Richtschnur seines Betragens war, und in der Folge machte ich zu meinem größten Schaden selber die Erfahrung davon. Dies ist die Lehre der Eingeweihten, von welcher Diderot mir so viel vorsagte, welche er aber nie mir erklärte.

Ich erinnere mich auch der vielfältigen Warnungen, welche ich von allen Seiten her schon vor mehreren Jahren erhalten hatte: daß dieser Mensch falsch sei, daß er Empfindung heuchle und spiele wie der Komödiant seine Rolle spielt, und insbesondere, daß er mir nicht gut sei. Es fallen mir tausend Anekdoten von seiner Unwahrhaftigkeit ein, aber eine Bemerkung, welche so spät gemacht zu haben mich überraschte, war mir auffallender als alle anderen. Ich hatte Grimm alle meine Freunde ohne Ausnahme zugeführt, sie waren alle die seinigen geworden. Ich konnte so wenig mich von ihm trennen, daß ich lieber ein Haus, in welchem er keinen Zutritt hatte, selbst gemieden als es allein besucht haben würde.

Grimm hingegen machte sich andere Freunde, sowohl auf seine eigene Faust, als durch die Mitwirkung des Grafen von Friese, und von all diesen Freunden wurde nie einer der meinige, nie sagte er zu mir ein Wort, um mich einzuladen, wenigstens ihre Bekanntschaft zu machen, und von allen denen, welche ich zuweilen bei ihm antraf, bezeugte mir nicht einer nur den geringsten Grad von Wohlwollen, sogar der Graf von Friese nicht, bei dem er wohnte und mit dem in einige Verbindung zu kommen mir eben deswegen um so angenehmer gewesen wäre, ebensowenig der Graf von Schomberg, ein Verwandter des vorigen, mit welchem Grimm noch vertrauter war.

Noch mehr, meine eigenen Freunde, welche ich ihm zugeführt hatte und welche vor dieser Bekanntschaft sehr zärtlich gegen mich gesinnt waren, veränderten sichtbar ihr Betragen gegen mich, nachdem sie gemacht war. Nie hat er mir einen seiner Freunde zugeführt, ich gab ihm alle die meinigen, und zuletzt hatte er mir alle genommen. Wenn dies Freundschaft ist, was ist dann wohl Haß? Diderot selbst sagte mir anfangs öfters, daß Grimm, dem ich so großes Vertrauen schenkte, mein Freund nicht wäre. In der Folge, als er selbst es nicht mehr war, änderte er seine Sprache.

Diese vorgebliche Freundschaft hatte im Innern meines Hauses für mich ebenso schädliche Folgen als außer demselben. Die langen und häufigen seit mehreren Jahren mit Frau Levasseur gepflogenen Unterhaltungen hatten diese Frau merklich gegen mich verändert, und diese Veränderung war für mich gewiß nicht günstig gewesen. Was unterhandelten sie denn wohl in diesen sonderbaren Zusammenkünften? Wozu diese geheimnisvolle Hülle? War denn die Unterhaltung des alten Weibes so angenehm, um so kostbar damit zu tun, und so wichtig, um sie so geheim zu halten? Die drei oder vier Jahre lang, als diese Unterredungen dauerten, hatten sie mir lächerlich geschienen; wenn ich später daran dachte, fing ich an, darüber zu erstaunen. Dieses Erstaunen würde bis zur Beunruhigung gewachsen sein, hätte ich damals gewußt, was dieses Weib mir vorbereitete.

Alles dies dachte ich so der Reihe nach wieder durch, und diese Überlegung brachte endlich meine so lange stumme Ver-

nunft wieder zur Sprache und mein altes Vorurteil für Grimm zum Schweigen. Ich fand, aufs gelindeste gesagt, seinen Charakter sehr verdächtig und seine Freundschaft geheuchelt. Hierauf beschloß ich, ihn nicht mehr zu sehen, ich teilte dies Frau von Epinay mit und begründete meinen Entschluß mit unwidersprechlichen Tatsachen, deren ich mich gegenwärtig nicht mehr erinnere. Sie bestritt meinen Entschluß aufs heftigste, aber auf die Gründe, mit denen ich ihn unterstützt hatte, wußte sie nichts Erhebliches zu sagen. Sie hatte sich damals noch nicht mit ihm darüber verabredet; aber am folgenden Tage übergab sie mir statt einer wörtlichen Erklärung einen sehr künstlich geschriebenen Brief, welchen sie zusammen ausgeklügelt hatten und in welchem sie, ohne sich auf die von mir angeführten Tatsachen einzulassen, ihn durch seinen zur Mitteilung nicht sehr geneigten Charakter entschuldigte, mir's zu einem Verbrechen anrechnete, meinen Freund einer Treulosigkeit beschuldigt zu haben, und am Ende mir den Rat gab, mich mit ihm auszusöhnen. Dieser Brief erschütterte mich. In einer Unterredung, die ich in der Folge mit ihr hatte, und wo ich sie besser vorbereitet fand, als sie es das erstemal gewesen war, ließ ich mich vollends überwinden und fing sogar an, zu glauben, daß ich wohl falsch geurteilt haben könnte, und daß in diesem Falle ich allerdings bei einem Freunde ein großes Unrecht gutzumachen hätte. Kurz, wie es mir schon öfters mit Diderot, mit dem Baron von Holbach ergangen war, so erging mir's auch hier. Halb aus eigenem Antrieb, halb aus Schwäche, tat ich diejenigen Schritte zur Versöhnung, welche ich hätte von ihm erwarten und fordern können. Ich ging zu Grimm, wie George Dandin in der Komödie, und bat ihn wegen der Beleidigungen, die er mir zugefügt hatte, um Vergebung. Ich tat dies in der irrigen Meinung, die mich schon zu so manchen Erniedrigungen vor meinen falschen Freunden verleitet hat, ich glaubte nämlich, daß kein Haß so wütend wäre, daß er nicht durch Sanftmut und Entgegenkommen entwaffnet werden könnte.

Ich hatte erwartet, Grimm würde, überrascht durch meine Nachgiebigkeit und mein Zuvorkommen, mich offenen Armes mit der wärmsten Freundschaft empfangen. Er empfing mich

wie ein römischer Kaiser mit einem Übermut, wie ich ihn noch an keinem Menschen sah. Auf eine solche Aufnahme war ich ganz und gar nicht vorbereitet. Als ich in der Verwirrung, die aus einer meiner so unwürdigen Rolle notwendig entspringen mußte, in wenig Worten und mit furchtsamer Bescheidenheit den Grund meines Besuchs ihm gesagt hatte, so hielt er, ehe er mich wieder zu Gnaden auf- und annahm, mit vieler Würde eine lange Standrede ab, auf die er sich vorbereitet gehabt hatte und deren Inhalt in der vollständigen Aufzählung seiner seltenen Tugenden und besonders der auf die Freundschaft Bezug habenden bestand. Endlich, nachdem er den Abstand zwischen mir und ihm weit genug bestimmt hatte, um zugleich der Gnade, welche er mir jetzt erweisen wollte, ihren gehörigen Wert beizulegen, so wurde ich zum Kusse des Friedens in einer leichten Umarmung zugelassen, ungefähr so, wie der König die neugebackenen Ritter umarmt. Ich war wie aus den Wolken gefallen, ich konnte vor Erstaunen gar nicht zu mir selbst kommen, konnte nichts sagen, weil ich gar keine Worte zu finden wußte. Der ganze Auftritt sah aus, wie wenn ein Schulmeister den Schüler ausfilzt, aber aus besonderer Gnade die Strafe der Rute erläßt. Nie kann ich hieran zurückdenken, ohne zugleich die Falschheit der Urteile zu fühlen, die wir täglich nach dem äußeren Scheine zu fällen pflegen und denen der Pöbel so viel Gewicht beilegt. Wie oft sind Ungezwungenheit, Stolz, Kühnheit sogar auf der Seite des Schuldigen, wenn der Unschuldige daneben vor Scham und Verlegenheit in den Erdboden versinken möchte!

Wir waren versöhnt; immer ein Trost für mein Herz, welchem jeder Zwist Todesqualen verursacht! Man sieht wohl voraus, daß eine solche Versöhnung sein Betragen nicht änderte, sondern mir nur das Recht raubte, mich darüber zu beklagen. Ich nahm mir vor, alles zu ertragen und zu schweigen.

So viel Ärger, Schlag auf Schlag, warf mich endlich darnieder, es raubte mir alle Spannkraft meines Geistes und eben dadurch meine Herrschaft über mich selbst. Saint Lambert antwortete mir nicht, Frau von Houdetot vernachlässigte mich, keinem mochte ich mich anvertrauen,

ich fing an zu fürchten, daß ich mein Leben einer Chimäre geweiht hätte, indem ich die Freundschaft zum Abgott meines Herzens machte. Zum Glücke ließ mein großmütiger Freund, ließ Saint Lambert mich nicht lange in dieser Bekümmernis. Er vergaß, ungeachtet seines Unfalls, mich nicht, und bald belehrte er mich eigenhändig, daß ich seine Empfindungen und seinen Zustand unrecht beurteilt hatte. Aber es ist Zeit, auf die große Umwälzung meines Schicksals, auf die Katastrophe zu kommen, welche mein Leben in zwei verschiedene Hälften geteilt hat, deren erste Ursache so unbedeutend und deren Wirkung so schrecklich war.

Einst, als ich an nichts weniger dachte, schickte Frau von Epinay zu mir, daß ich sie besuchen möchte. Als ich ins Zimmer trat, bemerkte ich in ihren Augen und in ihrer ganzen Haltung eine Art von Verwirrung, welche um so mehr auffiel, da sie ihr nicht gewöhnlich war, denn niemand in der Welt wußte so wie sie ihr Gesicht und ihre Bewegungen zu beherrschen. „Mein Freund", sagte sie zu mir, „ich gehe nach Genf; meine Brust ist in üblen Umständen, meine Gesundheit ist so zerrüttet, daß ich alles liegen und stehen lassen muß, um Tronchin persönlich um seinen Rat zu bitten." Dieser Entschluß, so rasch und beim Eintritt der schlimmen Jahreszeit gefaßt, setzte mich um so mehr in Erstaunen, als 36 Stunden vorher, da ich sie verließ, noch keine Rede davon gewesen war. Ich fragte sie, wen sie mit sich nehmen würde. Sie antwortete, ihren Sohn und Herrn de Linant, „und Sie, mein Bär", setzte sie in einem nachlässigen Tone hinzu, „werden Sie nicht auch kommen?" Da ich mir nicht einfallen ließ, daß sie wohl im Ernste sprechen könnte, (sie wußte, daß ich in der jetzt beginnenden Jahreszeit nicht imstande war, mein Zimmer zu verlassen) so scherzte ich mit ihr über die Nützlichkeit der Begleitung eines Kranken durch einen anderen Kranken, sie selbst schien den Vorschlag nicht im Ernste gemacht zu haben, und es war weiter keine Rede davon. Man sprach nun von nichts anderem als den Vorbereitungen zu ihrer Reise, mit denen sie sich sehr lebhaft beschäftigte, da sie in 14 Tagen abzufahren beschlossen hatte. Bei meiner abschlägigen Antwort verlor sie nichts, indem ihr Mann sich entschloß, sie zu begleiten.

Einige Tage nachher erhielt ich von Diderot das Handbriefchen, welches ich hier abschreiben will. Es war nur doppelt zusammengelegt, so daß man den Inhalt ohne die mindeste Mühe lesen konnte. Die Aufschrift war an mich „bei Frau von Epinay, durch gütige Vermittlung Herrn de Linants", welcher der Hofmeister des Sohnes und der Vertraute der Mutter war.

„Ich bin dazu geboren, Sie zu lieben und Ihnen Kummer zu machen. Ich höre, daß Frau von Epinay nach Genf gehen wird, aber ich höre nicht, daß Sie sie begleiten werden. Mein Freund! Wenn Sie mit Frau von Epinay auf einem freundschaftlichen Fuße stehen, so müssen Sie mit ihr reisen! Wo nicht, so müssen Sie noch schneller reisen. Drückt Sie das Gewicht der Verbindlichkeiten, welche Sie gegen sie haben, nun gut, so bietet sich Ihnen hier eine Gelegenheit dar, sich zu erleichtern, indem Sie derselben sich einigermaßen entledigen können. Werden Sie in Ihrem Leben eine andere ebenso günstige Gelegenheit finden, Ihre Dankbarkeit gegen sie zu beweisen? Sie geht in ein Land, wo sie ganz fremd, wie aus den Wolken gefallen sein wird. Sie ist krank, sie wird Zerstreuung und Erheiterung nötig haben. Aber freilich, mein Freund, der Winter! — Ihre Entschuldigung wegen Ihrer mißlichen Gesundheitsumstände ist vielleicht gültiger, als ich in der Tat es glaubte. Aber sind Sie denn heute kränker, als Sie vor einem Monat waren und als Sie am Anfang des Frühjahrs sein werden? Werden Sie drei Monate später die Reise mit größerer Bequemlichkeit machen? Ich bekenne Ihnen, ich würde einen Stock in die Hand nehmen und ihrem Wagen folgen, wenn ich das Fahren nicht ertragen könnte. Und glauben Sie wirklich, daß Ihr Betragen nicht könnte mißdeutet werden? Man wird Sie der Undankbarkeit oder eines anderen geheimen Beweggrundes beargwöhnen. Ich weiß wohl, daß Sie bei allen Ihren Handlungen das Zeugnis Ihres Gewissens für sich haben werden, aber ist dieses Zeugnis allein hinreichend und ist es erlaubt, das der übrigen Menschen über einen gewissen Grad hinaus zu vernachlässigen? Im übrigen, mein Freund, schreibe ich Ihnen hier bloß, um mich meiner Schuldigkeit gegen Sie und gegen mich selbst zu entledigen. Gefällt Ihnen mein

Brief nicht, so werfen Sie ihn ins Feuer und denken Sie, ich hätte ihn gar nicht geschrieben. Ich grüße Sie, ich liebe Sie und umarme Sie."

Ich zitterte und ward blaß vor Zorn, als ich dies Billett las, kaum konnte ich's vollenden, aber doch hinderte mich mein Unwillen nicht, Diderots Kunst in demselben zu bemerken. Er affektierte einen sanfteren, liebkosenderen, ehrlicheren, redlicheren Ton als in allen seinen übrigen Briefen. Die Aufschrift, die Form und der ganze Gang des Briefes enthüllten sogar ungeschickt genug den Weg, den er hatte machen müssen; denn wir schrieben uns gewöhnlich durch die Post über Montmorency oder durch den Boten, nur diesmal ging unser Briefwechsel zum ersten- und letztenmal den oben erwähnten Weg.

Als das erste Aufbrausen meines Zornes mir wieder zu schreiben verstattete, schrieb ich an ihn die nachstehende Antwort hastig nieder und lief mit ihr in der Hand von der Einsiedelei nach Chevrette, um sie Frau von Epinay zu zeigen, der ich in meinem blinden Eifer Brief und Antwort vorlesen wollte.

„Mein lieber Freund, Sie können nicht wissen, weder wie viele noch wie starke Verbindlichkeiten ich gegen Frau von Epinay habe, noch bis auf welchen Grad sie mich fesseln, noch ob sie meiner auf ihrer Reise nötig hat, noch ob sie verlangt, daß ich sie begleite, noch ob es mir möglich ist, diesem Verlangen zu entsprechen, noch endlich, was ich für Gründe haben mag, dies nicht zu tun. Ich weigere mich nicht, über all diese Punkte Ihnen Rede zu stehen; inzwischen aber, bis dies geschehen wird, können Sie nicht umhin, mir zuzugestehen, daß: mir so kategorisch vorschreiben zu wollen, was ich zu tun habe, und zwar ohne zugleich imstande zu sein, alle meine Pflichten zu beurteilen, daß dies, mein lieber Philosoph, geurteilt heiße, wie ein junger Brausekopf urteilt. Was Ihre Sache noch mehr verschlimmert, ist, daß Ihr guter Rat nicht von Ihnen kommt. Das abgerechnet, daß ich jetzt nicht bei Laune bin, mich von einem Dritten und Vierten unter Ihrem Namen gängeln zu lassen, so finde ich in all diesen Wirkungen und Rückwirkungen gewisse Winkelzüge, welche zu Ihrer Freimütigkeit nicht stimmen und deren Sie in Zukunft sich zu enthalten für sich und für mich wohltun werden.

Sie fürchten, man möchte mein Betragen übel auslegen, aber ich darf Ihnen wohl auf den Kopf zusagen, daß ein Herz, wie das Ihrige ist, nicht schlimm von dem meinigen denken kann. Es gibt freilich Leute, welche günstiger von mir sprechen würden, wenn ich ihnen mehr gliche. Aber Gott bewahre mich, daß ich ihren Beifall erlange! Schurken mögen immerhin mich ausspionieren und mißdeuten, Rousseau ist nicht gemacht, sie zu fürchten, noch Diderot, sie zu hören.

Wenn Ihr Brief mir mißfallen habe, schreiben Sie mir, so soll ich ihn ins Feuer werfen und soll den ganzen Vorgang als ungeschehen betrachten. Glauben Sie, daß man das, was von Ihnen kommt, nur so leicht vergessen kann? Mein Lieber, die Tränen, welche ich über Ihre Behandlung weinen muß, scheinen ebenso unwichtig in Ihren Augen zu sein, als mein Leben und meine Gesundheit Ihnen sein müssen, wenn Sie mir, dem Kranken, zumuten, den Krankenpfleger zu machen. Wenn Sie diesen Flecken aus Ihrem Charakter tilgen könnten, so würde Ihre Freundschaft mir angenehmer und ich würde weniger zu beklagen sein."

Als ich zu Frau von Epinay ins Zimmer trat, fand ich Grimm bei ihr und das freute mich. Ich las mit heller und erhobener Stimme und mit einer Unerschrockenheit, deren ich mich nicht fähig geglaubt hätte, meine beiden Briefe vor und begleitete sie mit einigen mündlichen Anmerkungen und Nachträgen so ziemlich im Geiste der Briefe. Bei dieser unerwarteten Kühnheit eines von Natur furchtsamen Menschen sah ich beide erstaunen; sie waren wie betäubt und sagten auch nicht ein Wörtchen. Besonders konnte der anmaßende Grimm meine flammenden Blicke nicht ertragen, er schlug seine Augen zur Erde nieder, aber in dem nämlichen Augenblick schwur er meinen Untergang, und ich bin gewiß, daß sie die nötigen Maßregeln hierzu verabredet haben, ehe sie sich trennten.

Ungefähr um die nämliche Zeit erhielt ich endlich durch Frau von Houdetot die Antwort des Saint Lambert, welche noch von Wolfenbüttel, wenige Tage nach seinem Unfall, datiert war und sich auf meinen unterwegs liegen gebliebenen Brief bezog. Er brachte mir Trost, dessen ich

gegenwärtig sehr bedürftig war; die Äußerungen von Achtung und Freundschaft, von denen er voll war, richteten mein niedergeschlagenes Gemüt wieder auf und gaben mir Mut, sie zu verdienen. Von diesem Augenblick an befolgte ich meine Pflicht, aber es ist höchst gewiß, wäre Saint Lambert weniger vernünftig und großmütig, weniger ein rechtschaffener Mann gewesen, so wäre ich ohne Rettung verloren gewesen.

Die Jahreszeit begann unfreundlich zu werden, man fing bereits an, sich vom Lande wieder in die Stadt zurückzuziehen. Frau von Houdetot ließ mich den Tag wissen, da sie von unserem Tale Abschied zu nehmen gedächte, und bestimmte mir eine Zusammenkunft in Eaubonne. Zufälligerweise reiste am nämlichen Tage auch Frau von Epinay von Chevrette nach Paris ab, um dort vollends die nötigen Zurüstungen zu ihrer Reise zu machen. Zum Glück reiste sie am Morgen früh, und so gewann ich noch Zeit, nach ihrer Abfahrt mit ihrer Schwägerin zu Mittag zu speisen. Ich hatte Saint Lamberts Brief in der Tasche und, während ich hinging, las und wiederlas ich ihn mehrere Male. Dieser Brief diente mir als ein undurchdringlicher Schild für meine Schwachheit. Ich beschloß, und wahrlich, ich habe es auch gehalten, in Frau von Houdetot nur meine Freundin, nur die Geliebte meines Freundes zu sehen, und nun brachte ich unter vier Augen vier oder fünf Stunden in einer entzückenden Ruhe bei ihr zu, und dieser Zustand war mir unendlich wertvoller, sogar mit höherem Genuß verbunden, als jene Anfälle von hitzigem Fieber, die ich bisher gehabt hatte, wenn ich bei ihr war.

Wir sprachen von meinem gegenwärtigen Verhältnis zu Frau von Epinay. Ich zeigte auch ihr Diderots Brief und meine Antwort auf denselben, ich erzählte ihr getreulich und pünktlich den ganzen Hergang und beteuerte ihr, daß ich entschlossen sei, die Einsiedelei zu verlassen. Sie bestritt meinen Vorsatz lebhaft und mit Gründen, welche auf mein Herz allmächtig wirkten. Sie beteuerte mir, wie sehr sie gewünscht hätte, daß ich die Reise nach Genf mitmachte, weil sie wohl voraussähe, daß man in meine abschlägige Antwort sie mit einmengen würde; wirklich schien auch Diderots Brief auf so etwas hinzudeuten. Da sie indessen meine Gründe ebenso-

gut wissen konnte wie ich selbst, so bestand sie nicht auf diesem Punkt, aber sie beschwor mich, es möchte auch kosten, was es wollte, alles Aufsehen zu vermeiden und meine Weigerung wenigstens mit Gründen zu unterstützen, die hinreichend wären, allen ungerechten Verdacht von ihr zu entfernen. Ich gestand, daß sie von mir nichts Leichtes verlangte, versicherte aber zugleich, daß ich entschlossen sei, mein Unrecht wieder gut zu machen, sollte auch mein guter Ruf der Preis sein, und ihren Ruf zu erhalten, solange die Ehre es mir erlauben würde. Als ich wegging, umarmte sie mich im Angesicht ihrer Leute. Dieser Kuß, so verschieden von denen, welche ich unter dem Schatten dicht belaubter Bäume ihr bisweilen geraubt hatte, ward mir Bürge, daß ich meiner selbst wieder Herr geworden war; ich bin beinahe überzeugt, daß, wenn mein Herz nur Zeit gehabt hätte, in der Ruhe zu erstarken, ich gewiß zu meiner gänzlichen Heilung nicht drei Monate mehr gebraucht hätte.

Hier endigte also meine persönliche Verbindung mit Frau von Houdetot, eine Verbindung, welche jeder von meinen Lesern nach dem äußeren Scheine und nach dem Stande seines eigenen Herzens beurteilt haben wird, aber während deren wir beide trotz der Leidenschaft, welche dieses liebenswürdige Weib mir eingehaucht hatte, der feurigsten vielleicht, von der je ein Sterblicher glühte, der Pflicht, der Ehre, der Liebe und der Freundschaft seltene und kostbare Opfer brachten, Opfer, die unsere Leidenschaft immer ehren werden, deren Wert aber nur der Himmel erkennt. Wir waren beide eins in des anderen Augen zu groß, als daß wir uns gegenseitig zu niedrigen Handlungen hätten herablassen können. Man muß aller Achtung unwürdig sein, wenn man sich entschließen kann, einen Ruf von so hohem Werte zu beflecken; die Stärke unserer Gefühle selbst, welche uns strafbar machen konnten, hinderte uns, es zu werden.

So verabschiedete ich mich denn an einem Tage von zwei Frauen, nach einer so lange dauernden Freundschaft gegen die eine und Liebe gegen die andere; ich sagte jeder besonders Lebewohl, der einen, um sie in meinem Leben nicht wieder, und der anderen, um sie in der Folge nur zweimal, bei vorübergehenden Gelegenheiten flüchtig zu sehen.

Nach ihrer Abreise befand ich mich in nicht geringer Verlegenheit, wie ich so viele brennende und doch widersprechende Pflichten erfüllen sollte, welche freilich lauter Folgen meines unvorsichtigen Betragens waren. Wäre ich in meinem natürlichen Zustande gewesen, so hätte ich nach dem Vorschlag, die Reise nach Genf mitzumachen, und nach seiner Ablehnung nur ruhig bleiben dürfen und alles wäre gut gewesen. Aber ich hatte sehr unklüglich aus diesem unbedeutenden Umstand eine Angelegenheit gemacht, welche nun einmal nicht so hängen bleiben konnte; das einzige Mittel, einer ferneren Erklärung auszuweichen, war, die Einsiedelei zu verlassen, und doch hatte ich Frau von Houdetot soeben versprochen, dies nicht oder wenigstens jetzt nicht zu tun. Noch mehr, sie hatte verlangt, ich sollte mich bei meinen angeblichen Freunden wegen meiner Weigerung, die Reise mitzumachen, entschuldigen, damit man diese Weigerung nicht auf ihre Rechnung setzen möchte. Grimm war der einzige, welcher keine Hand mit in dieser Sache gehabt zu haben schien; an ihn beschloß ich mich zu wenden. Ich schrieb ihm einen langen Brief, in welchem ich ihm das Lächerliche des Eigensinns, der mich zu Genf haben wollte, und wie unnütz, wie lästig sogar ich dort für Frau von Epinay sein müßte, und die Unbequemlichkeiten, die eine solche Reise für mich hätte, deutlich auseinandersetzte. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, in diesem Briefe ihn merken zu lassen, daß ich von allem wohl unterrichtet wäre, und daß es mir sonderbar schiene, zu behaupten, ich sei verbunden, diese Reise zu machen, da er selbst sich hiervon losschälte und seiner gar nicht dabei gedacht würde. Mein Brief schloß mit einem Beweise meines Zutrauens, der jeden anderen gerührt haben würde. Ich bat nämlich Grimm, daß er meine Gründe für und wider prüfen und dann mir raten möchte, zugleich beteuerte ich ihm, was denn auch wirklich mein wahrer Ernst war, ich würde seinen Rat befolgen, wie auch immer er lauten möchte und sollte er sogar für die Begleitung der Frau von Epinay stimmen. Und wirklich mußte auch eben diese Begleitung jetzt aus einem ganz anderen Gesichtspunkt betrachtet werden, da Herr von Epinay selbst sich entschlossen hatte, den Führer seiner Frau auf dieser

Reise zu machen, dahingegen anfänglich ich diese Stelle hatte bekleiden sollen und ihr Gemahl erst nach meiner Weigerung in Vorschlag gekommen war.

Ich mußte lange auf Grimms Antwort warten. Sie war sonderbar, ich schreibe sie hier ab.

„Die Abreise der Frau von Epinay ist verschoben worden, ihr Sohn ist unpäßlich und Madame wird daher erst dessen Genesung abwarten. Ich will gelegentlich über den Inhalt Ihres Briefes nachdenken. Halten Sie sich nur ruhig in Ihrer Einsiedelei! Zu seiner Zeit soll mein guter Rat Ihnen nicht fehlen. Die Sache hat ohnehin gar keine Eile, da Madame binnen wenigen Tagen noch nicht abreisen wird. Bis dahin könnten Sie ja etwa, wenn es Ihnen gut dünkt, sich ihr zur Gesellschaft anbieten, wiewohl mir's gleichgültig zu sein scheint, ob Sie es tun oder nicht tun wollen. Da ich Ihre Lage so gut kenne wie Sie selbst, bezweifle ich keineswegs, daß sie Ihr Anerbieten so aufnehmen wird, wie sie soll; alles, was Sie dadurch gewinnen, ist, daß Sie denen, die in Sie dringen, sagen können, es hätte wenigstens an Ihrem guten Willen nicht gefehlt. Übrigens sehe ich nicht ein, warum Sie den Philosophen durchaus zum Sprachrohr aller übrigen Leute machen wollen, und warum Sie glauben, es verlange jedermann von Ihnen, daß Sie mitreisen sollten, weil dies sein Rat ist. Wenn Sie an Frau von Epinay schreiben, so wird ihre Antwort zugleich für alle diese Freunde dienen können, da es Ihnen nun doch einmal so sehr am Herzen liegt, diesen Leuten zu antworten. Leben Sie wohl; meinen Gruß an Frau Levasseur und den Kriminal." [1])

Ich erstaunte nicht wenig, als ich diesen Brief las. Mit der größten Unruhe wandte ich ihn hin und her, las und las wieder, ohne zu begreifen, was er bedeuten sollte. Was in aller Welt sollten diese Behutsamkeiten, diese Verzögerungen, dieses geheimnisvolle Wesen? Vergebens bemühte ich mich, dieses Betragen auf eine Art zu deuten, daß es seinem Charakter nicht nachteilig wäre. Das einzige, was ich tat,

[1]) Herr Levasseur pflegte seine Frau so zu nennen, weil sie ihn etwas rauh behandelte. Grimm übertrug im Scherz diese Benennung auf ihre Tochter.

war, daß ich an Frau von Epinay wegen der Krankheit ihres Sohnes einen möglichst höflichen und verbindlichen Brief schrieb, aber in diesem Briefe ging ich nicht in die Falle, mich ihr zur Begleitung anzubieten.

Ich wartete und wartete — diese Zeit der peinlichsten Ungewißheit, in welcher der Barbar mich ließ, deuchte mir ein paar Jahrhunderte zu dauern — und endlich kam nach acht oder zehn Tagen die Nachricht, daß Frau von Epinay abgereist sei. Ich erfuhr dies von Grimm durch einen zweiten Brief. Er bestand nur aus sieben oder acht Zeilen, die ich gar nicht zu Ende zu lesen vermochte. Es war ein förmlicher Bruch, in Ausdrücken angekündigt, wie nur der teuflischste Haß sie eingeben kann; weil er alle seine Kräfte aufbot, recht beleidigend zu sein, so verfiel er darüber in wahre Dummheiten. Er verbot mir seinen Umgang in einem Tone, wie wohl ein Fürst dem in Ungnade Gefallenen seine Staaten verbietet. Es fehlte diesem Briefe, um ein recht erschütterndes Lachen zu erregen, nichts als ein Leser mit kaltem Blut. Ohne ihn abzuschreiben, ohne sogar ihn auszulesen, schickte ich ihn wieder zurück, nachdem ich nachstehende Antwort darumgeschlagen hatte:

„Ich habe mich zu lange gesträubt, Ihnen, wie ich doch nach der soeben gemachten Erfahrung hätte tun sollen, zu mißtrauen; zu spät lerne ich Sie kennen! Den Brief, welchen auszudenken Sie sich die Zeit und Mühe nahmen, sende ich Ihnen wieder zurück; er ist nicht für mich. Meinen Brief mögen Sie immerhin der ganzen Welt vorweisen und sagen, daß Sie mich hassen. Sie tun damit nichts, als daß Sie eine Falschheit weniger begehen."

So warf dieser Mann, nachdem er mich ohne Unterlaß betrogen hatte, endlich die Maske weg, weil er, wie unsere Sachen jetzt und durch sein Betreiben standen, in der Tat nicht mehr nötig hatte, sich zu verbergen. Ich überließ den Elenden seinem eigenen Herzen und hörte auf, an ihn zu denken; mein Trost war, daß ich nicht fürchten mußte, ich hätte ungerecht gegen ihn gehandelt. Acht Tage nach Empfang dieses Briefes erhielt ich auch von Frau von Epinay die Antwort auf mein vorhergehendes Schreiben. Aus dem Ton, welchen sie hier zum erstenmale gegen mich

annahm, schloß ich, daß sie nach Verabredung zu Werke gingen und von der Wirksamkeit ihrer Maßregeln sehr überzeugt sein mußten. Sie betrachteten mich als einen ohne Rettung verlorenen Menschen und überließen sich ganz der Wollust, mich vollends zu vernichten.

Mein Zustand war in der Tat der bedauernswürdigste, den man sich denken kann. Alle meine Freunde zogen sich von mir zurück, ohne daß ich wußte, warum noch wie mir geschah. Diderot prahlte gegen mich, daß er mich nicht verlasse, daß er der einzige sei, der mich nicht verließe, aber seit drei Monaten wartete ich vergebens auf einen Besuch, den er versprochen hatte. Der Winter nahte heran und mit ihm zeigten sich Anfälle meines alten Übels; mein Temperament, obgleich stark, hatte dem Kampf so verschiedener Leidenschaften erliegen müssen, ich war erschöpft und hatte weder Kraft noch Mut, den geringsten Widerstand zu leisten. Wenn mein gegebenes Wort, wenn die unaufhörlichen Vorstellungen Diderots und der Frau von Houdetot mir gegenwärtig erlaubt hätten, die Einsiedelei zu verlassen, so hätte ich nicht gewußt, wohin, noch wie ich wegkommen sollte. Ich war stumpfsinnig, unbeweglich, untätig, gedankenlos. Die bloße Vorstellung, daß ich einen Brief schreiben, einen Schritt tun, ein Wort reden müßte, machte mich zittern. Und doch durfte der Brief der Frau von Epinay nicht ohne Antwort bleiben, wenn ich nicht ihr bekennen wollte, daß ich so behandelt zu werden verdiente, wie sie und ihr Freund mich behandelten. Ich entschloß mich, ihr meine Empfindungen und meinen Entschluß zu entdecken, und zweifelte keinen Augenblick, daß sie — aus Menschlichkeit, aus Großmut, aus Liebe zum Anstand, zu den guten Gesinnungen, welche ich, freilich mit vielen schlimmen vermischt, in ihr zu bemerken geglaubt hatte — mir beistimmen müßte. Ich schrieb ihr, daß ich die Einsiedelei verlassen müßte, daß ich aber bis zum Frühjahr bleiben wollte, wenn sie es zufrieden sei. Als dieser Brief geschrieben und weggeschickt war, so dachte ich einzig daran, wie ich in der Einsiedelei wieder in meine Ruhe kommen möchte; daneben sorgte ich für meine Gesundheit, weil ich Kräfte gewinnen und Maß-

regeln treffen wollte, um mit dem Eintritt des Frühjahrs ohne viel Lärmen und ohne öffentlichen Bruch die Einsiedelei verlassen zu können. Aber ich hatte die Rechnung ohne Grimm und Frau von Epinay gemacht, wie man sogleich sehen wird.

Einige Tage später hatte ich endlich das Vergnügen, von Diderot den so lange versprochenen und so oft unterlassenen Besuch zu bekommen. Die Zeit zu demselben konnte nicht besser gewählt sein. Diderot war mein ältester Freund, von allen war er allein mir übrig geblieben, und diesen in meinen Umständen zu sehen, mußte notwendig mir höchst angenehm sein. Mein Herz war voll, ich schüttete es in das seinige aus. Über viele Tatsachen, die man ihm verschwiegen, entstellt oder gelogen hatte, gab ich ihm die nötige Aufklärung. Ich sagte ihm von allen bisherigen Vorgängen das, was er wissen durfte; ich gab mir keine vergebliche Mühe, ihm das zu verhehlen, was er nur zu gut wußte, daß nämlich meine ebenso unglückliche als unsinnige Liebe das Werkzeug meines Verderbens gewesen war; aber das gestand ich ihm nie, daß Frau von Houdetot um die Sache gewußt oder daß ich mich darüber gegen sie erklärt hätte. Ich sprach mit ihm von den unwürdigen Versuchen der Frau von Epinay, die sie gemacht, um die sehr unschuldigen Briefe ihrer Schwägerin zu ertappen. Ich wollte ihm alle diese einzelnen Umstände aus dem Munde der Personen selbst, welche sie zu verführen versucht hatte, vernehmen lassen. Therese erzählte den ganzen Hergang genau so, wie sie ihn mir schon ehemals erzählt hatte; aber wie ward mir, als die Reihe an die Mutter kam und diese erklärte und behauptete, daß sie von allem nichts wüßte! Dies waren ihre Ausdrücke, von denen sie auf keine Weise abging. Es waren noch nicht vier Tage verflossen, seit sie mir selbst die ganze Erzählung wiederholt hatte, und nun strafte sie mich Lügen im Angesicht meines Freundes! Dieser Zug schien mir entscheidend, ich empfand in diesem Augenblick lebhaft meine Unbesonnenheit, dieses Weib so lange um mich gelitten zu haben. Ich ergoß mich aber nicht in Schmähungen gegen sie, kaum würdigte ich sie, ihr einige verächtliche Worte zu sagen. Ich fühlte, wie viel ich der Tochter zu danken hätte, deren unbeugsame Geradheit sehr

von dem schlangenfalschen Wesen der Mutter abstach. Von diesem Augenblick an war mein Entschluß in Betreff des alten Weibes gefaßt und ich erwartete nur den Augenblick, wo ich ihn ausführen könnte.

Dieser Augenblick kam bälder, als ich gedacht hatte. Am 10. Dezember erhielt ich von Frau von Epinay eine Antwort auf meinen vorhergehenden Brief. Hier der Inhalt derselben:

Genf, den 1. Dezember 1757.

„Nach allen möglichen Beweisen von Freundschaft und Teilnahme, welche ich Ihnen seit mehreren Jahren gegeben habe, kann ich nun nichts mehr als Sie beklagen. Sie sind sehr unglücklich. Ich wünsche, daß Ihr Gewissen Ihnen so wenig vorwerfen möge, als mir das meinige. Es dürfte wohl zur Ruhe Ihres Lebens notwendig sein. Da Sie den Vorsatz gehabt hatten, die Einsiedelei zu verlassen, und sich verbunden glaubten, es zu tun, so wundert mich, daß Ihre Freunde Sie zurückgehalten haben. Über meine Pflichten frage ich niemanden um Rat und auch Ihnen habe ich nichts über die Ihrigen zu sagen."

Ich war in der gräßlichsten Verlegenheit, in der ich jemals gewesen war. Aber mein Entschluß war einmal gefaßt, ich schwur, es möchte auch kosten was es wollte, nicht mehr acht Tage in der Einsiedelei zu schlafen. Ich machte Anstalten, meine Habseligkeiten aus dem Hause zu schaffen, weil ich beschlossen hatte, alles lieber auf freiem Felde stehen zu lassen, als die Schlüssel über acht Tage zu behalten; besonders setzte ich meinen Kopf darein, alles in Ordnung zu bringen, ehe man nach Genf schreiben und wieder Antwort erhalten könnte. Ich war von einem Mut erfüllt, dergleichen ich noch nie gefühlt hatte, alle meine ehemalige Stärke beseelte mich jetzt von neuem. Ehrgefühl und Entrüstung gaben mir Kräfte, welche Frau von Epinay wahrscheinlich nicht in mir vermutet haben mochte. Das Glück begünstigte meine Kühnheit. Herr Mathas, Gerichtsverwalter des Prinzen von Condé, hörte von meiner Verlegenheit, er ließ mir ein kleines Haus anbieten, das er in seinem

Garten auf Mont-Louis in Montmorency besaß. Ich nahm es mit Wärme und Erkenntlichkeit an. Der Kontrakt war bald geschlossen; ich ließ in der Eile einigen Hausrat kaufen, zu dem, welchen ich schon hatte, damit Therese und ich wohnen und schlafen könnten. Meine Sachen ließ ich mit vieler Mühe und großen Kosten wegfahren, und, des Schnees und Eises unerachtet, hatte ich in zwei Tagen meine Wohnung verändert und am 15. Dezember gab ich die Schlüssel der Einsiedelei zurück. Da ich keinen Mietzins bezahlen konnte, so bezahlte ich dem Gärtner seinen Lohn, um doch nicht umsonst dagewesen zu sein.

Der Frau Levasseur erklärte ich, daß wir uns trennen müßten; die Tochter wollte mich in meinem Entschlusse wankend machen, ich war aber unerschütterlich. Ich beförderte sie in dem Wagen des gewöhnlichen Boten nach Paris und schickte ihr allen Hausrat, den sie mit ihrer Tochter gemeinschaftlich gehabt hatte, entweder mit oder nach. Zugleich gab ich ihr einiges Geld und versprach ihr, für sie den Mietzins bei ihren Kindern oder sonstwo zu bezahlen, für ihr Fortkommen nach allen Kräften zu sorgen und ihr niemals das Brot fehlen zu lassen, solange ich selber welches hätte.

Dies ist die getreue Erzählung meines Aufenthalts in der Einsiedelei und der Gründe, welche mich bestimmten, sie zu verlassen. Ich habe diese Geschichte nicht abkürzen können, und es wär wichtig, ihr mit der größten Genauigkeit zu folgen, weil dieser Zeitraum auf die Folge einen Einfluß hat, welcher mir immer gegenwärtig sein wird, solange ich meiner selber bewußt bleiben werde.

Montmorency.

1758—60. Eine jähliche Hitze hatte mir die Stärke gegeben, die Einsiedelei zu verlassen. Ihre Wirkung mußte vorübergehend sein wie die Ursache, und weg war sie, sowie ich meinen Fuß aus der Einsiedelei setzte. Kaum hatte ich mich in meiner neuen Wohnung eingerichtet, so kam auch mein alter Zufall des Harnverhaltens häufiger und lebhafter wieder, und zu diesem gesellte sich, damit das Maß voll würde, ein neues Leiden, nämlich ein Bruch, welcher mir schon seit einiger Zeit Beschwerlichkeiten gemacht hatte, aber von mir verkannt worden war. Ich bekam bald hiervon die fürchterlichsten Zufälle. Der Arzt Thierry, mein alter Freund, besuchte mich und klärte mich über meinen Zustand auf. Die Sonden, die Röhren, die Bänder, das ganze Gefolge von allen Schwachheiten des Alters versammelte sich um mich, ich lernte aus eigener trauriger Erfahrung, daß ein jugendliches Herz nicht ungestraft in einem alternden Körper wohnen könne. Die schöne Jahreszeit kehrte wieder, aber mit ihr kamen nicht, wie wohl ehemals geschehen war, meine Kräfte zurück; das ganze Jahr 1758 brachte ich in einer Kränklichkeit hin, die mich glauben machte, daß das Ende meines Leidens vor der Türe wäre. Ich sah diesem Zeitpunkt mit einer Art von Sehnsucht entgegen. Von meinen schwärmerischen chimärischen Vorstellungen von der Freundschaft war ich zurückgekommen, weggerissen von allem, was mir das Leben wert gemacht hatte, in der ganzen weiten Welt nichts sehend und nichts kennend, was mir's hätte angenehm machen können. Ich schaute um mich her und erblickte überall nichts als Übel und Unglück, welche mir jeden frohen Genuß meines Ichs raubten. Ich sehnte mich, frei zu sein und den Klauen meiner Feinde entrückt. Aber kommen wir wieder auf den Faden meiner Geschichte zurück!

Es schien mir, daß mein plötzlicher Rückzug nach Montmorency Frau von Epinay aus der Fassung gebracht hätte; wahrscheinlich hatte sie das nicht erwartet. Sie und Grimm hatten geglaubt, mein trauriger Gesundheitszustand, die

strenge Jahreszeit, meine Lage, in der ich von aller Welt verlassen war, dies alles hätte mich so mutlos gemacht, daß sie keck mich aufs äußerste treiben dürften. Alsdann würde ich, so meinten sie, um Gnade bitten und bis zum niederträchtigsten Flehen um fernere Vergünstigung des Aufenthalts, welchen die Ehre mir verbot, mich herabwürdigen. Ich räumte aber meine Wohnung so rasch, daß sie gar nicht Zeit hatten, dem Streich zuvorzukommen, und ihnen nichts übrigblieb als alles zu wagen, um entweder mich ganz zu verderben oder zurückzubringen. Grimm wollte das erste, aber Frau von Epinay muß wohl für das zweite gestimmt haben, wenigstens schien es mir so nach ihrer Antwort auf meinen letzten Brief, deren sanfter Ton gegen den in ihrem letzten Schreiben sehr abstach und in der sie sichtbarlich zur Aussöhnung mir die Hand bot.

Nach allem, was bisher vorgegangen war, konnte ich aber zu Frau von Epinay kein Vertrauen mehr fassen und hatte mithin keine Lust, den aufgelösten Knoten der Freundschaft wieder festzuschlingen, ich antwortete auf ihren Brief nicht und damit hatte unser Briefwechsel ein Ende. Als sie sah, daß mein Entschluß gefaßt war, faßte auch sie den ihrigen und verband sich aufs neue und enger mit Grimm und dem Holbachschen Kränzchen, deren Grundsätze sie ganz zu den ihrigen machte. Alle diese Leute gebrauchten nun die ganze Masse ihrer Kräfte, um mein armes Glücksschiffchen in den Grund zu segeln. Sie arbeiteten in Paris, und Frau von Epinay in Genf. Grimm kam in der Folge zu ihr dahin und half das angefangene Werk vollenden. Tronchin war von ihnen bald gewonnen und unterstützte sie kräftig. Er war in der Folge der wütendste meiner Verfolger und doch hatte er so wenig wie Grimm auch nur den mindesten gerechten Anlaß zur Klage gegen mich. Alle drei zusammen säten ganz in der Stille zu Genf den Samen aus, welcher vier Jahre später aufschoß.

Mehr Mühe machte ihnen in Paris die Ausführung des zu meinem Verderben angelegten Planes. Man kannte dort mich besser, und die Herzen, überhaupt für den Haß nicht sehr empfänglich, nahmen die Eindrücke dieser Leidenschaft nicht leicht an. Um ihre Streiche mit größerer Sicherheit zu

führen, fingen sie damit an, daß sie ausstreuten, ich hätte sie, nicht sie mich verlassen. Nun gingen sie weiter und verbreiteten, immer noch eine gegen mich von ihrer Seite noch nicht erloschene Freundschaft heuchelnd, ihre boshaften Beschuldigungen als ebensoviele sanfte Klagen über die Ungerechtigkeit ihres Freundes. Man ist gegen den Verleumder weniger auf der Hut, wenn er die Maske des Unrecht Leidenden annimmt, so erlangten denn auch meine Verderber leichter Gehör und bald auch Nachfolge. Man raunte sich die Beschuldigungen der Treulosigkeit und Undankbarkeit, die gegen mich im Umlauf waren, mit verstellter Verlegenheit und eben deswegen mit weit mehr Wirkung ins Ohr. Ich wußte wohl, daß man mir schwarze Verbrechen schuld gab, aber nie konnte ich erfahren, worin sie bestünden. Alles, was ich aus dem öffentlichen Gerüchte mühsam zusammenbuchstabieren konnte, ließ sich auf nachfolgende Hauptverbrechen zurückbringen: Erstlich mein Zurückziehen auf das Land, zweitens meine Liebe zu Frau von Houdetot, drittens meine Weigerung, Frau von Epinay nach Genf zu begleiten, viertens mein Ausziehen. Wenn sie je noch andere Klagepunkte gegen mich hatten, so nahmen sie wenigstens ihre Maßregeln so gut, daß ich nie entdecken konnte, welche es waren.

Von diesem Moment an glaubte ich mit Recht die Aufstellung des Systems, nach welchem ich verderbt werden sollte, datieren zu können, eines Systems, welches seit dieser Zeit von allen denen, die sich in den Kopf gesetzt haben, mich zu gängeln, mit einem so reißenden Fortgang und Erfolg angenommen worden ist, daß es für jeden, der nicht weiß, wie leicht alles Annahme findet, was die Bösartigkeit der Menschen begünstigt, unglaublich scheinen müßte. Grimm, Diderot, Holbach drehten sich im Mittelpunkte des Wirbels, breiteten sich über die ganze große Welt aus und teilten beinahe alle Zirkel unter sich. Bei Großen, Schöngeistern, Gelehrten, Geschäftsmännern, Weibern, überall hörte und achtete man ihre Stimme. Man sieht, welchen Vorteil drei wohlverbündete Männer in einer solchen Lage gegen einen vierten in der meinigen haben mußten. Wahr ist's, Diderot und Holbach waren, wenigstens glaubte ich es, nicht dazu

gemacht, schwarze Anschläge zu schmieden, dem einen fehlte der Willen, dem anderen die Geschicklichkeit, aber eben deswegen war die Partei umso enger vereinigt. Grimm allein bildete in seinem Kopfe seinen Plan, von dem er den beiden anderen nur so viel zeigte, als sie wissen mußten, um die Ausführung unterstützen zu können. Die Herrschaft, welche er über sie erlangte, schaffte ihm ihre Hilfe mit geringer Mühe, und die Wirkung des Ganzen krönte die erhabenen Talente des Erfinders und Ausführers mit Ruhm und Ehre. Mit diesen erhabenen Talenten nun entwarf er den Anschlag, meinen Ruf ganz umzustürzen und mich in einen völlig entgegengesetzten zu bringen. Hierzu war ihm die Verschiedenheit unserer Lagen und der Vorteil, den er aus derselben ziehen konnte, behilflich; aber seine erste Vorsicht war die, sich selbst nicht in den ganzen Handel so zu mengen, daß es ihm nachteilig werden konnte. Er fing also damit an, daß er eine undurchdringliche Mauer von ägyptischer Finsternis um mich her aufführte und mir's dadurch unmöglich machte, seine Ränke aufzuklären und zu entlarven.

Ich empfand die Wirkung seiner neu angenommenen Methode zuerst in dem dumpfen Gemurmel, welches von dem Holbachschen Kränzchen aus sich gegen mich verbreitete; aber ich konnte nicht wissen und nicht einmal argwöhnen, wessen man mich beschuldigte. Deleyre schrieb mir, man gäbe mir schwarze Dinge schuld. Diderot sagte, noch geheimnisvoller als der vorige, mir das nämliche, und wenn ich in den einen oder den anderen um Erklärung drang, so nannten beide mir die schon erwähnten Personen als meine Ankläger. Stufenweise erkaltete gegen mich der Ton in den Briefen der Frau von Houdetot. St. Lambert konnte an diesem Erkalten keine Schuld haben, seine Briefe atmeten noch immer die nämliche Freundschaft, auch hatte er nach seiner Rückkunft mich besucht. Vor meinen Augen schwebten, in einen dunklen Nebel gehüllt, tausend fürchterliche Dinge, aber nichts konnte ich deutlich erkennen. Ich war für einen Menschen von einer so leicht entzündlichen Einbildungskraft in der unerträglichsten Lage. Wäre ich ganz allein gewesen, hätte ich von allem gar nichts gewußt, so hätte ich ruhiger sein können. Aber mein Herz hing noch an seinen Neigun-

gen, und diese Neigungen waren so viele Ecken, an welchen meine Feinde mich fassen konnten; drangen dann wie ein Blitz der Nacht schwache Lichtstrahlen bis zu mir in meinen Zufluchtsort durch, so erhellten sie mich kaum so viel, daß ich die Finsternis erkennen, daß ich das Geheimnis der Bosheit gegen mich ahnen, aber nicht so viel, daß ich es entdecken konnte.

Ohne Zweifel würde ich dieser fürchterlichen, für mein offenes, redliches Naturell, das so ganz und gar nicht sich zu verbergen weiß und vor allem, was man mir verbirgt, erschrickt, unerträglichen Folter erlegen sein, wenn nicht zum Glück Gegenstände sich meinem Herzen dargeboten hätten, welche genug Interesse für dasselbe hatten, um es von anderen abzuwenden, die unwillkürlich es beschäftigten. Diderot hatte bei seinem letzten Besuch in der Einsiedelei mit mir von d'Alemberts Artikel Genf in der Enzyklopädie gesprochen; bei dieser Gelegenheit hatte ich erfahren, daß dieser Artikel, welchen d'Alembert auf Veranlassung einiger Genfer von vorzüglichem Ansehen ausgearbeitet hatte, nichts Geringeres zum Zwecke hätte, als die Einführung eines Schauspiels in Genf, daß alle nötigen Maßregeln bereits ergriffen wären und man also in Genf bald den Soccus und den Kothurn erblicken würde. Diderot schien mit dem ganzen Anschlag recht wohl zufrieden, er zweifelte nicht, daß die Sache gelingen würde, deswegen sagte ich ihm nichts hierüber, um so mehr, als ich noch ohnedies eine Menge anderer Gegenstände mit ihm zu bereden hatte; aber erbost war ich über alle diese Pläne, meine Vaterstadt zu verführen, mit Ungeduld erwartete ich den neuen Band der Enzyklopädie, in welchem dieser Artikel enthalten war, und fest war mein Entschluß, womöglich eine Widerlegung desselben zu schreiben und dem unglücklichen Schlage zuvorzukommen. Ich hatte in Mont-Louis nicht so bald mich festgesetzt, als ich den erwarteten Band erhielt, den Artikel las und ihn mit vieler Freiheit und Kunst verfaßt, mit einem Worte ganz würdig der Feder, aus welcher er geflossen war, fand. Aber die Vorzüge des Aufsatzes schlugen mein Vorhaben, ihn zu beantworten, nicht danieder, ich machte mit

einem alle Hindernisse überfliegenden Eifer mich ans Werk, ohne mich durch die Niedergeschlagenheit meines Geistes und das Niederschlagende meiner Lage, ohne durch Kummer und körperliche Übel, Strenge der Jahreszeit und Unbequemlichkeit meiner neuen Wohnung, in der ich noch nicht völlig eingerichtet war, mich abhalten zu lassen.

Im Lauf eines sehr strengen Winters, im Monat Februar, in dem Zustande, den ich beschrieben habe, brachte ich jeden Vormittag zwei Stunden in einem ganz offenen Häuschen zu, welches am Ende des Gartens lag, in dem ich wohnte. Dieses Häuschen stand am Eck einer Terrasse und hatte auf das Tal und den See von Montmorency eine Aussicht, die durch das einfach gebaute, aber ehrwürdige Schloß St. Gratien, den stillen Aufenthalt des braven Catinat, begrenzt wurde. An diesem Platze, umgeben von Eis, den Winden und dem Schnee offen, durch kein Feuer erwärmt als durch die Flamme meines Herzens, schrieb ich binnen drei Wochen meinen Brief an d'Alembert über die Schauspiele. Diese Schrift war die erste — Julie war damals noch nicht zur Hälfte fertig — bei deren Ausarbeitung ich wahres Vergnügen empfunden habe. Voll von dem, was soeben mir begegnet war, noch etwas aufgeregt von den vorangegangenen heftigen Bewegungen, mengte ich, von meinem Herzen geleitet, das Gefühl meiner Leiden mit den Ideen, die das Nachdenken in mir erzeugt hatten; und meine Arbeit trug die Spuren dieser Mischung. Ohne es zu gewahren, beschrieb ich meinen gegenwärtigen Zustand, ich malte Grimm, Frau von Epinay, Frau von Houdetot, Saint Lambert, mich selbst. Ströme von wonnevollen Tränen vergoß ich während dem Schreiben. Ach, man fühlt nur zu deutlich beim Lesen dieser Schrift, daß die Liebe, diese unglückliche Liebe, von der ich mich zu heilen bemüht war, mein Herz noch immer nicht verlassen hatte. Zu allem diesen mischte sich noch ein gewisses Mitleid mit mir selbst, der ich mich sterbend fühlte und dem Publikum mein letztes Lebewohl zu sagen glaubte. Ich fürchtete den Tod nicht, vielmehr sah ich ihn mit Freude herannahen, aber weh tat mir's, meine Mitbrüder verlassen zu sollen, ohne daß sie meinen Wert hatten kennen lernen und ohne daß sie wußten, wie sehr ich, hätten

sie mich besser gekannt, verdient hätte, von ihnen geliebt zu werden. Dies sind die geheimen Gründe, warum dieser sonderbare Ton in diesem Werke herrscht, ein Ton, welcher von dem meines vorhergehenden so grell absticht.

Ich feilte diesen Brief, schrieb ihn ins Reine und war auf dem Punkt, ihn der Presse zu übergeben, als ich nach einem langen Stillschweigen einen von Frau von Houdetot erhielt, der mich bis in den Tod betrübte; solch einen schneidenden Schmerz hatte ich noch nie empfunden. Sie schrieb mir, daß meine Leidenschaft für sie in ganz Paris öffentlich bekannt wäre, daß ich das Geheimnis derselben Leuten anvertraut hätte, die es ausgeschwätzt hätten, daß das Gerücht davon ihrem Geliebten zu Ohren gekommen wäre und ihm beinahe das Leben gekostet hätte, daß er endlich ihr Gerechtigkeit widerfahren lasse und sich mit ihr versöhnt hätte, daß sie aber nunmehr sich selbst und ihrem Rufe es schuldig wäre, allen Umgang mit mir abzubrechen. Übrigens versicherte sie mich, daß weder sie noch ihr Geliebter je aufhören würden, an meinen Schicksalen Anteil zu nehmen, daß sie beide mich öffentlich überall verteidigen würden, und daß insbesondere sie von Zeit zu Zeit nach mir schicken würde, um sich nach mir zu erkundigen.

„Auch du, Diderot," rief ich, „unwürdiger Freund!" Ich entschloß mich, mit Diderot zu brechen; nur war mir die Frage, wie, noch unentschieden. Hierüber hatte mich die Betrachtung zweifelhaft gemacht, daß ich bisher bei jedem heimlichen Bruch verloren hatte, weil meine gewesenen Freunde auch nach demselben noch Maske und Namen der Freundschaft beibehalten hatten. Endlich dachte ich nachstehenden Ausweg aus. In mein neues Buch setzte ich als Note eine Stelle aus dem Sirach, welche unseren Bruch und selbst den Grund desselben für jeden, der sonst um die Sache wußte, deutlich genug angab, für die übrige Welt aber ganz und gar unverständlich war [1]). Um überdies ja

[1]) Wenn du gleich ein Schwert zückest über deinen Freund, so machest du es nicht so böse. Denn ihr könnet wohl wieder Freunde werden, wenn du ihn nicht meidest und redest mit ihm. Denn man kann alles versöhnen, ausgenommen die Schmach, Verachtung, Offenbarung der Heimlichkeit und böse Tücke; solche Stücke verjagen den Freund. Jesus Sirach, Kap. XXII, Vers 26 und 27.

nicht ungerecht zu werden, hütete ich mich wohl, im Werke selbst des Freundes, dem ich absagte, anders als mit der Achtung zu erwähnen, die man auch der erloschenen Freundschaft schuldig ist. Man mag dieses alles im Buche selber nachsehen!

Mein Brief an d'Alembert machte großes Aufsehen. Alle meine bisherigen Werke hatten solches gemacht, aber keines in dem günstigen Grade wie dieses. Das Publikum lernte aus demselben, daß nicht alles wahr sei, was in dem Holbachschen Kränzchen und durch seine Apostel gepredigt würde. Als ich die Einsiedelei bezog, prophezeiten diese Leute mit ihrer gewöhnlichen Anmaßung, ich würde den Aufenthalt daselbst nicht drei Monate aushalten. Als sie sahen, daß ich ihn zwanzig Monate ausgehalten hatte und daß ich, als ich ihn verlassen hatte, doch noch auf dem Lande blieb, so behaupteten sie, dieses fernere Bleiben wäre der lautere Eigensinn und ich hätte in meiner Einsamkeit tödliche Langeweile, aber ich wollte lieber ein Opfer des Stolzes werden, der mich besäße, als ihn ablegen und nach Paris zurückkehren. Der Brief an d'Alembert kündigte eine Ruhe der Seele an, die man unmöglich für gemacht halten konnte. Hätte üble Laune in meiner Einsamkeit an meinem Herzen gefressen, so wäre dies in meinem Tone merklich gewesen. In allen Schriften, die ich in Paris ausgearbeitet hatte, war ein solcher Ton nicht zu verkennen gewesen, aber er herrschte nicht mehr in dieser ersten Frucht meiner ländlichen Muße. Für echte Beobachter war dieser Zug entscheidend; man sah, daß ich wieder in meinem Elemente war.

Als ich nun von allen Seiten her mehr Ruhe besaß, so benutzte ich meine Muße und Unabhängigkeit, um meine Arbeiten in einer ununterbrochenen Folge vorzunehmen. Ich vollendete diesen Winter die Julie und schickte sie an Rey, welcher sie im folgenden Jahre drucken ließ. — Seit ich das Joch meiner Tyrannen abgeschüttelt hatte, führte ich ein so ziemlich ruhiges und zufriedenes Leben; zwar entbehrte ich die Freuden lebhafter Leidenschaften, aber mich drückte auch nicht das Gewicht ihrer Fesseln. Ich war meiner Gönner-Freunde, die durchaus die 1759.

Anordnung meines Schicksals in Händen haben wollten, überdrüssig, ich war nicht mehr gesonnen, mich durch ihre angeblichen Wohltaten unterjochen zu lassen, sondern hatte beschlossen, mich von nun an einzig an Verbindungen zu halten, die sich auf Wohlwollen und Gleichheit aller Rechte gründeten und, ohne die Freiheit einzuschränken, das Leben beglücken. An Verbindungen von dieser Art war ich reich genug, um alle Süßigkeit der Freiheit zu schmecken und das lästige Gefühl der Abhängigkeit, in welche uns enge Verbindungen versetzen, gerne zu entbehren. Sobald ich nur einmal diese Art, zu leben, kannte, fand ich, daß keine andere für mein Alter sich mehr schickte, daß keine so wie diese die Ruhe meiner Tage zu schützen und mir das tobende Ungewitter der Zwistigkeiten und Zänkereien, dem ich soeben beinah erlegen war, vom Leibe zu halten imstande wäre.

Schon während meines vormaligen Aufenthalts in der Einsiedelei und seit meiner Niederlassung in Montmorency hatte ich in der Nachbarschaft einige Bekanntschaften gemacht, welche mir angenehm waren und keinen Zwang antaten. Die erste derselben war der junge Loyseau de Mauléon, welcher damals als angehender Advokat in den Gerichtshöfen praktizierte und noch nicht wußte, daß er sich hier an seiner wahren Stelle befand. Ich war hierüber nicht wie er im Zweifel. Ich sagte ihm die ruhmvolle Laufbahn voraus, auf der man ihn heutzutage einherwandeln sieht. — Im nämlichen Dorf St. Brice hatte ich den Buchhändler Guérin, einen Mann von Geist, von mannigfaltigen Kenntnissen, liebenswürdig und in seinen Geschäften über den gemeinen Troß der Buchhändler erhaben, kennen gelernt. Er machte mich mit Jean Neaulme, einem Buchhändler von Amsterdam, seinem Korrespondenten und Freunde, bekannt, welcher in der Folge den Emile druckte. — In Montmorency hatte ich auch die Oratorier und unter anderen den Pater Berthier, Professor der Naturlehre, kennen gelernt; eine gewisse, über sein ganzes Wesen verbreitete Gutmütigkeit zog mich, eines kleinen Anstrichs von Pedanterie unerachtet, an ihn. Doch konnte ich eines an ihm nicht gut reimen: seine große Einfachheit mit seiner Begierde und Kunst, sich überall einzudrängen, bei den Großen, bei den Weibern, bei

den Frommen, bei den Philosophen. Er wußte allen alles zu sein. Ich war gerne um ihn, und sagte jedermann, daß ich gerne um ihn wäre. Wahrscheinlich war dies ihm wieder zu Ohren gekommen; einst dankte er mir lächelnd, daß ich ihn für einen guten Menschen hielte. Aber es war in diesem Lachen so etwas Sardonisches, welches seine Physiognomie in meinen Augen ganz veränderte, und was seither oft mir wieder ins Gedächtnis gekommen ist. Dies waren, wenn ich noch meinen Wirt, Herrn Mathas, dazu nehme, der ein guter Mann war, meine vorzüglichsten Bekanntschaften auf dem Lande. In Paris hatte ich deren noch genug, um, wenn ich wollte, dort sehr vergnügt zu leben; wohl zu merken außerhalb der Klasse der Gelehrten, denn von diesen rechnete ich nur Duclos für meinen Freund. Deleyre war noch zu jung, und ungeachtet er sich von der Philosophenbande ganz getrennt hatte, nachdem er gesehen hatte, wie sie mit mir umgesprungen war, so glaubte ich ihn doch nicht ganz lauter, wenigstens konnte ich die Leichtigkeit, mit der er sich von diesen Leuten zum Sprachrohr hatte brauchen lassen, noch nicht vergessen.

Ich hatte da meinen alten, ehrwürdigen Freund, Herrn Roguin. Das war noch ein Freund aus meiner besseren Zeit, den ich nicht meinen Schriften, sondern mir selbst zu danken hatte und deswegen immer behalten habe. Ich hatte auch den guten Lenieps, meinen Landsmann und seine damals noch lebende Tochter, Madame Lambert. Ich hatte das Haus des Herrn Dupin, welches zwar jetzt weniger glänzend war, als ehemals während der Blütentage seiner Gemahlin, aber doch immer wegen der vielen Verdienste seiner Bewohner und wegen der ausgesuchten Gesellschaft, die man da antraf, unter die besten Häuser von Paris gezählt zu werden verdiente. Ich hatte auch wirklich es keinem anderen nachgesetzt, hatte es bloß deswegen verlassen, um in Freiheit leben zu können; daher nahm man auch immer mich mit Freundschaft auf und ich konnte insbesondere von Madame Dupin hoffen, daß sie ihre Güte mir nie entziehen würde. Ich konnte sie gewissermaßen als meine Nachbarin auf dem Lande ansehen, da sie in Clichy sich niedergelassen hatten, wo ich bisweilen einige Tage bei ihnen zubrachte. Noch

häufiger würde ich sie besucht haben, wenn sie mit Frau von Chenonceaux weniger im Mißverständnis gelebt hätte. Es war dann natürlich für mich keine leichte Aufgabe, meine Aufmerksamkeit zwischen zwei Frauen zu teilen, die nicht gut zusammen standen; aber zum Glück wurde ich dadurch des Vergnügens, sie zu sehen, nicht ganz beraubt. Frau von Chenonceaux kam nämlich oft nach Deuil, welches vor meiner Türe lag, wo sie ein kleines Haus gemietet hatte, und ziemlich oft zu mir selbst in meine eigene Wohnung. An beiden Orten sahen wir uns dann ungezwungen.

Noch einen Mann hatte ich hier, den ich gleich nach Roguin hätte nennen sollen, es war mein alter Mitbruder und Freund de Carrio, ehemals Titularsekretär bei der spanischen Gesandtschaft in Venedig und hernach in Schweden. Dort ward er ordentlicher Geschäftsträger seines Hofes und endlich wirklicher Gesandtschaftssekretär in Paris. Er überraschte mich in Montmorency unverhofft. Er trug einen spanischen Orden, dessen Namen ich vergessen habe, mit einem schönen Kreuz von gefaßten Steinen. Er hatte während seiner Laufbahn einen Buchstaben zu seinem Namen setzen müssen und hieß nun Ritter von Carrion. Ich fand an ihm immer den Nämlichen, immer das gleich gute Herz, aber den Geist täglich gebildeter, täglich liebenswürdiger.

Doch will ich diese Liste durch Aufzählung anderer, weniger vertrauter Bekannter oder solcher, deren Freundschaft nur so lange dauerte, als ich anwesend war, nicht vergrößern, wiewohl ich auch diese auf dem Lande entweder in meinem Haus oder am dritten Orte bisweilen sah. Hierher gehören z. B. die Abbés von Condillac, von Mably, die Herren von Mairan, von La Live, von Boisgelou, Vatelet, Ancelet und andere, die ich der Kürze halber nicht nenne. Auch meine Bekanntschaft mit Herrn von Margency, königlichem Kammerherrn und altem Mitglied des Holbachschen Kränzchens (welches er, wie ich, verlassen hatte) und altem Freunde der Frau von Epinay (von welcher er, wie ich, sich losgemacht hatte), will ich nur kurz berühren. Desgleichen die seines Freundes Desmahis, der durch seine Komödie Der Unverschämte bekannt ist und dessen Ruhm sehr groß aber sehr kurz dauernd war. Der erstere war mein ländlicher

Nachbar, sein Landgut Margency lag in der Nähe von Montmorency. Wir waren alte Bekannte, aber die Nachbarschaft und eine gewisse Ähnlichkeit unserer beiderseitigen Erfahrungen brachten uns näher zusammen. Der zweite starb bald nachher, er hatte Verdienst und Geist, aber er glich so ziemlich dem Helden seines Lustspiels, war etwas Geck bei den Frauen und wurde von ihnen nicht sonderlich vermißt.

Einen neuen Briefwechsel, welcher in diesem Zeitraum begann, darf ich nicht vergessen, weil er zu vielen Einfluß auf mein übriges Leben gehabt hat, als daß ich den Anfang desselben nicht bemerken sollte. Ich rede hier von Herrn de Lamoignon de Malesherbes, erstem Präsidenten der Cour des Aides und damals Oberstem Bücherkommissar, welches Amt er mit Einsicht, Sanftmut und zur großen Zufriedenheit aller Gelehrten verwaltete. In Paris hatte ich ihn niemals besucht. Dessenungeachtet bewies er sich bei jeder Gelegenheit in Anbetracht der Zensur auf das höflichste und verbindlichste gegen mich, da er hingegen, wie ich zuverlässig weiß, mit denen, welche die Feder gegen mich ergriffen hatten, übel umgesprungen ist. Bei Gelegenheit des Abdrucks der Julie gab er mir neue Beweise seiner Güte gegen mich. Von jeher habe ich Herrn de Malesherbes als einen Mann von einer jede Probe aushaltenden Geradheit des Charakters betrachtet. Nie stieg bei allen meinen Schicksalen gegen seine Rechtschaffenheit in meiner Seele ein Zweifel auf; aber er ist ebenso schwach als ehrlich und schadet nicht selten den Leuten, für welche er sich verwendet, durch seine allzugroße Sorgfalt. Nicht allein ließ er in der Pariser Ausgabe mehr als hundert Seiten weg, sondern auch in dem Exemplar der besseren Ausgabe, welches er der Frau von Pompadour überschickte, schnitt er weg, wo der Verfasser allein sich es hätte erlauben können. Ich sage in dem Werke irgendwo, daß die Frau eines Kohlenbrenners achtungswerter sei als die Maitresse eines Fürsten. Diesen Ausdruck hatte ich in der Hitze des Dichtens so hingeschrieben und, ich kann es beschwören, an keine Deutung desselben gedacht. Als ich das Werk wieder las, fand ich, daß man diese Anwendung machen würde. Weil ich aber einmal den Grundsatz hatte, um einer

möglichen Deutung oder Mißdeutung willen nichts abzuändern, wenn mir mein Gewissen Zeugnis gäbe, während des Schreibens diese Deutung nicht beabsichtigt zu haben, so ließ ich den ganzen Satz stehen, wie er war, außer daß ich statt des Wortes König, wie man anfänglich las, das Wort Fürst setzte. Diese Milderung schien Herrn von Malesherbes nicht hinlänglich, er merzte auf einem Blatt, welches er zu diesem Behuf besonders umdrucken ließ, die ganze Periode aus und ließ dasselbe in das Exemplar der Frau von Pompadour sorgfältig einleimen. Sie erfuhr bald den Hokuspokus, der mit diesem Blatt vorgegangen war; es gab gute Seelen, welche dergleichen Dinge zu Ohren trugen. Ich selbst erfuhr es erst lange nachher, als ich die Folgen davon zu empfinden anfing.

Beim Eintritt des Winters erhielt ich einen neuen Beweis der gütigen Gesinnung des Herrn von Malesherbes gegen mich; ich erkannte seine Gefälligkeit wie ich sollte, aber ich fand nicht nötig, Gebrauch davon zu machen. Es war eine Stellung im Journal des Savants offen geworden. Margency machte mir, als wäre dies sein eigener Gedanke, in einem Briefe darüber einen Vorschlag und frug mich, ob ich nicht gesonnen wäre, sie anzunehmen. Aus der Wendung seines Briefes entnahm ich leicht, daß er auf Eingebung anderer handelte; er selbst gestand mir in der Folge, daß er den Auftrag gehabt habe, mir diesen Antrag zu tun. Ich hatte meine Gründe dawider und schrieb also an Margency ein Dankschreiben, in welchem ich mit aller nur erdenklichen Artigkeit meine Gründe so auseinandersetzte, daß weder er noch Herr von Malesherbes aus meiner Antwort auf Laune oder Stolz können geschlossen haben. Auch billigten beide meinen Entschluß, ohne mir darüber ein schiefes Gesicht zu machen, und die ganze Sache wurde so geheim gehalten, daß das Publikum nie etwas davon erfahren hat.

Der Vorschlag war mir zu einer Zeit gemacht worden, wo er mir nicht die geringste Freude machen konnte. Denn schon seit einiger Zeit trug ich den Gedanken in mir herum, das Gebiet der Literatur und insbesondere das Schriftstellergewerbe ganz zu verlassen. Alles, was mir seit

einiger Zeit widerfahren war, hatte mir die Gelehrten ganz verleidet und ich hatte gleich wohl erfahren, daß man nicht außer aller Verbindung mit ihnen sein kann, sobald man ihre Laufbahn betritt. Ebenso überdrüssig war ich der Weltleute und insbesondere des gemischten Lebens, das ich bisher geführt hatte, wo ich halb mir selbst und halb Gesellschaften angehörte, für die ich nicht taugte. Ich empfand mehr als jemals und aus einer unausgesetzten Erfahrung, daß jede ungleiche Gesellschaft für den schwächeren Teil nachteilig ist. Während ich mit reichen Leuten zusammenlebte, welche sich auf einem ganz anderen Fuß eingerichtet hatten als ich es war, mußte ich, wenn ich schon kein Haus machte wie sie, ihnen doch in vielen Stücken nacheifern und die kleinen Ausgaben, die für den Beutel dieser Leute so viel wie nichts waren, wurden für mich ebenso unerläßlich als für meine Kasse erschöpfend. Die Pariser Frauen, im übrigen so geistvolle Geschöpfe, haben über diesen Punkt gar keine richtige Vorstellung, sie wollten meinen Beutel schonen und ruinierten ihn. Wenn ich in der Stadt nur etwas von meiner Wohnung entfernt speiste, so gaben sie nicht zu, daß ich zum Nachhausefahren mir einen Fiaker bestellte, nein, sondern die Dame vom Hause ließ anspannen, um mich nach Hause bringen zu lassen. Nun war es ihr sehr lieb, mir die 24 Sous erspart zu haben, die ich für einen Fiaker ausgegeben hätte, an den Taler, den ich dem Bedienten und Kutscher geben mußte, dachte sie nicht. Ferner, wenn eine Frau von Paris aus nach der Einsiedelei oder nach Montmorency mir schrieb, so dauerten sie die vier Sous Porto, welche ich hätte ausgeben müssen, sie schickte mir also den Brief durch einen ihrer Leute, der dann zu Fuß, von Schweiß triefend, ankam, dem ich zu essen und einen Taler Trinkgeld geben mußte, nachdem er ihn auch wirklich wohl verdient hatte. Tat eine solche Frau mir den Vorschlag, acht oder vierzehn Tage mit ihr aufs Land zu gehen, so dachte sie bei sich selbst: das wird doch immer für den armen Teufel eine Ersparnis sein, die ganze Zeit über kostet seine Nahrung ihn nichts. Aber daran dachte sie nicht, daß ich während dieser ganzen Zeit nicht arbeitete, daß die Kosten meiner Haushaltung wie mein Hauszins fortliefen, daß meine Wäsche und meine Kleider

sich abnützten, daß ich meinen Barbier doppelt bezahlen mußte und daß der bei ihr mich mehr kostete als der zu Hause; auch beliefen alle diese meine Ausgaben sich sehr hoch, obgleich ich meine kleine Freigebigkeit nur auf die Häuser beschränkte, wo ich gewöhnlich verkehrte. Selbst bei Madame Dupin, wo ich zum Hause gehörte und der Dienerschaft tausend Gefälligkeiten erwies, konnte ich von ihnen nie welche anders als durch die Spitze meines — Geldes erhalten. In der Folge, als meine Lage mir nicht mehr erlaubte, Geschenke zu machen, mußte ich meine kleinen Freigebigkeiten ganz aufgeben, und damals empfand ich zuerst, wie viele Nachteile es für mich hatte, mit Leuten höheren Standes umzugehen.

Wenn endlich dieses Leben wenigstens nach meinem Geschmack gewesen wäre, so hätte ich über eine lästige Ausgabe mich bald getröstet, weil ich sie dann meinem Vergnügen geopfert hätte; aber mich zugrunde zu richten, um Langeweile auszuhalten, war mehr, als ich ertragen konnte. Ich empfand die drückende Last einer solchen Lebensweise so schwer, daß ich jetzt, da ich einmal einen freien Zwischenraum hatte, entschlossen war, diese Freiheit fürderhin zu genießen, der großen Welt, dem Bücherschreiben und allem Literatenwesen Lebewohl zu sagen und für den Rest meiner Tage mich in dem engen friedlichen Kreis, für den ich mich geboren fühlte, einzuschränken.

Ich hatte noch zwei Werke in der Arbeit. Das eine waren meine Institutions Politiques. Ich untersuchte, wieweit ich mit demselben vorgerückt wäre, und fand, daß es noch einer mehrjährigen Arbeit bedurfte. Ich hatte nicht den Mut, es fortzuführen und die Ausführung meines Entschlusses bis nach Vollendung dieses Buches aufzuschieben. Ich tat also Verzicht auf dieses Werk, beschloß aber, das Brauchbare und vom Plane des Ganzen Trennbare davon zu nehmen und das übrige zu verbrennen. Ich tat's und trieb diese Arbeit mit so vielem Eifer, daß ich, ohne deshalb den Emile zu vernachlässigen, in weniger als zwei Jahren die letzte Hand an den Contrat Social legte.

Nun war noch mein musikalisches Wörterbuch übrig. Dies war eigentlich mehr Hand- als Geistesarbeit, ich konnte zu jeder Zeit daran fortschreiben und mein einziger Zweck dabei

war, Geld zu verdienen. Ich behielt mir vor, es nach Gutdünken liegen zu lassen oder zu vollenden, je nachdem meine übrigen Hilfsquellen flössen oder versiegten, und ich in der Lage wäre, diese entbehren zu können oder nicht. Was die Moral der Sinne betraf, die noch Entwurf war, so ließ ich sie gänzlich liegen.

Mein letztes Projekt war: auf den Fall, daß ich die Beihilfe des Notenschreibens entbehren könnte, mich von Paris zu entfernen, weil der Zufluß überlästiger Besucher meinen Unterhalt daselbst kostspielig machte und doch zugleich mir die Zeit raubte, für denselben zu sorgen. Um nun in meinem stillen Aufenthalt nicht die ausgedienten Schriftstellern so gewöhnliche Krankheit der Langeweile fühlen zu müssen, behielt ich mir eine Beschäftigung vor, die die Leere meiner Einsamkeit ausfüllen konnte und doch zugleich mich nicht in Versuchung führte, etwas bei meinen Lebzeiten drucken zu lassen. Ich weiß nicht, wie es Rey einfiel, mich schon seit langer Zeit zu bitten, daß ich die Geschichte meines Lebens schreiben möchte. Wohl war bis dahin mein Lebenslauf nicht sonderlich anziehend durch unerwartete und unerhörte Begebenheiten gewesen, aber ich fühlte, daß ich die Geschichte desselben durch die Freimütigkeit, die ich darein legen zu können mir bewußt war, anziehend machen könnte. Ich beschloß also, ein durch beispiellose Wahrheitsliebe einziges Werk daraus zu schaffen: man sollte, dies war mein Zweck, wenigstens einmal einen Menschen so kennen lernen, wie er innerlich ist. Ich wußte, daß keine der Schilderungen, welche im Publikum von mir herumgetragen würden, mir gliche, sondern daß viele derselben so abenteuerlich waren, daß aller meiner schlimmen Eigenschaften, die zu verschweigen ich nicht gesonnen war, ungeachtet, ich immer noch dabei gewinnen mußte, wenn ich mich zeigte wie ich bin. Da ferner ich dies nicht tun konnte, ohne auch andere Leute so zu zeigen, wie sie sind, und folglich dieses Werk erst nach meinem und vieler anderer Leute Tod erscheinen konnte, so entschloß ich mich um so eher, meine Bekenntnisse zu schreiben, da ich vor niemandem darüber zu erröten brauchte. Ich nahm mir also vor, alle meine Muße zur bestmöglichen Ausführung meines Planes anzuwenden, und von nun an

sammelte und ordnete ich die Briefe und Papiere, welche mein Gedächtnis leiten oder meine Erinnerung aufwecken konnten, wobei ich nur bereute, so vieles hierzu Dienliche zerrissen, verbrannt und verloren zu haben.

Dieser Plan zu einem vollkommenen Rückzug in die Einsamkeit, einer der vernünftigsten, die vielleicht je gemacht worden sind, hatte sich meinem Geiste so fest eingeprägt, daß ich noch an seiner Ausführung arbeitete, als der Himmel, der mir ein anderes Schicksal bereitete, mich mitten in einen neuen Strudel warf.

Montmorency, dieses alte und schöne Erbgut des erlauchten Hauses, das seinen Namen führt, gehört seit der Konfiskation nicht mehr zu demselben. Durch die Schwester des Herzogs Heinrich kam es an das Haus Condé, welches den Namen Montmorency in Enghien veränderte, und dieses Herzogtum hat kein anderes Schloß als einen alten Turm, in welchem die Archive aufbewahrt sind und wo die Vasallen den Lehenseid in die Hände des Lehensherrn ablegen. Aber man sieht in Montmorency oder Enghien ein besonderes Haus, welches Croisat, zubenannt der Arme, gebaut hat: dieses hat von den herrlichsten Schlössern die Pracht und führt auch diesen Namen, den es sehr wohl verdient. Der ehrfurchtgebietende Anblick dieses schönen Gebäudes, die Terrasse, auf der es erbaut ist, seine Aussicht, die in ihrer Art auf der Welt einzig ist, der große darin befindliche Saal, von Meisterhand ausgemalt, der dazu gehörige Garten, den Lenotre angelegt — alles dies bildet ein Ganzes, das mit seiner hohen Majestät doch eine gewisse die Bewunderung erhaltende und nährende Einfachheit verbindet. Der Marschall Herzog von Luxemburg, welchem dazumal dieses Haus gehörte, kam alle Jahre in dies Land, dessen Beherrscher einst seine Ahnen gewesen waren. Hier brachte er fünf bis sechs Wochen als einfacher Bewohner, aber mit einer Pracht, ganz würdig des alten Glanzes seines Hauses, zu. Bei der ersten Reise, die er hierher machte, nachdem ich mich in Montmorency niedergelassen hatte, schickten Herr und Madame einen Kammerdiener mit einem sehr verbindlichen Kompliment und einer Einladung, bei

ihnen so oft zu Nacht zu speisen, als mir selbst gefällig wäre, zu mir. So oft sie wiederkamen, kam auch an mich das nämliche Kompliment und die nämliche Einladung. Ich antwortete artig und ehrfurchtsvoll auf die Höflichkeiten des Herrn und der Frau von Luxemburg, aber ihre Einladung nahm ich nicht an. Da ich ohnedies teils aus Schüchternheit, teils wegen meiner Unpäßlichkeit vor dem bloßen Gedanken, mich in einer Versammlung von Hofleuten zeigen zu sollen, erzitterte, so ging ich nicht einmal hin, meinen Dankfagungsbesuch zu machen, wiewohl ich ganz gut merkte, daß es einzig darauf abgesehen und daß nicht sowohl Wohlwollen als vielmehr bloße Neugierde der Grund all des Dringens war.

Unterdessen gingen die Einladungen immer fort, wurden sogar häufiger. Die Frau Gräfin von Boufflers, genaue Vertraute der Frau Marschallin, kam nach Montmorency, ließ sich nach mir erkundigen und sich bei mir zum Besuch ansagen. Ich antwortete, wie es meine Schuldigkeit war, ließ mich aber nicht von der Stelle bewegen. Als sie im folgenden Jahre, 1759 um Ostern, wieder nach Montmorency kamen, besuchte der Chevalier de Lorenzy, einst am Hofe des Prinzen von Conti und jetzt im Gefolge der Frau von Luxemburg, mich öfters, wir machten Bekanntschaft, er drang in mich, auf das Schloß zu gehen, ich tat's aber nicht. Endlich sah ich eines Nachmittags, als ich an nichts weniger dachte, den Marschall von Luxemburg in Gesellschaft von fünf oder sechs Personen ankommen. Nun gab es kein Mittel mehr, mich loszumachen, und ich konnte, wollte ich nicht übermütig und als ein Mann ohne Lebensart erscheinen, nicht vermeiden, einen Gegenbesuch zu machen und der Frau von Luxemburg meine Ehrerbietung zu bezeugen, da ihr Gemahl in ihrem Namen mich mit tausend Höflichkeiten überschüttet hatte. So begann unter lauter schlimmen Vorbedeutungen eine Verbindung, der ich länger nicht ausweichen konnte, von der aber ein nur zu begründetes Vorgefühl mich so lange zurückhielt, bis sie geschlossen war.

Ich fürchtete Frau von Luxemburg außerordentlich. Man hielt sie allgemein für boshaft und bei einer so vornehmen Dame machte dieser schlimme Ruf mich zittern. Kaum hatte

ich sie gesehen, so war ich schon unterjocht. Ich fand sie entzückend, schön, jeder Zeit zum Trotze, und ganz gemacht, um auf mein Herz zu wirken. Ich hatte erwartet, von ihr mit einer beißenden, epigrammatischen Unterhaltung empfangen zu werden. Ich hatte mich getäuscht und es ging alles viel besser. Frau von Luxemburg spricht in ihren Unterredungen nicht mit Witz. Nicht schnelle Einfälle, auch nicht einmal eigentliche Gewandtheit, sondern ausgesuchte Delikatesse, welche nie in Erstaunen setzt und immer gefällt, macht ihren Umgang reizend. Ihre Schmeicheleien berauschen um so unvermeidlicher, je einfacher sie sind; man kann nicht umhin zu glauben, daß sie ihr ohne ihr Wissen entwischen, und sie für Ergießungen eines übervollen Herzens zu halten. Ich glaubte beim ersten Besuche zu bemerken, daß ich ihr meines linkischen Wesens und eines schwerfälligen Konversationsstiles ungeachtet nicht mißfiele. Alle Hofdamen können, wenn sie wollen, uns dies glauben machen — wahr oder nicht wahr, darauf kommt es hier nicht an —, aber keine kann wie Frau von Luxemburg uns davon so innig und sanft überreden, daß es uns gar nicht einfällt, auch nur daran zweifeln zu wollen. Vom ersten Tage unserer Bekanntschaft an würde mein Vertrauen so ohne Grenzen ihr zuteil geworden sein, als es bald darauf wurde, wenn nicht die Herzogin von Montmorency, ihre Stieftochter, ein junges, unbesonnenes und dabei ziemlich boshaftes Ding den Einfall bekommen hätte, meine Eroberung zu unternehmen. Sie war zuweilen die Ursache, daß ich, mitten durch die gehäuften Lobsprüche der Mutter und verstellten Liebkosungen der Tochter hindurch, anfing zu ahnen, daß boshafter Spott sein Spiel mit mir treibe.

Ich hätte vielleicht dieser Ahnung mehr Raum gegeben, wenn nicht die äußerste Güte des Herrn Marschalls mich in dem Glauben bestärkt hätte, daß auch die Damen es mit mir redlich meinten. Bei meinem schüchternen Naturell ist in der Tat nichts so überraschend als die Schnelligkeit, mit der ich sein Erbieten, auf einem völlig gleichen Fuße mit mir umzugehen, annahm; nur seine Bereitwilligkeit, mich in der mir selbst gefälligen Unabhängigkeit leben zu lassen, kommt ihr gleich. Sie und er glaubten, daß ich Ursache

hätte, mit meiner Lage zufrieden zu sein, und nicht trachtete sie zu ändern, und eben deswegen schien weder sie noch er sich einen Augenblick um meinen Beutel oder meine Glücksumstände zu kümmern. Diese Einfalt im Umgang mit so großen Herren, welche alles zu meinen Diensten bewirken konnten (Herr von Luxemburg war der vertraute Freund seines Königs und verdiente es zu sein), sticht gegen die beständige ebenso ungebetene als dienstfertige Sorgsamkeit der Gönnerfreunde, von welchen ich soeben herkam, und welche nicht sowohl mir dienen als mich erniedrigen wollten, seltsam genug ab.

Als der Marschall mich in Mont-Louis besuchte, war ich beinahe außerstande, ihn und sein Gefolge in meinem einzigen Zimmer aufzunehmen; nicht deswegen, weil ich ihn mitten unter meinen schmutzigen Tellern und meinen zerbrochenen Töpfen mußte niedersitzen lassen, sondern weil mein vermoderter Stubenboden in Trümmer fiel und ich befürchten mußte, das Gewicht des Gefolges möchte ihn vollends eindrücken. Nicht sowohl meine eigene Gefahr, als die des guten Herrn, in die er durch seine Leutseligkeit geraten war, bewogen mich, ihn von da weg und, der damals noch fortdauernden Kälte unerachtet, in mein ganz offenes, mit keinem Kamine versehenes Gartenhaus zu führen. Als er dort war, sagte ich ihm, weswegen ich ihn hergeführt hätte. Er sagte es der Frau Marschallin wieder und beide drangen in mich, wenigstens solange, bis mein Boden wieder ausgebessert wäre, eine Wohnung im Schloß, oder, wenn ich lieber wollte, in einem einzelstehenden Hause mitten im Park, welches man das kleine Schloß nannte, anzunehmen. Dieser bezaubernde Aufenthalt verdient, daß ich ein paar Worte mehr davon sage.

Der Park oder Garten von Montmorency liegt nicht eben wie der in Chevrette. Der Boden ist ungleich, bergig, ein Wechsel von Hügeln und Vertiefungen, aus denen der geschickte Künstler Vorteil zu ziehen gewußt hat, um die Lauben, Anlagen, Wasserkünste, Aussichten mannigfaltiger zu machen und sozusagen durch die Kräfte der Kunst und der Erfindungsgabe einen ziemlich einge-

schränkten Platz zu vervielfältigen. Dieser Park ist auf der Höhe durch die Terrasse und das Schloß begrenzt, in der Tiefe bildet er einen engen Paß, der sich gegen das Tal hin öffnet und erweitert und dessen Winkel durch ein großes Wasser ausgefüllt ist. Zwischen dem Orangenwäldchen, das auf dem erweiterten Platze steht und zwischen dem Teich, der von gut verzierten Felsen, Lauben und Bäumen umgeben ist, steht das kleine Schloß, von dem ich gesprochen habe. Dieses Gebäude und das umliegende Stück Feld gehörte ehemals dem berühmten Le Brun, der ein Vergnügen darin fand, es mit jenem in Verzierungen und Bauanlagen ihm eigenen ausgesuchten Geschmack — einer Frucht des vieljährigen innigen Studiums der Schönheit, von welcher dieser große Maler sich genährt hatte — auszuschmücken. Dieses Schlößchen ist seit jener Zeit wieder neu erbaut worden, aber immer nach der Zeichnung dieses ersten Eigentümers. Es ist klein, einfach, aber entzückend. Da es in einer Vertiefung zwischen dem Orangenwäldchen und dem großen Wasserteich steht und deshalb der Feuchtigkeit ausgesetzt ist, so hat man es in seiner Mitte durch einen offenen doppelt gereihten Säulengang durchschnitten, durch welchen die Luft ungehindert streichen kann und es trotz der Lage trocken erhält. Wenn man dieses Gebäude von der entgegengesetzten Höhe, nach welcher es hinblickt, ansieht, so glaubt man es ganz von Wasser umgeben und wähnt eine verzauberte Insel oder die schönste der drei borromäischen, die Isola bella im Lago Maggiore zu sehen.

Hier, in diesem einsamen Hause, ließ man mir zwischen vier vollständigen Wohnungen, die es außer dem Erdgeschoß, wo ein Ball-, ein Billardsaal und eine Küche waren, enthielt, die Wahl. Ich wählte die kleinste und einfachste über der Küche, welche ich auch einnahm. Mein Zimmer war entzückend niedlich, das Hausgerät darin war weiß und blau. In dieser tiefen und herrlichen Einsamkeit, mitten zwischen Wald und Wasser, beim Wettgesang der Vögel aller Art, beim Geruch der Pomeranzenblüten schrieb ich in einer fortdauernden Begeisterung das fünfte Buch des Emile, dessen schönes Kolorit ich großenteils dem herrlichen Eindruck des Ortes zu danken habe, an welchem ich schrieb.

Mit welcher Sehnsucht lief ich gegen Morgen beim Sonnenaufgang auf den Säulenplatz, um dort die balsamische Luft einzuatmen! Was für guten Milchkaffee trank ich da mit meiner Therese! Meine Katze und mein Hund leisteten uns dabei Gesellschaft, eine Gesellschaft, mit der ich mich mein ganzes Leben hindurch begnügt haben würde, ohne einen Augenblick Langeweile zu empfinden. Ich war hier im irdischen Paradiese; ich lebte hier so unschuldig, als Adam einst dort lebte, und war so glücklich als er.

Bei ihrem Aufenthalt im Juli bewiesen Herr und Frau von Luxemburg mir so viele Aufmerksamkeiten, daß ich, ihr Hausgenosse, den sie mit ihren Gütebezeigungen überhäuften, nichts besseres tun konnte, als durch oft wiederholte Besuche ihnen beweisen, wie sehr ich fühlte, was ich ihnen schuldig war. Ich wich beinahe nicht von ihrer Seite: des Morgens ging ich hin, der Frau Marschallin meine Aufwartung zu machen, ich speiste bei ihnen, ging des Nachmittags mit dem Herrn Marschall spazieren, nur zu Abend speiste ich nicht dort, weil für mich zu viele Leute da waren und das Essen sich zu tief in die späte Nacht hineinzog. Bis dahin ging alles gut und würde ferner gut gegangen sein, wenn ich hierbei stehen geblieben wäre. Aber nie habe ich in meinen Neigungen die Mittelstraße halten, nie die Pflichten der Gesellschaft ohne die Hitze des Gefühls erfüllen können. Von jeher war ich entweder alles oder nichts. Bald war auch hier ich alles, und als ich mich umworben und von Personen so hohen Ranges verhätschelt sah, überschritt ich die Grenzen und ließ in mein Herz eine Freundschaft sich einschleichen, welche nur gegen Leute gleichen Standes zu hegen erlaubt ist. Ich legte in mein Betragen alle die Vertraulichkeit, die von einer solchen Freundschaft unzertrennlich ist, dahingegen sie in ihrem Umgang nie von der feinen Höflichkeit abwichen, an die sie mich einmal gewöhnt hatten. Doch konnte ich mit der Frau Marschallin nie so recht heimlich sein. Obschon ich ihrem Charakter nicht ganz traute, so fürchtete ich doch sie weit weniger als ihren Geist. Durch diesen unterjochte sie mich hauptsächlich. Ich wußte, daß sie im Umgang heikel war und Ursache hatte, es zu sein. Ich wußte, daß Weiber, und besonders vornehme Weiber durchaus wollen Zeitvertreib

haben, daß man's eher wagen darf, sie zu beleidigen als ihnen Langeweile zu machen, und aus den Anmerkungen der Frau Marschallin über die Reden der soeben Weggegangenen schloß ich mit vieler Wahrscheinlichkeit auf das, was sie von meinen Tölpeleien denken mußte. Ich erdachte ein Mittel, mich bei ihr des Sprechens zu überheben; und dies war, zu lesen. Sie hatte von der Julie gehört und wußte, daß sie unter der Presse war; sie bezeugte Verlangen, dieses Werk zu sehen; ich erbot mich, es ihr vorzulesen, und sie nahm es an. Alle Morgen ging ich um zehn Uhr zu ihr hin, Herr von Luremburg kam auch dazu und dann schloß man die Türe ab. Ich las neben ihrem Bette und wußte meine Vorlesungen so ökonomisch einzurichten, daß wir für den ganzen Aufenthalt vollauf gehabt haben würden, wenn dieser auch nicht unterbrochen worden wäre. Der Erfolg dieses Mittels übertraf meine Erwartung. Frau von Luremburg fand Gefallen an Julien und ihrem Verfasser, sie sprach von nichts mehr als von mir, beschäftigte sich mit nichts mehr als mit mir, sagte mir den ganzen Tag Schmeicheleien und umarmte mich wohl zehnmal des Tages. Sie wollte an der Tafel mich immer an ihrer Seite sitzen haben, und wenn einige Herren diesen Platz einnehmen wollten, so sagte sie ihnen, daß er mir zugehöre, und hieß sie sich anderswo hinsetzen. Man urteile, welchen Eindruck dieses liebreiche Betragen auf mich machen mußte, auf mich, der ich immer den kleinsten Zeichen von Wohlwollen erlag. Ich faßte eine wirkliche Zuneigung zu ihr in eben dem Grade, wie sie welche gegen mich äußerte. Nur fürchtete ich, der Geschmack, den sie an mir fand, möchte sich in Widerwillen verwandeln, da ich meinem Geiste nicht genug Reiz zutraute, sie zu unterhalten; unglücklicherweise war diese Furcht nur zu sehr begründet.

Die Richtung meines Geistes mußte wohl der ihrigen von Natur entgegengesetzt sein, denn meine tausend ungeschickten Streiche, welche mir jeden Augenblick während der Unterhaltung mit ihr, in meinen Briefen sogar und im besten Einverständnis mit ihr entschlüpften, abgerechnet, fand sie an mir immer Dinge, welche ihr mißfielen, ohne daß ich erraten konnte, warum.

Sobald das kleine Haus auf Mont-Louis fertig war, ließ ich es niedlich und einfach einrichten und zog sogleich wieder in demselben ein; ich konnte und wollte das Gesetz nicht übertreten, das ich mir selbst vorgeschrieben hatte, als ich die Einsiedelei verließ, nämlich immer im eigenen Hause für mich zu wohnen. Aber ich konnte mich auch nicht entschließen, meine Wohnung im kleinen Schlosse ganz zu verlassen; ich behielt den Schlüssel, und da ich viel auf ein Frühstück auf dem Säulenplatz hielt, so schlief ich öfters dort, und blieb bisweilen sogar zwei oder drei Tage da, wie in einem Landhaus. In ganz Europa wohnte vielleicht kein Privatmann so gut und so angenehm. Mein Wirt, Herr Mathas, der beste Mann von der Welt, hatte mir die Anordnung des Bauwesens auf Mont-Louis ganz überlassen und wollte durchaus, daß ich mich seiner Handwerksleute nach Belieben bedienen sollte, er selbst wollte gar nichts damit zu tun haben. Ich wußte es durch langes Nachsinnen so auszudenken, daß ich statt einer einzigen Stube im ersten Stock eine vollständige Wohnung bekam, bestehend aus einem Zimmer, einem Vorzimmer und einer Garderobe. Im Erdgeschoß lag die Küche und Theresens Zimmer. Das Gartenhaus vertrat mir die Stelle eines Studiersaales, nachdem ich es mit einer Bretterwand und Fenster hatte versehen, auch einen Kamin hatte hineinsetzen lassen. Die Ausschmückung der Terrasse machte mir vieles Vergnügen; schon wurde sie von zwei Reihen junger Lindenbäume beschattet, zwei andere ließ ich hinsetzen, um eine Laube daraus zu bilden, in diese ließ ich einen steinernen Tisch und steinerne Bänke setzen, pflanzte ringsherum spanischen Flieder, Syringen und Gaisblatt; parallel mit den zwei Baumreihen legte ich ein schönes schmales Blumenbeet an; und diese Terrasse — welche noch höher gelegen war als die zum Schloß gehörige und von wo aus die Aussicht wenigstens ebenso schön war als von jener, wohin ich endlich eine Menge Vögel gewöhnt hatte — diente mir zum Gesellschaftssaal, wenn Herr und Frau von Luxemburg, der Herzog von Villeroy, der Fürst von Tingry, der Marquis von Armentières, die Herzogin von Montmorency, die Gräfin von Valentinois, die Gräfin von Boufflers und andere Personen von diesem Range mich

besuchten, wenn sie bisweilen sich herabließen, vom Schlosse aus den beschwerlichen Berg hinauf nach Mont-Louis zu wallfahrten. Dem Herrn und der Frau von Luxemburg hatte ich alle diese Besuche zu danken; ich wußte es wohl und mein Herz war ihnen dafür erkenntlich. In einem Anfall von Entzücken umarmte ich einst den Marschall: „Ach," sagte ich, „mein Herr, ehe ich Sie kennen lernte, habe ich die Großen gehaßt, und nun hasse ich sie noch mehr, weil Ihr Beispiel mich belehrt, wie leicht es ihnen sein müßte, es so weit zu bringen, daß man sie anbetete!"

Übrigens darf ich mich kühn auf alle die berufen, welche in diesem Zeitraum um mich waren, ob sie je bemerkten, daß dieser Glanz mich verwirrt oder der Weihrauchdunst mir den Kopf benebelt habe, ob sie damals mich weniger als sonst mit mir selbst übereinstimmend in meinem Betragen fanden, weniger einfach in meinen Manieren, weniger verbindlich gegen Niedrige, weniger zutraulich gegen meine Nachbarn, weniger dienstfertig gegen jedermann, wenn ich es sein konnte — sie mögen entscheiden, ob ich alles dies damals weniger war als vor- und nachher, sie mögen sagen, ob ich je den unzähligen, überlästigen, oft unvernünftigen Besuchen, mit denen ich immer geplagt war, mich entzog. Wenn mein Herz, geleitet durch meine aufrichtige Neigung zu meinem erhabenen Freunde, mich aufs Schloß nach Montmorency zog, so führte mich dieses nämliche Herz auch in meine übrige Nachbarschaft, wo ich die Süßigkeit jenes gleichförmigen einfachen Lebens, außer welchem ich kein volles Glück kenne, schmeckte. Therese hatte mit der Tochter eines Maurers, meines Nachbars, namens Pilleu Bekanntschaft gemacht, ich machte es beim Vater ebenso, und wenn ich dann im Schlosse, nicht ohne Zwang, aber der Frau Marschallin zu gefallen, zu Mittag gespeist hatte, mit welcher Sehnsucht eilte ich des Abends zu dem braven Pilleu und seiner Familie! Wie vergnügt speisten wir dann bald in seinem, bald in meinem Hause zusammen!

Mitten im Schoße dieses vorübergehenden Glücks bereitete sich von ferne die Katastrophe, welche das Ende dieses Zeitraums bezeichnen sollte. Kurze Zeit nach meiner Rückkehr auf Mont-Louis machte ich, und gewiß gegen meinen Willen,

eine neue Bekanntschaft, welche einen merkwürdigen Zeitpunkt in meiner Geschichte ausmacht. Die Folge wird lehren, ob sie zu meinem Glück oder Unglück ausfiel. Diese neue Bekanntschaft war die Frau Marquise von Verdelin, meine Nachbarin, deren Gemahl in Soisy, nahe bei Montmorency soeben ein Landhaus gekauft hatte. Sie kam mehrere Male nach Mont-Louis, ohne mich anzutreffen, und als sie sah, daß ich ihr keinen Gegenbesuch machte, ersann sie flugs ein Mittel, mich dazu zu zwingen. Sie schickte mir nämlich einen Blumentopf für meine Terrasse. Nun mußte ich doch hingehen, mich zu bedanken; das war ihr genug, ich ging hin, und siehe, wir waren Bekannte.

Die neue Bekanntschaft begann mit Stürmen, wie alle, die ich wider Willen machte. Eigentlich donnerte es während des ganzen Laufs derselben immer in der Ferne. Die Geistesrichtung der Frau von Verdelin war der meinigen allzu entgegengesetzt. Boshafte Anmerkungen und Epigramme bringt sie mit so viel scheinbarer Einfalt vor, daß eine unaufhörliche für mich sehr ermüdende Aufmerksamkeit dazu gehört, um zu wissen, daß und wie sie verspotten möchte. Selten habe ich sie von einem ihrer abwesenden Freunde Gutes reden hören, ohne daß sie etwas zu seinem Nachteil mit eingemischt hätte. Was sie nicht von der schlechten Seite nahm, das nahm sie von der lächerlichen. Das Unerträglichste an ihr war mir der unaufhörliche Zwang, in den mich ihre kleinen Botschaften, ihre kleinen Geschenke, ihre kleinen Billetts versetzten, welche ich gerne oder ungerne auch dann beantworten mußte, wenn ich am wenigsten bei Laune war, und die immer neue Verlegenheit mit Dankſagungen oder Weigerungen der Annahme. Aus dem häufigen Umgang mit ihr entsprang denn aber doch zuletzt eine Zuneigung. Sie hatte ihren Kummer so gut wie ich. Unsere gegenseitigen Herzenserleichterungen machten unsere Zusammenkünfte unter vier Augen anziehend. Nichts knüpft Herzen so fest zusammen als die Wollust, miteinander weinen zu können. Wir suchten einander auf, um uns zu trösten, und dieses Bedürfnis ward Grund, daß ich über viele Sachen hinwegsah. In meinen Freimut gegen sie legte ich oft so viel Härte, daß ich, nachdem ich einige Male so wenig Achtung

vor ihrem Charakter gezeigt hatte, im Grund meines Herzens viele vor ihr haben mußte, um glauben zu können, daß sie wirklich mir vergeben würde. Hier eine kleine Probe der Briefe, die ich zuweilen an sie schrieb, wobei zu bemerken ist, daß sie in ihren Antworten nie auf irgend eine Art darüber Empfindlichkeit hat spüren lassen.

„Montmorency, den 5. November 1760.

Sie sagen mir, Madame, daß Sie sich nicht gut ausgedrückt hätten und wollen mir dadurch zu verstehen geben, daß ich mich schlecht ausdrücke. Sie reden von Ihrer vorgeblichen Dummheit, um mir die meinige begreiflich zu machen. Sie rühmen sich, daß Sie nichts als eine gute Frau wären, als wenn Sie fürchteten, daß ich's glauben könnte, und machen mir Entschuldigungen, um mir zu zeigen, daß ich schuldig bin, Ihnen welche zu machen. Ja, Madame, ich weiß wohl: Ich bin ein alter dummer Junge, ich ein Einfaltspinsel und womöglich noch etwas Schlimmeres; ich habe meine Ausdrücke schlecht gewählt für den Geschmack einer schönen französischen Dame, welche wie Sie auf Worte Achtung gibt und so gut spricht wie Sie. Aber bedenken Sie, daß ich die Worte nehme, wie der Sprachgebrauch mir sie gibt, und daß ich nicht weiß noch auch je mich bekümmert habe, zu wissen, welche Bedeutung man ihnen in den Tugendzirkeln zu Paris beilegt. Wenn meine Ausdrücke bisweilen zweideutig sind, so suche ich ihren Sinn durch mein Betragen zu bestimmen usw." Der Rest des Briefes ist ungefähr im nämlichen Ton. Wer die Antwort las, der mochte die unglaubliche Mäßigung eines Weiberherzens bedenken, das einen solchen Brief nicht bitterer empfindet, als es aus dieser Antwort hervorgehen muß und als sie mir jemals bezeigt hat.

Einige Zeit nach meiner Rückkehr auf Mont-Louis besuchte mich der Maler Latour und brachte mir mein Porträt, in Pastell gemalt, welches er vor einigen Jahren im Kunstsalon in Paris ausgestellt hatte. Er hatte dieses Bild mir geben wollen, ich hatte es aber nicht angenommen. Frau von Epinay jedoch, welche mir ihr Bildnis gegeben hatte und das meinige haben wollte, hatte mich ver-

anlaßt, ihn aufs neue darum zu bitten. Er hatte sich Zeit genommen, es wieder aufzufrischen. Unter dieser Zeit brach ich mit Frau von Epinay; ich gab ihr ihr Porträt zurück, und da sie nach dem meinigen nicht weiter fragte, so hing ich es in meinem Zimmer im kleinen Schlosse auf. Herr von Luxemburg sah es dort und fand es getroffen, ich bot es ihm an, er nahm es, und ich schickte es ihm hin. Der Herr Marschall und seine Gemahlin vermuteten, daß mir ihre Porträts angenehm sein würden. Sie ließen sich durch einen sehr geschickten Meister in Miniatur malen, in ein Bonbonschächtelchen von Bergkristall und mit Gold gefaßt einsetzen, und machten mir auf eine sehr verbindliche und für mich bezaubernde Art ein Geschenk damit. Frau von Luxemburg hatte nie darein willigen wollen, daß ihr Porträt oben auf dem Schächtelchen zu stehen käme. Sie hatte mir öfters vorgeworfen, ich liebte Herrn von Luxemburg mehr als sie, und ich hatte es nicht geleugnet, weil dies wahr war. Sie bezeugte mir durch die Art, ihr Bild zu stellen, auf eine sehr höfliche Art aber zugleich sehr deutlich, daß sie diesen Vorzug nicht vergessen könnte.

Obwohl sie aber nichts weiter zu sehen, nichts anderes zu fühlen schien, und obwohl ich bis jetzt weder Abnahme ihres Eifers für mich noch Veränderung ihres Betragens gegen mich bemerkt hatte, so machte mich doch eine fortgesetzte, immer stärker werdende, leider nur zu gut begründete Ahnung, daß Langeweile bald diesem Vergnügen folgen würde, erzittern. Konnte ich von einer so großen Dame eine Beständigkeit erwarten, welche selbst meiner Ungeschicklichkeit, sie zu verdienen, widerstände? Ich konnte selbst meine Ahnung, die mich beunruhigte und immer mürrischer machte, ihr nicht verhehlen. Man kann sich aus folgendem Briefe, welcher eine sonderbare Prophezeiung enthält, eine Vorstellung meiner Zustände machen. Dieser Brief, in meinem Konzept ohne Datum, ist spätestens im Oktober 1760 geschrieben.

„Wie grausam ist Ihre Güte! Warum stören Sie den Frieden eines Einsamen, welcher den Vergnügungen des Lebens entsagt hatte, um seine Langweile nicht mehr zu fühlen? Ich habe meine Lebenszeit mit dem vergeblichen

Bemühen verschwendet, eine dauerhafte, innigste Verbindung für mich aufzufinden. Unter den Ständen, zu welchen ich hinanreichen konnte, fand ich kein Geschöpf, an das ich so wie ich wünsche mich hätte anschließen, in dessen Armen ich mein Ideal verwirklichen konnte; soll ich den Gegenstand meiner Wünsche auch noch in Ihrem Stande suchen? Weder Ehrgeiz noch Geldgeiz reizen mich, ich bin nicht sonderlich eitel, nicht sonderlich furchtsam; ich kann allem widerstehen, nur Liebenswürdigkeiten nicht. Warum greifen Sie beide mich auf einer schwachen Seite an, die ich auf alle Weise zu befestigen suchen muß, weil die Ergießungen gefühlvoller Herzen das meinige Ihnen nie näher bringen dürften? Glauben Sie, daß einem Herzen, welches nicht zwei Arten, sich ganz hinzugeben, kennt, glauben Sie, daß diesem eine bloße Dankbarkeit genügen könne? Einem Herzen, das keiner anderen Empfindung als der Freundschaft fähig ist? Freundschaft, gnädige Frau Marschallin, in diesem Worte liegt mein Unglück! In Ihrem Munde, mein Herr Marschall, klingt dieser Ausdruck schön, aber von mir würde es Unsinn sein, Sie beim Worte zu nehmen. Ihnen ist der Umgang mit mir ein erheiterndes Spiel, mir ist er ernstliche Neigung; aber das Ende Ihres Spiels ist für mich nur quälende Reue. Ich hasse all Ihre Titel und beklage Sie darum, daß Sie sie führen. Sie scheinen mir so ganz würdig, den Reiz eines stillen Privatlebens zu schmecken. Warum wohnen Sie nicht in Clarens? Ich würde dann zu Ihnen kommen und das Glück meines Lebens bei Ihnen suchen. Aber das Schloß Montmorency, das Hotel du Luxembourg! Darf man hier Jean Jacques sehen? Darf der Freund und Verfechter der Menschengleichheit hier die Neigung eines gefühlvollen Herzens für die Achtung eintauschen, die er genießt, und darf oder kann er glauben, daß dieser Tausch gleich sei? Sie Madame, sind gut und empfindsam, ich weiß es, ich habe es gesehen, ich bedaure, daß ich es nicht früher habe glauben können; aber bei Ihrem Rang, bei Ihrer Lebensweise kann nichts einen dauerhaften Eindruck auf Sie machen, tausende folgen in Ihrem Gemüt aufeinander und jeder nachfolgende vertilgt den vorigen. Sie werden mich vergessen, Madame, sobald Sie mich außer Stand gesetzt

haben, Ihnen das gleiche zu tun. Alsdann werden Sie sich viele Mühe gegeben haben, mich unglücklich und sich unentschuldbar zu machen."

Ich mischte in diesen Brief den Marschall mit ein, um meinem Komplimente für sie etwas an Härte zu benehmen, denn ich war der Dauer seiner Freundschaft so gewiß, daß kein Schatten von Furcht mir diese zweifelhaft machen konnte. Alles, was mich an der Marschallin zurückschreckte, hatte auch nicht einen Augenblick die mindeste Beziehung auf ihn. Nie setzte ich in seinen Charakter, den ich als schwach aber als zuverlässig kannte, das mindeste Mißtrauen. Ich fürchtete eine Erkaltung von ihm ebensowenig, als ich heldenmäßige Zuneigung erwartete, die Einfalt, das Vertrauliche unseres wechselseitigen Betragens bewies, wie fest wir einer auf den anderen bauten. Hierzu hatten wir beide genugsamen Grund, und solange ich lebe, werde ich das Andenken dieses würdigen Herrn ehren und lieben; ich weiß so gewiß, als hätte ich seinen letzten Seufzer aufgefangen, daß er als mein Freund gestorben ist, was für Mühe man sich auch gegeben haben mag, mich von ihm zu trennen.

Beim zweiten Aufenthalt des Marschalls in Montmorency im Jahre 1760 nahm ich, da nun die Julie durchgelesen war, und um mich bei Madame in Gunst zu erhalten, meinen Emile vor; aber es wollte nicht gehen, sei es nun, daß der Gegenstand des Buches nicht nach ihrem Geschmacke war oder daß das Lesen überhaupt ihr nachgerade entleidete. Sie warf mir übrigens vor, daß ich durch meine Buchhändler mich übers Ohr hauen ließe, und erbot sich, den Druck dieses Werkes selbst zu besorgen, damit ich mehr Nutzen als bisher daraus ziehen könnte. Ich willigte ein, aber nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß es nicht in Frankreich gedruckt würde. Wir stritten uns lange hierüber. Ich behauptete, daß eine stillschweigende Erlaubnis zu erhalten unmöglich, sie nachzusuchen unklug und daß gleichwohl nur in einem dieser beiden Fälle der Druck des Werkes innerhalb des Königreichs rätlich wäre. Sie hingegen meinte, daß bei dem jetzigen Regierungssystem die Zensur keine Schwierigkeiten machen würde. Sie fand Mittel,

Herrn von Malesherbes für ihre Meinung zu stimmen, und dieser schrieb mir hierüber eigenhändig einen langen Brief, worin er mir beweisen wollte, daß das Glaubensbekenntnis des Vikars von Savoyen ein Stück sei, das den Beifall des ganzen Menschengeschlechts und unter dem gegenwärtigen Ministerium auch den des Hofes erhalten müßte. Ich erstaunte, diese obrigkeitliche Person, sonst von der bedächtigsten Klugheit, in dieser Sache so nachgiebig zu sehen. Da ein Buch, dem er seine Billigung gab, schon allein dadurch rechtmäßig gedruckt werden konnte, so hatte ich keine Einwendung weiter gegen das Erscheinen dieses Werkes im Reiche zu machen. Doch bestand ich aus einem ungewöhnlichen Eigensinn darauf, daß es in Holland, und zwar beim Buchhändler Neaulme gedruckt werden sollte. Ich begnügte mich nicht, ihn dazu vorgeschlagen zu haben, sondern ich benachrichtigte ihn selbst hiervon, willigte aber übrigens ein, daß die Ausgabe auf Rechnung eines französischen Buchhändlers gemacht und daß das Buch, wenn es gedruckt wäre, in Paris, oder wo man sonst für gut fände, verkauft werden sollte, weil mich der Verkauf durchaus nichts anginge. Dies war der Inhalt unserer Verabredung, und als diese im Reinen war, übergab ich Frau von Luxemburg die Handschrift.

Sie hatte dieses Mal ihre Enkelin, Fräulein von Boufflers, die jetzige Herzogin von Lauzun, bei sich. Sie hieß Amélie. Das war ein entzückendes Mädchen. Ihre Sanftheit, ihre Schüchternheit war ganz jungfräulich. Ihr Gesicht war das reizendste und anziehendste, das man sehen konnte, und die Empfindungen, welche sie einflößte, die keuschesten, die je ein Herz erfüllten. Übrigens war sie noch Kind und noch nicht elf Jahre alt. Die Frau Marschallin fand sie zu schüchtern und wandte alles mögliche an, sie lebhafter zu machen. Sie erlaubte mir öfter, sie zu küssen, was ich denn auch mit meiner gewohnten Schwerfälligkeit tat. Statt der Artigkeiten, die jeder an meiner Stelle dem schönen Kinde gesagt haben würde, stand ich stumm und betroffen, und wahrhaftig, es war schwer zu entscheiden, wer von uns sich mehr schämte, die Kleine oder ich. Einst begegnete ich ihr allein auf der Treppe des kleinen Schlosses; sie hatte Theresen besucht und ihre Gouvernantin war noch bei dieser. Weil

ich nicht recht wußte, was ich ihr sagen sollte, so bat ich sie um einen Kuß, den sie in der Unschuld ihres Herzens mir zugestand, nachdem ich am Morgen des nämlichen Tages auf Befehl und in Gegenwart ihrer Großmutter schon einen erhalten hatte. Als ich am anderen Morgen am Bette der Marschallin aus dem Emile vorlas, fügte sich's, daß ich eine Stelle traf, wo ich mit Gründen strenge über das losziehe, was ich am Abend vorher getan hatte. Sie fand meine Bemerkung sehr richtig und sagte etwas sehr Vernünftiges darüber, was mir eine Röte ins Gesicht jagte. Wie verwünschte ich meine unglaubliche Dummheit, die mir so oft das Ansehen eines Niederträchtigen und Schuldigen gab, wo ich doch nur ein Tor und ein Verlegener war!

Während dieser Zeit hatte ich einige kleine literarische Unannehmlichkeiten, auf der einen Seite wegen meiner ehemaligen Freunde, Diderot und dem Abbé Morellet, auf der anderen durch Voltaires Verhalten gegen mich, das mich noch einmal zu einem letzten deutlichen aber von ihm nie beantworteten Briefe veranlaßt hat. Mitten unter diesen Zänkereien erhielt ich die größte Ehrenbezeugung, welche ich je in meinem ganzen Leben der Schriftstellerei zu verdanken haben kann, durch den Besuch, dessen der Prinz von Conti mich zweimal, das eine Mal im kleinen Schlosse und das andere Mal auf Mont-Louis würdigte. Er wählte hierzu beide Male die Zeit, wenn Frau von Luxemburg nicht in Montmorency war, um zu zeigen, daß er bloß meinetwegen komme. Ich habe nie gezweifelt, daß ich die ersten Gnadenbezeugungen dieses Prinzen der Frau von Luxemburg und Frau von Boufflers zu verdanken habe, aber ebensowenig zweifle ich, daß ich die späteren seinen eigenen Gefühlen und mir selber zuschreiben darf.

Da meine Wohnung in Mont-Louis sehr klein und die Lage des Gartenhauses vortrefflich war, so führte ich den Prinzen dahin, der, um mich ganz mit Gnade zu überschütten, mir eine Partie Schach anbot. Ich wußte, daß er's dem Chevalier de Lorenzy, welcher stärker war als ich, abzugewinnen pflegte. Doch gewann ich, alles Zeichengebens und Gesichterschneidens des Chevaliers und der Umstehenden unerachtet, die beiden Partien, welche wir spielten. Als wir

aufgehört hatten, sagte ich in einem ernsthaften aber achtungsvollen Tone: „Monseigneur, ich ehre Euer Durchlaucht zu sehr, als daß ich's Ihnen im Schach nicht immer abgewinnen sollte." Dieser große Prinz, voller Geist und Scharfsinn, so würdig, keine Schmeicheleien zu erfahren, fühlte gewiß, wenigstens glaube ich's, daß hier niemand, mich allein ausgenommen, ihn als Mann behandle, und ich habe allen Grund, zu glauben, daß er mir dafür dankbar war.

Wäre er ungehalten darüber gewesen, so würde ich mir doch nicht vorzuwerfen haben, ihn in etwas haben täuschen zu wollen; und ebensowenig bin ich mir bewußt, seiner Güte in meinem Herzen nicht entsprochen zu haben, wohl aber, daß ich sie nicht immer mit guter Art aufgenommen habe, wohingegen er in alle seine Gunstbezeugungen eine unendliche Anmut zu legen wußte. Wenige Tage nach diesem Besuch schickte er mir einen Korb mit Wildpret, das ich annahm, wie es sich gebührte. Einige Zeit hernach schickte er mir einen zweiten Korb und einer seiner Jagdbeamten schrieb dazu auf seinen Befehl, daß Seine Durchlaucht selbst gejagt und das Wild mit eigener Hand geschossen hätten. Ich nahm das Geschenk abermals an, aber ich schrieb an Frau von Boufflers, daß ich ferner nichts annehmen würde. Mein Brief wurde allgemein getadelt und verdiente, daß er es wurde. Ein Wildpretgeschenk von einem Prinzen von Geblüt, der es mir mit so viel Artigkeit übersenden ließ, ausschlagen, zeugt nicht von dem Zartgefühl eines stolzen Mannes, der seine Unabhängigkeit bewahren will, sondern von dem bäuerischen Wesen eines schlecht gebildeten Gecken, der sich nicht mehr kennt. Ich habe diesen Brief an Frau von Boufflers nachher nie ohne Erröten und ohne innerliche Vorwürfe gegen mich selbst in meiner Sammlung wiedergelesen. Aber ich schreibe meine Bekenntnisse nicht, um meine Torheiten zu verschweigen, und diese empört mich selbst zu sehr, als daß ich sie wegzuheucheln oder zu verdrehen versuchen sollte.

Wenig fehlte, so hätte ich auch noch den Narrenstreich begangen, des Prinzen Nebenbuhler zu werden; Frau von Boufflers war damals seine Liebschaft und ich wußte nichts davon. Sie besuchte mich öfters in Gesellschaft des

Chevalier Lorenzy. Sie war schön und noch jung, sie affektierte den Geist einer Römerin und ich war ein romantischer Schwärmer, das traf denn so ziemlich nahe zusammen. Ich war beinahe gefangen; ich glaube, daß sie es bemerkte; der Chevalier bemerkte es auch, er sprach mit mir davon auf eine ganz und gar nicht abschreckende Art. Aber für diesmal war ich vernünftig und für mein fünfzigstes Jahr war es nicht mehr zu früh. Ich war noch voll von den guten Lehren, welche ich den Graubärten in meinem Brief an d'Alembert gegeben hatte, und mußte mich nunmehr schämen, für meine Person meine eigenen Grundsätze so wenig befolgt zu haben; übrigens hätte ich den Kopf ganz verloren haben müssen, wenn ich nach dem, was ich soeben erfuhr, mich so hoch hätte versteigen wollen. Überdies war ich vielleicht von meiner alten Leidenschaft für Frau von Houdetot noch nicht ganz geheilt, fühlte vielleicht, daß nichts ihren Platz in meinem Herzen ersetzen konnte, und gab deswegen der Liebe für mein ganzes übriges Leben gute Nacht. Noch kurz vor dem Augenblick, in dem ich dieses schreibe, machte mir ein junges Weib, die ihre Absichten hatte, gefährliche Liebkosungen, bestürmte mich mit Augen, die meine Ruhe bedrohten; aber sei es auch, daß sie meine sechzig Jahre vergaß, ich hatte sie nicht vergessen. Nun ich mich aus dieser Gefahr gezogen habe, fürchte ich keinen Rückfall mehr und kann für mich in meinen noch übrigen Lebenstagen einstehen.

Bis hierher geht die Sammlung von Briefen, welche bei diesen zwei Büchern mir zum Leitfaden gedient hatte. Ich habe nun nichts mehr, dem ich folgen könnte, als die Spuren meiner Erinnerung, aber eben die Erinnerung aus diesem traurigen Zeitraum ist von der Art, hat so tief sich mir eingeprägt, daß ich mitten im Meere meines Unglücks die einzelnen Umstände meines ersten Schiffbruchs nicht vergessen kann, obgleich die folgende Zeit nur dunkle Vorstellungen mir darbietet. So werde ich denn im folgenden Buche noch mit ziemlicher Sicherheit fortschreiten können. Gehe ich weiter, so muß ich den Weg durch Tappen im Finstern finden.

Verfolgung und Flucht.

761—62. Die Julie war schon lange unter der Presse, aber sie erschien erst zu Ende des Jahres 1760; dessenungeachtet machte sie, noch bevor der Druck vollendet war, viel von sich reden. Frau von Luxemburg hatte bei Hofe und Frau von Houdetot in Paris davon gesprochen. Der König von Polen war von meinem Buche entzückt; Frau von Houdetot hatte in Saint Lamberts Namen mich um Erlaubnis gebeten, daß dieser die Handschrift davon ihm zum Lesen mitteilen dürfte. Duclos, welcher es gleichfalls gelesen hatte, sprach davon in der Akademie. Ganz Paris war voll Ungeduld, diesen Roman zu kennen, die Buchhändler in der Straße St. Jacques und im Palais Royal waren unaufhörlich von Leuten belagert, die nach ihm fragten. Endlich erschien er, und anders als es gewöhnlich zu gehen pflegt, entsprach sein Erfolg der Sehnsucht, mit welcher er war erwartet worden. Die Dauphine war eine der ersten meiner Leser und sprach mit Herrn von Luxemburg von meinem Buche als etwas Entzückendem. Bei den Gelehrten waren die Meinungen geteilt, aber unter Weltleuten war nur Eine Stimme, besonders waren die Weiber vom Buche wie vom Verfasser so sehr berauscht, daß selbst unter den höheren Ständen es nur wenige gab, deren Eroberung, hätte ich sie unternommen, mir nicht hätte glücken müssen. Ich habe hiervon Beweise, welche ich dem Papier nicht anvertrauen will und die meine Meinung bestätigten, ohne daß ich nötig gehabt hätte, die wirkliche Erfahrung dabei zu Hilfe zu nehmen. Merkwürdig ist es übrigens, daß dieses Buch im ganzen übrigen Europa nicht so gut aufgenommen worden ist wie in Frankreich, ungeachtet die Franzosen und Französinnen darin nicht immer gut wegkommen. Ganz gegen meine Erwartung machte es sein geringstes Glück in der Schweiz und sein größtes in Paris. Sind nun etwa Freundschaft, Liebe und Tugend in Paris mehr als anderswo zu Hause? Nein, gewiß nicht; aber jenes feinere Gefühl trifft man dort allgemein an, das unser

Herz bis zu ihrem Bilde emporhebt und das uns an anderen die reinen zärtlichen, guten Empfindungen, die wir selbst nicht mehr besitzen, lieben lehrt. Die Verderbnis ist überall die nämliche, in ganz Europa findet man weder gute Sitten noch Tugend mehr, aber wenn irgendwo noch Liebe zu beiden anzutreffen ist, so muß man gewiß in Paris sie suchen.

Wenn man die wahren natürlichen Empfindungen auffinden will, so muß man das menschliche Herz zu untersuchen und unsere tausend und abertausend Vorurteile und künstlichen Leidenschaften von dem, was Natur ist, zu scheiden wissen. Es gehört ein gewisses zartes Gefühl, welches man nur durch Erziehung in der großen Welt sich erwirbt, dazu, um, wenn ich es sagen darf, alle die Feinheiten, deren dieses Werk voll ist, zu empfinden. Den vierten Band darf ich kühn der Prinzessin von Cleve an die Seite setzen, und wahrlich, wären diese beiden Werke nur in der Provinz gelesen worden, so würde man nie ihren wahren Wert haben kennen lernen. Es ist also nicht zu verwundern, daß mein Buch sein größtes Glück am Hofe machte. Es ist voll lebhafter obgleich verschleierter Züge, welche dort gefallen mußten, weil man eben dort im Erraten geübter ist. Doch muß ich hier noch eine Einschränkung machen. Mein Buch ist keine Lektüre für Leute, welche zwar Witz haben, aber ihn nur für Ränke ausbilden, welche nur fein sind fürs Böse und da nichts sehen, wo etwas Gutes zu sehen ist.

Was mir besonders die Zuneigung der Damen erwarb, war die Überzeugung, daß ich meine eigene Geschichte geschrieben hätte und der Held meines Romanes selber sei. Diese Meinung war so allgemein verbreitet, daß Frau von Polignac an Frau von Verdelin schrieb und sie bat, mich zu veranlassen, daß ich ihr Juliens Porträt zeigen möchte. Niemand konnte sich denken, daß man Empfindungen schildern könne, die man nicht gefühlt hätte, oder daß man die Entzückungen der Liebe anders als aus der Erfahrung malen könne. Man hatte hierin vollkommen recht: ich glühte vor Entzücken, als ich diesen Roman schrieb; aber darin irrte man, daß man voraussetzte, ich müßte durch wirkliche Gegenstände darein versetzt worden sein. Das begriff man nicht,

daß die Geschöpfe meiner Einbildungskraft mich entzündet haben könnten. Und doch, wenn man einige Jugenderinnerungen und meinen Umgang mit Frau von Houdetot wegrechnet, so war all die Liebe, welche ich je empfunden, all die Liebesgeschichten, welche ich beschrieben habe, unter Sylphen gespielt und gegen Sylphiden geäußert. Aber ich mochte diesen für mich vorteilhaften Irrtum, worin die Welt in Rücksicht auf diesen Punkt war, weder bestätigen noch auch entkräften. In der Vorrede, die ich in Form eines Gesprächs der Julie vorangesetzt habe, kann man sehen, wie ich die Welt hierüber im Zweifel ließ. Strenge Moralisten werden sagen, daß ich die Wahrheit hätte heraussagen sollen, aber ich sehe nicht, was mich hierzu verband; vielmehr glaube ich, daß es nicht Freimut sondern Dummheit gewesen wäre, dieses Bekenntnis ohne Not zu tun.

Mitten im Lauf meines Glücks beim Publikum und bei den Damen empfand ich, daß man im Hotel du Luxembourg sich von mir loszumachen suchte; und zwar glaubte ich dies nicht bei dem Marschall zu bemerken — im Gegenteil schien dieser täglich seine Güte und Freundschaft gegen mich zu verdoppeln — sondern mehr bei der Frau Marschallin. Seit ich ihr nichts mehr vorzulesen hatte, war ihr Zimmer mir nicht mehr so offen wie gewöhnlich, und wenn sie nach Montmorency kam, so sah ich, obzwar ich ihr regelmäßig meine Aufwartung machte, sie kaum noch bei Tische. Auch dort war mein Platz nicht mehr wie ehemals der Ehrenplatz an ihrer Seite. Sie bot mir denselben nicht mehr an, sprach wenig mit mir, ich hatte ihr nicht mehr viel zu sagen und setzte mich, des Abends besonders, recht gerne an einen anderen Platz, wo ich ungezwungen war; ganz wie mechanisch gewöhnte ich mich daran, meine Stelle in der Nähe des Marschalls zu suchen.

Indem ich jetzt vom Abend spreche, erinnere ich mich oben gesagt zu haben, daß ich im Schlosse nicht zu Nacht gespeist hätte. Im Anfang der Bekanntschaft war dies wahr gewesen, da aber Herr von Luxemburg nicht zu Mittag speiste, sogar nicht einmal sich zu Tische setzte, so geschah es, daß nach mehreren Monaten und nachdem ich im Hause bereits sehr vertraut geworden war, ich noch nicht Einmal mit ihm ge-

speist hatte. Er hatte die Güte, es zu bemerken, dies bewog mich, bisweilen dort zu Nacht zu essen, wenn gerade wenige Leute da waren. Ich befand mich bei dieser Einrichtung ganz gut, denn gewöhnlich nahm man das Mittagessen nur so im Nu zu sich, gleichsam mit dem Spazierstock in der Hand, dahingegen das Nachtessen sehr lange dauerte, weil man sich mit Wohlbehagen nach einem langen Spaziergang dazu niederließ, sehr gut war, weil Herr von Luxemburg einen wohlbesetzten Tisch liebte, und sehr angenehm, weil Madame die Hauswirtin zum Entzücken machte.

In diesem Jahre 1761 erreichte das Maß der Unglücksfälle, welche, seit ich ihn kannte, auf den guten Marschall in ununterbrochener Reihe eindrangen, die höchste Höhe. Das Unglück, welches das Schicksal mir bereitete, sollte damit beginnen, daß ich den Mann, zu dem ich die meiste Zuneigung hatte, und der ihrer so würdig war, im Unglück sah. Im ersten Jahre verlor er seine Schwester, die Frau Herzogin von Villeroy, im zweiten seine Tochter, die Frau Prinzessin von Robeck, das dritte Jahr raubte ihm in dem Herzog von Montmorency seinen einzigen Sohn und in dem Grafen von Luxemburg seinen Enkel, die einzigen und letzten Stützen seines Stammes und seines Namens. Alle diese Schläge des Schicksals ertrug er mit scheinbarem Mut, aber das Innere seines Herzens blutete sein ganzes übriges Leben hindurch und seine Gesundheit fing an, abzunehmen.

Nun ging es mir sonderbar, daß alles, was ich sagen oder tun mochte, von meinem Schicksal bestimmt schien, der Frau von Luxemburg zu mißfallen, während ich alles zu tun glaubte und wünschte, was mir ihr Wohlwollen erhalten konnte. Die Unglücksfälle, die Herrn von Luxemburg Schlag auf Schlag überstürmten, ketteten mich nur immer fester an ihn und folglich auch an die Frau Marschallin, denn beide schienen mir immer so aufrichtig vereint, daß die Zuneigung, die ich für jenen fühlte, sich notwendig auch auf diese ausdehnen mußte. Der Marschall wurde nachgerade alt. Seine Tätigkeit bei Hofe, alle die Sorgen, die vom Hofleben unzertrennlich sind, die unaufhörlichen Jagden,

die Beschwerlichkeiten besonders des Dienstes, wenn dieser ihn traf, alles dies erheischte volle Jugendkraft, aber er hatte wahrlich nichts, was seine wankende Gesundheit hätte unterstützen können. Da alle seine Würden nach seinem Tode zertrennt werden und sein Name erlöschen mußte, so konnte ihm's wenig verschlagen, dies Leben voll Mühsal fortzusetzen, dessen oberster Zweck ohnehin nur die Erhaltung der königlichen Gnade für seine Kinder gewesen war. Einst saßen wir selbdritt beisammen, er beklagte sich über die Beschwerlichkeiten des Hoflebens und sprach überhaupt im Ton eines Mannes, dem sein Verlust allen Mut geraubt hat. Ich wagte es, vom Zurückziehen in die Einsamkeit zu sprechen und ihm den Rat zu geben, welchen einst Cyneas dem Pyrrhus gab; er seufzte, antwortete aber nicht bestimmt. Frau von Luxemburg jedoch benutzte den ersten Augenblick, da sie mich allein sah, mir Vorwürfe über diesen Rat zu machen, der, wie es schien, sie beunruhigt hatte. Sie führte für ihre Meinung mir Gründe an, deren Bündigkeit ich fühlte und die mich bewogen, jene Saite bei dem Marschall nie wieder zu berühren. Sie sagte mir nämlich, die lange Gewohnheit bei Hofe zu leben würde zuletzt ein wahres Bedürfnis und sei gegenwärtig für Herrn von Luxemburg eine Zerstreuung, dahingegen die Einsamkeit, zu der ich ihm riete, für ihn keine Ruhe sondern eine Verbannung bedeuten würde. Fern vom Hofe würden ihn Müßiggehen, Langweile und Traurigkeit vollends aufreiben. Obgleich sie sehen mußte, daß ich überzeugt war, obgleich sie meinem Versprechen, das ich ihr tat und hielt, hätte trauen können und sollen, so schien sie doch über diesen Punkt nie ganz beruhigt. Ich erinnere mich recht gut, daß von dieser Zeit an meine Zusammenkünfte unter vier Augen mit dem Marschall seltener und beinahe immer unterbrochen wurden.

Auch die übrige Gesellschaft des Marschalls war mir nicht günstig. Den Abbé von Boufflers, der mich nicht liebte, und Frau von Boufflers, die ich auf eine Art beleidigt hatte, die weder Frauen noch Autoren so leicht vergeben, ungerechnet, schienen alle übrigen Freunde der Frau Marschallin wenig geneigt, die meinigen zu werden. Da war unter anderen der Präsident Henault, bei der Schriftstellerzunft

eingeschrieben und mit Schriftstelleruntugenden behaftet. Da war ferner Madame du Deffand und Mademoiselle de Lespinasse, beide mit Voltaire innig verbunden und Herzensfreundinnen d'Alemberts, mit welchem die letztere sogar am Ende ganz zusammen lebte, versteht sich in allen Züchten und Ehren, wie sich dies ohnehin nicht anders verstehen kann. Anfänglich war ich sehr für Madame du Deffand eingenommen, der Verlust ihres Augenlichts machte sie zu einem Gegenstand meines Mitleidens, aber ihre Lebensweise, die der meinigen so ganz entgegengesetzt war, daß sie zu Bette ging, wenn ich aufstand; ihre unbegrenzte Sucht, geistreich zu sein; die Wichtigkeit, mit der sie die geringfügigsten Wische, welche damals erschienen, entweder lobte oder tadelte; ihre despotischen, überspannten Orakelsprüche; ihr Enthusiasmus, mit dem sie für und wider alle Dinge sprach und der sie zu Konvulsionen erhitzte; ihre unglaublichen Vorurteile, ihr unüberwindlicher Eigensinn; die fanatische Unvernunft, zu welcher die Hartnäckigkeit ihrer Leidenschaft und Urteile sie hinriß — alles dies verleidete mir's bald, ihr etwas zu Liebe zu tun. Ich vernachlässigte sie, sie bemerkte es und das war genug, um sie rasend zu machen. Zwar wußte ich wohl, wie furchtbar eine Frau von diesem Charakter sein müßte, aber ich wollte mich lieber der Geißel ihres Hasses als ihrer Freundschaft aussetzen. Meine einzige Stütze bei manchen Unannehmlichkeiten sowohl im Hotel du Luxembourg als auch im Temple war der Chevalier de Lorenzy, welcher Wert darauf legte, mein Freund zu sein. Freilich, er war es noch mehr d'Alembert gegenüber, unter dessen Flügeln er bei den Frauen für einen großen Geometer galt. Daneben war er der Cicisbeo oder eigentlich der berufsmäßige Schmeichler der Frau Gräfin von Boufflers, die selber d'Alembert sehr zugetan war und ohne welche der Chevalier de Lorenzy nicht zu existieren und nichts zu denken vermochte. Statt also, wenigstens außer mir, ein Gegengewicht gegen meine Tölpeleien zu haben, das mich bei Frau von Luxemburg in Gunst hätte erhalten können, schien vielmehr alles zusammenzuwirken, um mir bei ihr zu schaden. — Inzwischen gab mir diese Dame außer dem, daß sie die Besorgung des Emile übernommen hatte, um die nämliche Zeit

einen anderen Beweis ihres Wohlwollens und des Anteils, welchen sie an mir nahm. Aus diesem Umstande schloß ich, daß sie selbst dann, wenn ich ihr überdrüssig wäre, doch nie aufhören würde, mir eine Freundschaft zu erhalten, deren Fortdauer für mein ganzes übriges Leben sie mir versprochen hatte.

Sobald ich glaubte, dieser Gesinnung von ihrer Seite gewiß sein zu können, hatte ich angefangen, mein Herz gegen sie durch das aufrichtige Geständnis aller meiner Fehler zu erleichtern. Ich hatte mir's nämlich zur unverbrüchlichen Regel gemacht, mich meinen Freunden ganz so zu zeigen, wie ich bin, weder besser noch schlimmer. Aus diesem Grunde machte ich sie mit meinem Verhältnis zu Theresen, mit allen Folgen dieser Verbindung und mit den Verfügungen über meine Kinder bekannt. Sie hatte meine Bekenntnisse sehr gütig aufgenommen, zu gütig sogar, denn sie verschonte mich mit allem Tadel, den ich doch so wohl verdiente. Was mich am meisten rührte, war die Güte, welche sie an Theresen verschwendete, indem sie ihr kleine Geschenke machte, sie zu sich holen ließ, sie zu öfteren Besuchen aufmunterte, sie mit tausend Liebkosungen empfing und sogar öfters vor jedermann umarmte. Das arme Mädchen war außer sich vor Freude und Erkenntlichkeit, und wahrlich, ich teilte diese Empfindung mit ihr, denn die tausend Gefälligkeiten, mit welchen Herr und Frau von Luremburg mittelbar in ihrer Person mich überhäuften, rührten mich noch mehr als die, welche ich unmittelbar von ihnen genoß.

Schon lange hatte ich kein Wort mehr von meinem Emile gehört, seit ich ihn der Frau von Luremburg übergeben hatte; endlich erfuhr ich, daß ein Kontrakt darüber in Paris mit dem Buchhändler Duchesne und durch diesen mit dem Buchhändler Neaulme in Amsterdam geschlossen wäre. Frau von Luremburg schickte mir beide Abschriften meines mit Duchesne geschlossenen Kontrakts zur Unterzeichnung zu. Ich erkannte die Handschrift derselben als die nämliche, von welcher diejenigen Briefe des Herrn von Malesherbes waren, die er nicht eigenhändig schrieb. Die Gewißheit, daß mein Kontrakt mit Beistimmung und unter den Augen der Obrigkeit geschlossen würde, die für mich aus diesem Umstand

floß, machte, daß ich ihn mit Zuversicht unterschrieb. Ihm zufolge gab Duchesne für mein Manuskript mir sechstausend Franken, die Hälfte in bar, und wie ich glaube hundert oder zweihundert Exemplare. Ich unterschrieb also beide Duplikate und schickte sie hierauf der Frau Marschallin zurück, weil sie dieses ausdrücklich verlangt hatte; sie gab das eine Exemplar dem Buchhändler, das andere behielt sie, statt mir es zurückzuschicken, bei sich, und seither habe ich es nie wieder gesehen.

Meine Bekanntschaft mit Herrn und Frau von Luxemburg hatte zwar vorderhand die Ausführung meines Vorhabens, mich ganz in die Einsamkeit zurückzuziehen, aufgehalten, aber sie hatte mich nicht bewogen, ihm ganz zu entsagen. Selbst zu der Zeit, da ich bei der Frau Marschallin am meisten in Gunst stand, hatte ich immer gefühlt, daß nur die alleraufrichtigste Zuneigung gegen den Marschall und seine Gemahlin mir ihre Förmlichkeiten erträglich machen könnte. Und das Ziel meiner Wünsche war immer gewesen, diese nämliche Zuneigung mit einer Lebensart, die meinem Geschmack und meiner durch Zwang und Schmäuse — aller der Sorgfalt, mit der man trachtete, mich vor jeder schädlichen Unordnung zu bewahren, unerachtet — unaufhörlich erschütterten Gesundheit angemessener wäre, zu vereinigen. Und in der Tat trieb man in diesem so wie in jedem anderen Punkte die Aufmerksamkeit gegen mich so weit als möglich; so nahm z. B. der Marschall, der immer zeitig zu Bette ging, mich immer mit sich weg, und ich mußte, ich mochte nun wohl oder übel wollen, mich auch schlafen legen. Erst einige Zeit vor meinem Falle hörte er, ich weiß nicht warum, auf, diese Aufmerksamkeit für mich zu haben.

Noch ehe ich das Erkalten der Marschallin gegen mich bemerkte, war es, um mich demselben nicht auszusetzen, mein Wunsch gewesen, meinen alten Plan auszuführen. Da aber hierzu mir die klingende Münze gebrach, so war ich gezwungen, den Abschluß des Kontrakts über den Emile abzuwarten, und bis dieser zustande kam, legte ich die letzte Hand an den Contrat Social und schickte ihn an Rey. Für diese Handschrift forderte ich tausend Franken, welche er mir auch

gab. Außer diesen zwei Büchern und meinem musikalischen Wörterbuch, an welchem ich von Zeit zu Zeit arbeitete, hatte ich noch einige andere minder beträchtliche Werke, alle zum Druck fertig. Nur war ich noch im Zweifel, ob ich sie einzeln herausgeben oder der Sammlung aller meiner Werke, wenn ich jemals eine solche veranstalten würde, einverleiben sollte. Das Vorzüglichste dieser Stücke, von denen die meisten noch handschriftlich sich in den Händen des Herrn du Peyrou befinden, war ein Versuch über den Ursprung der Sprachen, welchen ich dem Herrn von Malesherbes und dem Chevalier de Lorenzy zum Lesen gab und der von beiden sehr gelobt wurde. Ich rechnete, daß alle diese Produkte meiner Feder zusammengenommen mir nach Abzug aller Unkosten wenigstens ein Kapital von acht- bis zehntausend Franken einbringen müßten, diese wollte ich sowohl auf meinen als auf Theresens Kopf als Leibrente anlegen. Wenn dies geschehen wäre, so wollten wir, wie ich schon gesagt habe, uns zusammen tief in irgend einer Provinz vergraben, wo ich das Publikum nicht mehr mit mir und mich selbst einzig mit Beschließung meiner Laufbahn in Fried' und Ruhe, nämlich damit beschäftigen wollte, daß ich in meinem Kreise so viel Gutes wirkte, als nur möglich wäre, und daneben die Geschichte meines Lebens mit Muße niederschriebe.

Dies war mein Projekt. Die Großmut Reys, die ich hier nicht mit Stillschweigen übergehen darf, erleichterte seine Ausführung. Dieser Buchhändler, von dem man in Paris mir so viel Schlimmes sagte, ist nichtsdestoweniger unter allen, mit welchen ich zu tun gehabt habe, der einzige, mit dem ich immer Ursache hatte zufrieden zu sein. Allerdings, wir gerieten über den Druck meiner Werke oft miteinander in Streitigkeiten; er war unbesonnen und ich aufbrausend. Aber in allen Stücken, wo von Geld und kaufmännischen Verhältnissen die Rede war, habe ich ihn immer als einen rechtschaffenen, pünktlichen Mann gefunden, ungeachtet ich nie einen förmlichen Kontrakt mit ihm gemacht habe. Er ist sogar der Einzige, der mir freimütig gestanden hat, daß er mit meinen Werken nicht übel fahre; oft sagte er mir, daß ich sein Glück gemacht hätte, und bot mir an, es mit ihm zu teilen. Da er mir selbst unmittelbar seine Dank-

barkeit nicht bezeugen konnte, so wollte er sie wenigstens mir in der Person meiner Gouvernantin beweisen und setzte ihr eine lebenslängliche Pension von dreihundert Franken aus, wobei er in der Schenkungsakte ausdrücklich bemerkte, daß dies aus Erkenntlichkeit für die Vorteile geschähe, welche ich ihm verschafft hätte. Niemand wußte um diese Handlung, die gleichsam unter vier Augen geschah, die er so ganz ohne alle Prahlerei, ohne Ansprüche, ohne Geräusch ausführte, daß, hätte ich nicht zuerst sie jedermann erzählt, niemand etwas davon erfahren haben würde.

Der Contrat Social wurde schnell gedruckt. Nicht so schnell ging's mit dem Emile, dessen Veröffentlichung ich erst abwarten wollte, ehe ich mich in die Einsamkeit begeben konnte. Duchesne schickte mir von Zeit zu Zeit Druckproben, damit ich aus denselben, was mir beliebte, auswählen sollte; hatte ich dann aber gewählt, so schickte er mir, statt nun mit dem Drucke anzufangen, neue Proben zu. Als wir endlich über das Format und die Schriftform hinlänglich uns verständigt hatten und bereits mehrere Bogen abgedruckt waren, und ich nur von ungefähr eine kleine Veränderung in einer Probe machte, fing er ganz von vorne an, und nach sechs Monaten waren wir gerade so weit als am ersten Tage. Während all dieser Versuche blieb es mir nicht verborgen, daß das Werk sowohl in Frankreich als Holland gedruckt und zwei Ausgaben auf einmal veranstaltet wurden. Was sollte ich machen? Ich war nicht mehr der Herr meiner Handschrift. Obwohl ich mit der in Frankreich besorgten Ausgabe eigentlich nichts zu schaffen haben wollte und mich diesem Unternehmen beständig widersetzt hatte, so mußte ich doch, da der Druck der Ausgaben, ich mochte süß oder sauer dazu sehen, seinen Gang fortging, und da diese Ausgabe jener zum Muster dienen sollte, meine Aufmerksamkeit auf sie lenken und die Proben durchsehen, wenn ich mein Buch nicht verstümmelt und entstellt haben wollte. Übrigens geschah der Druck des Werkes so sehr mit Bewilligung der Obrigkeit, daß der Bücherkommissar selbst in gewisser Weise die ganze Sache dirigierte. Er selbst schrieb aus Veranlassung meines Buches zuweilen an mich und kam sogar einst eben deshalb zu mir, bei einer Gelegenheit, von der

ich sogleich reden werde. — Duclos besuchte mich, nachdem er unmittelbar vorher bei Herrn Baille gewesen war; der Emile war noch unter der Presse. Ich las ihm das Glaubensbekenntnis des Vikars von Savoyen vor. Er hörte sehr ruhig und, wie mir schien, mit großem Vergnügen zu. Als ich fertig war, fragte er mich: „Wie, Bürger von Genf, das alles steht in einem Buche, das in Paris gedruckt wird?" — „Ja," erwiderte ich, „und von rechtswegen sollte es im Louvre auf königlichen Befehl gedruckt werden." — „Sie mögen vielleicht nicht Unrecht haben, aber tun Sie mir den Gefallen, niemandem zu sagen, daß Sie mir dieses Stück vorgelesen haben." Diese auffallende Art, sich auszudrücken, überraschte mich, doch erschreckte mich nicht. Ich wußte, daß Duclos Herrn von Malesherbes öfters besuchte, aber um so weniger begriff ich, warum beide über ein und denselben Gegenstand so ganz verschieden denken konnten.

Seit mehr als vier Jahren lebte ich in Montmorency, ohne auch nur einen Tag einer vollkommenen Gesundheit genossen zu haben. Zwar ist die Luft hier unvergleichlich, aber das Wasser ist schlecht und wohl mag dies nicht wenig zur Verschlimmerung meiner eingewurzelten üblen Zufälle beigetragen haben. Gegen Ende des Herbstes 1761 ward ich wirklich ganz krank und brachte den Winter unter beinahe ununterbrochenen Leiden zu. Mein körperliches Übel, erhöht durch hunderterlei innerliche Unruhen, erhöhte wiederum diese oder machte mich wenigstens für das Gefühl derselben empfänglicher. Schon seit einiger Zeit quälten mich dunkle, traurige Ahnungen, ohne daß ich eine Beziehung derselben entdecken konnte. Es kamen an mich sonderbare Briefe, mit und ohne Namensunterschriften, die einen sonderbareren Inhalts als die anderen. Einen solchen erhielt ich von einem Parlamentsrat in Paris, der mit der gegenwärtigen Lage der Dinge unzufrieden und in Ansehung der Zukunft in Sorgen war und mich über die Wahl eines Zufluchtsortes, ob er nämlich sich nach Genf oder nach der Schweiz wenden solle, befragte. Einen anderen erhielt ich von Herrn von ***, Président à Mortier beim Parlament von ***, welcher mir vorschlug, für dieses Parlament, welches damals mit dem Hofe nicht gut stand, Memoiren und

Gegenvorstellungen zu verfassen, wobei er mir zugleich alle die Materialien und Akten, deren ich zu dieser Arbeit bedürfte, zu liefern versprach. Wenn ich etwas zu leiden habe, so bin ich dem Wechsel meiner Laune unterworfen. Ich war übler Laune, als ich diese Briefe empfing, und mischte üble Laune in meine Antworten, indem ich kurz alle derlei Anträge von der Hand wies. Daß ich verneinend antwortete, ist nicht, was ich mir vorwerfe, denn konnten diese Briefe nicht Fallen sein, welche meine Feinde mir legten? und immerhin war das, was man von mir begehrte, meinen Grundsätzen, von denen ich gleichwohl jetzt weniger als jemals abweichen wollte, ganz zuwider. Aber darin handelte ich unrecht, daß ich etwas, was ich mit Gelindigkeit und Artigkeit ablehnen konnte, mit Härte zurückwies.

Die beiden Briefe, von welchen ich soeben sprach, wird man unter meinen Papieren finden. Der des Parlamentsrats überraschte mich nicht, weil ich wie er und viele andere des Glaubens war, daß Frankreichs wankender Verfassung eine baldige gänzliche Auflösung drohe. Die Wunden, welche ein unglücklicher Krieg dem Staate schlug und welche alle den Fehlern der Regierung zuzuschreiben waren, die unglaubliche Unordnung der Finanzen, das unaufhörliche Hin- und Herzerren der Administration und ihre Zerteilung zwischen zwei oder drei Ministern, welche in öffentlichem Kriege miteinander lebten, und, um sich wechselseitig zu schaden, das Königreich in einen Abgrund des Elends stürzten, das allgemeine Mißvergnügen des Volks und aller Stände im Staat, die Hartnäckigkeit einer eigensinnigen Frau, die immer ihren Launen ihre besseren Einsichten, wie viel oder wenig sie deren haben mochte, unterwarf, die immer von jeder Stelle die Fähigsten zurückwies, um diejenigen damit zu bekleiden, die ihre Günstlinge waren — alles dies traf damals zusammen, die Ahnung des Parlamentsrats, des Publikums und meine eigene zu rechtfertigen. Diese Ahnung machte mich selbst mehr als einmal zweifelhaft, ob ich nicht auf einen Zufluchtsort außerhalb des Königreichs denken sollte, ehe die Unruhen ausbrächen, die ihm zu drohen schienen. Aber ich tröstete mich wieder mit der Unwichtigkeit meiner Person und meinem friedlichen Naturell, ich hoffte,

kein Ungewitter sollte in der Einsamkeit, in welcher ich fortan leben wollte, mich erreichen. Nur das eine bedauerte ich, daß bei dieser Lage der Dinge Herr von Luremburg sich zu Aufträgen gebrauchen ließ, die ihn in seinem Gouvernement weniger beliebt machen mußten. Ich hätte immer gewünscht, daß er sich auf alle Fälle eine Zuflucht offen gelassen hätte, wenn die große Maschine einmal auseinanderkollerte, da es mir bei der gegenwärtigen Lage unvermeidlich schien und noch heute mir unzweifelhaft gewiß ist, daß, wenn nicht die Zügel des Staats in Eine Hand gekommen wären, die französische Monarchie bald ohne Rettung verloren sein mußte.

Während mein Zustand immer sich verschlimmerte, ging der Druck des Emile immer langsamer und stand zuletzt ganz still, ohne daß ich den Grund davon erfuhr, ohne daß Guy mich deshalb einer Zeile würdigte und ohne daß ich von einem Menschen Nachricht bekommen oder erfahren hätte, was vorging, weil Herr von Malesherbes damals auf dem Lande war. Mich erschreckt kein Unglück; kein Unfall, welcher er auch sei, macht mich zaghaft, wenn ich nur weiß, worin er besteht; aber ich habe eine angeborene Furcht vor aller Dunkelheit. Ich fürchte und hasse ihr schwarzes Aussehen, jeder Schatten von Geheimnis beunruhigt mich, Geheimnisse stehen zu sehr in Mißklang zu meinem bis zur Unvorsichtigkeit offenen Naturell. So wurde denn meine Einbildungskraft durch dies lange Stillschweigen entzündet und gewöhnt, sich lauter Schreckbilder zu schaffen. Unglücklicherweise erfuhr ich um die nämliche Zeit, daß der Pater Griffet, ein Jesuit, vom Emile gesprochen und Stellen aus ihm angeführt habe. Plötzlich und mit Blitzesschnelle erfaßte meine Einbildungskraft diesen Umstand und fügte sich den ganzen Zusammenhang dieses Geheimnisses der Ungerechtigkeit zusammen. Ich sah mit einem Male den ganzen Plan, so hell und mit solcher Zuverlässigkeit, als hätte ein Mitverschworener ihn mir entdeckt. Ich bildete mir ein, daß die Jesuiten über den verächtlichen Ton, in dem ich von den Kollegien sprach, erbost wären und sich meines Werkes bemächtigt hätten, daß einzig sie die

Herausgabe desselben hinderten, daß sie, durch Guérin von meinem gegenwärtigen Zustand unterrichtet und meinen baldigen Tod voraussehend, den Druck bis nach demselben aufhalten wollten, um alsdann mein Werk verstümmeln, ändern und mir zur Erreichung ihrer Absichten Meinungen unterschieben zu können, die von den meinigen ganz verschieden wären. Zum Erstaunen ist es, welche Menge von Tatsachen und Umständen ich in meinem Kopf zu diesem Bau zusammentrug, zu welchem Grade von Wahrscheinlichkeit, was sage ich, bis zu welcher Unwiderlegbarkeit ich meine Meinung erhob. Von jeher hatte ich, der Schmeicheleien des Pater Berthier ungeachtet, gefühlt, daß die Jesuiten mir nicht gewogen waren, nicht nur deswegen, weil ich Mitarbeiter an der Enzyklopädie war, sondern deshalb, weil alle meine Grundsätze ihren Manieren noch weit mehr entgegengesetzt waren und ihrem Ansehen noch weit mehr schadeten als der Unglaube meiner Mitarbeiter. Es können nämlich der Fanatismus des Gottesleugners und der Fanatismus des Andächtlers, da beide ohnehin auf einem gemeinschaftlichen Punkte der Unduldsamkeit zusammentreffen, sich vereinigen, wie sie in China und wie sie gegen mich sich vereinigt haben, dahingegen die vernünftige auf Verbesserung des Herzens zielende Religion keinen Gewissenszwang kennt und allen denen, die eine solche Macht sich anmaßen wollen, ihre Schlupfwinkel zerstört. Überall sah ich nichts als Jesuiten und dachte gar nicht daran, daß sie, im Begriffe vernichtet zu werden und ganz mit ihrer eigenen Verteidigung beschäftigt, wohl andere Dinge zu tun hätten, als sich mit der Aufsicht über den Druck eines Buches abzuquälen, in welchem von ihnen gar nicht die Rede war.

Ich fühlte mich dem Tode nahe. Noch kann ich nicht begreifen, daß meine ausschweifenden Grillen mich nicht in die Grube gebracht haben, so sehr fürchterlich war mir der Gedanke, mein Andenken in meinem besten und der Aufbewahrung würdigsten Buche nach meinem Tode entehrt zu wissen. Nie in meinem Leben habe ich den Tod so wie damals gefürchtet und ich glaube, wenn ich unter diesen Umständen gestorben wäre, so wäre meine Seele in der Verzweiflung dahingefahren. Herr von Malesherbes, Zeuge

und Vertrauter meiner Gemütsbewegungen, gab sich, um mich zur Ruhe zu bringen, eine unendliche Mühe, welche die unerschöpfliche Güte seines Herzens unleugbar beweist. Frau von Luxemburg half mit ihm an diesem guten Werke arbeiten und begab sich selbst mehrere Male zu Duchesne, um zu erfahren, wie es denn mit der Herausgabe meines Buches stünde. Endlich wurde der Druck wieder vorgenommen und ging ein wenig schneller, aber nie habe ich erfahren können, warum er war unterbrochen worden. Herr von Malesherbes bemühte sich selbst zu mir nach Montmorency, um mich zu beruhigen, es gelang ihm und mein vollkommenes Zutrauen in die Geradheit seines Charakters siegte über die Verwirrung meines armen Kopfes und gab den Mitteln, die er ergriff, um mich wieder zurechtzubringen, erst ihre Wirksamkeit. Der Druck des Emile wurde, nachdem er wieder aufgenommen war, ungestört fortgesetzt und sogar vollendet, auch fiel es mir als eine Sonderbarkeit auf, daß man die zwei letzten Bände ohne Widerspruch bei der Zensur durchgehen ließ und ihr Inhalt der Veröffentlichung des Werkes hier nicht im mindesten hinderlich war, da man hingegen bei den beiden ersten so strenge auf das Ausscheiden und Umdrucken so mancher Blätter gesehen hatte.

Der Contrat Social erschien ein oder zwei Monate vor dem Emile. Ich hatte von Rey verlangt, daß er keines meiner Bücher heimlicherweise nach Frankreich einführen möchte, er wandte sich daher mit der Bitte um Erlaubnis der Einfuhr über Rouen, wohin er seine Ballen zur See versandt hatte, an die Bücherkommission. Rey bekam keine Antwort; seine Ballen blieben mehrere Monate lang in Rouen liegen. Nach Ablauf derselben schickte man sie ihm wieder zurück, nachdem man versucht hatte, sie zu konfiszieren, wogegen er aber ein so entsetzliches Geschrei erhob, daß man sie ihm wiedergab. Einige Neugierige bezogen Exemplare aus Amsterdam, die ohne sonderliches Aufsehen von Hand zu Hand gingen.

Auch durfte ich wahrlich damals so sehr wie je auf die Güte des Herrn von Luxemburg und auf seinen Beistand im Notfalle rechnen, denn nie gab er mir häufigere und rührendere Beweise seiner Freundschaft als eben damals. Als er

um Ostern wieder nach Montmorency kam, war mein Zustand so traurig, daß ich nicht mehr aufs Schloß gehen konnte, aber keinen einzigen Tag versäumte er, mich zu besuchen, und als er endlich sah, daß meine Leiden kein Ende nahmen, redete er mir solange zu, bis ich mich entschloß, den Bruder Come zu konsultieren. Er ließ ihn holen, brachte ihn zu mir und hatte den seltenen und wahrlich bei einem großen Herrn verdienstlichen Mut, während der ganzen grausamen und langen Operation bei mir zu bleiben. Als mich der Bruder Come zuerst untersuchte, glaubte er einen großen Stein zu finden und verhehlte mir's nicht; bei der zweiten Untersuchung fand er den Stein nicht mehr. Noch ein drittes und viertes Mal untersuchte er mich mit einer Sorgfalt und einer Genauigkeit, bei der mir die Zeit entsetzlich lange wurde, und nun erklärte er, daß kein Stein vorhanden, daß aber die Vorstehdrüse verhärtet und von außergewöhnlicher Größe wäre. Er schloß mit der Vorhersagung, daß ich viele Schmerzen zu leiden, aber noch lange zu leben haben würde. Meine Einbildungskraft wurde durch diese Enthüllung wenigstens so weit beruhigt, daß ich nicht mehr einen schmerzhaften Tod in abzusehender Ferne vor mir sah.

Sobald ich nur einmal meiner eingebildeten Schmerzen — für mich unendlich marternder als die wirklichen — entledigt war, erduldete ich die letzteren weit ruhiger. Gewiß ist's, daß ich seit dieser Zeit weit weniger von meinem Übel leide, als ich bis dahin gelitten hatte, und nie erinnere ich mich dieses Trostes, ohne mit Zärtlichkeit an Herrn von Luxemburg zu denken, welchem ich ihn zu danken habe.

Da ich nun sozusagen wieder ins Leben zurückgerufen war, beschäftigte ich mich mehr als jemals mit dem Plane, wie ich den Rest desselben zubringen wollte, und um ihn auszuführen, erwartete ich nur mehr die Vollendung der Ausgabe des Emile. Bei der Wahl meines künftigen Aufenthalts verfiel ich auf die Touraine, wo ich schon gewesen war und wo es mir sehr gut gefiel, sowohl wegen der Milde des Klimas als wegen der Sanftheit der Einwohner.

La terra molle, lieta, dilettosa,
Simile a se l'habitator produce.

(Ein Land, das sanft und heiter und vergnüglich,
Nach seinem Bild den Siedler bildend schafft.)

Ich hatte schon mit Herrn von Luxemburg von meinem Vorhaben gesprochen; er hatte mich davon abwendig machen wollen. Nun sprach ich aufs neue davon als von einer ausgemachten Sache, er schlug mir hierauf das Schloß von Merlou, 15 Meilen von Paris vor, als einen Zufluchtsort, der mir gewiß passend sein würde und wo sie beide sich ein Vergnügen machen würden, mich einzurichten. Dieser Vorschlag rührte mich und mißfiel mir nicht. Vor allen Dingen mußte ich den Ort sehen; wir wurden eins, daß der Herr Marschall mir auf einen gewissen Tag seinen Kammerdiener mit einem Wagen zuschicken sollte, um mich hinzuführen. Ich war an diesem Tage gerade gar nicht wohlauf, die Reise mußte verschoben werden und in der Folge kam immer wieder etwas dazwischen, was mich hinderte, sie auszuführen. Unterdessen erfuhr ich, daß das Landgut Merlou nicht dem Herrn Marschall gehöre sondern seiner Gemahlin, und so tröstete ich mich leichter, daß ich nicht hingekommen war.

Endlich erschien der Emile, ohne daß weiter weder von auszuscheidenden Blättern noch von anderen Schwierigkeiten die Rede war. Vor der wirklichen Bekanntmachung des Buches verlangte der Marschall alle Briefe des Herrn von Malesherbes, die auf dasselbe Bezug hatten, von mir zurück. Mein großes Vertrauen auf beide und meine unerschütterliche Seelenruhe hinderten mich, etwas Außerordentliches oder Beunruhigendes in dieser Bitte zu bemerken. Ich gab alle Briefe bis auf einen oder zwei, welche in Büchern aus Versehen waren stecken geblieben, zurück. Schon einige Zeit vorher hatte Herr von Malesherbes mir zu wissen getan, daß er die Briefe, welche ich während meiner Unruhe über die Jesuiten an Duchesne geschrieben hatte, sich wollte zurückgeben lassen, und ich muß gestehen, daß sie meinem Kopfe keine Ehre machten. Ich bezeugte ihm dagegen, daß ich in keinem Stücke besser sein wolle, als ich wirklich wäre, und daß er die Briefe Duchesne überlassen könne. Ich weiß nicht, was er hierauf getan hat.

Die Veröffentlichung meines Buches geschah nicht unter dem lärmenden Beifall, der das Erscheinen meiner übrigen Schriften bisher begleitet hatte. Nie hat ein Werk größere Lobsprüche von Einzelnen und zugleich so wenig öffentlichen Beifall vom Publikum erhalten als eben dieses. Alles, was mir die befugtesten Richter darüber schrieben und sagten, bestärkte mich in der Meinung, daß es die beste sowie zugleich die wichtigste meiner Schriften sei. Aber alles dies wurde mir unter den widersinnigsten Vorbehalten gesagt, gleich als wenn wunder viel daran gelegen wäre, das Gute, was man davon dächte, zu verheimlichen. Alles Beunruhigende, was darüber gesprochen wurde und mir wieder zu Ohren kam, machte gar keinen Eindruck auf mich. Ganz und gar nichts ahnte ich von der Katastrophe, die meiner wartete, weil ich von der Nützlichkeit und Schönheit des Werkes überzeugt war, weil ich gewiß wußte, daß ich in jeder Rücksicht gesetzmäßig gehandelt hätte, und weil ich auf das Ansehen der Frau von Luremburg und auf die Gunst des Ministeriums mich verließ, wie ich dies tun zu dürfen glaubte; im Gegenteil wünschte ich mir Glück zu meiner Handlungsweise, zu meinem geplanten Rückzug mitten in meinen Triumphen und gerade dann, wenn ich alle meine Neider zu Boden geschlagen hätte.

Ein dumpfes Gemurmel, dergleichen vor einem Gewitter herzugehen pflegt, begann sich hören zu lassen und alle Leute von einigem Scharfsinn sahen bald, daß irgend ein Komplott, mich und mein Buch betreffend, ausgeheckt würde und bald ausbrechen müsse. Ich selbst aber war so dummsicher, ahnte so gar nichts von meinem hereinbrechenden Unglück, daß ich auch dann die Ursache desselben noch nicht erriet, als ich schon die Wirkung zu empfinden anfing. Man begann damit, daß man mit vieler Kunst ausstreute, man dürfte gegen Bücher und Verfasser, welche die Religion angriffen, sich keine parteiliche Nachsicht erlauben, während man zugleich die Jesuiten verfolge. Man warf mir vor, meinen Namen dem Emile vorangesetzt zu haben, und doch hatte ich ihn allen meinen übrigen Schriften vorangesetzt, über die man nichts gesagt hatte. Es schien, als sähe man sich zu Schritten gezwungen, die man ungern täte, die aber durch die Umstände

notwendig gemacht und durch meine Unvorsichtigkeit veranlaßt worden wären. Ich hörte von all diesem Gerede und es beunruhigte mich nicht; es kam mir sogar nicht einmal in den Sinn, daß etwas davon mich persönlich betreffen könnte, mich, der sich so ganz vorwurfsfrei, so gut unterstützt, so ganz gesetzmäßig handelnd fühlte, und ich fürchtete nicht, daß Frau von Luremburg mich in einer Verlegenheit würde stecken lassen, in die ich durch einen Fehler geraten wäre, welchen, wenn anders er war begangen worden, nur sie begangen hatte. Weil ich aber wußte, wie es in dergleichen Fällen öfters zu gehen pflegt, und daß meistens die Buchhändler büßen müssen, was eigentlich die Schriftsteller verschuldet haben, so war ich für den armen Duchesne nicht ohne Sorgen, wenn Herr von Malesherbes ihn etwa sollte fallen lassen.

Ich blieb also ruhig. Das öffentliche Gerede wurde bald häufiger und ging nun aus einem anderen Ton. Das Publikum und insbesondere das Parlament schien durch mein ruhiges Verhalten aufgebracht zu werden. In einigen Tagen wurde die Gärung fürchterlich und die Drohungen hatten nun mich zum unmittelbaren Gegenstand. Man sagte den Parlamentsbeisitzern mit dürren Worten: Man mache keine Anstalten, die Bücher zu verbrennen, man müsse also die Verfasser den Flammen opfern. Von den Buchhändlern war die Rede gar nicht. Als ich das erstemal von solchen Äußerungen hörte, die im Munde eines Inquisitors von Goa weit angemessener geklungen hätten als im Munde eines Senators, hielt ich sie für ein Stückchen, das die Holbachschen mir spielten, um mich zu erschrecken und mich zum Rückzug zu bewegen. Ich lachte über die kindische List und dachte bei mir selbst, indem ich in meinem Innern über sie spottete, daß sie wohl etwas anderes ausgekünstelt hätten, um mich in Furcht zu jagen, wenn sie die wirkliche Lage der Dinge gekannt hätten; aber bald wurde das bisher dumpfe Gemurmel so deutlich, daß man nicht mehr zweifeln konnte, ob es ernstlich gemeint sei. Herr und Frau von Luremburg kamen heuer früher als gewöhnlich, nämlich im Juni nach Montmorency. Ich hörte von meinen neuen Büchern, ungeachtet des Lärms, den sie in Paris machten, sehr wenig sprechen, der Herr und

die Frau des Hauses redeten gar nichts davon. Einst, an einem Morgen, war ich indessen doch mit Herrn von Luxemburg allein. „Haben Sie," sagte er zu mir, „in Ihrem Contrat Social von Herrn von Choiseul übel gesprochen?" „Ich?" erwiderte ich, indem ich überrascht einen Schritt zurücktrat, „nein, ich schwöre es Ihnen; aber gerade das Gegenteil habe ich getan; aus meiner Feder, die mit Lob gewiß nicht freigebig ist, ist für ihn ein Lob geflossen, wie noch kein Minister je eines erhielt." Ich sagte ihm die Stelle her. „Und im Emile?" fragte er weiter. „Kein Wort!" erwiderte ich, „im ganzen Emile findet sich kein Wort, das auf ihn Bezug hätte." „Ach," sagte er mit etwas mehr Lebhaftigkeit, als er gewöhnlich bezeigte, „so hätten Sie in Ihrem anderen Buche es auch machen oder deutlicher sein sollen!" — „Ich habe geglaubt es zu sein, und hatte zu viele Achtung vor ihm, um es mehr zu sein!" Er wollte das Wort wieder aufnehmen, ich sah ihn im Begriff, sich zu eröffnen, er hielt wieder an sich und schwieg. Unglückliche Höflingspolitik, die selbst in den besten Herzen über die Freundschaft den Sieg hat!

Diese unsere Unterredung, so kurz sie auch war, klärte mich über meine Lage, wenigstens zum Teil, auf und endlich lernte ich begreifen, daß es auf mich abgesehen sei. In den nächsten Tagen gingen Gerüchte um von meiner bevorstehenden Verhaftung, ich glaubte aber noch immer, daß diese Gerüchte nicht ernst zu nehmen seien, und da nichts genaues zu erfahren war, so kümmerte ich mich nicht sehr darum. Ich merkte wohl, daß hinter all diesem ein Geheimnis stecken müsse, das man mir nicht sagen mochte, aber ich erwartete ruhig den Ausgang und verließ mich auf mein redliches Verfahren und meine Unschuld in der ganzen Angelegenheit und ich schätzte mich glücklich, welche Verfolgungen auch immer meiner warten möchten, zur Ehre eines Märtyrers der Wahrheit berufen zu sein. Ich fürchtete nichts und mochte mich nicht verbergen, daher ging ich täglich aufs Schloß und jeden Nachmittag machte ich meinen gewöhnlichen Spaziergang. Am 8. Juni, den Tag vor Ausfertigung des Dekrets, unternahm ich ihn mit zwei Professoren am Kollegium der Oratorier, dem Pater Alamanni und dem Pater Mandard. Wir

nahmen ein kleines Abendbrot mit uns nach Champeaux, wo wir es mit großem Appetit verzehrten. Wir hatten die Gläser vergessen, diesen Mangel suchten wir durch Halme von Roggenstroh zu ersetzen, durch die wir den Wein aus der Flasche in den Mund zogen. Dabei suchte immer einer vor dem anderen ein weiteres Röhrchen zu bekommen, um desto mehr Wein auf einmal in sich pumpen zu können. In meinem Leben bin ich nie so fröhlich gewesen.

Ich habe erzählt, wie ich in meiner Jugend den Schlaf verlor. Seit jener Zeit hatte ich mir angewöhnt, alle Nacht in meinem Bette solange zu lesen, bis ich meine Augen schwer werden fühlte. Alsdann löschte ich mein Licht und suchte auf einige Augenblicke, die freilich nie lange dauerten, einzuschlummern. Meine gewöhnliche Abendlektüre war die Bibel, welche ich auf diese Weise wohl fünf- oder sechsmal nacheinander gelesen habe. Weil ich diesen Abend mich mehr als gewöhnlich wach fühlte, so verlängerte ich auch mein Lesen und las das Buch, das mit der Geschichte des Leviten von Ephraim endigt, wenn ich nicht irre, das Buch der Richter, ganz. Eben diese Geschichte griff mich sehr an und ich war gerade in einer Art von Traum damit beschäftigt, als ich auf einmal durch Geräusch und Licht aufgeweckt wurde. Es war Therese, die Herrn La Roche, dem Kammerdiener der Marschallin, leuchtete; sowie dieser sah, daß ich mich im Bette aufrichtete, sagte er mir: „Erschrecken Sie nicht, ich komme im Namen der Frau Marschallin, welche Ihnen schreibt und einen Brief von dem Herrn Prinzen von Conti schickt." Wirklich fand ich auch in dem Briefe der Frau von Luxemburg einen anderen eingeschlossen, welchen ein Eilbote dieses Prinzen ihr soeben gebracht hatte und worin er Nachricht gab, daß aller seiner Bemühungen unerachtet man entschlossen sei, gegen mich mit aller Strenge zu verfahren. „Die Gährung," schrieb er, „ist außerordentlich; nichts ist vermögend, den Streich abzuwenden; der Hof fordert es, das Parlament will's; morgen früh um sieben Uhr wird der Verhaftsbefehl gegen ihn ausgefertigt werden und auf der Stelle wird man Leute abschicken, um ihn festzunehmen. Ich habe ausgewirkt, daß

man ihm nicht nachsetze, wenn er sich entfernt; beharrt er aber darauf, sich festnehmen zu lassen, so wird er festgenommen werden." La Roche beschwor mich im Namen der Frau Marschallin, aufzustehen und mich mit ihr zu besprechen. Es war zwei Uhr, sie hatte sich soeben zu Bette gelegt. „Sie erwartet Sie," setzte er hinzu, „und kann nicht einschlafen, ohne Sie gesehen zu haben." Ich kleidete mich eiligst an und ging hin.

Sie schien mir in Bewegung zu sein. Es war das erstemal, daß ich dies an ihr bemerkte. Ihr Zustand rührte mich. In diesem Augenblick der Überraschungen, mitten in der Nacht, war ich selbst nicht frei von Bewegung, aber als ich sie sah, vergaß ich mich selbst, um nur an sie und an die traurige Rolle zu denken, welche sie spielen würde, wenn ich mich festnehmen ließe. Ich fühlte zwar, daß ich Mut genug hätte, um die Wahrheit immer und selbst dann zu sagen, wenn sie mir schaden und mich ins Verderben stürzen würde, aber ich fühlte auch, daß ich weder Geistesgegenwart genug noch hinlängliche Gewandtheit, vielleicht nicht einmal Festigkeit genug hätte, um Frau von Luremburg aus dem Spiele zu lassen, wenn man lebhaft in mich dränge. Dies bestimmte mich, meinen Ruhm ihrer Ruhe aufzuopfern und im gegenwärtigen Falle für sie zu tun, was ich niemals für mich selbst getan haben würde. In demselben Augenblick, da ich meinen Entschluß faßte, eröffnete ich ihr denselben, weil ich den Wert meines Opfers nicht dadurch verringern wollte, daß ich es mir abkaufen ließ. Ich weiß gewiß, daß sie den wahren Beweggrund meiner Handlungsweise erriet, aber sie sagte mir kein Wort, woraus ich hätte schließen können, daß sie meine Gefälligkeit fühlte. Diese Gleichgültigkeit fiel mir so sehr auf, daß ich auf dem Punkte war, mein Wort wieder zurückzuziehen; aber der Marschall kam nach einigen Augenblicken dazu und ganz kurz darauf kam auch Frau von Boufflers von Paris an. Diese beiden taten, was eigentlich Frau von Luremburg hätte tun sollen. Ich ließ mir schmeicheln, ich schämte mich, mir selbst zu widersprechen, und jetzt war nur noch die Frage, wohin und wann ich abreisen sollte. Herr von Luremburg schlug mir vor, bei ihm einige Tage inkognito zu bleiben, um über die zu ergreifenden Maßregeln mit

größerer Muße nachdenken zu können; ich willigte hierein nicht und ebensowenig in den Vorschlag, heimlich in den Tempel[1]) zu gehen. Ich bestand darauf, lieber noch am nämlichen Tage abzureisen, als irgendwo, sei es wo es wolle, mich im Verborgenen aufzuhalten.

Weil ich wohl fühlte, daß ich heimliche und mächtige Feinde im Reiche hätte, so glaubte ich, daß ich meiner Vorliebe für Frankreich ungeachtet dasselbe verlassen müßte, um meine Ruhe zu sichern. Mein erster Gedanke fiel auf Genf, aber ein Augenblick des Nachdenkens war ausreichend, mich zu überzeugen, daß ich im Begriffe gewesen wäre, etwas sehr Einfältiges zu begehen. Ich wußte, daß das französische Ministerium, in Genf noch mächtiger als in Paris, mich weder in der einen noch in der anderen dieser Städte in Frieden lassen würde, wenn es einmal beschlossen hätte, mir nachzustellen. Ich wußte, daß trotz des günstigen Scheines in den Herzen aller Genfer eine geheime Eifersucht herrschte, die nur einen Anlaß brauchte, um auszubrechen. Nichtsdestoweniger rief die Liebe zum Vaterlande mich dorthin, und wenn ich nur hätte hoffen können, in Ruhe dortselbst zu leben, so würde ich keinen Augenblick gezaudert haben; da aber weder Ehre noch Vernunft mir erlaubten, mich als Flüchtling dahin zu begeben, so beschloß ich, nur in die Nähe meiner Vaterstadt zu gehen und in der Schweiz zu erwarten, was man in Genf über mich beschließen würde. Man wird bald sehen, daß ich nicht lange in Ungewißheit blieb.

Ich war entschlossen, noch am nämlichen Tage abzureisen, und galt für jedermann vom Morgen an als verreist; La Roche, welchem ich auftrug, meine Papiere abzuholen, wollte sogar Theresen selbst nicht sagen, ob ich noch hier oder ob ich weg wäre. Seit ich mir vorgesetzt hatte, einst meine Geschichte zu schreiben, hatte ich viele Briefe und andere Papiere gesammelt, weshalb denn der Weg mehrmals gemacht werden mußte. Ein Teil dieser Papiere war schon ausgelesen und wurde beiseite gelegt, mit dem Durchsehen der übrigen beschäftigte ich mich den Rest des Morgens hindurch, weil ich nur diejenigen mit mir nehmen, die mir nütz-

[1]) Die Residenz des Prinzen von Conti in Paris.

lich sein könnten, und die übrigen verbrennen wollte. Herr von Luremburg erbot sich, mir bei diesem Geschäft zu helfen, das sich solange hinauszog, daß wir es an diesem Morgen nicht mehr vollenden konnten und ich keine Zeit mehr zum Verbrennen gewann. Der Herr Marschall erbot sich, das übrige Auslesen zu übernehmen, den Ausschuß selbst zu verbrennen, ohne sich an jemand anderen, wer es auch sein möchte, mit diesem Geschäfte zu wenden, und mir alles, was er beiseite gelegt haben würde, zu schicken. Ich nahm dies Anerbieten an und freute mich nicht wenig, dieser Sorge überhoben zu sein und die kurzen Stunden, die mir noch übrig blieben, mit so lieben Personen, die ich auf immer zu verlassen im Begriffe war, zubringen zu können.

Der Marschall nahm den Schlüssel des Zimmers, wo ich diese Papiere gelassen hatte, zu sich und auf mein inständiges Bitten schickte er nach meiner armen Tante, welche vor Ungewißheit, was wohl aus mir geworden wäre und was aus ihr wohl werden würde, beinahe des Todes war. Jeden Augenblick erwartete sie die Ankunft der Häscher, ohne zu wissen, wie sie sich gegen sie betragen und was sie ihnen antworten sollte. La Roche führte sie aufs Schloß, ohne ihr etwas zu sagen; sie glaubte mich schon weit entfernt — als sie mich erblickte, schrie sie laut auf und stürzte sich in meine Arme. O Freundschaft! Einklang der Herzen, Gewohnheit, Innigkeit! In diesem süßen und martervollen Augenblick zogen vor meinen Augen all die glücklichen Tage vorüber, die wir unter Frieden und Zärtlichkeit miteinander verlebt hatten. Ich sollte so das Herzzerreißende einer ersten Trennung, nachdem wir uns seit beinahe fünfzehn Jahren keinen einzigen Tag eigentlich ganz aus dem Gesichte verloren hatten, um so tiefer empfinden. Der Marschall war Zeuge dieser Umarmung und konnte sich der Tränen nicht enthalten. Er ließ uns allein, Therese wollte sich nicht mehr von mir trennen. Ich versprach ihr, sie bald nachkommen zu lassen, der Marschall bestätigte mein Versprechen, aber sagen mochte ich ihr nicht, wohin ich ging, damit, wenn sie von den Leuten, die mich in Verhaft nehmen sollten, befragt würde, sie mit gutem Gewissen ihre Unwissenheit über diesen Punkt beteuern könnte. Als ich sie im Augenblick des Scheidens noch einmal umarmte, fühlte ich

eine ganz außerordentliche Bewegung in mir und in einer leider nur zu prophetischen Begeisterung sagte ich zu ihr: „Liebe, du mußt mit Mut dich waffnen! Du hast das Glück meiner schönen Tage mit mir geteilt, nun bleibt dir noch übrig, weil du es so willst, auch mein Elend mit mir zu teilen. Erwarte nun nichts als Schimpf und Ungemach! Das Schicksal, das mit diesem traurigen Tage für mich beginnt, wird mich bis auf meine letzte Stunde verfolgen."

Ich mußte nun an meine Abreise denken. Die Häscher hatten schon um zehn Uhr kommen sollen; als ich wegreiste war es vier Uhr nachmittags und sie waren noch nicht angelangt. Es war beschlossen worden, daß ich mit der Post abfahren sollte. Ich hatte keinen Reisewagen; Herr von Luxemburg machte mir ein Geschenk mit einem Cabriolet und lieh mir Pferde und einen Postillon bis auf die nächste Post, wo ich vermöge der Maßregeln, die er getroffen hatte, ohne Schwierigkeit neue Pferde bekam.

Da ich nicht an der Tafel zu Mittag gespeist, auch mich im Schloß überhaupt nicht gezeigt hatte, so kamen die Damen zu mir ins Untergeschoß, wo ich den Tag zugebracht hatte, um von mir Abschied zu nehmen. Die Frau Marschallin umarmte mich mehrere Male mit einem ziemlich traurigen Gesicht, aber ich empfand bei diesen Umarmungen nicht jenes Engewerden meiner Brust, das ich wohl bei jenen empfand, die sie vor zwei oder drei Jahren an mich verschwendete. Auch Frau von Boufflers umarmte mich und sagte mir viel Schönes. Eine Umarmung, die mich noch mehr überraschte, war die von Frau von Mirepoix, welche auch zugegen war. Die Frau Marschallin von Mirepoix ist eine sehr kalte, zeremoniöse und zurückhaltende Dame und scheint mir nicht ganz von dem Hochmut frei zu sein, welcher dem Hause Lothringen natürlich ist. Aber, sei es nun, daß mir diese Ehre, deren ich mich nicht versehen hatte, zu sehr schmeichelte und daß meine Einbildungskraft dieser Gunstbezeugung eine höhere Bedeutung beilegte, oder sei es, daß sie wirklich in ihre Umarmung einen Anteil jenes Mitleidens legte, welches großen Seelen natürlich ist — ich fand in ihrer Bewegung und in ihrem Blick etwas Ausdrucksvolles, das mich durchdrang. Oft, wenn ich in der Folge dieses Vorfalls mich

wieder erinnerte, konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß sie gewußt haben müsse, welches Los meiner wartete, und daß ein vorübergehendes Weichwerden sie überkommen habe.

Der Herr Marschall öffnete den Mund nicht; er war blaß wie der Tod. Er bestand darauf, mich bis an meinen Wagen, der mich beim Weiher erwartete, begleiten zu wollen; wir gingen durch den ganzen Garten, ohne ein einziges Wort zu sagen. Ich hatte einen Schlüssel zum Park, mit dem ich das Tor aufschloß, worauf ich, statt ihn wieder zu mir zu stecken, ihn ohne ein Wort dem Marschall hinreichte. Er nahm ihn mit einer Lebhaftigkeit, die mich überraschte und an die ich zu denken mich nachher oft nicht enthalten konnte. In meinem Leben war dieser Augenblick der Trennung der bitterste für mich. Die Umarmung war lang und stumm; wir fühlten beide, daß sie das letzte Lebewohl war.

Zwischen La Barre und Montmorency begegnete ich einem Mietswagen, in welchem vier schwarzgekleidete Männer saßen, die mich lächelnd grüßten. Nach dem, was Therese mir in der Folge von der Gestalt der Häscher und der Stunde ihrer Ankunft und von der Art ihres Betragens schrieb, zweifle ich nicht, daß diese es gewesen sind. Besonders nachdem ich hörte, daß ich nicht, wie man mir anfangs meldete, um sieben Uhr des Morgens, sondern erst des Nachmittags sollte festgenommen werden. Ich mußte durch ganz Paris fahren. In einem offenen Cabriolet ist man eben nicht sehr verborgen. Auf der Straße erblickte ich mehrere Personen, welche wie Bekannte mich begrüßten, von denen ich aber niemand erkannte.

Meine Chaise war schwerfällig und ich empfand beim Fahren Unbequemlichkeiten, die mich hinderten, große Tagereisen zu machen. Überdies fehlte mir, um gut bedient zu werden, ein eisenfresserisches Aussehen, und gleichwohl ist bekannt, daß man in Frankreich den Postillon peitschen muß, wenn die Pferde laufen sollen. Ich glaubte, die Wirkung einer gebieterischen Miene und vieler Scheltworte dadurch zu ersetzen, daß ich die Postillone tüchtig bezahlte, allein ich machte das Übel nur ärger. Sie hielten mich nun für einen

armen Schlucker, der in fremden Angelegenheiten reiste und in seinem Leben zum ersten Male mit der Post führe. Von nun an erhielt ich lauter abgetriebene Schindmähren und wurde das Spielzeug der Postillone. Zuletzt machte ich's wieder wie am Anfang, ich hatte Hiobsgeduld, schwieg und ließ mich fahren, wie sie wollten.

Ich hatte hinlänglichen Stoff, um mir während der Reise die Langeweile zu vertreiben, indem ich mich den Gedanken überließ, wie sie sich mir über die Vorfälle, die mir soeben begegnet waren, aufdrangen; aber weder mein Kopf noch mein Herz fanden Gefallen an dieser Beschäftigung. Es ist zum Erstaunen, mit welcher Leichtigkeit ich jedes vergangene Unglück, wie kurz es auch vergangen sein mag, vergesse. So sehr das Voraussehen desselben mich erschreckt und mich angreift, solange ich es noch in der Zukunft vor mir sehe, so schwach ist bei mir die Erinnerung an dasselbe und erlischt ohne Mühe, sowie ich es einmal überstanden habe. Dieser glücklichen Anlage habe ich's, ich fühle es, zu verdanken, daß ich jene feindselige Laune, welche rachsüchtige Herzen in beständiger Gährung erhält, und welche durch ununterbrochenes Gedenken an erhaltene Beleidigungen und so mit all den Qualen uns quält, mit denen man seinen Feind gerne quälen möchte — daß ich diese nicht kenne. Ich bin von Natur schnell auffahrend und werde im ersten Augenblick leicht zornig, bis zur Wut zornig, aber nie hat Rachsucht in meinem Innern Wurzel gefaßt. Ich beschäftige mich zu wenig mit der Beleidigung, als daß ich mit dem Beleidiger beschäftigt sein könnte. Ich denke an das Übel, das man mir schon zugefügt hat, nur aus Veranlassung dessen, was man mir noch ferner zufügen kann, und wenn ich gewiß wüßte, daß man mich in Ruhe ließe, so würde das schon Erlittene im Augenblick vergessen sein.

Vom zweiten Tage nach meiner Abreise an vergaß ich alles soeben Geschehene, und das Parlament und Frau von Pompadour und Herrn von Choiseul und Grimm und d'Alembert und ihre Komplotte und ihre Mitverschworenen, so daß ich während meiner ganzen Reise nicht wieder daran gedacht haben würde, hätten nicht die bei ihr nötigen Vorsichtsmaßregeln mich daran erinnert. Eine Erinnerung

füllte statt alles dessen meine Seele, und dies war meine letzte Lektüre am Abend vor meiner Abreise. Ich rief mir zugleich die Geßnerschen Idyllen ins Gedächtnis zurück, welche sein Übersetzer Hübner mir vor einiger Zeit zugesandt hatte. Diese zwei Ideen kamen mir so lebhaft wieder und vermengten sich in meinem Kopfe so innig, daß ich mir vornahm, den Leviten von Ephraim nach Geßners Manier zu behandeln. Der ländliche und naive Idyllenstil schien zwar für einen so gräßlichen Gegenstand nicht sonderlich zu passen, und ohnehin war nicht zu vermuten, daß meine gegenwärtige Lage mir zur Belebung meines Gemäldes lachende Bilder leihen könnte. Indessen versuchte ich's, einzig, um in meinem Wagen mir eine Unterhaltung zu verschaffen und ohne Hoffnung eines Erfolges. Kaum hatte ich den ersten Versuch gemacht, als ich über die Anmut meiner Einfälle und über die Leichtigkeit, mit der ich dieselben in Worte einkleiden konnte, erstaunte. In drei Tagen machte ich die drei ersten Gesänge dieses kleinen Gedichts, das ich in der Folge in Motiers vollendete, und ich bin gewiß, daß ich in meinem Leben nichts gemacht habe, worin eine rührendere Sanftheit der Sitten, größere Frische der Farbengebung, mehr Naivetät der Malerei, genauere Beobachtung des Kostüms und in allen Dingen mehr attische Einfalt herrschte. Und alles dies der Gräßlichkeit des Gegenstandes, der im Grunde abscheulich ist, unerachtet, so daß ich neben dem übrigen noch das Verdienst überwundener Schwierigkeiten habe. Der Levit von Ephraim, obgleich nicht die beste meiner Arbeiten, wird mir doch immer die liebste bleiben.

Bei meiner Abreise von Montmorency nach der Schweiz hatte ich beschlossen, in Yverdun bei meinem guten alten Freunde Roguin anzuhalten; er hatte seit einigen Jahren sich zur Ruhe begeben und mich auf einen Besuch zu sich eingeladen. Unterwegs erfuhr ich, daß der gerade Weg nicht über Lyon führte, deswegen kam ich dort nicht durch. Hingegen mußte ich durch Besançon, einen Festungsplatz, und war dort der nämlichen Unbequemlichkeit wie in Lyon unterworfen. Ich entschloß mich deswegen, links abzubiegen und über Salins zu fahren, wobei ich den Vorwand ergriff, Herrn von Miran, einen Neffen des Herrn Dupin, zu besuchen.

Er war dort bei dem Salzwerk angestellt und hatte ehemals mich häufig eingeladen, ihn aufzusuchen. Das Auskunftsmittel glückte; ich traf Herrn von Miran nicht an und war froh, nicht anhalten zu müssen, und so beschloß ich meine Reise, ohne daß irgend jemand mit einem Worte mich aufgehalten hätte.

Als ich das Gebiet von Bern betrat, ließ ich halten; ich stieg aus, warf mich nieder, umarmte, küßte den Boden und in meiner Begeisterung rief ich aus: „Himmel, Beschützer der Tugend, ich lobe dich! Endlich betrete ich ein Land der Freiheit!" — Ach, von jeher war ich blind und dreist in meinen Hoffnungen, von jeher leidenschaftlich für das eingenommen, was mein Unglück machen sollte. — Mein Postillon glaubte, ich wäre ein Narr geworden; ich stieg wieder in meine Chaise, und wenige Stunden nachher genoß ich der ebenso reinen als lebhaften Freude, mich in die Arme des braven Roguin geschlossen zu fühlen.

Zwölftes Buch.

In der Schweiz.

Während meines Aufenthalts in Yverdun machte ich 1762—65
mit der ganzen Familie des Herrn Roguin und unter anderem mit seiner Nichte, der Frau Boy de la Tour und ihren Töchtern, deren Vater ich ehemals in Lyon gekannt hatte, Bekanntschaft. Sie war nach Yverdun gekommen, ihren Oheim und ihre Schwestern zu besuchen; ihre älteste Tochter von ungefähr fünfzehn Jahren bezauberte mich ganz durch ihren Verstand und ihren herrlichen Charakter. Bald fesselte die zärtlichste Freundschaft mich an Mutter und Tochter. Die letztere war von Herrn Roguin seinem Neffen, einem Obrist, bestimmt, einem Manne von gesetztem Alter, der mir viel Wohlwollen bezeugte. Aber ungeachtet der Oheim sehr für diese Heirat eingenommen war, und ungeachtet der Neffe nicht weniger Gefallen an dem Projekt als der Oheim fand, und ungeachtet mir daran lag, den einen wie den anderen zufrieden zu wissen, so hielt ich mich doch aus Rücksicht auf die gar zu große Verschiedenheit des Alters und den ausnehmenden Widerwillen des jungen Mädchens für verbunden, gemeinschaftlich mit der Mutter dieser Heirat entgegenzuarbeiten, so daß sie denn auch wirklich unterblieb. Der Obrist heiratete in der Folge Fräulein Dillan, seine Base, ein Mädchen nach Charakter und Schönheit ganz nach meinem Herzen, die ihn zum glücklichsten Gatten und Vater machte. Aber Herr Roguin konnte nie vergessen, daß ich bei dieser Gelegenheit seinem Wunsche entgegengearbeitet hatte. Ich tröstete mich durch das Bewußtsein, die Pflichten der gewissenhaftesten Freundschaft, welche nicht befiehlt, sich angenehm zu machen, sondern das Beste zu raten, sowohl gegen ihn als gegen sein Haus beobachtet zu haben.

Nicht lange blieb ich im Zweifel über die Aufnahme, die in Genf meiner wartete, wenn ich Lust gehabt hätte, dahin zurückzukehren. Mein Buch wurde daselbst verbrannt und der Befehl zu meiner gefänglichen Einziehung wurde am 18. Juni, das ist acht Tage, nachdem das nämliche in Paris

geschehen war, erlassen. In diesem zweiten Dekret waren so viele unglaubliche Ungereimtheiten zusammengehäuft und die Kirchenordnung so grob verletzt, daß ich die erste Nachricht davon gar nicht glauben wollte und daß, als ich die Bestätigung erfuhr, ich im Ernst befürchtete, eine so offenbare, schreiende Übertretung aller Gesetze, vorab des gesunden Menschenverstandes, müßte in Genf bald das unterste zu oberst kehren; meine Furcht war, wie ich bald sah, unnütz gewesen, denn alles blieb ruhig. Wenn je der Pöbel murrte, so murrte er gegen mich. Von allen Klatschmäulern und von allen Schulfüchsen wurde ich öffentlich behandelt wie ein Schüler, dem man mit der Rute droht, weil er seinen Katechismus nicht gut gelernt hat.

Diese beiden Verhaftsbefehle gaben das Zeichen zu dem allgemeinen Verdammungsgeschrei, das in ganz Europa mit einer beispiellosen Wut sich gegen mich erhob. Alle Zeitungen, alle Zeitschriften, alle Flugblätter läuteten aus Leibeskräften die Sturmglocke gegen mich und vor allen zeichneten sich die Franzosen aus. Dieses sonst so sanfte, so verfeinerte, großmütige Volk, das sich auf den Besitz der genauesten Kenntnis guter Sitten und der Rücksichten gegen Unglückliche soviel zugute tut, dieses Volk vergaß mit einem Male seine Lieblingstugenden und suchte alle übrigen Nationen in Erfindung und Häufung neuer Beleidigungen zu übertreffen. Ich war ein Gottloser, Gottesleugner, Besessener, Rasender, ein wildes Tier, ein Werwolf. Der Fortsetzer des Journal de Trevoux machte auf meine vorgebliche Narrheit einen Ausfall, der die seinige hinlänglich zeigte. Mit einem Wort, es kam soweit, daß man befürchten mußte, mit der Polizei Verdrießlichkeiten zu bekommen, wenn man bei der Herausgabe irgend eines Buches, selbst des fremdesten Inhalts, unterließ, es mit einer Ungezogenheit gegen mich zu spicken.

Ich befand mich in meinem Aufenthalt zu Yverdun so wohl, daß ich mich entschloß, den dringenden Bitten Herrn Roguins und seiner Familie nachzugeben und zu bleiben. Herr de Moiry von Gingins, Oberamtmann dieser Stadt, machte auch durch seine Güte mir Mut, in seinem Amtsbezirke zu bleiben. Der Obrist drang in mich, einen kleinen

Pavillon, den er zwischen seinem Hause und Garten besaß, zu bewohnen; ich willigte ein und er eilte, ihn zu möblieren und mit allem zu versehen, was ich für meine kleine Haushaltung nötig hatte. Der Venner Roguin war einer der eifrigsten um mich her und verließ mich den ganzen Tag über nicht. Zwar war ich immerhin von so vielen Liebkosungen gerührt, aber bisweilen waren sie mir dennoch überlästig. Der Tag meines Umzugs war schon bestimmt und ich hatte Theresen bereits geschrieben, daß sie zu mir kommen sollte, als ich auf einmal erfuhr, daß in Bern ein Sturm gegen mich sich zu erheben im Begriff sei, dessen Aufstiftung man den Andächtlern Schuld gab und dessen erste Ursache ich nie mit Gewißheit habe erfahren können. Der Rat von Bern war, der Himmel weiß von wem, aufgereizt worden und schien mich in meiner Einsamkeit der Ruhe nicht genießen lassen zu wollen. Auf die erste Nachricht, welche Herr de Moiry von dieser Gärung erhielt, schrieb er zu meinen Gunsten an mehrere Mitglieder der Regierung; er verwies ihnen ihre blinde Unduldsamkeit und machte es ihnen zum Vorwurf, einem Manne von Verdiensten, der in Not wäre, einen Zufluchtsort versagen zu wollen, den sie so vielen Banditen in ihrem Staate gestatteten. Gescheite Leute haben vermutet, die Wärme, mit welcher er seine Vorwürfe vortrug, habe die Gemüter, statt sie zu besänftigen, nur noch mehr aufgebracht. Wie dem sei, so konnte weder sein Ansehen noch seine Beredsamkeit den gedrohten Streich abwenden. Sobald er von dem Befehl, den er mir bekannt machen sollte, Wind bekam, gab er mir Nachricht davon; ich mochte den Befehl selber nicht abwarten und beschloß, den andern Tag abzureisen. Die Schwierigkeit war nur, zu wissen, wohin. Frankreich und Genf waren mir verschlossen, und ich sah voraus, daß immer ein Nachbar dem anderen es nachtun würde.

Madame Boy de la Tour schlug mir vor, ein leerstehendes, aber mit allem Hausrat versehenes Haus zu beziehen, das ihr Sohn im Dorfe Motiers im Tal von Travers in der Grafschaft Neuenburg besaß. Nur einen Berg brauchte ich zu übersteigen, um dort zu sein. Dies An-

erbieten kam mir um so gelegener, weil ich auf diese Weise im Gebiete des Königs von Preußen zu wohnen kam, wo ich gewiß vor jeder Verfolgung geschützt sein mußte, oder wenigstens die Religion nicht als Vorwand hierzu gebraucht werden konnte. Aber aus einem Grunde, welchen ich nicht entdecken mochte, stand ich noch an, diesen Zufluchtsort zu wählen. Tief in meinem Herzen war die Liebe zur Gerechtigkeit eingeprägt und ebenso tief die Anhänglichkeit an Frankreich, daher war ein Widerwille gegen den König von Preußen, dessen Grundsätze und Handlungsweise alle Achtung vor den Gesetzen der Natur und den Menschenpflichten aufzuheben schienen, in eben diesem Herzen wohl keine unerwartete Erscheinung. Unter den Kupferstichen, die ich in Rahmen gefaßt in meinem Gartenhause zu Montmorency aufgehängt hatte, war auch das Bildnis dieses Fürsten, und ich hatte einen Vers darunter geschrieben, der mit den Worten schloß:

Er denkt als Philosoph und handelt als ein Fürst.

In jeder anderen Feder würde diese Zeile das schönste Lob gewesen sein, aber in der meinigen bekam sie einen ganz und gar unzweideutigen Sinn, der noch überdies durch den vorangehenden Vers hinlänglich erläutert wurde. Alle, die mich besuchten, hatten diesen Vers gelesen, und solcher Leute waren nicht wenige. Der Chevalier de Lorenzy hatte sogar ihn für D'Alembert abgeschrieben und ich zweifelte keinen Augenblick, daß dieser Sorge getragen hatte, den Fürsten mit meiner Lobschrift auf ihn bekannt zu machen. Ich hatte meinen Fehler noch durch eine Stelle des Emile, wo die unter dem Namen Adrasts, des Königs der Daunier, gemeinte Persönlichkeit nicht zu verkennen war, vergrößert; und die Deutung war den allezeit findigen Glossenmachern nicht entschlüpft.

Dennoch wagte ich's, mich ihm auf Gnade und Ungnade zu übergeben. Ich glaubte hierbei keine Gefahr zu laufen. Ich wußte, daß nur schwache Seelen niedrigen Leidenschaften unterliegen und daß starke Seelen, wofür ich die seinige immer erkannt hatte, von ihnen nicht erschüttert würden. Ich hielt eine großmütige Behandlung meiner Person mit dem ganzen Gebäude seiner Regierungskunst für übereinstimmend und hatte zugleich so hohe Begriffe von der Er-

habenheit seines Charakters, daß ich ihm zutraute, er würde gegen mich wirklich so sich beweisen. Ich war von ihm überzeugt, daß er keinen Augenblick zwischen einer niedrigen und leichten Rache und zwischen der Liebe zum Ruhm schwanken würde; ich dachte mich an seinen Platz und hielt es nicht für unmöglich, daß er die Umstände benützen würde, den Mann, der gewagt hatte, schlimm von ihm zu denken, mit dem Gewicht seiner Großmut niederzudrücken. Gedacht, getan. Ich ließ mich in Motiers mit einer Zuversicht nieder, welche er, meinte ich, sollte zu schätzen wissen. „Wenn Jean Jacques", sprach ich bei mir selbst, „sich bis zum Coriolan hinanhebt, sollte Friedrich dem Volkerbefehlshaber nachstehen wollen?"

Der Obrist Roguin bestand darauf, mich über den Berg zu begleiten und mich in Motiers einzurichten. Eine Schwägerin der Frau Boy de la Tour, namens Girardier, hatte bisher das Haus, das ich beziehen sollte, sehr bequem gefunden und sah scheel zu meiner Ankunft, doch ließ sie mit sehr viel Artigkeit mich Besitz von meiner Wohnung nehmen. Ich hatte die Kost bei ihr, solange Therese noch abwesend und meine kleine Haushaltung noch nicht eingerichtet war.

Seit meiner Abreise von Montmorency hatte ich wohl gefühlt, daß ich von nun an unstet und flüchtig auf Erden sein würde, und hatte eben deswegen Anstand genommen, sie zu mir kommen zu lassen, da ich nicht wollte, daß sie mein irrendes Leben mit mir teilen sollte. Ich fühlte, daß unser gegenseitiges Verhältnis seit der unglücklichen Wendung meines Schicksals nicht mehr das nämliche wäre und daß, was vorher von meiner Seite Gunst und Wohltat gewesen war, es nun von ihrer Seite würde. Wenn ihre Neigung zu mir in der Feuerprobe meines Unglücks bestünde, so würde doch ihr Herz davon zerrissen werden, und in ihr würde ich noch unglücklicher werden als ich zuvor schon war. Würde sie hingegen dem Verfolgten gegenüber erkalten, so würde sie gleichwohl ihre Beständigkeit als ein Opfer geltend machen wollen. Statt daß sie sonst mein Vergnügen mitgefühlt hätte, wenn ich den letzten Bissen Brot mit ihr teilte, würde sie jetzt nichts als ihr Verdienst, mich überallhin zu begleiten, wohin das Schicksal mich treiben würde, gefühlt haben. Seit geraumer Zeit spürte ich ihr Herz gegen mich erkalten. Ich fühlte, daß

ich ihr nicht mehr das war, was ich ihr wohl ehemals in den schönen Tagen unserer Liebe gewesen war; ich mußte dies um so schmerzlicher fühlen, da meine Neigung zu ihr bis jetzt unverändert geblieben war. Ich kam in dieselbe unangenehme Lage, in die ich ehemals bei Mama geraten war, und die Wirkung war bei Theresen die nämliche. Wie gut ich meine Verfügungen über meine Kinder ausgedacht zu haben vermeinte, so war mein Herz bei der Erinnerung daran doch nicht immer ruhig. Meine Gewissensbisse hierüber wurden so peinigend, daß mir am Anfang des Emile beinahe das öffentliche Bekenntnis meines Fehlers entwischt wäre. Ich fürchtete einen Rückfall, und um mich der Gefahr desselben nicht auszusetzen, verdammte ich lieber mich freiwillig zur Enthaltsamkeit, als daß ich Therese von neuem in die alte Verlegenheit hätte kommen lassen. Aus solchen Gründen hatte ich einen Entschluß gefaßt, den ich freilich oft schlecht genug befolgte, dem ich aber gleichwohl seit ungefähr drei oder vier Jahren immer seltener untreu geworden war. Seit drei oder vier Jahren hatte ich dieses Erkalten bei Theresen bemerkt; noch hing sie wie ehemals an mir aus Pflichtgefühl, aber die Liebe war verschwunden. Es ist natürlich, daß auf diese Weise unser Umgang einen Teil seiner Reize verlieren mußte, und ich glaubte daher, daß sie vielleicht lieber in Paris bleiben als mit mir herumirren würde, da sie ohnedies überall auf meine Fürsorge rechnen durfte. Aber sie hatte bei unserem Scheiden soviel Kummer blicken lassen, sie hatte sich von mir so heilig versprechen lassen, daß wir wieder zusammen wohnen wollten, sie bezeugte seit meiner Abreise ein so lebhaftes Verlangen nach mir, und äußerte es sowohl gegen den Prinzen von Conti als gegen Herrn von Luxemburg, daß ich nicht wagen durfte, unsere Trennung nur zu denken, geschweige denn sie ihr vorzuschlagen. Und in der Tat fühlte mein Herz die Unmöglichkeit, ohne sie zu sein, und ich dachte nur daran, sie ohne weiteren Verzug zu mir kommen zu lassen. Ich schrieb ihr, sie möchte reisen, und sie kam. Kaum waren seit meiner Abfahrt zwei Monate verflossen, aber seit so manchen Jahren war dies unsere erste Trennung gewesen. Wir hatten eines wie das andere ihre Bitterkeit gleich tief gefühlt. Welche gewaltigen Empfindungen erschütterten uns

bei der ersten Umarmung! Wie süß sind die Tränen der Zärtlichkeit und der Freude! Wie berauschte sich mein Herz an ihnen! Warum habe ich solche Tränen so selten weinen dürfen?

Bei meiner Ankunft in Motiers hatte ich an Mylord Keith, Marschall von Schottland und Statthalter von Neuenburg, geschrieben und ihn von meiner Flucht in die Staaten seiner Majestät benachrichtigt, auch zugleich um seinen Schutz gebeten. Er antwortete mir mit jener Großmut, die man an ihm kennt und die auch ich von ihm erwartete. Sein Schreiben enthielt zugleich eine Einladung auf einen Besuch bei ihm. Ich ging mit Herrn Martinet, Schloßhauptmann von Val de Travers, der bei Seiner Exzellenz in großen Gnaden stand, hin. Der Anblick dieses berühmten tugendhaften Schotten drang mir kräftig ans Herz und von diesem Augenblick an begann zwischen ihm und mir jene lebhafte Zuneigung, die von meiner Seite immer die nämliche geblieben ist und es auch von der seinigen geblieben wäre, wenn nicht die Schurken, welche allen Trost meines Lebens mir geraubt haben, meine Abwesenheit benutzt hätten, um sein Alter zu mißbrauchen und mich bei ihm anzuschwärzen.

George Keith, Erbmarschall von Schottland, Bruder des berühmten Generals Keith, der ruhmvoll lebte und auf dem Bette der Ehren starb, hatte in seiner Jugend sein Vaterland verlassen und war aus demselben verbannt, weil er dem Hause Stuart anhänglich gewesen war; wiewohl er ihm in der Folge seine Unterstützung bald entzog, weil er den Geist der Ungerechtigkeit und der Tyrannei, der sein beherrschender Charakterzug war, haßte. Lange hielt er in Spanien, wo das Klima ihm gefiel, sich auf, und endlich begab er sich mit seinem Bruder in die Dienste des Königs von Preußen, des Menschenkenners und Menschenwählers, der beide aufnahm, wie sie es verdienten. Der Marschall Keith vergalt ihm diese Aufnahme reichlich durch die vorzüglichen Dienste, die er ihm leistete, und durch etwas, was noch weit mehr Wert hatte, durch seine Freundschaft. Die große Seele dieses würdigen Mannes, voll republikanischen Sinnes und republikanischen

Stolzes, beugte sich nur unter das Joch der Freundschaft, aber unter dieses beugte er auch sich so ganz, daß des großen Unterschieds in den Grundsätzen unerachtet er vom ersten Augenblick der beginnenden Zuneigung an nichts mehr sah als Friedrich allein. Der König gab ihm wichtige Aufträge, schickte ihn nach Paris, nach Spanien, und als er endlich sah, daß er nachgerade zu altern anfing und der Ruhe bedürfte, gab er ihm als schicklichen Platz die Statthalterschaft von Neufchatel mit der beneidenswerten Bestimmung, für den Rest seines Lebens dieses kleine Völkchen glücklich zu machen.

Meine erste Empfindung beim Anblick dieses ehrwürdigen Alten war Mitleiden über die Hagerkeit seines Körpers, welchen die Jahre schon abgezehrt hatten. Aber als ich meine Augen zu seinem belebten, offenen und edlen Antlitz erhob, fühlte ich mich aufs lebhafteste von einer Achtung und einem Zutrauen durchdrungen, das keinem anderen Gefühle mehr Raum ließ. Auf mein sehr kurzes Kompliment, das ich ihm beim Eintritt machte, antwortete er dadurch, daß er von ganz etwas anderem sprach, als wenn ich schon acht Tage um ihn gelebt hätte. Sogar nicht einmal Sitze bot er uns an. Der steife Schloßhauptmann blieb stehen wie ein Grenadier. Ich hingegen sah in dem durchdringenden feinen Auge Mylords soviel liebevolles Wesen, daß mir's war, als wäre ich zu Hause, und ohne Umstände setzte ich mich neben ihn auf sein Sofa. An dem vertraulichen Ton, den er augenblicklich annahm, merkte ich's, daß meine Ungezwungenheit ihm behagte und daß er in seinem Innern dachte: Der ist wenigstens kein Neuenburger!

Wunderbare Wirkung des Einklangs der Charaktere! In einem Alter, wo das Herz seine natürliche Wärme schon verloren hat, erwärmte sich der gute Alte für mich auf eine jedermann auffallende Weise. Unter dem Vorwand der Wachteljagd besuchte er mich in Motiers, aber während zweier Tage, die er dort zubrachte, rührte er keine Flinte an. Es entstand bald zwischen uns eine so enge Freundschaft — Freundschaft ist das wahre Wort, unser Verhältnis zu bezeichnen —, daß keiner von uns mehr ohne den anderen sein konnte. Das Schloß Colombier, sein Sommeraufenthalt, war sechs Meilen von Motiers entlegen; zum wenigsten alle vierzehn Tage ging

ich hin, blieb einen Tag lang dort und dann wanderte ich wie ein Wallfahrer, das Herz voll von ihm, wieder zurück. Die Bewegung, welche ich wohl ehemals empfunden hatte, wenn ich von der Einsiedelei nach Eaubonne ging, war zwar allerdings anderer Art, aber sanfter und wohltuender war sie nicht als die, mit der ich mich Colombier näherte. Wie manche Träne der Zärtlichkeit habe ich unterwegs geweint, wenn ich an die wahrhaft väterliche Güte, an die liebenswürdigen Tugenden, an die milde Philosophie des ehrwürdigen Alten dachte! Ich nannte ihn: mein Vater, und er mich: mein Sohn.

Mylord Marschall ist nicht ohne Fehler. Er ist ein Weiser, aber er ist Mensch. Bei dem durchdringendsten Geiste, bei dem feinsten Gefühl, bei der tiefsten Menschenkenntnis wird er bisweilen hintergangen und gewahrt nicht, daß er hintergangen ist. Er hat sonderbare Launen und in den Wendungen seines Geistes etwas Auffallendes, Fremdartiges. Leute, die beständig um ihn sind, scheint er vergessen zu haben, aber in dem Augenblick, da sie sich dessen am wenigsten versehen, erinnert er sich ihrer. Seine Aufmerksamkeiten scheinen oft übel angebracht, seine Geschenke sind nach seiner Phantasie und nicht nach den üblichen Sitten abgemessen. Im Augenblick gibt oder schickt er, was ihm eben in den Kopf kommt, bald etwas von hohem, bald von gar keinem Werte. Von seiner Art nur ein einziges Beispiel, das ein ganz unbedeutendes Geschichtchen mir darbietet: Weil die Tagereise von Motiers nach Colombier für mich zu stark war, so teilte ich sie gewöhnlich so ein, daß ich Nachmittags abging und auf dem halben Wege in Brot über Nacht blieb. Der Wirt, namens Sandoz, hätte gerne in Berlin eine für ihn äußerst wichtige Gnadenbezeugung nachgesucht und bat mich, Seine Exzellenz zu bitten, daß er sie für ihn auswirken möchte. Gut. Ich nehme ihn mit mir aufs Schloß, lasse ihn im Vorzimmer stehen und spreche mit Mylord von seiner Angelegenheit. Mylord antwortet nichts. Der Vormittag war bereits vorüber, und als ich zum Mittagessen durch den Saal ging, sah ich den armen Sandoz stehen, der bis jetzt sich halb tot gewartet hatte. Weil ich glaubte, daß Mylord seiner vergessen hätte, so sprach ich wieder mit ihm davon, ehe wir uns zur Tafel

setzten; er antwortete wie vorher kein Sterbenswörtchen. Ich fand diese Art, wie er mich fühlen ließ, daß mein Gesuch ihm überlästig sei, ein wenig hart, aber ich schwieg und bedauerte nur im stillen den armen Sandoz. Auf meiner Rückreise am folgenden Tage war ich nicht wenig überrascht, als er mir für die gute Aufnahme und das gute Mittagessen dankte, das ich ihm bei Seiner Exzellenz verschafft hätte; überdies erzählte er mir, daß sie die Gnade gehabt hätten, seine Bittschrift anzunehmen. Drei Wochen nachher schickte Mylord ihm das erbetene Reskript, vom Minister ausgefertigt und vom König unterzeichnet. Aber alles dies geschah, ohne weder mir noch ihm über diese Angelegenheit, mit der es schien als ob er sich nicht befassen wollte, auch nur ein Wort zu sagen oder zu antworten.

Aus aller Unruhe, die ich in betreff meines gewählten Zufluchtsortes gehabt hatte, riß mich nun gar bald eine Antwort des Königs an den Lord Marschall, an welchem ich, wie leicht zu erachten, einen guten Fürsprecher gefunden hatte. Nicht allein billigten Seine Majestät das Getane, sondern gaben auch, denn ich will nichts verschweigen, meinem Beschützer den Auftrag, mir zwölf Louisdor auszuzahlen. Den guten Lord setzte dieser Befehl in Verlegenheit und weil er nicht wußte, wie er demselben auf eine für mich ehrenvolle Art Folge leisten sollte, so suchte er das Beleidigende, das für mich in einem Geschenk an barem Gelde lag, dadurch zu vermindern, daß er es in Lebensbedürfnisse verwandelte und mir bekannt machte, er hätte Befehl erhalten, mich für den Anfang meiner kleinen Haushaltung mit Holz und Kohlen zu versehen; er setzte sogar und vielleicht auf seine eigene Faust hinzu, daß der König geneigt sei, mir ein kleines Haus nach meinem eigenen Plane bauen zu lassen, wenn ich mir selbst einen Platz dazu aussuchen würde. Dieses letztere Anerbieten rührte mich ungemein und ließ mich die sonderbare Art des ersten vergessen. Indessen nahm ich keins von beiden an, doch betrachtete ich Friedrich als meinen Wohltäter und Beschützer und hing mich so ganz an ihn, daß ich von da ab an der Ausbreitung seines Ruhmes in eben dem Grade Anteil nahm, als ich bis dahin seine Siege ungerecht gefunden hatte. Nach dem Frieden, der soeben geschlossen wurde, glaubte ich,

daß er nun, da sein kriegerischer und politischer Ruhm die höchste Höhe erreicht hätte, anfangen würde, sich ihn auf einem anderen Felde zu erwerben: durch Wiederbelebung seiner daniederliegenden Staaten, durch Unterstützung und Beförderung des Handels und des Ackerbaues, durch Urbarmachung des Erdreichs, durch Ansiedelung neuer Bewohner, durch Aufrechterhaltung des Friedens bei allen seinen Nachbarn und endlich dadurch, daß er nun als Schiedsrichter Europens aufträte, dessen Schrecken er vormals gewesen. Er durfte nun unbesorgt sein Schwert in die Scheide stecken und konnte darauf rechnen, daß man ihn nicht wieder zwingen würde, es zu ziehen. Als ich aber sah, daß er sein Heer nicht entwaffnete, fürchtete ich, er möchte seine errungenen Vorteile schlecht benützen und nur zur Hälfte groß sein. Ich wagte, ihm hierüber zu schreiben, ich nahm in meinem Briefe den vertrauten Ton, der Menschen seiner Gattung immer gefallen muß, und in diesem Tone brachte ich die Wahrheit, die zu hören die wenigsten Könige gemacht sind, ihm zu Ohren. Ich nahm mir diese Freiheit heimlich, mein Versuch sollte zwischen ihm und mir bleiben. Selbst dem Lord Marschall vertraute ich meinen Schritt nicht, sondern übergab ihm meinen Brief an den König wohl versiegelt zum Einschluß. Mylord ließ den Brief abgehen, ohne sich um seinen Inhalt zu bekümmern. Der König antwortete nicht, und als der Marschall einige Zeit darauf nach Berlin reiste, sagte er diesem nur, daß ich ihn tüchtig ausgescholten hätte. Ich ersah hieraus, daß mein Brief war übel aufgenommen worden und daß er den Freimut, welchen mein Eifer mir einhauchte, mit der Grobheit eines Pedanten verwechselte. Im Grunde war dies wohl sehr leicht möglich, vielleicht sagte ich nicht das, was, noch in dem Tone, wie ich es hätte sagen sollen. Aber entschuldigt bin ich durch die Empfindung, welche die Feder mir in die Hand gab.

Wenige Zeit nach meiner Niederlassung in Motiers-Travers, nachdem ich mich von allen Seiten einer zukünftigen Ruhe versichert glaubte, legte ich armenische Kleidung an. Dieser Gedanke war bei mir nicht ganz neu. Schon öfters in meinem Leben war er in mir aufgestiegen, oft war er während meines Aufenthalts in Montmorency mir wieder in

den Kopf gekommen. Weil nämlich der häufige Gebrauch der Sonden mich zwang, öfters das Zimmer zu hüten, so lernte ich desto mehr die Vorteile eines langen Kleides empfinden. Die Bequemlichkeit, einen armenischen Schneider, der seinen zu Montmorency wohnenden Vetter öfters besuchte, in der Nähe zu haben, führte mich in Versuchung, mich seiner zur Verfertigung meines neuen Anzugs zu bedienen, unbekümmert, was das Publikum dazu sagen würde. Doch wollte ich, ehe ich meinen neuen Staat anlegte, vorher den Rat der Frau von Luxemburg darüber einholen, und diese stimmte ganz dafür. Ich ließ mir also eine kleine armenische Garderobe machen, aber das Ungewitter, das gegen mich ausbrach, bestimmte mich, den wirklichen Gebrauch derselben bis auf ruhigere Zeiten zu verschieben, und erst als einige Monate später neue Anfälle meines Übels mich wieder an die Notwendigkeit einer Kleiderveränderung erinnerten, glaubte ich ohne Gefahr sie in Motiers vornehmen zu können. Um ganz sicher zu gehen, hatte ich den Pfarrer des Orts darüber um Rat gefragt, und dieser hatte mir die Antwort erteilt, daß ich sie sogar in der Kirche ohne Ärgernis tragen dürfte. Ich legte also das armenische Wams, den Kaftan, die gefütterte Mütze und den Gürtel an, und nachdem ich in diesem Aufzug dem Gottesdienst beigewohnt hatte, sah ich kein Hindernis weiter, warum ich nicht auch in demselben bei Mylord Marschall erscheinen könnte. Als Seine Exzellenz mich so gekleidet sahen, sagten sie bloß statt der gewöhnlichen Begrüßung zu mir: „Salaam aleikum!“ Mit diesem einzigen Worte war alles abgemacht, und von nun an kleidete ich mich nie mehr anders.

Unter der Zahl der Bekanntschaften, die ich in meiner Nachbarschaft machte und die ich einzeln nicht aufzählen will, darf ich den Obrist Pury nicht vergessen. Er besaß ein Haus auf dem Berge und pflegte daselbst den Sommer zuzubringen. Ich war eben nicht sehr eilig, ihn kennen zu lernen, weil ich wußte, daß er bei Hofe und beim Lord Marschall, bei welchem er seine Aufwartung nicht machte, nicht sonderlich wohlgelitten war. Weil indessen er mich besuchte und mir viele Höflichkeiten erwies, so mußte

ich wohl auch ihn besuchen. Wir setzten unseren Umgang miteinander fort und aßen bisweilen zusammen. Ich machte bei ihm die Bekanntschaft des Herrn du Peyrou, der in der Folge so sehr mein inniger Freund wurde, daß ich nicht unterlassen darf, von ihm zu sprechen.

Herr du Peyrou war ein Amerikaner, Sohn eines Kommandanten von Surinam, dessen Nachfolger, Herr le Chambrier, die Witwe des Verstorbenen geheiratet hatte. Als sie zum zweitenmal Witwe ward, ließ sie mit ihrem Sohne sich in dem Vaterland ihres zweiten Gatten nieder. Du Peyrou, ein einziger sehr reicher und von seiner Mutter zärtlich geliebter Sohn, war mit Sorgfalt erzogen worden und diese Sorgfalt war nicht ohne Früchte geblieben. Er hatte sich viele Kenntnisse und einigen Geschmack an Künsten erworben und legte vor allem Wert darauf, seine Vernunft ausgebildet zu haben. Seine kalte philosophische Holländermiene, seine dunkelbraune Gesichtsfarbe, sein stiller verschlossener Charakter begünstigten diese Meinung beim Publikum. Er war, obgleich noch jung, harthörig und mit dem Podagra behaftet, deswegen waren alle seine Bewegungen gesetzt und bedächtig, und obgleich er gerne disputieren mochte, so sprach er doch wenig, weil er nicht alles verstand. Sein gesamtes Äußeres nahm mich ein. Siehe da, sagte ich zu mir selbst, ein Denker, ein Weiser, wie man sich Glück wünschen darf, einen zum Freunde zu haben! Um mich endlich ganz an sich zu ziehen, richtete er öfters die Rede an mich, ohne gleichwohl je eine bloße Worthöflichkeit an mich zu verschwenden. Er sprach mit mir wenig von mir, wenig von meinen Büchern und sehr wenig von sich selbst, er war nicht arm an Ideen, und was er sagte, war richtig gesagt. Diese Richtigkeit und Gleichmütigkeit fesselten mich. Sein Geist hatte weder die Erhabenheit noch die Feinheit von Mylord Marschall, wohl aber dessen Einfachheit, und so konnte er ihn mir immer gewissermaßen ersetzen. Ich war nicht von ihm entzückt, aber ich schloß mich aus Achtung an ihn, nach und nach ward diese Achtung Freundschaft und so vergaß ich bei ihm den Einwurf, welchen ich gegen den Baron von Holbach gemacht hatte, daß er nämlich zu reich sei.

Nach der Art, wie man mich in Paris, in Genf, in Bern,

selbst in Neuenburg behandelt hatte, erwartete ich nicht viel Schonung vom Pfarrer des Ortes. Indessen war ich durch Madame Boy de la Tour ihm empfohlen worden, und wirklich hatte er auch mich gut aufgenommen; aber in diesem Lande, wo man einem jeden ohne Unterschied schmeichelt, bedeuten Artigkeiten nichts. Gleichwohl konnte ich nach meinem feierlichen Übertritt zur reformierten Kirche und als Einwohner eines reformierten Landes, ohne gegen meine Versprechungen und meine Bürgerpflicht zu sündigen, nicht umhin, das öffentliche Bekenntnis des Glaubens, zu dem ich wieder übergetreten war, zu tun: ich ging also zum Gottesdienste. Auf der anderen Seite aber fürchtete ich, wenn ich beim Abendmahl erschiene, mich der Schmach einer Zurückweisung auszusetzen, und es war keineswegs wahrscheinlich, daß, nach dem in Genf durch den Rat und in Neuenburg durch die Geistlichkeit erregten Lärmen der Pfarrer mir in seiner Kirche den Kelch ohne Anstand reichen würde. Sowie nun also die Zeit des Nachtmahls herannahte, schrieb ich, um meine Handlung als eine freiwillige erkennen zu lassen, an Herrn von Montmollin (so hieß der Pfarrer), daß ich im Herzen der protestantischen Kirche immer zugetan gewesen sei, zugleich sagte ich, um allen Streitigkeiten über Glaubenssachen auszuweichen, daß ich auf alle besondere Auslegung der Lehrartikel verzichte. Nachdem ich auf diese Art mich ihm gegenüber gesetzmäßig betragen hatte, verhielt ich mich ruhig und zweifelte nicht, Herr von Montmollin würde mich ohne eine vorhergehende Auseinandersetzung, die ich mir verbeten hatte, nicht zum Sakrament zulassen, glaubte also, damit alles erledigt zu haben, ohne daß man mir eine Verfehlung vorwerfen könnte. Dem war aber nicht so. In einem Augenblick, da ich mich dessen am mindesten versah, erklärte mir Herr von Montmollin, daß er mich unter der Bedingung, die ich gestellt hätte, zum Sakrament zulassen wollte, noch mehr, daß er und seine Kirchenältesten es sich zur größten Ehre rechneten, mich unter ihrer Herde zu haben. In meinem Leben war für mich nichts so überraschend noch so tröstend. Immer vereinzelt auf Erden leben zu müssen, schien mir ein sehr trauriges Schicksal zu sein, besonders, wenn man noch außerdem unglücklich ist. Mitten unter so

vielen Verweisungen und Verfolgungen fand ich etwas unbeschreiblich Süßes in dem Gedanken, mir sagen zu dürfen: Nun bin ich wenigstens unter meinen Brüdern. Ich genoß das Liebesmahl mit einer Bewegung und mit Tränen der Rührung, welche vielleicht die gottgefälligste Vorbereitung waren, die man nur immerhin zu diesem heiligen Werke vornehmen kann.

Während dieser Zeit ging das Drucken der Schmähschriften 1763.
gegen mich seinen Gang und ihre wohlmeinenden Verfasser warfen den Regierungen vor, daß man mich bei weitem zu gelinde behandelte. Dieses Gebelle von allen Seiten her, dessen erste Urheber sich noch immer unter der Decke hielten, hatte etwas Unglück Weissagendes und Schreckendes. Jedoch ließ ich sie sagen, was sie wollten, und rührte mich nicht. Ich fand den Aufenthalt in Motiers sehr angenehm und zum Entschlusse, meine Tage hier vollends zu verleben, fehlte mir nur noch ein dauernd gesichertes Auskommen. Aber es ist hier teuer zu leben, und alle meine alten Projekte waren durch die Auflösung meines vorigen Haushalts, durch die Einrichtung eines neuen, durch den Verkauf und sogar die Verschleuderung meines Hausrats und durch den Aufwand, welchen ich seit meiner Abreise von Montmorency hatte machen müssen, zertrümmert. Täglich sah ich das kleine Kapital, das ich mir aufgespart hatte, sich vermindern. In zwei oder drei Jahren mußte der Rest vollends aufgezehrt sein, und noch sah ich kein Mittel, wie ich meine Kasse wieder füllen könnte, ohne aufs neue zu schriftstellern, und gleichwohl hatte ich von diesem unglücklichen Gewerbe mich losgesagt. Da ich indessen überzeugt war, daß meine Lage sich bald ändern müßte und daß das Publikum von seiner Raserei zurückkommen und daß die Regierungen darüber erröten müßten, so dachte ich einzig darauf, meine Hilfsquellen bis zu dem Zeitpunkt zu verlängern, wo eine glückliche Veränderung meiner Lage mir die Wahl unter demjenigen offen ließe, was alsdann sich mir anbieten würde. Zu diesem Ende nahm ich mein musikalisches Wörterbuch, welches nach einer zehnjährigen Arbeit soweit vorgerückt war, daß es nun nur noch gefeilt und ins Reine geschrieben zu werden brauchte, wieder vor. Mit Hilfe meiner Bücher, die mir vor kurzer

Zeit waren nachgeschickt worden, ward es mir nicht schwer, dieses Werk zu vollenden. Meine Papiere, die ich zugleich erhalten hatte, setzten mich in den Stand, die Niederschrift meiner Lebensgeschichte, welche fortan mein einziges Geschäft sein sollte, zu beginnen. Ich machte mich an die Sammlung der Materialien, die man mir übrig gelassen hatte, um meine Bekenntnisse auszuarbeiten.

Lange glaubte ich, die Genfer Geistlichkeit oder wenigstens die Bürger und Einwohner dieser Stadt würden über die Verletzung des Stadtrechts ihre Stimme erheben, welche in dem gegen mich erlassenen Dekrete vorlag. Es blieb aber wenigstens äußerlich alles ruhig, im Innern freilich war die Unzufriedenheit allgemein und wartete nur auf einen Anlaß, loszubrechen. Nachdem ich länger als ein Jahr gewartet hatte, ob nicht etwa einer gegen ein so ungesetzmäßiges Verfahren sich erheben würde, und nachdem ich mich von meinen Mitbürgern verlassen sah, so faßte ich endlich meinen Entschluß und beschloß, auf ewig meinem undankbaren Vaterlande — wo ich nie gelebt hatte, welchem ich weder Glücksgüter noch Unterstützung zu danken hatte, und von welchem ich zum Lohne für die Ehre, die ich ihm hatte machen wollen, einhellig auf das unwürdigste behandelt worden war, ich sage einhellig, weil die, welche hätten sprechen sollen, schwiegen — zu entsagen. In dieser Absicht schrieb ich an den ersten Syndikus dieses Jahres — wenn ich nicht irre, war dies Herr Favre — einen Brief, in welchem ich meinem Bürgerrechte feierlich entsagte, zugleich aber übrigens jene Anständigkeit und Mäßigung beobachtete, welche man in keinem derjenigen Aktenstücke, die von meinem beleidigten Stolz und der Grausamkeit meiner Feinde während meines Unglücks mir abgepreßt worden sind, wird vermissen können.

Dieser Schritt öffnete endlich den Genfer Bürgern die Augen. Sie fühlten, daß sie ihrem eigenen Nutzen zuwider gehandelt hatten, indem sie meine Verteidigung unterließen, und unternahmen sie jetzt, wo es zu spät war. Mit der mich betreffenden Beschwerde verbanden sie noch andere und setzten daraus das Material mehrerer sehr wohl durchdachter Vorstellungen zusammen, erweiterten diese und verstärkten sie in

dem Maße, wie es aus den abschlägigen Antworten des Rats, welcher sich auf das französische Ministerium verließ, ihnen mehr und mehr deutlich ward, daß ein förmlicher Plan entworfen wäre, sie zu unterjochen. Aus Anlaß dieser Zänkereien kamen verschiedene Broschüren heraus, welche nichts entschieden, bis auf einmal die Briefe, vom Lande geschrieben, erschienen. Dieses Werk war zugunsten des Rats mit unendlicher Kunst verfaßt, und wirklich wurde die Partei der Volksvertreter auf eine Zeitlang dadurch zum Schweigen gebracht und geradezu niedergeschmettert. Diese Schrift ist ein bleibendes Denkmal von den seltenen Gaben ihres Verfassers, des Generalprokurators Tronchin, eines Mannes von Geist, von vieler Aufklärung und innig vertraut mit den Gesetzen und dem Regierungsmechanismus der Republik. Siluit terra. (Alles verstummte.)

Die Vertreter des Volks erwachten endlich aus ihrer Ohn- 1764.
macht und unternahmen es, zu antworten. Man muß gestehen, daß sie mit Hilfe der Zeit sich noch gut genug aus der Sache zogen. Aber jedermann blickte auf mich als auf den einzigen, der mit der Hoffnung des Sieges sich gegen einen solchen Gegner stellen dürfte. Ich muß bekennen, daß ich selber so dachte, und überdies trieben mich meine ehemaligen Mitbürger an, sie in der Verlegenheit, zu welcher ich doch den Anlaß gegeben hatte, mit meiner Feder zu unterstützen. Ich unternahm also die Widerlegung der Briefe, vom Lande geschrieben, in meinen Briefen, vom Berge geschrieben, indem ich durch diesen Titel jenen parodierte. Plan und Ausführung meines Werkes machte ich so ganz geheim, daß ich selbst bei einer Zusammenkunft mit den Häuptern der Volksvertretung in Thonon, wo wir von ihren Angelegenheiten zusammen sprachen, und wo sie mir den Entwurf ihrer Antwort vorlegten, ihnen kein Wort von der meinigen sagte, die bereits fertig lag: alles aus Furcht, der Druck möchte verhindert werden, wenn entweder die Obrigkeit oder meine besonderen Feinde etwas davon erführen. Indessen konnte ich nicht vermeiden, daß die Schrift noch vor ihrem Erscheinen gewissen Personen in Frankreich bekannt geworden sein muß; allein auf welche Weise dies möglich war, konnte ich nie erfahren und meine Vermutungen darüber will ich zurückbehalten.

Ich bekam in Motiers beinahe ebenso viele Besuche, als ich in der Einsiedelei und in Montmorency empfangen hatte, aber sie waren großenteils von ganz anderer Art. Meine bisherigen Besucher waren Leute gewesen, die zu mir in Ansehung ihrer Geisteskräfte, ihrer Neigungen, ihrer Grundsätze ein Verhältnis hatten, die eben dieses Verhältnis als Grund ihrer Besuche angaben und mich von Anfang an auf Gegenstände zu sprechen brachten, über die ich mich mit ihnen unterhalten konnte. In Motiers war alles dies ganz anders, besonders bei denen, die aus Frankreich kamen. Da besuchten mich Offiziere und andere Leute, welche keinen Geschmack an den Wissenschaften hatten, meine Schriften nicht einmal kannten und gleichwohl, wie sie sagten, dreißig, vierzig, sechzig, hundert Meilen weit gereist waren, um den hocherhabenen und sehr berühmten, den großen Mann usw. zu sehen, zu bewundern usw. Von da an begann man, mir die unverschämtesten Schmeicheleien ins Gesicht zu sagen, vor denen mich bis dahin die Achtung derer, die mich besuchten, bewahrt hatte. Da die meisten dieser Leute mich nicht einmal der Ehre würdigten, sich vorzustellen noch mir ihren Stand zu sagen, da ferner ihre Kenntnisse mit den meinigen nicht auf einerlei Gegenstände zusammentrafen und sie meine Werke weder durchgelesen noch durchgeblättert hatten, so wußte ich nicht, wovon ich mit ihnen sprechen sollte. Ich wartete also, daß sie die Unterredung anspinnen würden, weil sie, nicht ich, wissen und mir sagen mußten, warum sie mich besuchten. Es ist sehr begreiflich, daß auf diese Weise unsere Unterhaltung für mich nicht sehr anziehend werden mußte, wie sehr sie es auch für sie sein mochte, je nachdem sie etwas zu wissen verlangten. Denn da ich ganz ohne Mißtrauen war, so ließ ich ohne Rückhalt mich über alle Fragen aus, die sie mir vorzulegen für gut fanden und wenn sie dann weggingen, waren sie gewöhnlich mit den genauesten Verhältnissen meiner Lage so bekannt wie ich selber.

Es besuchte mich z. B. ein Herr von Feins, Stallmeister der Königin und Rittmeister in deren Regiment. Es besuchten mich zwei Edelleute, die zu Fuße reisten, ein jeder mit einem Maultier, das seine Habseligkeiten trug. Der eine ein Herr von Montauban, Graf de la Tour-du-Pin, der

andere ein Herr Dastier de Carpentras, beides liebenswürdige Männer und von angenehmer Unterhaltung. Mit dem letzteren blieb ich in Briefwechsel und sandte ihm zuerst, doch vergeblich, die Handschrift meiner Briefe vom Berge, damit er sie in Avignon möchte drucken lassen. Es ist möglich, daß sie damals durch die Post zur Kenntnis der französischen Regierung gekommen sind. — Ein Herr Laliand in Nimes bat sich meine Silhouette aus und ließ danach eine abscheuliche Büste in Ton und nach dieser wiederum einen Kupferstich anfertigen, der mit mir nicht die geringste Ähnlichkeit hat. Ein junger Offizier, Herr Seguier de St. Brisson, wollte, meinem Beispiele folgend, seine Stellung aufgeben und, um als unabhängiger Mensch zu leben, ein Handwerk ergreifen. Er war im Begriff, sich darüber mit seiner Familie zu entzweien, ich hielt ihn aber von diesem unüberlegten Schritte zurück. In der Folge gab er ein paar wertlose Broschüren heraus und kümmerte sich nicht weiter um mich. Die beiden Deluc aus Genf besuchten mich und ließen sich bei mir während einer Krankheit pflegen. Gerne sah ich Moultou, der öfters bei mir war; doch unbegreiflich war mir das Ausharren eines gewissen Herrn von Ivernois, eines Kaufmanns, der jährlich zweimal von Genf nach Motiers kam und während mehrerer Tage nicht von meiner Seite wich, obgleich nicht die geringste Gemeinschaft der Ideen oder der Empfindungen zwischen uns beiden bestand.

Endlich darf ich eines jungen und talentierten Menschen nicht vergessen, der unter dem Namen eines Barons von Sauttern in Neuenburg und später zu Motiers sich niederließ, und an den mich bald eine herzliche Teilnahme knüpfte. Er stammte aus Ungarn und war offenbar ein Mann von vornehmer Abkunft und ausgezeichneten Manieren, und nachdem wir zwei Jahre lang recht vertraulich miteinander umgegangen waren, so hätte ich ihm nie mißtrauen können, obgleich ich von mehreren Seiten vor ihm als einen französischen Spion gewarnt worden war. Allein er geriet in unangenehme Affären wegen einer verheirateten Frau, und sowie er das Land verlassen hatte, erfuhr man, daß er eigentlich Sauttersheim hieß und der Baronstitel ihm zu Unrecht war beigelegt worden, daß er eine elende Magd in dem Gasthof,

wo er lebte, verführt hatte und nun im Stiche ließ, und also es fertig gebracht hatte bei der größten scheinbaren Offenheit und Vertrautheit mich über sein wahres Wesen völlig zu betrügen. Er ging später nach Straßburg, dann nach Paris, um sein Glück zu suchen, geriet da ins Elend und bat mich schriftlich um meine Verzeihung. Ich sandte ihm Geld, und er ist einige Jahre darauf in Straßburg gestorben. Dies ist alles, was ich von den Abenteuern des unglücklichen Menschen weiß.

Dies war der Zuwachs an neuen Verbindungen und Bekanntschaften, der mir in Motiers zuteil wurde. Hätte er doch den großen Verlusten, welche ich zu gleicher Zeit erlitt, an Werte gleichkommen können!

Mein erster Verlust war Herr von Luxemburg. Lange war er von den Ärzten gemartert worden und ward endlich ihr Opfer, nachdem sie ihn statt auf die Gicht, welche sie nicht anerkennen wollten, auf ein Übel behandelt hatten, das ihnen heilbar erschienen war. Wenn ich mich auf die Erzählung verlassen darf, welche La Roche, der Vertraute der Frau Marschallin, mir darüber schriftlich machte, so ist die Geschichte des Herzogs von Luxemburg ein ebenso schreckliches als denkwürdiges Beispiel von dem Elend der Großen. Der Verlust dieses guten Herrn war mir umso schmerzlicher, als er mein einziger wahrer Freund in Frankreich gewesen war. Die unbeschreibliche Milde seines Charakters hatte mich seinen Rang ganz vergessen lassen und ich hatte mich ihm wie einem Manne meines Standes angeschlossen. Unsere Verbindung hatte mit meiner Abreise nicht aufgehört, sondern er hatte mir nach wie vor geschrieben. Doch glaubte ich freilich zu bemerken, daß meine Abwesenheit oder auch mein Unglück seine Neigung gegen mich etwas erkalten machte. Es ist immer für einen Hofmann schwer, einem Manne, der bei den Mächtigen in Ungnade gefallen ist, seine günstige Meinung nicht zu entziehen.

Mein zweiter noch empfindlicherer und unersetzlicherer Verlust war, daß das beste Weib und die beste aller Mütter mir entrissen wurde. Das Gewicht ihres Alters und mehr noch ihrer Schwäche und ihres Elends drückte sie nieder und

sie verließ dieses Tränental, um es mit dem Aufenthalt der Frommen zu vertauschen, wo das süße Andenken an das Gute, das man hienieden getan hat, zum ewigen Lohne desselben wird. Gehe hin, sanfte, wohltätige Seele zu Fénélon, zu Berner, zu Catinat und denen, welche wie diese in einem niedrigeren Stande ihre Herzen der wahren Liebe geöffnet haben! Gehe hin und genieße die süße Frucht der deinigen und bereite deinem Zögling den Platz, den er einst neben dir einzunehmen hofft! Glücklich warst du in deinem Unglück, daß der Himmel dein Leiden endigte, ehe du das gräßliche Schauspiel der meinigen sehen konntest!

Mein dritter und letzter Verlust — denn von da an hatte ich keine Freunde mehr zu verlieren, — war Mylord Marschall. Er starb nicht, aber er war es müde, Undankbaren zu dienen; er verließ Neuenburg, und seither habe ich ihn nicht wiedergesehen. Er lebt und wird, wie ich hoffe, mich überleben; er lebt und dank ihm sind nicht alle Bande, die mich an Menschen knüpfen, zerrissen; es lebt auf Erden noch ein Mann, der meiner Freundschaft wert ist. Ich denke, der wahre Wert der Freundschaft besteht mehr in der Empfindung, die man fühlt, als in der, die man einflößt. Ich aber entbehre der seligen Empfindung, welche seine Zuneigung mir gewährte, und kann ihn nur noch in die Klasse derer setzen, welche ich noch liebe, mit denen ich aber in keiner Verbindung mehr stehe. Er ging nach England, um sich vom König begnadigen zu lassen und seine ehemals eingezogenen Güter wieder einzulösen. Wir trennten uns, nicht ohne Entwürfe zu machen, wie wir wieder zusammenkommen wollten; er schien mit diesen Vorsätzen sich ebenso gerne zu beschäftigen als ich. Er wollte sein Schloß Keith-Hall nahe bei Aberdeen bewohnen, und dahin sollte ich ihm folgen; aber diese Hoffnung war für mich zu groß, als daß ich auf ihre Erfüllung hätte rechnen dürfen. Er blieb nicht in Schottland. Die zärtlichen Bitten des Königs von Preußen riefen ihn nach Berlin zurück, und bald wird man sehen, warum ich nicht dorthin zu ihm kommen konnte.

Weil er das gegen mich aufsteigende Ungewitter in der Ferne erblickte, so schickte er mir aus freiem Anlaß einen Naturalisationsbrief zu, welcher mich gegen eine Verjagung

aus dem Lande sichern sollte. Die Gemeinde Couvet im Tal von Travers ahmte das Beispiel des Statthalters nach und gab mir unentgeltlich, wie auch jener gewesen war, die Rechte eines Mitglieds ihrer Gemeinde. Nun ich wirklicher Bürger im Lande war, war ich vor jeder gesetzmäßigen Vertreibung sicher, selbst gegen den Fürsten sicher; aber freilich konnte derjenige unter den Menschen, dem mehr als allen anderen die Gesetze von jeher heilig gewesen sind, nicht auf gesetzmäßige Weise verfolgt werden.

Je weiter ich in meiner Erzählung fortschreite, desto weniger bin ich imstande, Ordnung und Zeitfolge zu beobachten. Die Unruhen dieser letzten Zeit meines Lebens ließen den Begebenheiten keine Frist, sich in meinem Kopfe zu ordnen. Sie sind zu zahlreich, zu vermengt, zu unangenehm, als daß ich sie ohne Verwirrung erzählen könnte. Die einzige hervortretende Empfindung, die sie in mir zurückgelassen haben, ist die eines gräßlichen Geheimnisses, das ihre Ursache verhüllt, und des bedauernswürdigen Zustandes, in welchen sie mich versetzt haben. Meine Erzählung kann also nur aufs Ungefähre hin und so, wie mir etwas wieder einfällt, fortschreiten. Ich erinnere mich, um die Zeit, von der ich hier spreche, und während ich gerade ganz mit meinen Bekenntnissen beschäftigt war, mit jedermann von dieser Arbeit, unvorsichtig genug, gesprochen zu haben, denn es fiel mir nicht ein, daß irgend jemand weder Interesse noch Wille noch Macht hätte, mein Unternehmen zu hindern, und wenn ich es selbst geglaubt hätte, so wäre ich dennoch nicht vorsichtiger gewesen, weil es mir nach meinem Naturell gänzlich unmöglich ist, das Geringste von meinen Gedanken oder meinen Gefühlen zurückzuhalten. Das Bekanntwerden meines Unternehmens war aber, soviel ich urteilen kann, die wahre Ursache des Ungewitters, welches man gegen mich erregte, um mich aus der Schweiz zu vertreiben und mich in die Hände von Leuten zu liefern, die mich an seiner Ausführung hindern sollten.

Noch ein anderes Unternehmen hatte ich im Sinne, das gleichwohl von denen, welche das erstere fürchteten, nicht mit gleichgültigeren Augen angesehen wurde: Dies war die Herausgabe einer vollständigen Sammlung meiner Schriften.

Ich hielt eine solche Sammlung für notwendig, damit das Publikum endlich einmal unterrichtet würde, welche von all den Schriften, die meinen Namen trugen, wirklich von mir wären, und damit es die echten von denjenigen unterscheiden könnte, die meine Feinde mir zuschreiben, um mir Ansehen und Ehre zu rauben. Überdies war eine solche Ausgabe ein einfaches und ehrliches Mittel, mir für die Zukunft mein Auskommen zu sichern, es war sogar das einzige zu diesem Zweck. In Neufchatel tat sich eine Gesellschaft Kaufleute zusammen, welche die Herausgabe meiner sämtlichen Werke unternehmen wollte, und ein Drucker oder Buchhändler von Lyon, namens Reguillat stellte, ich weiß nicht genau, wie er dazu kam, sich an ihre Spitze, um die Unternehmung zu leiten. Der Kontrakt wurde auf einem für mich vorteilhaften Fuß abgeschlossen, so daß durch ihn mein Zweck hinlänglich erreicht wurde. Ich hatte sowohl an gedruckten als handschriftlichen Aufsätzen ausreichenden Vorrat, um sechs Quartbände zu füllen, und ich machte mich verbindlich, die Oberaufsicht über den Druck zu übernehmen. Für alles dies sollte ich eine jährliche Pension von 1600 französischen Livres auf Lebenszeit und 1000 Taler auf einmal in bar bezahlt erhalten.

Der Kontrakt war geschlossen, aber noch nicht unterzeichnet, als die Briefe vom Berge erschienen. Der schreckliche Aufruhr, der gegen dieses höllische Werk und gegen seinen abscheulichen Verfasser entstand, schreckte die Gesellschaft der Unternehmer zurück und das Unternehmen scheiterte. Ich würde die Wirkung dieses Werks mit der vergleichen, welche mein Brief über die französische Musik hatte, wenn diese letztere bei all dem Hasse, dem jener mich aussetzte, mir nicht doch wenigstens meine Achtung und meinen guten Namen gelassen hätte. Aber nach diesen Briefen schien man in Genf und Versailles zu erstaunen, daß ein Ungeheuer wie ich noch atmen sollte. Der Kleine Rat, aufgehetzt durch den Residenten von Frankreich und unter der Anführung des Generalprokurators, ließ über mein Werk eine Erklärung ausgehen, in welcher mit den härtesten Ausdrücken gesagt war, daß meine Schrift nicht würdig sei, vom Henker verbrannt zu werden, und worin am Ende noch

mit lächerlichen Künsteleien hinzugefügt war, daß man, ohne sich zu entehren, nicht darauf antworten noch auch nur ihrer erwähnen könne. Gern schriebe ich hier dieses merkwürdige Stück ab, aber unglücklicherweise besitze ich es nicht und erinnere mich keines einzigen Wortes genau. Die Volksvertreter beschwerten sich nicht einmal über diese gehässige Erklärung, ja, sie richteten ihr Betragen sogar nach derselben ein. Statt daß sie mein Buch, dessen sie sich gleichwohl heimlich als ihres Schildes bedienten, als Siegeszeichen hätten aufstellen sollen, waren sie so niederträchtig, meinem Werke weder Ehre noch Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, es nicht anzuführen, nicht einmal zu nennen, ungeachtet es zu ihrer Verteidigung und auf ihre Bitten geschrieben worden war, ungeachtet sie alle ihre Argumente stillschweigend aus demselben entnahmen, und ungeachtet sie der genauen Befolgung meines am Ende des Werkes gegebenen Rats ihr Glück und ihren Sieg zu danken hatten.

In Neuenburg war anfänglich beim Erscheinen der Briefe vom Berge alles so ziemlich ruhig. Ich schickte ein Exemplar davon an Herrn von Montmollin, er nahm es wohl auf und las es, ohne mir eine Einwendung dagegen zu machen. Er war, so wie ich selber, damals krank; als er wieder hergestellt war, besuchte er mich freundschaftlich, sprach aber nichts davon. Indessen begann das Gemurmel sich zu erheben; man verbrannte mein Buch ich weiß nicht mehr wo; von Genf, von Bern, von Versailles vielleicht, verbreitete sich die Flamme weiter nach Neufchatel und vor allem ins Tal von Travers, wo selbst bevor die Geistlichkeit sich öffentlich wider mich erhob, man angefangen hatte, das Volk durch heimliche Künste aufzuwiegeln. Ich darf wohl sagen, daß ich verdient hätte, vom Volke dieses Landes geliebt zu werden, so wie ich's bisher überall, wo ich mich aufgehalten habe, gewesen bin. Ich teilte mit vollen Händen Almosen aus, ließ in meinem Kreise keinen Dürftigen ohne Unterstützung, versagte keinem Menschen einen Dienst, den zu leisten mir meine Kräfte und die Billigkeit erlaubten, war vielleicht nur zu sehr mit jedermann vertraut und riß, so viel ich vermochte, jede Scheidewand nieder,

welche Eifersucht hätte erregen können. Aber alles dies verhinderte nicht, daß der Pöbel, ich weiß nicht von wem, heimlich aufgewiegelt und stufenweise bis zur Wut gegen mich aufgereizt wurde, so daß er mich am hellen Tage nicht allein auf dem Felde und unterwegs, sondern sogar auf öffentlicher Straße mißhandelte. Diejenigen, welchen ich am meisten Gutes getan hatte, waren die erbittertsten, selbst diejenigen, die ich noch gegenwärtig unterstützte, traten zwar nicht öffentlich gegen mich auf, aber hetzten die übrigen und schienen auf diese Art sich für die Demütigung, mir verbindlich sein zu müssen, rächen zu wollen. Montmollin schien nichts zu sehen und trat noch nicht hervor. Als aber die gewöhnliche Zeit des Nachtmahls herannahte, kam er zu mir und gab mir den Rat, ich möchte nicht bei Gottes Tisch erscheinen, versicherte mich aber zugleich, daß er nichts gegen mich einzuwenden hätte und daß er mich in Ruhe lassen würde. Weil ich aber Nachgiebigkeit hier für Feigheit hielt und überdies dem Pöbel keinen neuen Vorwand geben wollte, mich für gottlos auszuschreien, so schlug ich dem Pfarrer seine Bitte rund ab. Er ging hierauf unzufrieden weg und gab mir zu verstehen, daß ich meinen Entschluß bereuen würde.

Er konnte aus eigener Macht mich vom Abendmahl nicht ausschließen, es war hierzu ein Konsistorialbefehl notwendig, und solange dieser nicht ergangen war, durfte ich keck bei der Kommunion mich einfinden, ohne eine Zurückweisung befürchten zu müssen. Montmollin ließ sich von der Neuenburger Geistlichkeit den Auftrag geben, mich vors Konsistorium zu berufen, damit ich dort über meinen Glauben Rede und Antwort stehen möchte, erschiene ich nicht, so war er angewiesen, mich vom Abendmahl auszuschließen. Eigentlich konnte dieses letztere freilich nur vom Konsistorium und durch Mehrheit der Stimmen geschehen. Aber die Bauern, welche unter dem Titel von Kirchenältesten diese Versammlung ausmachten, hatten ihren Pfarrer zum Vorsitzer und wurden, wie man leicht begreift, von ihm regiert, durften also auch keiner anderen Meinung als der seinigen sein, besonders wenn von theologischen Materien die Rede war, von welchen sie noch weniger als er verstanden. Ich wurde also vorgeladen und beschloß, zu erscheinen.

Ich arbeitete eine glänzende Rede aus, die ich an dem bestimmten Tage vor der Versammlung zu halten gedachte und die ich sorgfältig auswendig lernte. Noch am Abend vorher hatte ich meine Rede völlig im Kopf und sagte sie ohne anzustoßen her. Die ganze Nacht hindurch übte ich mich, sie meinem Hirne vollends einzuprägen; am Morgen konnte ich sie nicht mehr, bei jedem Worte stockte ich, ich glaubte schon mich vor der hochansehnlichen Versammlung stehen, wurde verwirrt, stammelte, verlor den Kopf; als endlich der Augenblick zum Gehen herankam, entfiel mir der Mut ganz und gar. Ich blieb also zuhause und ergriff den Ausweg, an das Konsistorium zu schreiben und meine Gründe demselben kurz vorzulegen. Als die Ursache meines persönlichen Ausbleibens gab ich meine Unpäßlichkeit an, und in der Tat waren meine Umstände damals so beschaffen, daß ich schwerlich die ganze Sitzung hindurch würde haben aushalten können.

Dem Pfarrer kam mein Brief ungelegen, er verschob also die ganze Sache auf eine andere Sitzung. Während der Zeit bis zu dieser Frist gab er, sowohl er selbst unmittelbar als mittelbar durch seine Kreaturen sich unendliche Mühe, diejenigen aus der Zahl der Kirchenältesten noch zu verführen, welche mehr den Eingebungen ihres Gewissens als den seinigen folgten und nicht nach seinem und der hohen Geistlichkeit Willen stimmten. Wie mächtig sonst immer auf Leute dieser Gattung die Gründe wirken mögen, welche sein Keller darbot, so konnte er doch außer zweien oder dreien, die ihm bereits ergeben waren und die man seine verdammten Seelen nannte, keinen weiter gewinnen. Der Regierungskommissar und der Obrist Pury, der in dieser Angelegenheit sehr eifrig war, erhielten die übrigen bei ihrer Pflicht, und als Montmollin zur Ausschließung vom Abendmahl schreiten wollte, wurde er von seinem Konsistorium durch die Mehrheit der Stimmen abgewiesen. Nun blieb noch sein letztes Hilfsmittel übrig, nämlich das Volk aufzuwiegeln, und auf diesen Zweck hin arbeitete er in Gemeinschaft mit seinen Amtsgenossen und anderen Leuten so öffentlich und mit einem solchen Erfolge, daß ich unerachtet der geschärften und häufigen königlichen Reskripte,

ungeachtet der Befehle des Staatsrats, endlich genötigt war, das Land zu verlassen, um den Beamten des Königs nicht über der Verteidigung meiner Person der Gefahr eines Meuchelmords auszusetzen.

Ich erinnere mich dieses Vorgangs so dunkel, daß ich ihn unmöglich in der Ordnung zu erzählen, unmöglich die einzelnen Erinnerungen zusammenzuketten vermag sondern sie geben muß, wie sie zerstreut und einzeln sich meinem Geiste darbieten. Ich erinnere mich, daß mit der hohen Geistlichkeit eine Unterhandlung im Werke gewesen ist, bei der Montmollin die Vorschläge hin und wieder trug. Er hatte erdichtet, man fürchte von mir, ich möchte die Ruhe des Landes stören, und dann würde man genötigt sein, meine Freiheit im Schreiben einzuschränken. Er gab mir zu verstehen, daß man über alles Vergangene hinwegsehen würde, wenn ich mich anheischig machte, dem Schreiben zu entsagen. Schon längst hatte ich hierüber mit mir selbst einen Bund gemacht, ich nahm daher keinen Anstand, ihn auch mit der Geistlichkeit zu machen, jedoch nur bedingungsweise und einzig in Hinsicht auf Religionsgegenstände zu machen. Montmollin wußte es so abzukarten, daß er die hierüber aufgesetzte Schrift doppelt bekam. Er verlangte nämlich eine Änderung in derselben, indem die Bedingung von der Geistlichkeit war verworfen worden. Als ich hierauf meine Schrift wieder zurückverlangte, gab er mir das eine der beiden Exemplare zurück und behielt unter dem Vorwand, er hätte es verloren, das andere. Nun fingen die Pfarrer an, das Volk öffentlich aufzuhetzen, dieses spottete der königlichen Reskripte, der Befehle des Staasrates und kannte nun keine Grenzen mehr. Ich wurde abgekanzelt, bekam den Namen des Antichrists und wurde auf dem Felde wie ein wütender Wolf verfolgt. Meine armenische Kleidung war für den Pöbel gleichsam eine Fahne, mich um so deutlicher zu bezeichnen, ich lernte auf eine schmerzliche Weise die Unbequemlichkeit derselben kennen, aber unter den gegenwärtigen Umständen sie abzulegen hielt ich für Feigheit. Ich konnte hierzu mich nicht entschließen und ging ruhig mit meinem Kaftan und mit meiner gefütterten Mütze im Lande umher, umringt vom Hussa des Janhagels und bisweilen

das Ziel ihrer Steinwürfe. Oft, wenn ich an einem Hause vorüberging, hörte ich drinnen sagen: „Meine Flinte her, ich will ihn niederknallen!" Diese Drohung beschleunigte meine Schritte keineswegs, aber jene wurden darüber nur um so wütender, doch blieb es immer, wenigstens was das Feuergewehr betraf, bei den Drohungen stehen.

Ein großes Vergnügen, das mir während dieser Zeit widerfuhr, war ein Besuch, welchen Frau von Verdelin mit ihrer Tochter mir machte. Sie hatte die letztere ins Bad nach Bourbonne geführt und von dort aus einen Abstecher nach Motiers gemacht, wo sie zwei oder drei Tage bei mir blieb. Durch vermehrte Aufmerksamkeit und Sorgfalt, welche sie mir bezeugte, hatte sie endlich meinen langdauernden Widerwillen überwunden, mein Herz unterlag ihren Artigkeiten und erwiderte in vollem Maße die Freundschaft, die sie mir so lange Zeit her erwiesen hatte. Mich rührte dieser Besuch innig, zumal unter den gegenwärtigen Umständen, wo mein Mut der Unterstützung vom Troste der Freundschaft so sehr bedurfte. Ich fürchtete, sie möchte die Beschimpfungen des Pöbels sich sehr zu Herzen gehen lassen, und hätte gern ihrem Herzen das traurige Schauspiel derselben erspart; aber dies war nicht möglich, und obgleich ihre Gegenwart mir gegen die Grobheiten des Janhagels auf unseren Spaziergängen zum Schilde diente, so sah sie doch genug, um auf das schließen zu können, was in ihrer Abwesenheit vorging. So dauerten während ihres hiesigen Aufenthalts die nächtlichen Angriffe auf mich in meiner eigenen Wohnung fort. Ihre Kammerfrau fand einst am Morgen mein Fenster eingeworfen und das Zimmer voll Steine. Eine Steinbank, die auf der Straße neben meinem Hause stand, wurde abgebrochen, aufgehoben und aufrecht gegen meine Haustür gestellt, so daß, wenn man es nicht vorher bemerkt hätte, der erste Herausgehende hätte erschlagen werden müssen. Frau von Verdelin wußte um alle diese Vorgänge; teils sah sie vieles selbst mit an, teils hinterbrachte ihr Kammerdiener und Vertrauter das übrige. Er kam im ganzen Dorfe herum, machte sich mit jedermann bekannt und hatte sogar, wie man gesehen haben wollte,

Unterredungen mit Montmollin. Gleichwohl schien sie alles, was mir begegnete, nicht bemerken zu wollen; sie sprach mit mir weder von Montmollin noch von sonst jemand, und wenn ich bisweilen mit ihr davon zu sprechen anfing, so antwortete sie wenig darauf. Nur das gab sie mir öfters zu verstehen, wie sie überzeugt sei, daß ein Aufenthalt in England das zuträglichste für mich sein würde. Sie sprach viel von Herrn Hume, welcher damals in Paris war, von seiner Freundschaft für mich, von seinem Verlangen, mir in seinem Lande nützlich sein zu können. Es ist Zeit, daß ich etwas von Herrn Hume sage.

Er hatte in Frankreich und besonders bei den Enzyklopädisten sich durch seine Abhandlungen über Handel und Politik und ganz neuerlich durch seine Geschichte des Hauses Stuart — die einzige seiner Schriften, von der ich etwas in der Übersetzung des Abbé Prévôt gelesen hatte — sehr berühmt gemacht. Weil ich seine übrigen Werke nicht kannte, so hatte nach allem, was ich von ihm gehört hatte, sich bei mir die Meinung gebildet, daß Herr Hume ein Mann voll republikanischen Geistes, allein zugleich auch voll von den englischen dem Luxus so günstigen Paradoxen wäre. Dieses vorausgesetzt, hielt ich seine Verteidigung Karls II. für ein Wunder von Unparteilichkeit; ich dachte von seinem Geiste und seiner Tugend gleich groß. Das Verlangen, diesen Mann kennen zu lernen und seine Freundschaft zu gewinnen, wurde für mich zur größten Versuchung, nach England überzusiedeln, wozu ohnehin Frau von Boufflers, Humes innige Freundin, mich längst antrieb. Bald nach meiner Ankunft in der Schweiz hatte ich durch Vermittlung dieser Dame von ihm einen sehr schmeichelhaften Brief erhalten, in welchem er mein Genie über die Sterne erhob und zugleich mich dringend nach England einlud, wo er all sein Ansehen aufzubieten und alle seine Freunde zu den meinigen zu machen versprach, um meinen Aufenthalt dort für mich angenehm zu gestalten. Frau von Verdelin drang in mich, von diesem Eifer Gebrauch zu machen und an Herrn Hume zu schreiben. Da ich für England keine sonderliche Vorliebe hatte und mir diesen Zufluchtsort für den äußersten Notfall aufsparen wollte, so schlug ich's ab zu schreiben und mich zu etwas ver-

bindlich zu machen; aber ich gab ihr freie Macht, alles zu tun, was sie für nützlich erachten würde, um Herrn Hume mir geneigt zu erhalten. Bei ihrer Abreise von Motiers hinterließ sie in meinem Herzen die Überzeugung, daß dieser berühmte Mann, von dem sie mir so vieles erzählt hatte, mein Freund und daß sie noch weit mehr seine Freundin sei.

Nach der Abreise der Frau von Verdelin wurde die Gärung im Lande immer stärker, und ungeachtet der wiederholten königlichen Reskripte, ungeachtet der häufigen Befehle des Staatsrates, ungeachtet der Bemühungen und der Fürsorge des Schloßhauptmanns und der Obrigkeit, hielt der Pöbel mich im vollen Ernst für den Antichrist und schien endlich, da er sein Geschrei unnütz sah, zu Taten schreiten zu wollen. Schon flogen auf der Straße Steine nach mir, obwohl in noch zu großer Entfernung, als daß sie mich hätten treffen können. Endlich in der Nacht des Jahrmarkts in Motiers, welcher zu Anfang des September gehalten wird, wurde ich auf eine Art in meiner Wohnung angegriffen, bei der das Leben ihrer Bewohner in Gefahr kam.

Um Mitternacht hörte ich auf der an der Rückseite des Hauses befindlichen Galerie ein entsetzliches Gepolter. Ein Steinhagel flog gegen das Fenster und die Türe, welche auf diese Galerie führte, mit solcher Macht, daß mein Hund, der dort schlief und anfänglich gebellt hatte, vor Schrecken schrie, knurrend und mit den Pfoten am Boden kratzend sich in den Winkel rettete und zu entfliehen suchte. Ich stand auf, als ich dieses Geräusch hörte, und wollte aus meiner Kammer in die Küche gehen. Plötzlich zerschmetterte ein Stein, von einer starken Hand geschleudert, das Fenster der Küche, flog durch diese hindurch, öffnete durch seinen gewaltigen Stoß die Türe meiner Kammer und fiel am Fuße meines Bettes nieder; kam ich um eine einzige Sekunde früher, so wäre der Stein mir in den Magen gedrungen. Ich urteilte, daß man das erste Geräusch gemacht hatte, um mich herbeizulocken, und der mächtige Steinwurf zu meinem Empfang beim Herausgehen bestimmt gewesen wäre. Ich sprang in die Küche. Dort fand ich Theresen aufgestanden; zitternd lief sie mir entgegen. Wir stellten uns gegen eine Mauer, die durchs Fenster nicht bestrichen werden konnte,

um uns vor Steinwürfen sicher zu stellen und zu überlegen, was nun zu tun wäre; denn herauszutreten und um Hilfe zu rufen wäre der kürzeste Weg gewesen, uns totschlagen zu lassen. Zum Glück stand auf den Lärm hin die Magd eines guten alten Mannes, der unter mir wohnte, auf und sprang zum Schloßhauptmann, dessen Haus dicht neben uns lag. Er sprang aus dem Bette, warf eilig den Schlafrock um und kam augenblicklich mit der Wache, welche, da heute Markt gewesen war, die Runde machte und sich just in der Nähe befand. Der Schloßhauptmann erblaßte beim Anblick der Zerstörung, und als er die Steine sah, mit welchen die Galerie bedeckt war, rief er aus: „Mein Gott, ist das eine Steingrube?" Als er unten untersuchte, fand man die Türe eines Höfchens aufgesprengt und Spuren von einem Versuch, durch die Galerie ins Haus einzudringen. Bei der Untersuchung, warum die Wache die Unordnung nicht bemerkt oder nicht verhindert hätte, kam es heraus, daß die von Motiers darauf bestanden hatten, die Wache heute außer der Ordnung zu versehen, ungeachtet die Reihe eigentlich ein anderes Dorf getroffen hätte.

Am folgenden Tage schickte der Kastellan seinen Bericht an den Staatsrat ab und dieser erließ zwei Tage darauf den Befehl, die Sache zu untersuchen, Belohnung und Verschweigung des Namens denen zu versprechen, welche die Schuldigen anzeigen würden, und bis dahin mein und des Schloßhauptmanns Haus, welches hart daran stieß, auf fürstliche Kosten mit Wachen zu versehen. Den anderen Tag kamen der Obrist Pury, der Generalprokurator Meuron, der Schloßhauptmann Martinet, der Einnehmer Guyenet, der Schatzmeister d'Ivernois und sein Vater und alle angesehenen Leute des Landes zu mir und baten mich einstimmig, dem Sturme auszuweichen und wenigstens auf einige Zeit ein Kirchspiel zu meiden, wo ich weder in Sicherheit noch mit Ehren ferner leben könnte. Ich bemerkte sogar, daß der Schloßhauptmann, durch die Wut des aufgebrachten Pöbels erschreckt und vielleicht aus Furcht, daß die Reihe nun auch an ihn kommen möchte, es gerne gesehen hätte, wenn ich so schnell als möglich abgereist wäre, damit er der Mühe, mich ferner zu beschützen, überhoben wäre und, wie er nach meiner

Abreise wirklich tat, selbst den Ort verlassen könnte. Ich gab also nach, und es kostete sogar mich wenig Überwindung, denn das Schauspiel vom Hasse des Volkes zerriß mir das Herz so, daß ich es nicht länger ertragen konnte.

Ich hatte die Wahl unter mehreren Zufluchtsorten. Frau von Verdelin hatte seit ihrer Rückreise nach Paris in mehreren Briefen von einem gewissen Herrn Walpole, den sie Mylord nannte, gesprochen. Er hatte ihren Briefen zufolge mich sehr in seine Gunst aufgenommen und bot mir auf einem seiner Landgüter einen Zufluchtsort an, von welchem sie mir die reizendsten Beschreibungen machte. Sie ging hierbei in Hinsicht auf Wohnung und Kost so ganz ins einzelne, daß ich daraus schließen konnte, wie eifrig Mylord Walpole mit diesem Projekt sich beschäftigte. Mylord Marschall hatte mir immer zu England oder Schottland geraten und bot mir gleichfalls einen Aufenthalt auf seinen Ländereien an; aber zugleich bot er mir auch einen anderen an, nach dem mich weit mehr gelüstete, nämlich bei sich in Potsdam. Noch nicht lange hatte er mir etwas geschrieben, was der König betreffs meiner ihm gesagt hatte und was eine Art von Einladung war, zu ihm zu kommen; die Frau Herzogin von Sachsen-Gotha hielt diese Reise für so ausgemacht gewiß, daß sie mir schrieb, ich möchte doch sie auf meiner Durchreise besuchen und mich einige Zeit bei ihr aufhalten. Aber mein Herz hing so fest an der Schweiz, daß ich mich nicht entschließen konnte, sie zu verlassen, so lange mir es nur möglich war dort zu bleiben; und ich benützte den Zeitpunkt, ein Projekt auszuführen, mit dem ich bereits seit einigen Monaten mich beschäftigt hatte und von dem ich bisher nichts habe sagen können, weil ich den Lauf meiner Erzählung nicht unterbrechen wollte.

Mein Plan war, mich auf der St. Petersinsel, welche mitten im Bielersee liegt und dem Berner Hospital gehört, niederzulassen. Bei einer Wanderschaft, welche ich mit du Peyrou vorigen Sommer unternommen hatte, hatten wir diese Insel zusammen besucht, und ich war so von ihr bezaubert worden, daß ich seither immer auf Mittel dachte,

meine Hütte dort aufzuschlagen. Das größte Hindernis war dies, daß die Insel den Bernern gehörte, die vor drei Jahren mich aus ihrem Staate verjagt hatten; so mußte ich auch fürchten, daß sie mich auf dieser Insel so wenig wie ehemals zu Yverdun in Ruhe lassen würden. Nun hatte aber Herr Stürler sich an die Häupter des Staats gewandt und auf ihre Antwort hin Mylord Marschall bereits versichert, daß den Bernern ihr ehemaliges Betragen gegen mich leid täte und daß ihnen nichts angenehmer wäre, als mich auf der Petersinsel angesiedelt und in Ruhe gelassen zu sehen. Zu allem Überfluß hatte ich vor meiner wirklichen Niederlassung neue Erkundigungen einziehen lassen; der Verwalter der Insel hatte bereits von seinen Oberen die Erlaubnis erhalten, mir dort eine Wohnung zu geben, und nun glaubte ich nichts mehr zu wagen, wenn ich mit stillschweigender Bewilligung des Landesherrn sowohl als der Eigentümer mich bei ihm niederließe.

Die St. Petersinsel — in Neufchatel nennt man sie die Insel de la Motte — in der Mitte des Bielersees hat ungefähr eine halbe Meile im Umfang; aber auf diesem kleinen Raum liefert sie alle hauptsächlichen Lebensbedürfnisse. Sie hat Ackerfelder, Wiesen, Haine, Wald, Weinberge, und da das Ganze aus einem sehr abwechselnden bergigen Boden besteht, so fällt seine Verteilung in so verschiedenartige Partien um so angenehmer ins Auge, als ein Stück das andere gegenseitig hebt und die Insel größer scheinen macht, als sie eigentlich ist. Auf der westlichen Seite gegen Gleresse und Neuveville erhebt sich eine hohe Terrasse, die mit einer langen Allee bepflanzt ist. Die letztere ist in ihrer Mitte von einem großen Baumsaal unterbrochen, in welchem während der Weinlese die Bewohner aller nahe gelegenen Ufer jeden Sonntag zum Tanz und gemeinschaftlicher Ergötzung sich versammeln. Auf der Insel selbst ist nur ein einziges sehr großes und bequemes Haus, das der Verwalter bewohnt und das in einer Vertiefung liegt, wo es vor den Winden geschützt ist. Die Gestalt des Sees ist ein fast regelmäßiges Oval. Seine Ufer sind zwar weniger reich als die des Genfer und Neuenburger Sees, aber sie fallen doch noch schön genug ins Auge, besonders auf der westlichen Seite,

welche sehr bevölkert und am Fuße einer Bergkette von Weinbergen eingefaßt ist.

So war der Zufluchtsort beschaffen, den ich mir aufgespart hatte und wohin ich ziehen wollte, wenn ich das Tal von Travers verließe. Die Wahl desselben war so ganz nach meinem friedlichen Geschmack, meiner Neigung zur Einsamkeit und Trägheit so ganz angemessen, daß ich sie wohl unter die süßesten Träumereien rechnen darf, mit denen ich je mich lebhaft beschäftigt habe. Ich glaubte auf dieser Insel mehr von allen Menschen abgesondert, ihren Beleidigungen unerreichbarer, mehr von ihnen vergessen, im volleren ungestörteren Genuß der Muße und eines beschaulichen Daseins leben zu können. Gerne hätte ich mich ganz auf diese Insel begrenzt, gerne jedes Verhältnis zu den übrigen Sterblichen zerrissen, und gewiß ist, daß ich alle möglichen Maßregeln ergriff, um mich der mir so überlästigen Verbindung mit ihnen zu entziehen.

Nun war noch die Frage von meinem Lebensunterhalt, und auf dieser Insel, wo man so ganz vom Verwalter abhängt, sind Lebensmittel sehr teuer und auch überdies die Beschaffung derselben mit Schwierigkeiten verbunden. Du Peyrou half mir aus dieser Verlegenheit, indem er an die Stelle der Gesellschaft trat, welche die Herausgabe meiner sämtlichen Werke unternommen und dann wieder aufgegeben hatte. Ich überlieferte ihm alle zu dieser Ausgabe notwendigen Materialien und nahm die Einreihung derselben und die Verteilung in Bände auf mich. Überdies machte ich mich anheischig, meine Lebensbeschreibung ihm zu übergeben, so wie ich ihm überhaupt alle meine Papiere unter der ausdrücklichen Bedingung überließ, daß er von denselben vor meinem Tode keinen Gebrauch machen sollte; denn ich hatte mir vorgenommen, meine Laufbahn in der Stille zu vollenden und das Publikum durch nichts mehr an mich zu erinnern. Dagegen machte er sich anheischig, mir eine jährliche Leibrente zu bezahlen, von der ich ganz gut leben konnte. Mylord Marschall hatte nach Besitznahme seiner wiedererlangten Güter mir eine ähnliche von 1200 Franken angeboten, welche ich aber nicht eher annahm, als bis er sie auf die Hälfte herabgesetzt hatte.

Als ich über den Punkt meines Auskommens im reinen war, plagten mich keine Sorgen mehr. Obwohl ich in der Welt draußen meinen Feinden freies Feld ließ, so lebte doch in dem edlen Enthusiasmus, der meine Werke mir eingegeben hatte, in der unverrückten Gleichförmigkeit meiner Grundsätze ein Zeugnis für meine Seele, welches demjenigen vollkommen entsprach, das aus meiner Lebensführung für meinen Charakter floß. Ich bedurfte gegen meine Verleumder keiner anderen Verteidigung. Sie konnten unter meinem Namen einen anderen Menschen schildern, aber sie konnten mit dieser Schilderung nur die täuschen, die getäuscht sein wollten. Sie mochten immerhin die Geschichte meines Lebens von einem Ende zum andern beanmerken, beglossieren und deuteln, so war ich doch gewiß, daß man durch meine Fehler und meine Schwächen hindurch, durch meine Unfähigkeit, ein Joch irgendwelcher Art zu tragen — daß man alles dessen ungeachtet in mir den gerechten guten Mann ohne Galle, ohne Haß, ohne Neid, den Mann mit der größten Bereitwilligkeit, seine eigenen Fehler zu erkennen, und mit der noch größeren, fremde Fehler zu vergessen, den Mann, der in allen Dingen die Aufrichtigkeit bis zur Unklugheit trieb und bis zur unglaublichsten Uneigennützigkeit — daß man diesen in mir nicht verkennen würde. Ich nahm nun gewissermaßen von meinem Zeitalter und meinen Zeitgenossen Abschied und sagte der Welt Lebewohl, indem ich mich für meine übrigen Tage auf diese Insel beschränkte. Denn dies war mein Entschluß und hier hoffte ich mein altes Lieblingsprojekt eines ruhigen Lebens — dieses Projekt, dessen Verwirklichung ich das bißchen Tatkraft, das mir vom Himmel zuteil geworden war, geweiht hatte — endlich ausführen zu können. Diese Insel sollte für mich die von Papimanien werden, jenes glückliche Land, wo man schläft.

Dort tut man mehr, dort tut man nichts —.

Dieses Mehr war für mich alles, denn aus dem Schlafe habe ich mir nie viel gemacht; müßig sein ist mir genug, und wenn ich nur nichts tun darf, so träume ich noch weit lieber wachend als schlafend. Das Alter der romantischen Pläne war vorüber, und der Weihrauch hatte mich mehr betäubt als mir wohlgetan; nun war meine letzte Hoffnung noch ein

Leben ohne Zwang, in ewiger Muße. So leben in jener Welt die Seligen, und ich wollte dadurch schon in dieser meine höchste Seligkeit finden. Nicht den Müßiggang eines Tagediebs liebe ich, der mit gekreuzten Armen dasteht in vollkommener Untätigkeit, der nichts denkt und nichts tut. Nein, sondern den Müßiggang des Kindes, das unaufhörlich mit Nichtstun sich beschäftigt, den eines Plaudernden, der in seinem Lehnstuhl alle Reiche des Geistes durchwandert. Ich mag gar zu gerne nichts bedeutende Dinge tun, gar zu gerne tausend Sachen beginnen und nicht eine einzige enden, gehen und kommen, wie mir's nun eben durch den Kopf fährt, jeden Augenblick meine Absichten ändern, einer Mücke in allen ihren Gängen folgen, einen Felsen aus seinem Bette wälzen wollen, um zu sehen, was darunter ist, mit Begeisterung eine zehnjährige Arbeit beginnen und sie ohne Reue in den nächsten zehn Minuten wieder aufgeben, den ganzen Tag ohne Ordnung und Folge herumgaffen und in allen Dingen der Laune des Augenblicks leben.

Die Botanik, so wie ich wenigstens sie immer betrachtet habe und wie sie nachgerade anfing, für mich zur Leidenschaft zu werden, war gerade so ein müßiges Studium, wie ich eines brauchte, um meine leeren Stunden auszufüllen und so auszufüllen, daß weder der Aberwitz meiner Einbildungskraft noch die Langeweile einer gänzlichen Untätigkeit daneben aufkommen konnte. Herumirren in Wald und Feld, gedankenlos bald nach diesem, bald nach jenem greifen, bald einen Zweig, bald eine Blume brechen, meinen Geist mit allem nähren, was der Zufall mir darbot, tausend und abertausendmal die nämlichen Dinge beobachten, weil ich sie immer wieder vergaß — das war für mich Stoff genug, um eine Ewigkeit ohne einen Augenblick Langeweile zu verleben.

Wie zierlich, wie bewunderungswürdig der Bau der Pflanzen auch immer sein mag, so ist er doch nicht auffallend genug, um den zu interessieren, der sie mit unwissenden Augen anblickt. Jene durchgehends verbreitete Analogie und doch zugleich jene ungeheure Abwechslung in ihrer Organisation kann nur die Bewunderung derjenigen erregen, welche schon einen Begriff vom System des Gewächsreichs haben. Alle anderen verfallen beim Anblick dieser Schätze der Natur in

ein dumpfes einsilbiges Staunen. Sie sehen nicht das Einzelne, weil sie überall nicht wissen, auf was sie sehen sollen, und ebensowenig das Ganze, weil sie keine Ahnung haben von der Kette von Beziehungen und Verbindungen, welche den Geist des Beobachters mit ihren Wundern fesselt. Ich war, und gedankt sei es meinem schwachen Gedächtnis, blieb auch immer auf dem glücklichen Punkte, daß ich gerade wenig genug wußte, um alles neu zu finden, und viel genug, um alles ganz zu empfinden. Der verschiedenartige Boden, aus welchem die kleine Insel bestand, bot mir eine hinlängliche Abwechslung von Pflanzen dar, hinlänglich für das Studium und für die Erheiterung meines übrigen Lebens. Ich war entschlossen, keinen Staubfaden unzergliedert zu lassen und schickte mich schon dazu an, mit einem unermeßlichen Vorrat von Beobachtungen eine Flora Petrinsularis zu schreiben.

Ich ließ Therese mit meinen Büchern und übrigen Sachen nachkommen; wir begaben uns beim Verwalter der Insel in die Kost. Seine Frau hatte Schwestern in Nidau, die eine um die andere sie besuchten und Theresen Gesellschaft leisteten. Ich kostete da ein süßes Leben, ein Leben, wie ich das meinige hätte wünschen mögen; ich fand Geschmack daran, aber nur, um die so schnell darauffolgende Bitterkeit stärker zu fühlen.

Ich habe immer den Anblick des Wassers, der mich in herrliche Träumereien versenkt, leidenschaftlich geliebt. Hier versäumte ich nie bei schönem Wetter, sobald ich aufgestanden war, auf die Terrasse zu gehen, dort die heilsame und frische Morgenluft einzuatmen und an dem Horizonte des schönen Sees, dessen Ufer und die dasselbe begrenzenden Berge mir einen bezaubernden Anblick gewährten, mit meinen Augen umherzuschweifen. Ich kenne keinen würdigeren Gottesdienst als diese stumme von der Betrachtung der Naturwerke in uns erregte Bewunderung, die sich nicht in Handlungen ausdrückt. Ich begreife, wie es möglich ist, daß die Städtebewohner, die nichts sehen als Mauern, Gassen und Verbrechen, so ungläubig sind, aber wie Landbewohner und vollends einsame Landbewohner es sein können, begreife ich nicht. Sollte dieser letzteren Seele nicht tausendmal des Tages zum Urheber der Wunder, von denen ihre Sinne berührt werden, sich erheben?

Nach dem Frühstück schrieb ich in der Eile und murrend einige verhaßte Briefe und sehnte mich heftig nach der Zeit, wo ich gar nichts mehr zu schreiben haben würde. Einige Augenblicke stöberte ich unter meinen Büchern und Papieren, mehr um sie auszupacken und in Ordnung zu stellen als um etwas zu lesen. So ordnete ich denn täglich, und meine Bibliothek ward für mich, was für Penelope ihr Gewebe; dabei hatte ich die Bequemlichkeit, soviel ich wollte, müßig zu gaffen, danach bekam ich Langeweile und ließ die drei oder vier übrigen Morgenstunden vollends alles stehen. Hingegen widmete ich diese Zeit dem Studium der Botanik und besonders des Linnéschen Systems, für das ich eine wahre Leidenschaft gefaßt hatte, welche auch dann mich nicht verließ, als ich das Leere desselben entdeckt hatte. Linné, dieser große Beobachter, ist nach meiner Meinung nächst Ludwig der einzige Botaniker, welcher die Pflanzenkunde als Naturforscher und als Philosoph behandelt hat, aber er hat zu viel in Kräuterbüchern und Gärten und zu wenig in der Natur selbst studiert. Ich sah die ganze Insel als meinen Garten an; wenn ich dann eine Beobachtung zu machen oder zu bestätigen brauchte, so lief ich, mein Buch unterm Arm, in den Wald oder auf die Wiesen. Dort legte ich mich neben die Pflanze auf den Boden hin, um auf der Stelle nach Bequemlichkeit untersuchen zu können. Diese Methode war mir zur Kenntnis der Pflanzen in ihrem natürlichen Zustand, wie sie unverändert von der Hand des Menschen und unausgeartet wachsen, von großem Nutzen.

Des Nachmittags überließ ich mich ganz meiner trägen unbesorgten Laune und beschäftigte mich bloß damit, daß ich dem Eindruck des Augenblicks nachging. Oft, wenn die Luft ruhig war, bestieg ich unmittelbar nach Tisch ein kleines Boot, das ich vom Verwalter mit einem einzigen Ruder hatte lenken lernen; mit diesem wagte ich mich aufs hohe Wasser hinaus. Der Augenblick, wann ich vom Ufer abstieß, versetzte mich in eine Freude, welche der Entzückung nahe kam und deren Ursache ich weder angeben noch selbst begreifen kann; vielleicht war's, daß ich heimlich mir selbst Glück wünschte, nun von meinen Feinden nicht erreicht werden zu können. Allein irrte ich alsdann auf dem See umher, näherte

bisweilen mich dem Ufer, aber landete nie. Oft überließ ich mein Schiffchen der Willkür des Windes und des Wassers, wie mich selbst meinen Träumereien, welche, obgleich ohne Sinn, doch für mich süße waren. Einmal übers andere rief ich dann aus: „O Natur, o meine Mutter, hier bin ich nun unter deinem Schutze! Hier ist kein Schlaukopf, kein Schurke, der zwischen mich und dich sich einschleichen könnte!" Oft entfernte ich mich bis auf eine halbe Meile vom Lande, manches Mal wünschte ich meinen See zum Ozean umschaffen zu können. Meinem armen Hunde zu Gefallen, der nicht gerne so lange als ich auf dem Wasser sein mochte, setzte ich gewöhnlich meinen Spazierfahrten ein gewisses Ziel. Dies war eine kleine unbewohnte Insel, nicht weit von der größeren, auf welcher ich dann mich ausschiffte, ein paar Stunden spazieren ging oder auf der Spitze des Hügels mich in den Rasen streckte, um an dem Vergnügen, das die Bewunderung des Sees und der umliegenden Gegend mir gewährte, mich zu berauschen, um alle mir in dieser Lage hier erreichbaren Pflanzen zu untersuchen und zu zergliedern und wie ein zweiter Robinson mir in Gedanken hier eine Wohnung auf dieser Insel zu bauen. In diesen letzteren Gedanken verliebte ich mich ganz. Wie war ich stolz, wenn ich Theresen mit des Verwalters Frau und ihren Schwestern hinfahren konnte, ihr Führer und Pilot sein zu können! Im Pompe brachten wir Kaninchen dahin, um die Einöde zu bevölkern. Ein neues Fest für Jean Jacques! Durch diese Bevölkerung ward die kleine Insel für mich noch weit anziehender. Ich fuhr seit dieser Zeit öfter und mit mehr Vergnügen hin, um die Spuren der Fortschritte aufzusuchen, welche die neuen Bewohner gemacht hatten.

Zu diesen Vergnügungen fügte ich noch eine andere, die an das süße Leben in Charmettes mich wieder erinnerte und zu der die Jahreszeit vorzüglich mich einlud. Dies war das Ernten der Gemüse und Früchte, welches Theresen und mich mit der Verwalterin und ihrer Familie teilten. Einst besuchte mich ein Berner, namens Kirchberger, und fand mich auf einem hohen Baum, einen Sack um den Gürtel, der bereits so voll Äpfel war, daß ich mich nicht mehr rühren konnte, wie angepflöckt sitzen. Es tat mir nicht leid, damals

und noch einige andere Male so angetroffen zu werden. Ich hoffte, daß die Berner, wenn sie von der Anwendung meiner Zeit selber Zeugen wären, mich nicht mehr in meiner Ruhe zu stören suchen sondern in meiner Klause mich in Frieden lassen würden. Ich hätte am liebsten gewünscht, von ihnen selbst hierher verbannt zu sein; ich würde dann um so gewisser haben hoffen dürfen, daß meine Ruhe nicht gestört werden würde.

Übrigens hatten meine Erfahrungen mich furchtsam gemacht. Kaum fühlte ich die wohltuende Einwirkung irgend eines Glücks auf mich, so erwartete ich auch schon jede Minute seinen Verlust. Von dem heißesten Wunsche, meine Lebenszeit auf dieser Insel hinzubringen, war die Furcht, aus ihr vertrieben zu werden, unzertrennlich. Ich hatte mir angewöhnt, jeden Abend mich am Strande niederzulassen, besonders wenn der See in Bewegung war. Ich fühlte ein besonderes Vergnügen, wenn die Wellen an meinem Fuße sich brachen. Unter diesem Bilde dachte ich mir das Weltgeräusch im Gegensatz gegen meine friedliche Wohnung. Dieser süße Gedanke machte mir das Herz manchmal so weich, daß Tränen der Rührung über meine Wange rollten. Meine Ruhe, deren ich mit Leidenschaft genoß, wurde nur durch die Furcht, sie zu verlieren, gestört, aber durch diese so gestört, daß ihre Süßigkeit selber mir verbittert wurde. Ich fühlte meine Lage von dem Gutdünken anderer so abhängig, daß ich nicht wagte, meinen Sitz für dauernd zu halten. „Ach wie gerne," seufzte ich oft, „würde ich die Freiheit, diese Insel verlassen zu dürfen — sie ist für mich wertlos —, wie gerne würde ich sie hingeben für die Gewißheit, immer hierbleiben zu müssen! Warum bin ich nicht statt ein Gast ein Gefangener? Die Leute, welche hier mich dulden, können jeden Augenblick mich verjagen, und darf ich wohl hoffen, daß meine Verfolger, wenn sie hier mich glücklich sehen, mir gestatten werden, es auch ferner zu bleiben? Ach, mir genügt nicht hier zu leben, ich möchte hierher verurteilt sein, möchte gezwungen sein, hier zu bleiben, um nie zum Gehen gezwungen zu werden!"

Meine Furcht sollte sich bald rechtfertigen. Im Augenblick, da ich mich dessen am wenigsten versah, erhielt ich vom Landvogt von Nidau, in dessen Gebiet die St. Petersinsel lag, ein Schreiben des Inhalts: Daß Ihre Exzellenzen durch ihn mich befehligten, die Insel sowie überhaupt das Berner Gebiet zu verlassen. Ich glaubte zu träumen, als ich dies las. Nichts schien mir unnatürlicher, nichts unvernünftiger, nichts kam mir unerwarteter als dieser Befehl; denn bis jetzt hatte ich gleichwohl bei kaltem Nachdenken alle meine ängstlichen Vorgefühle mehr für die Unruhe eines Mannes, der durch eine Reihe von Unglücksfällen mißtrauisch gemacht ist, als für eine nur im mindesten begründete Ahnung gehalten. Ich glaubte, und andere glaubten es mit mir, daß unter diesem Befehl ein Mißverständnis verborgen läge und daß die mir abgeneigten Mitglieder des Rats ausdrücklich die Zeit der Weinlese, wo die Ratsversammlungen nie sehr zahlreich zu sein pflegen, benutzt hätten, um mir diesen Streich beizubringen. Herr von Graffenried hatte mir den Befehl zugeschickt, an ihn wandte ich mich also mit der Bitte um eine nähere Erklärung. Sein ganzer Brief, womit er den Befehl begleitet hatte, atmete Mißbilligung des letzteren, den er mir mit dem größten Widerwillen bekannt machte; die vielen Zeugnisse seines Mitleidens und seiner Achtung im nämlichen Briefe gaben mir Mut, mein Herz ganz ihm zu öffnen; ich tat's. Nun zweifelte ich nicht mehr, daß mein Brief meinen Verfolgern endlich die Augen öffnen würde und daß auch in dem Falle, wenn die Widerrufung des grausamen Befehls unterbliebe, man mir doch eine anständige Frist, vielleicht den ganzen nächsten Winter über, lassen würde, um mich zum Abzug vorbereiten und einen Zufluchtsort mir auswählen zu können.

Während ich die Antwort erwartete, dachte ich über meine Lage und über die Maßregeln nach, welche ich nun zu ergreifen hätte. Ich erblickte auf allen Seiten soviel Schwierigkeiten, der Kummer hatte mich so sehr angegriffen und meine Gesundheitsumstände waren gegenwärtig so schlimm, daß mir der Mut vollends ganz entsank und mit ihm das bißchen Geisteskraft, dessen ich doch so sehr bedurfte, um in meiner traurigen Lage den besten Entschluß zu fassen. Alles brachte

mich auf die Gedanken zurück, mit denen ich mich vorher beschäftigt hatte; so wagte ich zu wünschen, wagte sogar meinen Wunsch als Vorschlag zu äußern, daß man mich doch lieber in einer ewigen Gefangenschaft halten, als zur ewigen Flucht auf der Erde dadurch verdammen möchte, daß man mich nach und nach aus allen meinen Zufluchtsorten, in die ich mich rettete, vertriebe. Zwei Tage nach der Absendung meines ersten Briefes schrieb ich einen zweiten an Herrn von Graffenried, in welchem ich ihn bat, dies Ihren Exzellenzen vorzuschlagen. Die Antwort von Bern auf den einen wie den andern meiner Briefe war ein in den gemessensten und härtesten Ausdrücken abgefaßter abermaliger Befehl, die Insel und das ganze mittelbare sowohl wie unmittelbare Gebiet der Republik in Zeit von 24 Stunden zu verlassen und bei schwerer Strafe es nie wieder zu betreten.

Dieser Augenblick war für mich entsetzlich. Seit dieser Zeit habe ich mich nie, selbst in dem Abgrunde meiner härtesten Kümmernisse nicht, in einer größeren Verlegenheit befunden. Alle meine Pläne, die ich gefaßt hatte, um etwa nach Ablauf des Winters mir eine neue Zuflucht zu suchen, waren durch die gezwungene Eile der Abreise fürs erste zunichte geworden, und es blieb mir nur das zu ergreifen übrig, was sogleich als das Nächste und Bequemste sich darbot. Ich schrieb an den Landvogt von Nidau und eilte soviel als möglich, aus diesem Lande der Ungerechtigkeit hinwegzukommen. Weil ich in meiner Mutlosigkeit die gewünschte Gefangenschaft nicht hatte erhalten können, so beschloß ich, die Einladung Mylord Marschalls anzunehmen und nach Berlin zu reisen. Ich ließ Theresen nebst meinen Büchern und übrigen Sachen den Winter über auf der St. Petersinsel; meine Papiere übergab ich in du Peyrous Hände. Meine Abreise betrieb ich mit solcher Eile, daß ich des andern Morgens von der Insel abfuhr und noch im Laufe des Vormittags in Biel angelangt war.

Hier wurde ich durch allerlei widrige Umstände drei Tage aufgehalten; die 24 Stunden, welche die Berner mir zur Räumung aller ihrer Staaten gestattet hatten, waren verflossen, und da ich ihre Härte kannte, so war ich wirklich in Sorgen, ob sie mich unangetastet würden vollends durch ihr

Gebiet abziehen lassen, als der Herr Landvogt von Nidau ankam und mich aus aller Verlegenheit rettete. Da er das gewaltsame Verfahren Ihrer Exzellenzen laut mißbilligt hatte, so glaubte der Mann mit dem edlen Herzen mir ein öffentliches Zeugnis geben zu müssen, daß er keinen Teil daran hätte; er wagte es also, sein Amt in Nidau zu verlassen und mich in Biel zu besuchen. Er kam am Abend vor meiner Abreise, und zwar nicht inkognito, sondern so zeremoniös als möglich, nämlich in fiocchi in seinem Wagen mit seinem Sekretär, und brachte mir in seinem eigenen Namen einen Paß, um durch den Berner Staat nach meiner Bequemlichkeit und ungehindert abreisen zu können. Sein Besuch rührte mich mehr als die Überbringung des Passes. Ich würde ihm ebensosehr dafür gedankt haben, wenn ein anderer als ich der Gegenstand seiner Güte gewesen wäre. Nichts erobert mein Herz so unwiderstehlich als eine mutvolle Handlung, zu rechter Zeit und zugunsten des ungerecht unterdrückten Schwachen getan. Nachdem ich endlich mit genauer Not mir einen Reisewagen verschafft hatte, reiste ich am nächsten Morgen aus diesem mörderischen Lande ab.

In meinem dritten Teil, wenn ich anders je die Kraft gewinne diesen zu schreiben, wird man sehen, wie ich in der Meinung, nach Berlin zu reisen, in Wirklichkeit nach England fuhr, und wie die beiden Damen, welche über mich verfügen wollten, nach meiner gleichfalls durch ihre Künste bewirkten Verjagung aus der Schweiz, wo ich nicht genug in ihrer Gewalt war, mich endlich in die Hände ihres Freundes, des Herrn Hume, überlieferten.

Was nun folgen soll, habe ich hinzugefügt, als ich diese Schrift dem Grafen und der Gräfin von Egmont, dem Prinzen Pignatelli, der Marquise von Mesme und dem Marquis de Juigné vorlas:

Ich habe die Wahrheit gesagt; wenn irgend jemand das Gegenteil von meiner Erzählung weiß, und wenn das, was er weiß, tausendfach bewiesen wäre, so weiß er Lügen und Trug; und wenn er ausschlägt, das, was er weiß, mit mir zu untersuchen und aufzuklären, solange ich noch am Leben bin, so ist er kein Freund der Gerechtigkeit und der Wahrheit.

Ich erkläre laut und ohne Furcht: Wer, sogar ohne meine Schriften gelesen zu haben, mit eigenen Augen mein Naturell, meinen Charakter, meine Sitten, meine Neigungen, meine Vergnügungen, meine Gewohnheiten untersucht, und dann noch mich für einen ehrlosen Menschen halten kann, der ist selbst ein Mensch, den man aufhängen sollte!

So endigte ich mein Vorlesen; alles war still. Frau von Egmont allein schien mir bewegt; sie zitterte sichtbarlich, aber faßte sich bald wieder und schwieg alsdann wie die ganze übrige Gesellschaft. Dies war die Frucht meines Lesens und meiner Erklärung.

Ende.

Nachwort des Herausgebers.

Nachdem Rousseau im Oktober 1765 die St. Petersinsel verlassen hatte, nahm er seinen Weg über Basel nach Straßburg, um von hier aus die Reise nach Berlin zu Mylord Keith anzutreten. Er erkrankte jedoch und erhielt während dieser Zeit die Einladung David Humes, der ihm eine Zufluchtstätte in England anbot. Auf den Rat seiner Freunde nahm er an, fuhr über Paris, wo ihm die Durchreise gestattet ward und wo er mit Hume zusammentraf, und betrat zu Anfang des Jahres 1766 den Boden Englands. Hier erhielt er zu Wootton in der Grafschaft Derby auf einem Landsitz des Herrn Davenport den schönsten Aufenthalt, den sich ein naturliebender Flüchtling nur immer wünschen konnte. Allein hier ward auch in seiner Seele der dunkle Wahn übermächtig, der ihn überall fortan Verfolgung, Trug und Verschwörung und sich selber mitten inne als das gehetzte Opfer übermächtiger und unerkennbarer Gewalten erblicken ließ: Umnachtung umfing zeitweilig seinen Geist. Ein angeblicher spottender Brief Friedrichs des Großen, der in Umlauf gebracht wurde, und das in der Tat nicht unzweideutige Betragen Humes gaben den äußeren Anlaß; im Mai 1767 verließ Rousseau die britische Insel und suchte aufs neue in Frankreich, das er liebte, eine Ruhestätte. Der Schutz des Prinzen von Conti bewahrte ihn fortan vor jeder Verfolgung. In der Normandie, auf dem Schlosse Trie dieses Prinzen fand er zunächst eine Zuflucht und, soweit wenigstens die Befehle des Prinzen Gehorsam fanden, den angenehmsten Aufenthalt. Aber auch hier sah Rousseau nichts als Tücke, Verhetzung und Feinde: ein Jahr darauf verließ er das Schloß seines Gastfreunds und suchte die folgenden zwei Jahre hindurch in Frankreich hier und dort nach einer Stätte, die ihm dauernden Frieden verspräche. Im Juni 1770 kam er aufs neue nach Paris und bezog eine kleine Wohnung in der Straße, die heute nach seinem Namen genannt ist. Hier lebte er unbehelligt bis fast an seinen Tod. Wohl war er noch mit geistigen Dingen beschäftigt, wohl führt er noch einen bedeutenden Briefwechsel, wohl pflegt

er vor allem noch seine letzte Liebhaberei, die Botanik, aber zugleich verfinstert sich auch immer mehr die Klarheit seiner Vernunft und das große Gedankenwerk seines Lebens entschwindet ihm allmählich in unkenntliche Fernen. Im Jahre 1778 nimmt er die Einladung eines Aufenthalts in Schloß Ermenonville bei Paris an — doch nur, um dort zu sterben. Am 2. Juli macht ein Schlaganfall seinem Leben ein Ende; auf der Pappelinsel des kleinen Sees, der das Schloß umgibt, fand der Leib die Ruhe. Im Pantheon Frankreichs — denn dorthin überführte ihn die Revolution — sollte er sie nicht behalten: nach der Rückkehr der Bourbonen wurden die Überreste Rousseaus auf den Schindanger geworfen.

Der erste Gedanke, seine Bekenntnisse zu schreiben, entstand Rousseau im Tal von Montmorency. Hier sammelte er die schriftlichen Zeugnisse, die sein vergangenes Leben ihm gelassen hatte; nach der Flucht begann er in Motiers und auf der Petersinsel sie zu ordnen und zu überblicken. Die Niederschrift des ersten Teiles, d. h. der ersten sechs Bücher, erfolgte in den Jahren 1766—68 während des Aufenthalts in Derbyshire und der Normandie. Erst in den späteren Jahren zu Paris scheint die zweite Hälfte entstanden zu sein; ein dritter Teil, den er am Ende ankündigt, ist nicht mehr zur Ausführung gekommen. Ein Dokument von unbedingter historischer Treue ist dieses Denkmal eines persönlichen Lebens aus zweierlei Gründen nicht. Die Absicht der Täuschung lag ferne. Wohl aber ließen Rousseau für den ersten Teil manchmal seine Erinnerungen im Stich, wohl aber war er bemüht, zwar das Bekenntnis seiner Verirrungen, aber zugleich auch ihre innere Erklärung und Entschuldigung, ja Rechtfertigung zu geben. So kommt es, daß seine Erzählung nicht immer mit der Zeitfolge der Ereignisse übereinstimmt, noch mehr, daß zuweilen selbst ihre innere Verknüpfung eine später erst zurechtgelegte und den Tatsachen widersprechende ist. Es scheint dies besonders bei der Geschichte des Aufenthalts zu Chambery und Charmettes mit der Trennung von Frau von Warens der Fall zu sein. Ein anderer Umstand hat die Klarheit und Unparteilichkeit des zweiten Teils beeinträchtigt: es ist die zunehmende Ver-

dunkelung der Seele und der Wahn der Verfolgung, der Rousseau zur Zeit, da er ihn schrieb, übermannte. Daher die manchmal gehässige Beurteilung alter Freunde, daher das Aufbauschen kleiner Dinge zu großen Angelegenheiten, daher die Sucht des aus seinem Gleichgewicht Geworfenen, überall nur Feinde, Verfolgung und dunkle Umgarnungspläne zu sehen. Es sind gerade diese Stellen und Auseinandersetzungen in unserer gekürzten Ausgabe vielfach gestrichen worden, da sie ohne einen objektiven Wert das Bild des Geistes, der hier sich äußert, nur übermäßig zu verdüstern geeignet sind.

Was im übrigen das Prinzip der Streichungen angeht, das befolgt wurde, nachdem einmal eine Kürzung notwendig schien, so ist nur kurz das Folgende zu sagen: Gestrichen wurde nur Episodisches, das weder auf die Folge der Erlebnisse noch auf den Charakter des Erlebenden ein irgendwie wesentliches Licht zu werfen schien. Gestrichen oder gekürzt wurden nur manche Längen ausholender Beredsamkeit in Erklärungen und Betrachtungen, deren Gehalt auch in einer knapperen Fassung deutlich blieb. Ein moralisches oder ästhetisches Urteil hat die Ausscheidungen bei einem Werke, das ein Bekenntnis und menschliches Denkmal sein sollte, nicht bestimmt. Es ist dagegen das Bestreben maßgebend gewesen, die Kürzungen unmerklich zu machen und so dem Buche die glatte Lesbarkeit und den stetigen Fluß der Erlebnisse wie der Sprache zu belassen. Wieweit dies alles gelungen ist, wieweit es vor allem gelang, dem Leser einen gekürzten und dennoch vollständigen Menschen Rousseau hinzustellen, darüber sei das Urteil dem Berufenen anheimgegeben.

Über die Fassung der vorliegenden Übertragung folgende Rechenschaft: Da es dem Herausgeber schien, als ob die Bewahrung des ursprünglichen Zeittones selbst in der anderen Sprache nirgends besser zu finden wäre als in einer gleichzeitigen Übersetzung, so wurden die beiden ältesten deutschen Übertragungen: für den ersten Teil die in Berlin 1782 bei Johann Friedrich Unger erschienene, für den zweiten Teil die Übersetzung bei Cotta (Tübingen 1790) dieser Ausgabe zugrunde gelegt. In der Tat sind diese von allen seither

erschienenen Übersetzungen gewiß nicht die schlechtesten; sie wurden jedoch einer gründlichen Bearbeitung und Revision unterzogen, sowohl was die Richtigkeit der Versionen als auch bei einzelnen Wendungen den heutigen Sprachgebrauch angeht. So ist es versucht worden, unter Benutzung des vorhandenen Guten ein Besseres zu geben. Möge die Bemühung dem Ziele wenigstens nicht allzu ferne geführt haben!

Erlebnis und Bekenntnis

Eine Sammlung von Selbstbiographien

Herausgegeben von

Otto Fischer und Heinrich Schnabel.

In den Bekenntnissen der glühendsten Seelen, in den Selbstschilderungen der umfassendsten und schärfsten Geister, wie in den bescheidenen Erinnerungen der einfachsten Menschen mögen wir als in wahrhaftigen Bildern uns selber spiegeln. Hier, aus den ungefälschten Dokumenten vergangener Menschheit mögen wir die lebendigste Belehrung, die tiefste Einsicht, die buntesten Bilder uns holen. Hier sind unerschöpfliche Schätze, nie veraltend und immer neu sich verschenkend. Wer über sich selbst schrieb, hat, ohne daß er es wollte, mit seinem Herzblut geschrieben.

Jeder Band der Sammlung kostet im Umfang von etwa 500 Seiten geb. M. 2.—, Geschenkausgabe in Leinen mit Goldaufdruck M. 3.—

Bisher sind erschienen:

Band 1

Vom Aufgang neuer Zeit. Drei Selbstbiographien aus dem Jahrhundert der Glaubenskämpfe; Thomas und Felix Platters und Th. A. d'Aubignés Lebensbeschreibungen.

480 Seiten.

„Welch ein einziges Buch! Aus seinen Blättern strömt und stürzt das große Leben des 16. Jahrhunderts. Welch eine Fülle der Welt im atemlosen Sturm der Gesichte." Robert Walter im Hamburger Fremdenblatt.

„. . . . Wer das Leben abgemalt liebt, in diesem Buche findet er es! Da ist die alte deutsche Gasse mit ihrer Schulgelehrsamkeit und ihrem Gottsuchen, da ist der seiner Zeit vorauseilende Arzt, der über die Natur sich erheben will, da haben wir den glänzenden französischen Ritter, der seinen Fürsten vom Tode rettet und ihn zum Zweikampf fordert, der das Schwert so elegant führt wie die Feder, der der Großvater der Maintenon geworden ist." Österreichische Rundschau.

Band 2

Goethe: Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit. 768 Seiten, mit Bildnissen.

„. . . Trotz des beinahe unglaublich billigen Preises von 2, geb. 3 M., macht eine neue Ausgabe von „Dichtung und Wahrheit" einen sehr angenehmen Eindruck. Man darf sich aufrichtig über diese neueste Entwicklung des Buchhandels freuen, — in der billigen und guten Veröffentlichung großer Werke steckt wirkliches Verdienst . . ."

Der Literarische Jahresbericht des Dürerbundes 1911.

„Es ist geradezu erstaunlich, daß man dieses Weltbuch nun gebunden für 2 M. haben kann; es ist eine Freude, nur schon in dem Bande zu blättern."

Basler Nachrichten.

Band 3

Moritz: Anton Reiser. Ein autobiographischer Roman. 488 Seiten, mit dem Bildnis von Moritz.

„Eine merkwürdige Kulturkunde des 18. Jahrhunderts, die Literaturforschern zwar schon bekannt ist, aber auch die Aufmerksamkeit eines größeren Publikums gerade deshalb verdient, weil sich hier Beziehungen zur modernen Literatur, und zwar zum sogenannten Entwicklungsroman in überraschender Weise ergeben. Moritz selbst ist dieser Anton Reiser, der, mit bitterer Not kämpfend, vom Handwerkslehrling sich emporgerungen hat zu einem Lehrer der Wissenschaften, zu dessen Füßen in Berlin ein Wilhelm von Humboldt und andere bedeutende Männer saßen. Das Buch führt uns nur durch die Jugend- und die Jünglingsjahre des angeblichen Anton Reiser bis zu dem Punkte, wo sein Versuch, Schauspieler zu werden, daran scheitert, daß der Direktor der Truppe, bei der er eingetreten ist, bankerott macht und flüchtig wird. Natürlich findet sich in dem Buche sehr viel kulturgeschichtlich Interessantes aus dem Leben jener Zeit. Seine Bedeutung liegt aber vor allem in der Psychologie der Jugend von früher Kindeszeit bis zu den Jünglingsjahren. Ganz eingehend bis in die kleinsten Augenblicksstimmungen und die zartesten Empfindungseindrücke, offenbart Anton Reiser die Eindrücke, die seine ganze Umgebung in ihrer trotz seines begrenzten Daseins großen Mannigfaltigkeit auf ihn macht. Er zeigt dabei mit moralischer Absicht, wie zart und empfindlich eine solche junge Seele ist, allen möglichen Eindrücken gegenüber und vielleicht durch unangebrachte Härte, durch ein gelegentlich geringschätzendes Wort und dergl. eine an sich gute Natur verstockt, lügnerisch, heuchlerisch werden und so auf Abwege kommen kann. Viel deutlicher und ergreifender als dies heute in unsern Entwicklungsromanen geschieht, schildert da ein Mensch des 18. Jahrhunderts die schweren äußern und namentlich auch seelischen Kämpfe eines armen, von Wohltaten lebenden Menschen, der sich seines Wertes bewußt, nach der Höhe der Bildung strebt. Das Buch ist nicht veraltet, denn in

seinem Kern gibt es auch heute noch wichtige psychologische Einblicke in die jugendliche Seele, die namentlich für Pädagogen von höchster Bedeutung sein dürften." Kölnische Zeitung.

„Wem unter den Modernen Jens Peter Jacobsens Niels Lyhne das psychologische, menschlich interessante und ergreifende Gebetbuch geworden ist — und wie viele gibt es derer! — der muß auch zu diesem Buche greifen, in dem ein Autor seiner Zeit, ja, selbst einem Goethe, weit vorausgeeilt ist. Die Kunst der Nuance, wie sie Moritz im Anton Reiser zu neuer Art von Virtuosität ausgebildet hat, ist sonst in den Werken des 18. Jahrhunderts in dieser Vollkommenheit nicht mehr zu finden. Diese Nuancenkunst erstreckt sich nicht nur auf das seelische Gebiet; sie zeigt sich insbesondere in Finessen der Natur- und Milieuschilderung, die uns immer wieder mit Bewunderung und Bewunderung erfüllen. Man kann sagen: es herrscht ein unmittelbarer, geistiger und künstlerischer Zusammenhang zwischen diesem psychologischen Kleinmaler des 18. Jahrhunderts und einem Flaubert und Maupassant, den großen Veristen des 19. Jahrhunderts. Das seelische Totalgefühl menschlicher Beobachtungkunst, das gewissermaßen zeitlos in besonders hervorragenden Individuen weiterlebt und weiterwirkt, das geheimnisvolle Gesetz der inneren Entwicklung erfüllt uns hier mit der Kraft einer magischen Erscheinung."

Albert Geiger in der Karlsruher Zeitung.

Band 4

Magister Laukhard. Sein Leben und seine Schicksale, von ihm selbst beschrieben. 475 Seiten, mit dem Bildnis Laukhards.

„Ein wildbewegtes Leben ist es, das sich in dieser Autobiographie vor den Augen des Lesers abrollt. Ein Buch, das mit unerbittlichem Realismus den Niedergang und Zusammenbruch eines Menschenlebens beschreibt, das zu höheren Aufgaben berufen schien. Aber nicht um dieses persönlichen Moments willen wird das Buch stets reges Interesse und eifrige Leser finden, sondern namentlich wegen der kulturellen Streiflichter, die gelegentlich auf das Studentenleben des 18. Jahrhunderts an den deutschen Universitäten, auf das Soldatenleben in der preußischen Armee und auf den elenden Feldzug geworfen werden, den die verbündeten Mächte gegen die französische Republik damals geführt haben. Besonders interessant ist das Buch dadurch, daß Laukhard nur über Dinge schreibt, die er selbst mit erlebt und mit gesehen hat und die er deshalb mit ursprünglicher Frische und unmittelbarer Anschaulichkeit schildert. Hierdurch erhält das Buch für das 18. Jahrhundert einen Wert, wie ihn etwa der Simplizius Simplizissimus für die Kulturgeschichte des 30jährigen Krieges besitzt. Wer die Geschichte gern ohne Vermittler aus erster Hand, also aus der Quelle kennen lernen will, dem wird das Buch eine äußerst fesselnde Lektüre sein." Frankf. Nachr.

Band 5: Jean Jacques Rousseau's Bekenntnisse.

Abenteurer-Romane

Cervantes Don Quixote,

In der besten deutschen Übertragung herausgegeben von

Will Vesper

Mit 52 Bildern von Gustav Doré. 800 Seiten. 10. Tausend.
Geb. M. 3.—. Vornehme Geschenkausg. in Halbleder M. 4.50

„Einen schön gedruckten deutschen Don Quixote in neuer, leicht gekürzter Bearbeitung kann man jetzt, samt einer großen Zahl der klassischen Illustrationen von Doré, gebunden für 3 M., haben. Wir haben keinen Grund, uns über die Riesenproduktion an Büchern zu beklagen, wenn die Konkurrenz und Unternehmungslust zu solchen Ergebnissen führt. Das Buch ist von Martin Mörike in München verlegt. Die schöne, schonende Bearbeitung hat Will Vesper besorgt, eine bedeutende Leistung, die ohne Einschränkung zu loben ist. Dazu kommen die Zeichnungen von Doré. Ich denke sehr skeptisch über illustrierte Klassiker, aber hier würde ich den genialen Illustrator nicht gerne vermissen; sein Don Quixote und sein Sancho sind klassische Typen geworden. So haben wir hier für 3 M. den schönsten populären Don Quixote." Hermann Hesse im „März".

Grimmelshausen:
Abenteurer des dreißigjährigen Krieges

(Erster Band der Abenteurer-Romane)

Simplicius Simplicissimus
Die Landstörtzerin Courage
Der seltsame Springinsfeld

10. Tausend. 824 S. mit Bildern der Zeit

Gebunden Mark 3.—, Geschenkausgabe Mark 4.50

„Diese Ausgabe ist eine Verlegerleistung allerersten Ranges. Will Vesper besorgte die Redaktion, sie lag also in den denkbar geeignetsten Händen" Hamburger Fremdenblatt.

„Grimmelshausens drei erschütternde Prosawerke stellen eine ungewöhnlich wertvolle Gabe dar . . ." Ratgeber des Dürerbundes.

„Der gesammelte Grimmelshausen ist wirklich ein Musterstück und überall da das naheliegendste Geschenkbuch, wo eine gute Ausgabe der berühmten Romane noch fehlt . . ." Die Rheinlande.

BINDING SECT. MAY 13 1968

LF Rousseau, Jean Jacques
R8645cp ...Bekenntnisse; hrsg. von Fisch
.Gf

DATE.	NAME OF BORROWI
May 2/52	W Braun